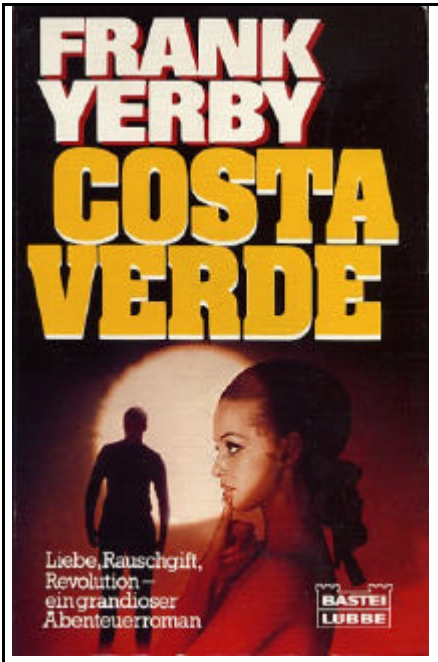

Frank Yerby

Costa Verde

scanned by AnyBody
corrected by 627

Lateinamerika, der von Unruhen und Revolutionen erschütterte Kontinent, ist Schauplatz dieses grandiosen Yerby-Romans.
Jim Rush, unabhängiger Diplomat, geht zur Verwunderung seiner Freunde nach Costa Verde, das von einem Terrorregime beherrscht wird. Er soll dort einen Rauschgiftring sprengen und die verschleppte Tochter eines Ölmillionärs ausfindig machen. Drei Frauen spielen bei seiner gefährlichen Mission eine wichtige Rolle: Trini, ein vom Regime mißbrauchtes Mädchen, Grace Nivens, eine Psychiaterin, und Patricia, die Pflegetochter des Diktators...

ISBN 3-404-17064-4
Originalausgabe HAIL THE CONQUERING HERO
Aus dem Amerikanischen übertragen von Hilde Linnert
1982, Gustav Lübbe Verlag GmbH
Titelfoto: Bavaria

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Frank Yerby, amerikanischer Bestseller-Autor, lebt seit über zwanzig Jahren in Spanien. Seine Romane zeichnen sich durch Gegenwartsnähe, dramatische Spannung, psychologischen Tiefgang und genaue Kenntnis des Handlungsumfeldes aus.

1

Die Empfangsdame sah für Washingtoner Begriffe gar nicht so übel aus, fand Jim Rush, und die auf die Sekunde berechnete Wartezeit, nach der sie ihn in das Büro des stellvertretenden Staatssekretärs geleitete, hatte den Zweck, ihm die Bedeutung des stellvertretenden Staatssekretärs eindringlich vor Augen zu führen. Jim betrat den Raum und wußte sofort, daß ihn Schwierigkeiten erwarteten. Er war zu lange als Vizekonsul und schließlich als Konsul in verschiedenen lateinamerikanischen Staaten im Dienst des Außenministeriums gestanden, als daß ihm die Anzeichen entgehen konnten. Seine empfindlichen Nerven (seine Ex-Ehefrau Virginia hatte sie mit Vorliebe als »wund und blutend« bezeichnet) registrierten sofort die Spannung, die in der Luft lag.

Er sah, daß die Finger des stellvertretenden Staatssekretärs plötzlich mit dem Knoten der Krawatte zu spielen begannen. Die Krawatte war gerade breit genug, um modisch zu wirken, ihre Farbe und Musterung gerade auffällig genug, um kundzutun, daß ihr Träger kein alter Muffel sei. Jim bemerkte den flüchtigen Ausdruck echter, tiefer Verzweiflung, der über das Gesicht des stellvertretenden Staatssekretärs huschte, als er die Fähigkeiten seines Besuchers abwog, maß, taxierte. Wie es meist der Fall war, gelangte er dabei zu vollkommmen falschen Schlüssen. Allerdings unterdrückte er diesen Ausdruck schnell und ersetzte ihn durch würdevolle Strenge.

Jim sprach kein Wort. Er blieb stehen und zwang seinen Körper zur Ruhe; unterdrückte das nervöse Zittern, das ihn überkommen wollte. Darin hatte er inzwischen einige Übung erlangt. Jemand, der so oft wie er zum ungünstigsten Zeitpunkt in so viele der finstersten Rattenlöcher der westlichen Hemisphäre geschickt worden war, erlernt sehr rasch das notwendige Minimum an Selbstbeherrschung. Er wirkte

vollkommen ungezwungen und gewann dadurch überzeugend die erste Runde im permanenten Spiel des diplomatischen Korps, dem anderen immer um eine Nasenlänge voraus zu sein. Die Hand des stellvertretenden Staatssekretärs wanderte von der Krawatte zu seinem vollendet frisierten, modisch langen, leicht ergrauenden Haar, und schob eine Strähne zurecht.

Jim wartete noch immer und versuchte abzuschätzen, was der Haarschnitt den stellvertretenden Staatssekretär gekostet hatte. Und was er über ihn aussagte.

Fünfundzwanzig Dollar mindestens, schloß er, jedesmal, wenn er zu seinem Friseur - korrigiere! zu seinem Haarstylisten - geht und als Schauspieler herauskommt. Wahrscheinlich sogar als Schwuler.

»Mr. Rush, wie ich annehme?« fragte der stellvertretende Staatssekretär. Er traf keine Anstalten, sich aus seinem dänisch-modernen, ledergepolsterten Stuhl mit der hohen Rückenlehne zu erheben oder gar Jim die Hand zu reichen.

Er blieb sitzen und wartete.

Diese Runde geht an dich, gab Jim zu. Also geht das Spiel weiter. Du hast deine Position abgegrenzt, nicht wahr? Deinen Machtbereich festgelegt. Daher weiß ich jetzt, auf welcher Seite des Sandel- und Teakholzschreibtisches du stehst. Wollen mal sehen - es wäre gut, wenn ich etwas Boden gewinnen könnte, bevor wir uns damit befassen, warum zum Teufel du mich hast rufen lassen...

Er blickte rasch zu dem dreieckigen gläsernen Namensschild mit den eingravierten Goldbuchstaben hinüber, das an einer Ecke des Schreibtisches stand. Es war kein gewöhnliches Namensschild. Es besaß Gewicht, Bedeutung. Das Kristall war rauchig, von feinster Qualität. »Mr. Franchot Townley« stand darauf.

Also gut, ich werde meinen Befähigungsnachweis erbringen, überlegte Jim müde. Den einzigen, den Leute wie du verstehen

können. Einen kleinen Beweis, daß du und ich zur gleichen Welt gehören. Zum *alten* Außenministerium, in das man nicht kam, weil man Verstand, Fähigkeiten oder einfach Mumm besaß, sondern weil der Urgroßvater - auf ein »Ur« mehr oder weniger kam es dabei nicht an - noch vor der Mayflower herübergeschwommen war und bereits am Ufer stand, als die Pilgerväter landeten. Sie mit einem Truthahn in der einen und Pokahontas an der anderen Hand begrüßte - hoffe ich jedenfalls!

»Von Georg Jensen?« fragte er und nickte zum Namensschild hinüber.

Der stellvertretende Staatssekretär gab ein schnurrendes Lachen von sich. Baritonal. Musikalisch. Ernst. Amüsiert. Weltmännisch.

Und außerdem übst du es an jedem verdammten Morgen vor deinem Rasierspiegel, fügte Jim in Gedanken hinzu.

»Wie ich sehe, verstehen Sie etwas von Kristallglas, Mr. Rush«, sagte der stellvertretende Staatssekretär.

»Meine Mutter hat es gesammelt: Bei ihrem Tod habe ich ein ganzes Haus voller Kristall geerbt. Machte meine Frau total verrückt. Wir hatten in unserer Wohnung wirklich keinen Platz dafür - plus dem Porzellan aus Dresden, Meißen, Limoges, China, mit dem sie uns im Lauf der Jahre überschüttet hatte - und zum Wegwerfen war es denn doch zu wertvoll...«

»Ihre Frau? Es gibt also eine Mrs. Rush? Ich habe Ihre Akten durchgesehen, aber -«

Jim maß den stellvertretenden Staatssekretär Townley mit den Blicken. Sein Ausdruck wirkte plötzlich tiefgekühlt.

»Sagen wir - es gab sie«, stellte er ruhig fest.

»Geschieden?« bohrte Townley weiter. Jim wußte, daß es sein gutes Recht war, diese Frage zu stellen. Das Außenministerium war gegen die möglichen Auswirkungen eines öffentlichen Skandals auch bei dem unbedeutendsten seiner Angestellten viel

anfälliger als die meisten übrigen Regierungsämter. Erstaunlich war nur, daß der stellvertretende Staatssekretär die Antwort darauf nicht schon kannte. Aber Jim Rushs feines Gehör verriet ihm, daß es sich um keine rhetorische Frage gehandelt hatte. Es grenzte zwar fast an ein Wunder, aber Franchot Townley wußte offensichtlich nichts über Jims - oder genauer Virginias - Privatleben.

»Tot«, sagte Jim. Er erwähnte nicht ausdrücklich, daß beide Feststellungen zutrafen. Zuerst geschieden, dann tot. Durch eigene Hand, nachdem der um fünfzehn Jahre jüngere Bursche, mit dem sie durchgebrannt war, sie verlassen hatte.

»Ich verstehe«, sagte Townley. »Und es tut mir leid. Aber dennoch ist es merkwürdig, daß -«

»Sie in meinem Personalakt nicht erwähnt wird? Nein, das ist es nicht, Sir. Ich habe sie während des ersten der beiden Zeiträume geheiratet, in denen ich - freiwillig - nicht im Außenministerium tätig war. Sie starb während des zweiten. In keinem der beiden Fälle war ich der Ansicht, daß mein Privatleben für das Außenministerium von Interesse sein könnte. Es beschwor keinerlei Gefahr herauf und verlief recht ruhig, also -«

»Hm - das stimmt schon irgendwie. Zumindest was Ihre letzte Feststellung betrifft. Sie sind lange genug bei uns, um zu wissen, daß die kleinste bedenkliche Episode im Leben eines Diplomaten das Außenministerium teuer zu stehen kommen kann. Und dabei muß er gar nicht schuld daran sein. Irgend etwas - die Indiskretion eines nahen Verwandten oder seiner Frau -«

Er legte eine kleine Pause ein und ließ Jim Zeit, sich zu fragen, ob er die letzten drei Worte in der unterkühlten, dehydrierten und gefilterten Luft des Büros nicht besonders hervorgehoben hatte. Dann sprach Townley gleichmütig weiter:

»- das unseren Feinden die Möglichkeit bietet, von ihm

geheime Informationen zu erpressen, könnte -«

Jim zuckte die Achseln.

»Glauben Sie nur ja nicht, daß ich jemals auch nur in die Nähe von Informationsmaterial kam, das die Russen nicht schon aus den Zeitungen kannten. Deshalb müssen Sie sich sicherlich keine Sorgen machen, Sir.«

»Aber ab jetzt wird das der Fall sein. Obwohl ich sagen muß, daß Ihre Beschreibung in dieser Beziehung bemerkenswert positiv ist. Keine Andeutung eines Skandals. Keine kleine Sekretärin hat Sie je auch nicht ungerechtfertigt bezichtigt, Sie hätten ihr nachgestellt oder so was Ähnliches -«

»Ich habe den Trick nicht heraus«, sagte Jim trocken. »Bei Frauen liegt meine Erfolgsrate unter Null. Sie schauen mich an und lächeln nicht einmal. Statt dessen gähnen sie. Und vergessen dabei sogar, die zarte Hand vor ihr süßes, weitaufgerissenes Mäulchen zu halten. Gestatten Sie mir ein offenes Wort, Herr Staatssekretär: wenn Sie mich rufen ließen, um mich auf einem Gebiet einzusetzen, in dem Ihr Mann bezaubern, Sex-Appeal verströmen, charmant sein muß, dann vergessen Sie mich lieber gleich wieder. In dieser Beziehung sind meine Fähigkeiten so gut wie nicht vorhanden.«

Franchot Townley lächelte.

»Nein. Wir haben tatsächlich eine viel ernstere Aufgabe für Sie, Mr. Rush; sie erfordert Besonnenheit, Vorsicht, kühlen Verstand, Entschlossenheit; Eigenschaften, die Sie in reichlichem Ausmaß besitzen, zumindest laut den Chefs der nachgeordneten Dienststellen, die Sie empfohlen haben. Aber nehmen Sie doch Platz. Und entschuldigen Sie meine Neugierde. Ich bilde mir gern meine eigene Meinung von einem Mann, bevor ich ihn hinausschicke. Verschaffe mir sozusagen einen raschen psychologischen Überblick über ihn. Dadurch habe ich mir schon oft Schwierigkeiten erspart; zumindest hat es dazu geführt, daß ich keine allzu schwerwiegenden Fehler

begangen habe. Zum Beispiel, die speziellen Mißerfolge auf dem speziellen Gebiet, die Sie erwähnten, ist das bei Ihnen konstant der Fall? Sie waren verheiratet - sind verwitwet -, also müssen Sie zumindest einmal Erfolg gehabt haben.«

Jim glitt in den Stuhl. Wie er angenommen hatte, war er verdammt unbequem. Der Inquisitionsstuhl, dachte er. Er zuckte die Achseln.

»Im Spanischen heißt es ›*Hay un roto para cada descosida*‹. Sie wissen natürlich, was das bedeutet.«

» ›Für jede erledigte Frau gibt es einen kaputten Mann?‹ Ja. Natürlich. Mehr oder weniger das Thema des vor einigen Jahren recht erfolgreichen Films ›Marty‹. Aber ich glaube aus Ihren Bemerkungen etwas herauszuhören, das über die Bescheidenheit eines Gentlemans hinausgeht. Einen - nun - einen Anflug von Bitterkeit, wenn wir es so nennen wollen?«

Jim Rush starrte den stellvertretenden Staatssekretär an. »Nun, es hat nicht gerade zu den Annehmlichkeiten meines Lebens beigetragen«, stellte er trocken fest. »Aber ich habe schließlich resigniert. Es hat für mich keine Bedeutung - jedenfalls nicht mehr.«

»Gut. Als nächstes Kapitel kommt etwas, was Sie bereits angeschnitten haben, womit ich mich aber ein bißchen ausführlicher befassen möchte: diese beiden ziemlich langen Lücken in Ihrem Personalakt. Sie haben erwähnt, daß Sie freiwillig ausgeschieden waren. Macht es Ihnen etwas aus, mir die Gründe dafür zu verraten?«

»Nicht im geringsten. Ich wollte sehen, ob ich in der Welt draußen zurechtkommen würde, in der realen Welt, die das Außenministerium - um offen zu sprechen - nicht ist. Sehen Sie, Herr Staatssekretär, ich bin der Sohn eines Diplomaten. Jim Rush senior, über den Witzbolde im Ministerium das geflügelte Wort in Umlauf brachten, ›Rush‹ (engl. ›rasch‹ ausgesprochen) sei ›eben nicht gerade rasch‹, war mein Vater. Er war eher

beeindruckend, wenn Sie verstehen, was ich meine. Also wurde ich, kaum daß ich Harvard absolviert hatte, mehr oder weniger in die diplomatische Laufbahn gezwungen -«

»Ich habe Ihren Akzent bemerkt«, konstatierte Townley lächelnd. »Wirklich? Ich versuche seit Jahren, ihn loszuwerden. Jedenfalls war mein Vater, falls Sie das nicht ohnehin wissen, im Lauf der Jahre in jedem größeren Land Zentral- und Südamerikas und schließlich in Spanien als Botschafter tätig. Und dann ging er in Pension und brachte mir eine Stiefmutter mit, die um zehn Jahre jünger war als ich. Also wehrte ich mich logischerweise dagegen, in die Fußstapfen meines Alten Herrn zu treten. Wenn man seine Kindheit damit verbringt, von einem weltvergessenen Ort zum andern geschleppt zu werden, dann - nun, sagen wir - verliert die diplomatische Laufbahn an Reiz.«

»Da bin ich ganz Ihrer Meinung. Kinder brauchen geordnete Verhältnisse«, meinte Townley ernst. »Hm - das erklärt die Spanischkenntnisse in Ihrer Beschreibung. Weitere Sprachen?«

»Portugiesisch«, antwortete Jim, »ein bißchen Französisch, ein bißchen Deutsch, keines von beiden sehr gut. Der Alte scheint in Lateinamerika hängengeblieben zu sein...«

»Genau wie Sie, wie ich dem Akt entnehme«, sagte Townley. »Aber dann wären die Sprachen schon eine Begründung dafür, nicht wahr?«

»Wahrscheinlich. Weshalb ich Schnellkurse in drei weiteren genommen habe.«

»Und zwar?« fragte der stellvertretende Staatssekretär Townley.

»Arabisch, Russisch und Chinesisch.«

Wieder schwebte das baritonale Lachen durch den klimatisierten Raum.

»Ihre persönliche Art, mich darüber zu informieren, daß Sie Lateinamerika nicht besonders schätzen?« fragte Townley.

Jim zuckte die Achseln.

»Ich würde es nicht so kraß formulieren«, meinte er. »Einige der Länder dort unten mag ich sehr. Andere verursachen mir Schmerzen an meiner Sitzfläche. Aber das größte Dilemma in Lateinamerika besteht darin, daß ein Land, das man liebt, sich über Nacht in ein Land verwandeln kann, das man haßt - in dem alle Freunde, die man hat, entweder in blutigen Haufen tot auf dem Gehsteig liegen oder sich in den Folterkammern eines medaillenbehängten Monstrums die Seele aus dem Leib schreien...«

»Dann befürchte ich, daß der Anlaß, dessentwegen ich Sie rufen ließ, keine gute Nachricht für Sie bedeutet. Aber bevor wir uns damit befassen, befriedigen Sie bitte meine Neugier bezüglich Ihrer zweiten freiwilligen Absenz vom Ministerium. Sie waren damals sicherlich schon zu alt, als daß man diese Absenz auf - nun ja - pubertäre Auflehnungen gegen das Vaterimage zurückführen könnte?«

»Meine verstorbene Frau hatte eine Abneigung gegen das Reisen. Auch gegen fremde Länder. Was zufällig auch der Grund dafür ist, warum sie in den Aufzeichnungen des Ministeriums nicht aufscheint, da ich niemals um eine Reiseerlaubnis für sie ansuchen mußte. Aber es kam gelegentlich zu langen Trennungen. Sie war der - meiner Meinung nach richtigen - Ansicht, daß ein Ehemann zu Hause bleiben sollte. Ich habe es einige Jahre lang versucht. Aber ich scheine kaum zu etwas anderem zu taugen. Sie starb, während ich in Panama war...«

»Ich verstehe. Nun, Mr. Rush, ich hoffe, Sie sind nicht allzu enttäuscht. Sie werden wieder nach Südamerika entsendet; aber diesmal als Botschafter« - er machte eine Pause, gerade lang genug, um seine Worte wirken zu lassen - »in die Republik Costa Verde...«

Jim rührte sich nicht. Dann sagte er: »O mein Gott!«

»Ich schließe daraus, daß Sie das Land kennen?«

»Ich bin dort gewesen. Kurz. Auf der Durchreise. Aber ich habe Freunde, die dort gelebt haben, zwei haben Frauen aus Costa Verde geheiratet. Sie vertreten die Ansicht, daß sich die Hölle ursprünglich dort befand, daß der Teufel aber auszog, weil er eine Gegend mit besserem Klima und Untertanen mit besseren Umgangsformen suchte. Ihre Frauen teilen diese Ansicht -«

»Ich verstehe. Sie wollen also die Ernennung nicht annehmen?« fragte Townley ruhig.

»Wissen Sie, wie lange es dauern würde, bis ich wieder eine Berufung als Botschafter bekomme, wenn ich diesmal ablehne?« fragte

Jim. Die Frage war rein rhetorisch, was beiden klar war.

»Ich weiß es«, sagte Townley, »aber wissen Sie es auch?«

»Ja. Die Antwort heißt ewig, dazu sechs Monate und einen Tag. Und inzwischen werde ich als Vizekonsul nach Uganda geschickt.«

»Nun?« fragte Townley.

»Ach, verdammt, ich nehme an. Wenn ich es überlebe, kann ich mich ja danach um einen ordentlichen Posten bewerben: Madrid, Rom, Paris. Wann muß ich abreisen?«

»Wie lange brauchen Sie, um Ihre persönlichen Angelegenheiten zu ordnen?«

»Wenn das Ordnen Intensivkurse in Judo, Karate und Kleinkaliberschießen umfaßt, ungefähr drei Wochen.«

»Also bitte, Rush! Costa Verde ist gar nicht so schlecht...«

»Es ist das Ärgste. Das Allerärgste. Das Land, in dem die weiblichen Verwandten - Frauen, Töchter, Schwestern, Mütter - von Guerilla-Verdächtigen gefoltert werden, um diese Guerilleros dazu zu bringen, sich zu ergeben. Und wenn sie sich ergeben -«

»Wenn die Tupamaros, Montoneros und die anderen roten Terroristen sich ergeben, was dann?« fragte Mr. Franchot Townley anzüglich.

»Dann hängen sie sie auf. Auf der *Plaza de la Liberación.* An den Eiern. Und verwenden Stacheldraht als Schlinge.«

»Sie sind also damit einverstanden, daß Costa Verde rot wird?« fragte der stellvertretende Staatssekretär. »Wieder rot wird?«

»Ich glaube nicht an die Domino-Theorie. Außerdem werden die Einwohner von Costa Verde, da sie typische *Latinos* sind, immer in der Scheiße stecken, ganz gleich, für welche Farbe sie sich entscheiden.«

Er sah, daß Townley über seine Ausdrucksweise entsetzt war, und freute sich darüber. Er fuhr fort:

»Die Freunde, die ich erwähnt habe - beide Zeitungsleute, beide eiserne Antikommunisten -, waren während der roten Machtübernahme 1962-63 unten. Sie kamen knapp mit dem Leben davon. Beide standen weit oben auf der Namensliste jener Männer, die von den Roten ›beseitigt‹ werden sollten, sobald es sich leicht bewerkstelligen ließ. Aber sie sind beide der Meinung, daß es Costa Verde während der beiden Jahre, in denen die Kommunisten an der Macht waren -1963 bis 1965 - verteufelt besser ging als je zuvor oder danach. Dann tauchte natürlich, begleitet von den üblichen Gerüchten über eine Unterstützung durch den CIA, der nächste rechtsorientierte Diktator auf und ließ ganze Wagenladungen von Roten hinrichten. Das will natürlich nicht viel besagen...«

»Zu welcher politischen Richtung neigen Sie persönlich, Mr. Rush?« fragte Mr. Townley sehr, sehr sanft.

»Ich neige zu keiner politischen Richtung. Politik, in jeder Form, ist ein System, um den Massen vorzugaukeln, daß sie etwas besitzen, was die Massen in keinem Land der Welt je besaßen oder besitzen können, nämlich die Macht. Bezeichnen

Sie mich meinetwegen als Pragmatiker. Ich bin für alles, was dort, wo ich gerade bin, am schmerzlosesten funktioniert.«

»Eine hübsche Theorie. Aber wenn das, was dort funktioniert, wo Sie gerade sind, zufällig gegen die Interessen Ihres eigenen Landes verstößt, des Landes, dem Sie als Botschafter verpflichtet sind?«

»Wenn der Sachverhalt eindeutig ist, verteidige ich mein Land mit Klauen und Zähnen. Ich glaube, das geht aus meiner Dienstbeschreibung klar hervor, Mr. Townley. Aber ich möchte das Recht haben, direkt von meinem Standpunkt am Ort der Ereignisse aus zu entscheiden, was wirklich im Interesse meines Landes gelegen ist. Dieses Interesse muß nicht unbedingt mit dem von ITT oder Exxon übereinstimmen, verstehen Sie. Und ich werde den Posten nur unter der Voraussetzung annehmen, daß der CIA mir verdammt noch mal vom Leibe bleibt. Keine inszenierten Staatsstreiche, um Leute an die Macht zu bringen, von denen Sie annehmen, daß sie die Niederlassungen der nordamerikanischen Konzerne nicht enteignen werden. Erstens werden die wenigen Regierungschefs, die sie nicht enteignen, die in Frage kommenden Gesellschaften durch die Höhe und die Häufigkeit der Zuwendungen ruinieren, die diese Gesellschaften abzweigen müssen, um sie bei Laune zu halten, und alle anderen werden sie, unabhängig von ihrer politischen Farbe, enteignen. Zweitens sollte sich ohnehin jeder, der Geld in ein Land wie Costa Verde investiert, psychiatrieren lassen. Einer meiner Freunde zitierte Lincolns Ausspruch ›Flöhe in eine Scheune schaufeln‹, um zu beschreiben, was es bedeute -«

»Dann wissen Sie nicht, daß vor der Küste von Costa Verde, noch in dessen Hoheitsgebiet, Öl gefunden wurde? Ein Vorkommen, das nach Ansicht der Sachverständigen mindestens so groß ist wie das in Saudi-Arabien?« sagte Townley. »Und Sie wissen auch nicht, daß ein Außenstehender, dessen Wort hier in Washington ziemliches Gewicht hat, vorsichtige Andeutungen in empfängliche Ohren fallen ließ, es würde ihn sehr freuen,

wenn Sie den Botschafterposten erhielten?«

Jim blieb regungslos sitzen.

»Crowley«, flüsterte er. »Wildcat Crowley. Präsident von Worldwide Petroleum. Habe ich recht?«

»Für den Sie einmal gearbeitet haben - als Public Relations-Mann -, während Ihrer zweiten Abwesenheit vom Ministerium«, bestätigte Townley. »Nun, was sagen Sie dazu?«

»O Gott. O du großer, allmächtiger Gott.«

»Es hängt ganz von Ihnen ab. Sie sind ernannt, sobald Sie annehmen. Wollen Sie?« fragte Townley.

Langsam breitete sich ein Grinsen auf Jim Rushs unauffälligem Gesicht aus. Etwas wie Triumph glitzert darin, dachte Townley.

»Ich will. Und wie gern, Herr Staatssekretär!«

2

Als sich der große Jet in die Kurve legte und noch hoch oben und weit draußen über dem Ozean in den Bereich des Radars glitt, konnte Jim Rush die Lichter des Internationalen Flughafens Logan erkennen und hinter ihnen, fächerförmig, in einem Halbkreis, die Lichter von Boston. Er fühlte, wie die Spannung in ihm ein wenig nachließ. Er war kein Held, und obwohl er schon seit langem die ärgsten Anfälle von Angst überwunden hatte, die er während der ersten fünf oder sechs dienstlichen und daher unvermeidlichen Flüge empfunden hatte, blieb doch ein gewisser Rest zurück, dessen Ursachen tief in seinem Unterbewußtsein lagen. Bei den seltenen Gelegenheiten, da er sich ihrer bewußt wurde, empfand er sie als eine der vielen Facetten seiner Persönlichkeit, deren er sich schämte, war aber intelligent genug, um sich darüber klar zu sein, daß er sich damit abfinden mußte und daß sich die Psyche eines erwachsenen Menschen wahrscheinlich genausowenig änderte wie Urgestein.

Als das Flugzeug an den die Nacht durchdringenen Strahlen seiner eigenen Landelichter herunterglitt, einige Meter über dem blauen Feuer der Pistenmarkierung dahinjagte, sank, sank, bis es endlich zu Boden schwankte und aufprallte und seine gemarterten Fahrgestellreifen zu kreischen begannen, war diese Spannung völlig verflogen; an ihre Stelle war eine andere getreten. Eine Spannung, die er noch mehr haßte. Denn jetzt mußte er etwas tun, das alle seine Unzulänglichkeiten und Minderwertigkeitsgefühle, mit denen er sich abgefunden hatte, ans Tageslicht brachte; er mußte die beiden Männer aufsuchen, die mehr als alle anderen, mühelos, ohne es überhaupt beabsichtigt zu haben, schuld daran waren, daß er sich für einen unfähigen Trottel hielt. Zuerst werde ich Tim anrufen, überlegte er. Vielleicht kann er mich über die jetzige Lage in Costa Verde so gründlich informieren, daß ich überhaupt nicht mehr mit Peter sprechen muß...

Und er lehnte sich in den Sitz zurück, starrte auf die noch immer eingeschaltete Leuchttafel mit der Aufforderung, die Sicherheitsgurte anzulegen und nicht zu rauchen, und war vor Angst und Scham ganz steif.

Das ist - unverzeihlich, sagte er sich, nach allem, was Peter für dich seit der Zeit getan hat, als ihr zusammen in Finch wart, all die Jahre hindurch, und jetzt die Leuchtschrift erlosch, die Tür stand offen, die Gummipolsterung der gedeckten Gangway schloß sich dicht um sie. Jim öffnete den Sicherheitsgurt, zog sein Bordcase unter dem Sitz hervor, stand auf und schloß sich den Fluggästen an, die zum Ausstieg strömten und sich vollkommen sinnlos von den beiden weiblichen, strahlend lächelnden Robotern verabschiedeten (alle Flugzeugstewardessen wirkten seiner Meinung nach so). Auch er nickte geistesabwesend in ihre Richtung, schaffte es, die Mundwinkel leicht hinaufzuziehen und dachte: Ich habe mein Leben lang keinen besseren Freund besessen. Ich kenne keinen Mann, der mehr Bewunderung und Achtung verdient als Peter. Also warum?

Aber er kannte den Grund. Peter war vollkommen frei vom Laster - und nicht angewiesen auf den Trost - der Selbsttäuschung.

Neid ist das einzige unentschuldbare Gefühl, dachte er voll Bitterkeit. Aber es lebt in dir. Und du wirst es nicht los. Du hast Peter Reynolds immer beneidet.

Er ging die langen, farblosen, unpersönlichen Korridore entlang, die sich in allen größeren Flughäfen der Welt vollkommen gleichen, bis er zum Gepäckschalter gelangte. Dort blieb er stehen und wartete, bis sein Gepäck am Laufband daherkam. Nahm seinen Koffer, sein Necessaire. Sah sich nach einer Telefonzelle um. Fand eine. Und rief doch zuerst Peter Reynolds an.

Er empfand es als eine Art Buße.

»Nein so was, Chubby Rush!« Peters warmer, melodischer Bariton klang mit einem Ton echter Freude aus dem Telefon. »Wo bist du, Junge? Boston! Großartig! Wo bist du abgestiegen?«

»Ich habe noch kein Hotelzimmer, Peter«, antwortete Jim; »ich rufe vom Flugplatz aus an. Bin eben angekommen. Weißt du, ich wollte nur sichergehen, daß ich dich - und Tim, wenn möglich morgen zum Lunch treffen kann. Ich brauche ein paar Geheimtips politisch, sozial, finanztechnisch und so weiter - auf dem Gebiet, das euch beiden vertraut, mir aber völlig unbekannt ist. Ich habe die üblichen Informationen des Ministeriums bekommen; aber du weißt ja, Informationen des Außenministeriums sind genau so viel wert wie...«

»Wie das, was ein Pferd auf der Straße verliert«, gluckste Peter. »Jetzt hör mal zu, Chub. Du parkst deinen kleinen Fettsteiß in der Flughafenbar auf einem Hocker und rührst dich nicht von der Stelle, bis ich dich abhole. Wir verfügen über einen zweihundertdreißig Jahre alten Schuppen - von Holzdübeln zusammengehalten, mein Junge, weil Nägel damals zu teuer waren - mit einer Unmenge von Zimmern, und noch mehr frischer Zugluft. Kommt gar nicht in Frage, daß du im Hotel wohnst. Wir haben einander so viel zu erzählen, daß ich überhaupt nichts davon hören will! Wappne also dein übervolles Herz mit Geduld und -«

»Peter«, warf Jim ein, »wie ich weiß, lebst du draußen in der Nähe von Concord. Und -«

»Und nichts weiter. Du weißt, wie ich fahre. Auf bald, Chub!«

»Peter, warte! Ich - ich war ja auch einmal verheiratet, nicht wahr. Du kannst nicht einfach vollkommen unerwartet einen Gast mitbringen, den du jahrelang nicht gesehen hast und den deine Frau überhaupt nicht kennt. Das ist Alicia gegenüber nicht fair und -«

»Du konntest es vielleicht nicht«, konterte Peter amüsiert, »ich kann es. Ich habe die Meine sorgfältig ausgesucht und sie gleich entsprechend abgerichtet. Im Ernst, Chub, Alicia wird entzückt sein. Seit Jahren erzähle ich ihr schon von dir -«

»O mein Gott!« seufzte Jim.

»Ach, ich habe meine eigene Version von deinem Leben erfunden. Sie ist in allen Punkten bereinigt, wo es notwendig war. Gib mir eine Stunde Zeit! Nein - eher eineinhalb Stunden...«

»Peter, schließen wir einen Kompromiß. Genau gegenüber dieser Telefonzelle befindet sich ein Rent-a-car-Schalter. Ich miete einen Leihwagen und fahre zu dir. Wir sparen so Zeit. Vielleicht komme ich sogar noch hinaus, bevor deine Kinder zu Bett gehen. Ich möchte unbedingt sehen, wie deine Sprößlinge ausgefallen sind -«

»Großartig«, sagte Peter, »eindeutig großartig. Wie könnte es bei Alicia auch anders sein? O.K., Chub, nimm dir einen fahrbaren Untersatz und komm heraus. Ich erlaube es dir nur, weil ich ein bißchen angekratzt bin. Die Jahre gehen eben nicht spurlos an einem vorbei.« Er sagte den letzten Satz auf Spanisch, so daß er bedeutend weniger gespreizt klang als im Englischen. Spanisch ist eine formelle, sogar eine prunkvolle Sprache, so daß man sich in ihr solche hochtrabenden Aussprüche leisten kann, sinnierte Jim. Und besser fluchen kann man auch in ihr, dachte er noch unglücklich, und genau dazu habe ich jetzt Lust, weil ich mich überrreden ließ. »Auf bald, Peter«, sagte er und legte auf. Er hatte Peter nicht fragen müssen, wo sein Haus lag, denn dank seiner beinahe altjüngferlichen Genauigkeit - eine seiner vielen Eigenheiten, die er nicht mochte - trug er immer ein alphabetisch geordnetes Adreßbüchlein bei sich, das Namen und Anschriften aller Personen enthielt, mit denen er möglicherweise eines Tages in Verbindung treten mußte. Einige von ihnen hatte er bereits vor zwanzig Jahren notiert und inzwischen vergessen. Peters Haus

stand an der Old Bedford Road, einige Meilen außerhalb von Concord. Es hieß immer noch das Old-Stuyvesant-Haus nach einer längst ausgestorbenen Familie, die 1746 das alte Gebäude, das wahrscheinlich vor 1600 entstanden war, umgebaut hatte. Es war eines der wenigen original erhaltenen Häuser aus der Zeit vor dem Unabhängigkeitskrieg, die noch in Benutzung standen, und es war wirklich schön, soweit Jim sich erinnerte. Ich wünschte, ich besäße so ein Haus, dachte er, mit solchen roh behauenen Dachbalken und solchen riesigen Kaminen aus Feldsteinen und - und könnte ein Leben führen, das es mir erlaubt, in ihm zu wohnen. Ohne herumzuzigeunern. Bis man mich unter der großen Eiche im Hof begräbt...

Aber ihm war bewußt, daß das vom launischen, boshaften, gleichgültigen Schicksal zuviel verlangt war. Seufzend schlenderte er über den Korridor zum Leihwagenschalter.

Als er vor dem Haus hielt, waren alle Fenster erleuchtet, und Peter stand im Hof neben dem Tor.

»Mein Gott, Chub«, sagte er. »Hab ich mir Sorgen gemacht! Warum, zum Teufel, hast du so lange gebraucht?«

»Ich bin ein vorsichtiger Fahrer, Peter«, sagte Jim und streckte ihm die Hand entgegen, »das solltest du wissen...«

Aber Peter übersah die ausgestreckte Hand, drückte Jim an sich, daß ihm die Rippen krachten, und schlug ihn gleichzeitig auf den Rücken, eine Umarmung, die im Spanischen *el abrazo* genannt wird. Das war keineswegs erstaunlich, denn Peter Reynolds hatte im Lauf seiner Karriere als Kriegsberichterstatter und Zeitungsreporter beinahe genauso viele Jahre in Lateinamerika verbracht wie Jim. Jim fühlte sich sofort wieder beschämt. Peters Zuneigung für ihn stand außer Zweifel; er wußte aber nicht, ob er imstande war, sie zu erwidern - trotz oder vielleicht sogar wegen der vielen Dinge, die Peter im Laufe der Jahre für ihn getan hatte; er verfügte über die selbstverständliche Großzügigkeit und Generosität eines

Menschen, der seiner selbst absolut sicher ist.

»Komm weiter, Chub, meine bessere Hälfte und die Kinder freuen sich darauf, dich kennenzulernen«, sagte Peter. »Tim und Marisol sind in New York, aber du wirst sie morgen zu Gesicht bekommen. Ich habe sie im Hotel angerufen und ihnen mitgeteilt, daß du hier bist. Also bricht Tim sein Weekend in der Stadt ab, um mit dir zusammenzutreffen. Ein weiterer Beweis für dein größtes Talent: Freunde zu gewinnen und Menschen zu beeinflussen. Sie wohnen auch an dieser Straße, ein Stück weiter unten, und -«

Er unterbrach sich und starrte Jim an. Sagte, jede einzelne Silbe betonend: »Allmächtiger!«

Jim Rush lächelte unsicher.

»Warum ›Allmächtiger‹, Peter?« fragte er.

»Chub, du hast mindestens vierzig Pfund abgenommen, nicht wahr?« warf ihm Peter vor. »Also kann ich dich nicht mehr ›Chub‹, den Runden, nennen - und es wird mich ziemliche Mühe kosten, mich an ›Jim‹ zu gewöhnen. Wie hast du das geschafft, Junge?«

»Du kennst ja die Redensart: ›In jedem dicken Menschen steckt ein magerer, der heraus will‹? Na ja, und ich habe ihn eben herausgelassen. Eigentlich war Ed Crowley schuld daran -«

»Der alte ›Wildcat‹ Crowley? Stimmt, du hast einmal für ihn gearbeitet, nicht wahr? Was hat er gemacht? Dich bei Wasser und Brot eingesperrt? Er wäre ohne weiteres dazu imstande, der alte Gauner!«

»Nein. Er hat mich nur angeknurrt: ›Wissen Sie, Rush, ich würde Ihnen ja einen besseren Posten in unserem Verein geben, wenn Sie nicht so verdammt fett wären. Läßt auf Mangel an Willenskraft schließen. Jemand, der Sklave seines Bauches ist, neigt dazu, auch in anderer Hinsicht ein Schwächling zu sein...‹ Das hat mich ganz schön getroffen. Weil mir klar wurde, daß er damit absolut recht hatte, Peter. Natürlich hatte ich schon

begriffen, daß meine Gefräßigkeit, um das Kind beim richtigen Namen zu nennen, eine Art von Kompensation war, mit der ich alle meine anderen Unzulänglichkeiten ausgleichen wollte...«

»Die Schwierigkeit mit dir, Chub - ich meine Jim -, besteht darin, daß du mit einer so dünnen Haut geboren wurdest. Es hat noch niemandem gut getan, so introvertiert zu sein wie du. Aber weil wir gerade vom alten Crowley reden, es ist wirklich schade um seine Tochter Jenny, nicht wahr? Du hast sie gekannt, oder?«

»Ja, ich habe sie gekannt, und es *ist* schade, wirklich schade«, bestätigte Jim.

Peter starrte ihn an, als wäre er über den unüberhörbaren Schmerz in Jims Stimme erstaunt. Er wollte etwas sagen, überlegte es sich aber wieder und meinte nur: »Komm, Chub, gib mir die Wagenschlüssel, damit ich deine Koffer holen kann...«

»O nein, das wirst du nicht, Peter!« sagte Jim scharf und blickte Peters kraftlos herabhängenden linken Arm an.

»Andenken an die charmanten Landsleute meiner Frau«, sagte Peter grinsend. »Sie gehen dort unten nicht gerade sanft mit einem um. Mach dir keine Sorgen, ich werde deine Koffer nicht hereinschleppen. Mein Sohn wird das tun.« Er hob den Kopf und rief: »Mario!«

»Yeah, Pop?« rief eine jugendliche Stimme. »Ich komme!«

Der Junge war das genaue Ebenbild seines Vaters, stellte Jim fest. Groß, schlank, anmutig, in einem Alter (Jim wußte, daß er etwa zwölf war), in dem die meisten Jungen zwei linke Hände haben und über ihre eigenen Füße stolpern. Bei seinem Anblick brach Jims schmerzlichste Wunde wieder auf und blutete - seine Sehnsucht, ja sein Verlangen nach einem eigenen Sohn. Aber Virginia hatte es nicht gewollt, und »Mario«, stellte Peter vor, »das ist mein ältester und bester Freund, Jim Rush. Jim, das ist mein Sohn Mario - das erste Fließbandprodukt...«

»Und dein Meisterwerk«, stellte Jim beeindruckt fest und streckte dem Jungen die Hand entgegen.

»Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Mr. Rush«, sagte Mario und schüttelte ihm ohne jegliche Schüchternheit oder Unsicherheit kräftig die Hand. Als er begann, die Koffer aus dem Auto zu heben, erkannte Jim plötzlich, in wie vielen Beziehungen er *nicht* wie sein Vater war. Er hatte etwas Adeliges, Fürstliches an sich, obwohl die spanischen Worte, die Jim einfielen, *»hidalguez, estirpe de principes«,* wörtlich sogar eine Steigerung dessen bedeuten. Merkwürdig daran war, daß Mario, obwohl er das genaue äußere Ebenbild seines Vaters war, nicht wie ein Nordamerikaner wirkte. Er sah irgendwie romanisch aus, was bei Peter Reynolds, obwohl seine Haare, Augen und sein Teint genauso dunkel waren wie die seines Sohnes, nicht der Fall war. Marios Lofino-Aussehen ist sicherlich ein Erbteil seiner Mutter, dachte Jim.

Aber als Jim endlich in die Halle trat und Alicia Reynolds ihnen entgegenkam, erschrak er. Sie war ein häßliches, dünnes, kleines Ding mit einem großen Mund und knabenhaft kurz geschnittenem schwarzem Haar, wie es vor zwanzig Jahren modern gewesen war; überdies zeigten sich schon die ersten grauen Strähnen.

Dann aber lächelte sie ihn an, und sein Herz hörte einen Augenblick auf zu schlagen. Denn er begriff, daß er sich geirrt hatte, sich restlos geirrt hatte. Alicia Villalonga de Reynolds war eine der schönsten Frauen, die er je gesehen hatte. Nur war ihre Schönheit so - andersartig, so merkwürdig, exotisch - und erotisch, stöhnte sein einsames, verlassenes Herz, daß man sie zuerst nicht erkannte. Aber wenn sie lächelte, war sie ganz da: er fühlte ihre Gegenwart, ihre Wärme, ihren Stolz.

»Alicia«, sagte Peter glücklich, »das ist mein ältester Freund, Chubby Rush - ach, verdammt, schon wieder daneben! Ich meine Jim Rush -«

»Zu Ihren Füßen, Madam«, sagte Jim auf spanisch, »Ihr ergebener Diener.«

Das war wieder eine der großartigen, klingenden Phrasen, die man nur auf spanisch sagen kann, ohne sich lächerlich zu machen.

»Ich bin entzückt«, antwortete Alicia in ihrer Muttersprache, worauf nicht nur Mario, sondern auch die beiden kleinen Mädchen, die Jim noch gar nicht bemerkt hatte, im Chor zu stöhnen begannen.

»O nein!« sagte Mario, »sag nur nicht, daß wir heute spanisch sprechen müssen, Mama!«

»Meinetwegen sicherlich nicht«, lachte Jim »wenn ich mich sehr bemühe, kann ich mich auch englisch verständigen.«

»Das ist - merkwürdig«, sagte Alicia, »Sie haben einen leichten Akzent, Mr. Rush, aber im Englischen, nicht im Spanischen. Sehr, sehr schwach, aber man hört ihn heraus. Woher kommt das, wenn ich fragen darf?«

»Weil ich als Kind zuerst spanisch gesprochen habe. Und deshalb bin ich mit Ihren Kindern einer Meinung, Mrs. Reynolds. Ich bin in Kolumbien geboren, um genau zu sein, in Bogotá, und ich habe mich erbittert dagegen gewehrt, englisch zu sprechen. Ich habe es auch nie wirklich erlernt, bis mein Vater mich hierher in die Finch-Akademie geschickt hat. Da alle meine Jugendfreunde Spanier - oder besser gesagt *Latinos* - waren, wollte ich wahrscheinlich nicht anders sein als sie. Darum geht es, nicht wahr, Mario?«

»Richtig, Mr. Rush«, stimmte Mario von ganzem Herzen zu. »Niemand außer uns spricht hier spanisch, und wenn Mama und Papa mit uns spanisch sprechen und wir ihnen antworten, sehen uns die anderen Kinder an, als wären wir aus dem Zoo ausgebrochen.«

»Das müßte schon ein ziemlich großer Zoo sein, in dem wir alle Platz hätten«, stellte Jim fest, »denn es gibt etwa

dreihundert Millionen spanisch sprechender Menschen auf der Welt, Mario. Das sind also deine Töchter, Peter? Richtige kleine Schönheiten! Wie heißt du, mein Liebling?«

»Zwei«, sagte die Achtjährige. »Dos.«

»Sie heißt Alicia, genau wie ich«, korrigierte Alicia, »aber wir haben uns angewöhnt, sie Nummer zwei zu nennen, um Verwechslungen zu vermeiden, und ich fürchte, sie vergißt mit der Zeit, wie sie wirklich heißt...«

»O nein, ich vergesse es nicht«, widersprach Alicia II. »Ich heiße Licia, Licia *Numero dos.«*

»Fang nicht auch noch damit an, Dummerchen! Sag ›zwei‹, nicht ›dos‹!« rief Mario.

»Und wie heißt du, mein Schatz?« fragte Jim das kleinere Mädchen, einen engelgleichen kleinen Kobold, der unter Tonnen von pechschwarzem Haar zu verschwinden schien; ihr Gesichtchen bestand beinahe nur aus riesigen, ebenfalls pechschwarzen Augen. »Mari«, piepste die Sechsjährige. »Mary?« fragte Jim.

»Marisol, nach Tims besserer Hälfte«, erklärte Peter. »Komm, setz dich. Nimmst du noch immer Scotch, Chub?«

»Warum nennst du ihn ›Chub‹, Peter?« erkundigte sich Alicia. »Er ist überhaupt nicht dick. Er ist eigentlich sogar zu dünn - so wie ich.«

»Weil ich bis vor fünf Jahren tatsächlich dick war, Mrs. Reynolds«, begann Jim, aber Alicia unterbrach ihn, indem sie die Hand hob.

»Bitte nennen Sie mich doch Alicia«, bat sie, »und ich werde Sie Jim rufen. Wissen Sie, ich mag Sie.«

»Gott steh' mir bei!« lachte Peter. »Und ich dachte, daß ich eine treue Frau habe! Laß es dir nur nicht einfallen, Chub, mein Junge, in mein glückliches Familienleben einzubrechen!«

»Mach mir auch einen Drink zurecht, Peter«, sagte Alicia,

»während ich die Mädchen zu Bett bringe. Mario, du kannst bis elf aufbleiben und fernsehen, wenn du willst, aber in deinem Zimmer, so daß Vater und Mr. Rush in Ruhe miteinander plaudern können. Komm jetzt, Sohn -«

»Ach, Mama!« sagte Mario. »Sei nicht obstinat, Mario«, mahnte Alicia. Sie verwendete Worte wie obstinat vollkommen ungezwungen, wahrscheinlich weil sie in England auf die Universität gegangen war, eine Tatsache, die Jim aus seiner in all den Jahren nur spärlichen Korrespondenz mit Peter bekannt war. Ihr Englisch war daher sowohl flüssig als auch grammatikalisch perfekt. Aber wie bei jedem Menschen, der nicht von frühester Kindheit an zweisprachig aufgewachsen ist, verriet ihre Aussprache gelegentlich durch Kleinigkeiten ihre Nationalität, verlieh aber gerade dadurch allem, was sie sagte, einen eigentümlichen Charme.

»Unser Gespräch würde dich zu Tode langweilen, Sohn«, sagte Peter. Jim hörte ihm zu und dachte dabei traurig, wie ungewöhnlich es war, in der heutigen Zeit einen Jungen dieses Alters kennenzulernen, der bei seinem Vater und den Gästen seines Vaters bleiben wollte, und was das bedeutete: daß Peter Reynolds Ehe und Vaterrolle genauso gut und richtig angepackt hatte wie alles in seinem Leben; während er, Jim Rush, als Ehemann ein jämmerlicher Versager gewesen war und es überhaupt nie zum Vater gebracht hatte.

»Woher willst du das wissen, Pops?« fragte Mario herausfordernd.

»Weil wir über zentral- und südamerikanische Angelegenheiten sprechen müssen, mein Junge«, erwiderte Peter vollkommen ernst, obwohl Jim, der ihn seit seiner Kindheit kannte, den amüsierten Unterton in seiner Stimme heraushörte. »Und du hast ja keinen Zweifel daran gelassen, wie sehr du gerade dieses Thema magst!«

»Das stimmt allerdings, Pops!« stöhnte Mario. »Wer diese

Woche mit einer Revolution an der Reihe ist. Und welches hübsche, süße, unschuldige Opferlamm der CIA als nächstes zur Schlachtbank führen wird! Da verschwinde ich wirklich lieber. Gute Nacht, Mr. Rush. Nacht, Pops.«

Dann beugte er sich, bevor er das Zimmer verließ, plötzlich schüchtern vor und küßte seinen Vater auf die Wange, etwas, was Jim bei einem nordamerikanischen Jungen nie erlebt hatte. Alicia trieb die beiden kleinen Mädchen vor sich her und stieg hinter ihnen die in einem großartigen Bogen nach oben rührende Treppe empor, die vielleicht der schönste Teil des Old-Stuyvesant-Hauses war.

»Du bist ein Glückspilz, Peter«, sagte Jim. »Ich würde meinen rechten Arm dafür hergeben, eine Familie wie die deine zu haben.«

»Du solltest es noch einmal versuchen, Chub. Wie alt bist du sechsundvierzig, stimmt's? Das ist noch nicht zu spät.«

»Nein«, widersprach Jim, »mir reicht's, Peter.«

»Du hast eine zu dünne Haut, Junge. Zum Teufel, du hast überhaupt keine Haut. Sieh mich an. Ich war schon zweimal bis neun auf den Brettern gelegen, als ich Alicia kennenlernte...«

»Zweimal?« fragte Jim. »Dann ist Alicia deine dritte Frau? Das wußte ich nicht. Von Constance weiß ich; aber wer war die zweite?«

»Nein, Licia ist vom legalen Standpunkt aus meine zweite Frau. Aber zwischen Connie und ihr gab es lange Zeit Judith Lovell, natürlich ohne den Segen der Kirche.«

»Der Filmstar?« fragte Jim und starrte Peter verblüfft an, »Mein Gott! Was alles in dir steckt! Dieses einmalige Geschöpf!«

»Dieses einmalige Geschöpf, das mir die Hölle mehr heiß gemacht hat als vierzig Männer zusammen«, antwortete Peter trocken. »Sie hat mich auf Lebenszeit von allen Blondinen

geheilt. Was vielleicht meine Neigung für Licia erklärt.«

»Das nehme ich dir nicht ab«, sagte Jim, »Alicia braucht keine Erklärung. Sie ist einfach umwerfend, Peter. Sag mal, was ist sie? Ich weiß schon, sie stammt aus Costa Verde; aber sie ist - sie ist eine *Mestizia,* nicht wahr?«

»Richtig. Spanisch und tluscolanisch. Mit ein paar Tropfen Negerblut, nach ihren Lippen zu urteilen. Schockiert, Chub?«

»Mein Gott, Peter, du solltest mich doch besser kennen! Ich möchte nur eines wissen: hat sie nicht vielleicht eine Schwester, wenn möglich eine Zwillingsschwester, dort unten in Villalonga?«

»Zwillingsschwester nicht, aber vielleicht eine Schwester. Eine Halbschwester jedenfalls. Und wahrscheinlich mehr als eine. Verlang nicht, daß ich dir das erkläre; es wäre Licia gegenüber nicht fair, ihre ziemlich schmutzige Familienwäsche in aller Öffentlichkeit zu waschen. Gib mir dein Glas, ich schenke dir nach.«

»Gut«, sagte Jim, »aber diesmal weniger Whisky. Ich habe das Zeug nie recht vertragen - und unglücklicherweise ist dieser Besuch halb amtlich.«

Peter starrte Jim an. Seine Augen blickten plötzlich nüchtern und besorgt.

»Chub«, sagte er, »sie schicken dich nach Costa Verde, nicht wahr?«

»Ja«, erwiderte Jim. »Woher weißt du das?«

»Einfach so zusammengereimt. Welches andere Land kennen Tim und ich gut genug, um dir Informationen darüber zu liefern? Und darüber hinaus haben unsere besseren Hälften das Unglück, dort geboren zu sein. Darf ich etwas sagen, Jim, bevor Licia wieder herunterkommt? Als Freund habe ich vielleicht etwas den Kontakt mit dir verloren, aber -«

»Du hast nie den Kontakt mit mir verloren, Peter«, sagte Jim,

»aber bevor du weitersprichst, muß ich dir sagen, daß ich den Rat, den du mir geben willst, nicht befolgen werde - nämlich, die Ernennung abzulehnen, nicht wahr?«

»Stimmt«, sagte Peter. »Und es bleibt natürlich dein gutes Recht, Jim. Na also! Jetzt hab ich's! Vor allem, weil du nicht einmal mehr wie der alte Chub klingst. Macht es dir etwas aus, mir zu erklären, warum du die Ernennung nicht ablehnst? Glaub mir, es ist einer der schlimmsten Plätze der Welt.«

»Schwer zu beantworten, Peter. Ich bin nicht einmal sicher, daß ich weiß, warum. Ich könnte sagen, daß es mein erster Versuch als Botschafter ist, aber das wäre bestenfalls die halbe Wahrheit. Nehmen wir an, daß es in meiner Natur liegt, an verschiedenen Kleinigkeiten, an den Widersprüchen in mir, all dies ist lose zusammengefügt oder - gekittet und ergibt -«

»Einen verteufelt tapferen, zähen kleinen Burschen«, stellte Peter fest.

»Tapfer? Mein Gott, Peter! Du weißt verdammt gut -«

»Tapfer! Warum, zum Teufel, glaubst du, daß ich in Finch zu dir gehalten habe? Nur deshalb. Siehst du: du warst ein dicker, mondgesichtiger, pickliger kleiner Junge, mit einem sonderbaren Akzent, mit einer dicken Brille auf der Knollennase, die dir das Aussehen einer verwirrten Eule verlieh, unglaublich ungeschickt, zu schwach, um irgendwem auch nur ein Haar zu krümmen, dreiviertel der Zeit zitternd vor Angst -«

»Korrigiere«, sagte Jim bitter, »während der ganzen verdammten Zeit zitternd vor Angst -«

»Richtig. Aber wer, verflucht noch mal, hat dich je davonlaufen oder auf geben gesehen? Du hast es mit den ärgsten, gemeinsten Rowdies in der Schule aufgenommen und-«

»... ich bekam nichts als Tritte in den Hintern, gewann nie eine Auseinandersetzung, nie.«

»Wer schafft das schon?« fragte Peter. »Wer gewinnt in

diesem Leben jemals mehr als eine oder zwei Runden, Chub - Jim? Als ich mich einmischte, hattest du den Haufen Sadisten von der Oberstufe bereits auf handliche Größe zusammengestutzt. Nicht, weil du sie vermöbelt hast, sondern weil du diejenigen, die nicht lupenreine, unverfälschte, erstklassige Dreckschweine waren, dazu gebracht hast, sich zu schämen und nicht mehr auf dir herumzuhacken, so daß der Kreis der noch vorhandenen Tyrannentypen klein genug war und ich mit ihnen fertig werden konnte. Außerdem hast du die Definition verwechselt. Ein tapferer Mensch ist nicht jemand, der nie Angst hat. Die einzige Bezeichnung, die auf so jemanden paßt, ist Idiot - oder vielleicht Dummkopf. Ein tapferer Mensch ist ein Typ, der vielleicht vor Angst in die Hose macht, der aber nie in Panik gerät; der nie aufgibt. Und so überlebt -«

»Du nennst das eine Tugend? Das bloße Überleben, meine ich?«

»Ja. Zumindest, wenn es sich um jemanden deines Schlages handelt, der überlebt, Chub. Ratten handeln aus Instinkt so. Menschliche Wesen müssen es erst lernen. Und wir können die Zukunft nicht den Ratten überlassen, Jim. Jemand muß die Kontinuität der Geschichte, der Zivilisation verteidigen. Mein Gott! Was für ein sentenziöser Satz! Damit Schluß der Predigt für heute abend -«

»Zum Überleben gehört mehr als das«, sagte Jim, »oder zumindest mehr zur Kontinuität. Du hast es jedenfalls geschafft, ich nicht. Du hast schon deine Qualitäten - echte Qualitäten - in die Zukunft projiziert, Peter. Während ich trotz deiner bewährten Anstrengungen, mich mit halbwegs funktionierenden heterosexuellen Neigungen durch Finchs Foxes-Fabrik zu bringen, versagt habe -«

»Was ist das - eine Foxes-Fabrik?« fragte Alicia, die mit einem Tablett voll belegter Brote ins Wohnzimmer kam.

»Finchs Erziehungsanstalt für *mariquitas, maricas* und

maricons, Licia«, erklärte Peter, indem er die spanischen Wörter für die drei Spielarten oder zumindest Abstufungen von Homosexuellen verwendete. Dann wendete er sich wieder Jim zu und fuhr fort: »O.K., also ich habe dafür gesorgt, daß du in Sadie-Stubbins-Mehlsack-Schlupfhose hineinfandest. Nicht der Rede wert. Aber es hat dir geholfen, nicht wahr?«

»Richtig«, sagte Jim, »das Frühlingsritual. Meine Mannbarkeitszeremonie. Ein bißchen ungewaschen. Ziemlich stark aromatisiert - aber um dich zu zitieren, es stärkte meine nicht sehr gefestigte Heterosexualität, auch wenn sie mir nie sehr viel genützt hat.«

»Dann haben Sie also nie geheiratet?« fragte Alicia. »Mir kommt vor, als hätte Peter mir einmal erzählt -«

»Daß ich verheiratet bin. Ja. Vor einiger Zeit. Aber meine Frau - ist gestorben.«

»Wie traurig«, sagte Alicia. »Woran ist sie gestorben, Jim?«

Jim blickte sie an, und seine Augen schienen plötzlich ganz nackt zu sein.

»An siebenundzwanzig Schlaftabletten«, sagte er.

»Oh«, hauchte Alicia und legte die Hand auf Jims Arm. »Verzeihen Sie mir, Jim! Ich wollte nicht alte Wunden aufreißen.«

»Ich weiß«, flüsterte Jim, »ich kann nur nicht das Gefühl loswerden, daß ich an ihrem Tod mitschuldig bin. Wenn ich eine andere Art von Mann gewesen wäre, vielleicht mehr wie Peter, wäre sie nie davongelaufen, mit -«

»- einem kleinen Gigolo, der um fünfzehn Jahre jünger war als sie?« fragte Peter. »O doch, sie wäre davongelaufen. Die Menschen handeln so, wie sie es tun, weil sie eben so sind, wie sie sind. Du vergißt, daß Constance mich auf die genau gleiche Art verlassen hat. Und schließlich genauso geendet hat, weil ihr Gigolo, dem zuliebe sie sich von mir scheiden ließ, den sie

geheiratet und dem sie drei Kinder geschenkt hat, sie ermorden ließ, damit er mit seiner Sekretärin abhauen konnte...«

»Peter - bist du sicher, daß es sich so abgespielt hat?« fragte Alicia besorgt. »Ich war nie sicher, ob es nicht doch Luis war, der -«

»Luis?« meinte Jim fragend.

»Mein Halbbruder, Luis Sinnombre. Er ist tot. Aber damals war er der Leiter der Geheimpolizei von Costa Verde. Und er hatte Grund dazu - aber hat Ihnen Peter nichts über meine Familie erzählt?«

»Nein«, antwortete Peter, »und fang bitte nicht du damit an, Licia. Es ist am besten, wenn wir die Horde brüllender Wilder, von denen du abstammst, einfach vergessen, finde ich wenigstens.«

»Ich bin ganz deiner Meinung«, sagte Alicia traurig, »aber es ist mir lieber, daß unser Freund Jim die Geschichte von mir oder von dir erfährt. Denn wenn wir sie ihm nicht erzählen, hört er sie sicher von jemand anderem, der sie noch schlimmer schildern würde, als sie schon ist - wenn das noch möglich wäre. Du nimmst jedenfalls an, daß Jim nach Costa Verde geschickt wird, weil es kein anderes Land gibt, das ihr beide, Tim und du, gut genug kennt, um ihm Informationen darüber zu geben?«

»Er wurde dorthin geschickt«, sagte Peter grimmig.

»Jim«, rief Alicia, »Sie dürfen nicht hingehen! Meine Heimat ist schrecklich. Es tut mir leid, daß ich es sagen muß, aber es ist nun einmal eine Tatsache. Es gibt Dutzende von Gruppen, die meisten davon links orientiert - sehr links orientiert -, für die jeder *diplomatico norteamericano* Freiwild ist.«

»Das ist mir bekannt«, sagte Jim, »aber ich habe nicht die Absicht, mich unnötig zu exponieren, Alicia. Und es besteht die Chance - eine geringe Chance, aber sie ist dennoch vorhanden -, daß die Anwesenheit eines amerikanischen Botschafters auf dem Schauplatz der Ereignisse wenigstens die ärgsten Übergriffe

verhindert, indem er der Weltpresse Beweismaterial dafür liefert, was da unten vorgeht, ihnen die Publicity verschafft, die nicht einmal die Roten mögen, und -«

»Mierda!« fluchte Peter. »Amerikanische Diplomaten dienen in den meisten lateinamerikanischen Staaten als Tontauben. In Costa Verde wirst du jede Nacht auf der Abschußliste stehen. Verdammt, Jim, wenn dein Problem teilweise finanzieller Natur ist, können Tim und ich dir sicherlich helfen. Du kennst die kleine Politik- und Wirtschaftszeitung, die wir beide aufgezogen haben, als wir aus dem Verein der vagabundierenen Reporter ausschieden? Nun, zu unserer Überraschung geht sie gut. Und wir könnten wirklich jemanden mit deiner Erfahrung brauchen, also -«

»Peter« unterbrach ihn Alicia ruhig, »sieh dir seine Kleidung an.«

Peter betrachtete Jim. Von Kopf bis Fuß. Langsam. »Allmächtiger«, sagte er. »Anzug aus Rohseide. Italienisch. Dreihundert Dollar. Nein, vier. Handgearbeitete Schuhe. Alligator nein, Schlangenleder. Diskret schwarz, damit sie nicht so auffällig sind. Noch einmal hundertfünfzig Dollar. Du verheimlichst mir etwas. Hast du eine reiche Sadie gefunden, Chub?«

»Nein«, seufzte Jim. »Die Wahrheit ist einfacher und trauriger.« Dann erzählte er ihnen vom Tod seines Vaters. Von seinem Erbe. »Also werde ich meine Frage anders formulieren«, meinte Peter. »Warum, verdammt noch mal, bleibst du überhaupt im Außenministerium und nimmst noch dazu eine Ernennung in dieses jadegrüne Arschloch der westlichen Hemisphäre an?«

»Ich habe schon vorher versucht, es dir zu erklären. Vielleicht, um mir selbst etwas zu beweisen. Daß ich aus eigener Kraft nach oben kommen kann - und ein Botschafterposten, auch in Costa Verde, ist ein Schritt in diese

Richtung. Daß ich einer schwierigen Aufgabe - wie ich annehmen muß, ist das im Fall von Costa Verde eine Untertreibung - gewachsen bin und sie auch bewältigen kann. Ich habe die Absicht, den Dienst im Ministerium zu quittieren, Peter, aber erst an dem Tag, an dem sie mir einen ordentlichen Posten anbieten, nicht früher. So daß ich ihnen sagen kann, wohin sie sich jeden Posten von mir aus stecken können; aber das geht nur, wenn ich die beste Stellung ablehne, nicht die schlechteste.«

»Chub, sei kein Narr«, begann Peter, aber Alicia unterbrach ihn.

»Nein, Peter«, sagte sie leise. »Ein Mann macht immer das, was er tun muß. Gerade du solltest das wissen.«

Als er den Klang in ihrer Stimme hörte - den atavistischen, tief aus ihrem Mutterinstinkt stammenden, so sehr weiblichen Ton von Bewunderung und Wärme -, mußte Jim Rush bis zehn, bis dreißig und schließlich bis fünfzig zählen, bevor er antworten konnte. Er sagte:

»Sie haben vollkommen recht, Alicia. Aber wissen Sie, was ich zuallererst tun muß?«

»Nein. Was ist es denn, Jim?« fragte sie.

»Da unten ein Mädchen finden, das genauso aussieht wie Sie.«

Sie lachte. Aber in ihrer Stimme glaubte Jim Rush ein leises Zittern zu hören.

»Nichts leichter als das«, meinte sie. »Die meisten tluscolanischen Mädchen sehen ungefähr so aus wie ich.«

»Stimmt nicht«, widersprach Peter.

»Oh, es stimmt, *mi amor.* Aber selbst wenn unser Freund auf noch größere Ähnlichkeit Wert legt, kann er das widerlicherweise mit Leichtigkeit haben, in Anbetracht dessen, wie sich alle meine männlichen Verwandten aufgeführt haben.

Stellen Sie sich in *Ciudad Villalonga* eine halbe Stunde lang an eine beliebige Straßenecke, Jim. Oder noch besser, gehen Sie in den ›Blauen Mond‹ und -«

»Alicia!« unterbrach sie Peter.

»Es tut mir leid. Verzeih, *cielo.* Aber wirklich, Jim, mein Vater war in seiner Jugend - sehr aktiv, um es so auszudrücken. Ganz zu schweigen von meinem Bruder - meinen Brüdern. Also habe ich zweifellos Dutzende von Halbschwestern und nicht zu wenige Nichten, die -«

»Ich habe es ernst gemeint, Alicia«, sagte Jim. »Ich auch. Ich kann Ihnen sogar sagen, was Sie unternehmen müssen. In der amerikanischen Botschaft arbeitet ein Mann als Majordomo. Peter hat ihm die Stellung verschafft -«

»Tomas«, bestätigte Peter. »Stimmt. Und Licia hat wahrscheinlich recht. Sag ihm, daß du auf der Suche nach Licias Ebenbild bist, und er wird dir noch am gleichen Tag fünfzig brauchbare Faksimiles vorführen. Er hat Licia gut gekannt. Zum Teufel, er hat uns geholfen, aus diesem Affenparadies zu entkommen. Ich werde ihm schreiben - als eine Art Notwehrreaktion. Er soll dafür sorgen, daß du in feste Hände kommst, damit du mein glückliches Familienleben nicht zerstören kannst -«

»Ach, hör doch auf damit, Peter!« unterbrach ihn Jim. »Du weißt verdammt gut, daß ich nie -«

»Seien Sie nicht so sicher«, entgegnete Alicia mit spitzbübischem Ernst. »Sogar Peter neigt dazu, gelegentlich lästig zu sein. Aber ich rede zu viel. Möchten Sie ein paar Brötchen, Jim?«

»Nein, danke«, sagte Jim; dann, etwas zu schnell: »Peter, informiere mich, ja? Dieser neue Diktator, General Manuel García Herredia, besser bekannt als *el Carnecero* - der Schlächter. Wie ist er?«

»Einen Augenblick, Jim!« unterbrach Alicia. »Sie sind also

entschlossen, den Botschafterposten in der *Republica de Costa Verde* anzunehmen?«

»Ja, Alicia«, erwiderte Jim, »ich fürchte, ich muß es tun...«

»De acuerdo. Dann können Sie mir dort unten einen Gefallen erweisen -«

»Also bitte, Alicia«, stöhnte Peter.

»Es ist eine durchaus ehrenhafte Gefälligkeit, *cielo«,* sagte Alicia, »obwohl ich zugeben muß, daß sie für einen Mann ein bißchen heikel ist...«

»Um was geht es?« fragte Jim.

»Ich möchte, daß Sie mir vier Geri-Pyle-Kleider kaufen - in vier verschiedenen Farben - und sie mir mit Diplomatenpost hierherschicken. Peter wird sie Ihnen natürlich bezahlen. Aber ich würde sie nie bekommen, wenn sie nicht als Kurierpost gehen, und ich möchte sie doch so gerne haben!«

»Abgemacht«, erklärte Jim sofort. »Aber wer ist eigentlich Geri Pyle?«

»Licia, du bist unmöglich«, meinte Peter mit echter Verzweiflung. »Jim, du mußt wirklich nicht -«

»Das weiß ich. Aber stell dir einmal vor, was für einen Spaß es mir machen wird, sie Alicias Double anzuziehen, sobald ich es erst einmal gefunden habe...«

»Ganz abgesehen von dem Spaß, den es Ihnen machen wird, sie wieder auszuziehen«, meinte Alicia honigsüß. »Ich hoffe nur, daß Sie sie in Ihrer Eile nicht zerreißen werden. Vorausgesetzt, daß das Mädchen sie überhaupt wieder hergibt. Die meisten Frauen würden es nicht tun. Geri ist ein Genie, und seine Kleider sehen an *morenas* also Brünetten wie mir - so reizend aus. Die meisten Modeschöpfer scheinen nur an große Blondinen - wie Judith Lovell, um die Peter immer noch weint - zu denken, wenn sie nach ihrem Zeichenstift greifen.«

»Licia, in einer Minute verprügle ich dich«, erklärte Peter.

»Worauf ich mit Jim davonlaufen werde, der nicht *uno brutote* wie du und auch sehr nett ist, und außerdem erspare ich ihm so die Mühe, mein Double zu suchen«, stellte Alicia fest.

Jim warf den Kopf zurück und lachte laut. »Also los, Peter! Leg sie übers Knie«, sagte er.

»Ich riskiere es lieber nicht«, meinte Peter ernsthaft. »Bei Licia kann man nie wissen. Sie könnte es wirklich tun. Aber du solltest Geri eigentlich kennen. Er besaß den teuersten Modesalon in Santiago, als du Vizekonsul an unserer Botschaft in Chile warst. Er führte erst das *haute* in *Haute Couture* ein, soviel ich weiß. Aber als Allende abgesägt wurde, haben Pinochet & Co. dem armen alten Geri das Leben sauer gemacht. Nicht aus politischen Gründen. Einfach deshalb, weil Geri der erfolgloseste Schwule in der gesamten Menschheitsgeschichte ist. Die affektiertesten Handbewegungen, die ich je gesehen habe! Und dieser Hüftschwung! Ich habe gehört, daß die jetzige Madame im Blue Moon ihre Mädchen zu ihm schickt, damit er ihnen beibringt, wie sie beim Gehen mit dem Hintern wackeln sollen.«

Jim reagierte zunächst nicht. Dann sagte er stöhnend:

»Doch nicht der alte *Siete Machos!* Mein Gott! Der hat mir gerade noch gefehlt!«

»Genau der«, sagte Peter. »Obwohl ich beim besten Willen nicht verstehen kann, wie er auf die Idee gekommen ist, Costa Verde könnte weniger chauvinistisch sein als Chile. Schwule haben es in ganz Lateinamerika nicht leicht, aber ausgerechnet Costa Verde! Verdammt, man könnte unten ein Vermögen mit Toupets verdienen, die sie sich auf die Brust kleben -«

»Siete Machos?« fragte Alicia. »Der Sieben-Männer-Mann? Aber Geri ist doch, wie du gesagt hast, ein wenig *efeminado,* weibisch, deshalb verstehe ich nicht -«

»Mein Gott, Licia. Das ist Latino-Humor. Immer das Gegenteil. Du solltest das doch wissen. Hast du jemanden

gesehen, den sie *›el facucho‹*, den Zaundürren, nannten und der nicht dreihundert Pfund wog? Deshalb heißt Geri natürlich der Sieben-Männer-Mann, und die Typen dort unten werden ganz schön auf ihn losgehen -«

»Nein, das werden sie nicht«, widersprach Alicia. »Ihre Frauen werden ihn beschützen. Und ihre Geliebten. Also ist Geri, der reizend und außerdem ein Genie in *la moda femina* ist, absolut in Sicherheit. Sie werden mir diesen Gefallen tun, ja Jim?«

»Natürlich. Es wird mir ein Vergnügen sein. Möchten Sie noch etwas?«

»Nein, sonst nichts, danke. Und jetzt unterbreche ich nicht mehr. Los, Peter, erzähl ihm von *el Camecero* -«

»Der Name ist, milde ausgedrückt, eine Untertreibung«, erklärte Peter. »Von ihm stammt die Idee, die Frauen, Schwestern, Freundinnen von bekannten oder verdächtigen linksorientierten Guerillas in sogenannte ›Schutzhaft‹ zu nehmen, so daß sie nicht, wie er scheinheilig erklärt, ›dem gerechten, aber irregeleiteten Zorn des Volkes‹ zum Opfer fallen...«

»Davon habe ich gehört«, sagte Jim. »Angeblich will er damit die Guerillas veranlassen, sich selbst zu stellen, um auf diese Weise ihre Frauen vor Mißhandlungen durch seine Soldateska zu schützen.«

»Mißhandlungen?« fragte Peter. »Mein Gott, Chub - wie übersetzt du Folter? Das Ganze beginnt mit einer Massenvergewaltigung, an der sich alle Mitglieder der die Verhaftung durchführenden Polizeitruppe beteiligen. Diese freundliche Gefälligkeit wird allnächtlich von den Gefängniswärtern wiederholt, bis eine von vier Möglichkeiten eintritt: der in Frage kommende Guerilla ergibt sich; das arme, in ›Schutzhaft‹ befindliche Mädchen wird verrückt oder begeht Selbstmord oder stirbt aus Scham und Entsetzen. Letzteres ist

sogar ziemlich häufig, weil eine große Anzahl der Guerillas Studenten sind und ihre Frauen aus anständigen, gutbürgerlichen Familien stammen. Später, wenn der Kerl, hinter dem sie her sind, zu lange braucht, um sich zu ergeben, wird sie einfach zu Tode gefoltert. Oder sie wenden die Bierflaschenmethode an, wie sie es da unten nennen.«

»Die geschulten Mörder meines Bruders haben diese Methode erfunden«, flüsterte Alicia, in deren Augen plötzlich Tränen standen.

»Nein, genug«, beschloß Jim. »Wechseln wir das Thema. Wir quälen Alicia -«

»Nein«, wendete sie ein. »Bitte sprecht weiter, Jim. Sie müssen es wissen.«

»Gut«, seufzte Jim. »Warum ›Bierflaschen‹, Peter?«

Peter sah schnell zu Alicia hinüber und sagte: »Verschieben wir die Bierflaschengeschichte auf später, Chub. Es ist zu viel für Licia, fürchte ich...«

»Dann erzähle ich es ihm«, fuhr Alicia auf, »denn ich habe es auch miterlebt! In meinem armen, gequälten Land gibt es eine Biersorte, die Green Cross Bier heißt. Das Bier ist ausgezeichnet und wird in ganz Südamerika vertrieben.«

»Ich kenne es«, sagte Jim, »es ist verdammt gut.«

»Dann kennen Sie auch die Flaschen, in denen es verkauft wird. Lang und dünn. Aus grünem Glas. Dünn genug, um mühelos zwischen die Beine einer Frau und - und in ihren Körper gestoßen zu werden. Sobald die Flasche drin ist, schlagen sie darauf. Mit der Faust. So fest, daß die Flasche zerbricht, und -«

»O mein Gott!« seufzte Jim.

»Es ist kein angenehmer Tod«, sprach Alicia langsam. »Es dauert lange. Und die Schmerzen sind entsetzlich. Manchmal sind die Blutungen tödlich. Und die, die verbluten, sind gut

dran. Denn sonst kommt der Wundbrand dazu. Und der Geruch ist unvorstellbar scheußlich. Manche - töten sich selbst. Wenn sie die Möglichkeit dazu finden. Und manche sterben an Herzanfällen - weil sie schreien, bis ihre Lungen platzen. Und einige wenige werden gerettet. Zumindest hat mein Peter einige gerettet, als er das Konzentrationslager für Frauen in Chizénaya einnahm und die Leute von unserem Sanitätskorps ihnen ärztliche Behandlung zuteil werden ließen. Nur waren sie - sie waren alle -«

»Was?« flüsterte Jim.

»Schon verrückt. Einige von ihnen - achtzehn-, zwanzig-, einundzwanzigjährige Mädchen - hatten schneeweißes Haar und sahen aus wie siebzig. Andere waren kahl. Die meisten konnten nicht mehr sprechen. Sie heulten und grunzten und bellten wie Tiere. Als Peter und ich Costa Verde verließen - aus der riesigen grünen Hölle entkamen, die mein Land jetzt ist -, befanden sich alle in der staatlichen Irrenanstalt. Neunzig Prozent von ihnen sind inzwischen gestorben. Die übrigen befinden sich immer noch dort...«

»Aber sicherlich ist es jetzt besser«, sagte Jim. »Zumindest ein bißchen, nicht wahr? Schließlich seid ihr drei 1963 aus Costa Verde weg, soweit ich mich erinnere, und -«

»Es ist schlimmer geworden«, widersprach Peter. »Denn die Roten hatten gelernt, sich ergeben bedeutet nur, daß sie ihr Leben gegen das Leben ihrer - inzwischen seelisch und körperlich zerstörten - Frauen eintauschten, und sie begannen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Also entführen sie jetzt Frauen aus rechtsorientierten Familien und halten sie als Geiseln fest, um die Sicherheit ihrer eigenen Frauen zu gewährleisten. Es funktioniert nicht. García weigert sich, mit den Roten zu verhandeln, ganz gleich, wen sie entführen. Er hat keine Tochter, und seine Frau wird von bewaffneten Leibwächtern sogar in die Toilette begleitet, also steht das Spiel unentschieden. Die Roten benehmen sich ihren weiblichen

Gefangenen gegenüber um eine Kleinigkeit freundlicher. Sie gewähren ihnen eine zehntägige Gnadenfrist, bevor die Massenvergewaltigung einsetzt...«

»Ich gehe also recht in der Annahme, daß Women's Lib dort unten nicht sehr viel Anklang gefunden hat?« meinte Jim.

»Nein, Sie irren sich«, konterte Alicia scharf. »Dutzende junger Frauen sind in den Urwald gegangen und kämpfen Schulter an Schulter mit ihren Männern. Die Nichten und Töchter von Freunden von mir und Marisol - aber bitte, fragen Sie weiter, Jim, alles, was Sie wissen wollen.«

»Etwas verstehe ich nicht«, sagte Jim. »Der CIA ist durch die Untersuchungen während der letzten paar Jahre ganz schön angeschlagen. Wie kann er es dann wagen, García zu unterstützen?«

»Das tut er nicht«, erklärte Peter, »er tut einfach nur, was man ihm befiehlt. Und er ist da nicht besser oder schlechter als jeder andere Geheimdienst. Er hat bloß das Pech, im Namen einer Nation handeln zu müssen, die nie über ihren infantilen Puritanismus hinausgekommen ist, und die kollektiv zu dumm ist, um zu begreifen, daß es nicht ratsam ist, seine schmutzige Wäsche in aller Öffentlichkeit zu waschen.«

»Dann bist du mit dem CIA also einverstanden?« erkundigte sich Jim.

»Ich bin mit keiner Spionageorganisation einverstanden. Ich akzeptiere widerstrebend die Notwendigkeit ihrer Existenz in einer nicht ganz vollkommenen Welt, Chub. Und wenn man nicht daran glaubt, daß weitermachen und die andere Backe hinhalten zum Ziel führt, dann bleibt nichts anderes übrig, als unsere ausgebildeten Paranoiker zumindest genauso dreckig kämpfen zu lassen wie die Jungen auf der anderen Seite. Die Hauptschwierigkeit besteht darin, daß Spionageorganisationen von ihrem Wesen her kranke Typen anziehen. Aber laß mich um Himmels willen nicht auf diesem Thema herumreiten. Also, um

ein wenig zurückzugreifen: die Liberalen in Washington zwangen die Regierung, García jede Unterstützung zu entziehen; ihre Vorgänger hatten den gleichen Kraftakt in bezug auf meinen süßen, liebenswerten, verblichenen Schwager, Miguel Villalonga, abgezogen.«

»Dank deiner Berichte, *cielo«,* sagte Alicia zuckersüß. »Von mir aus. Vielleicht wirklich. Wer kann das wissen? Und was macht es schon aus? Vielleicht wäre García schließlich vertrieben oder liquidiert worden, aber dann tauchte ein neuer Faktor auf der Bildfläche auf: Öl.«

»Das weiß ich«, sagte Jim.

»Oh, ich meine nicht die altbekannten, im Landesinneren gelegenen Ölfelder, die nie viel wert waren, und die der Zopocomapetl durch seinen letzten größeren Ausbruch glatt stillgelegt hat, sondern die neuentdeckten Erdöllager unter dem Meeresboden, die die Ölsucher der Worldwide Petroleum aufgespürt haben, als sie von schwimmenden Bohrinseln aus am Meeresgrund bohrten - ein weiterer Pluspunkt für deinen geliebten Ex-Boß Crowley...«

»Auch das habe ich gewußt«, sagte Jim. Peter starrte ihn an.

»Mein Gott, Chub, wieso? Tim und ich haben die besten Männer direkt an der Quelle in Washington sitzen, die uns Informationen für unsere kleine politische Zeitung liefern - die, wie ich mit Stolz feststellen kann, Pflichtlektüre für viele Regierungsstellen und bevorzugte Quelle für das *Wall Street Journal* geworden ist. Trotzdem hat es uns ziemliche Mühe gekostet, diese Auskunft zu erhalten, also woher, konntest du -«

»Man ließ es absichtlich zu mir durchsickern. Aber bevor ich auf das Wie und Warum eingehe - was uns sicherlich von unserem eigentlichen Thema ablenken würde -, welche Auswirkungen wird das Öl haben, außer daß es García & Co. stinkreich macht?«

»Verleiht ihm einen ungeheuren politischen Vorteil. Er hat

versprochen, nicht der OPEC beizutreten und den Preis für sein Rohöl mit schäbigen acht Dollar pro Tonne festzulegen, wenn wir ihm dafür die hochentwickelte militärische Hardware liefern, über die wir verfügen. Um dir eine Vorstellung davon zu geben: Was er vor allem haben will, sind ›Menschendetektoren‹, diese wärmeempfindlichen Geräte, die einen einzelnen Menschen nur auf Grund seiner Körpertemperatur ausmachen, auch wenn er sich in einer Entfernung von zwei Meilen im Dschungel versteckt; Scharfschützengewehre mit den neuesten elektronischen Zielfernrohren, die noch das schwächste Licht konzentrieren und dunkle Nacht in hellen Tag verwandeln, zumindest für denjenigen, der durch sie hindurchsieht; Chemikalien, um die Wildnis zu entlauben - das ganze Antiguerillazeugs, das wir in Vietnam entwickelt haben - Panzer, Jet-Jagdflugzeuge, Geschosse für Boden-Boden, Boden-Luft, Luft-Luft und für mittlere Weiten. Übrigens sind die Weiten gar nicht so mittel. Sie sind groß genug, um die Dinger nach Havanna hinüberzuschießen.«

»Und wir werden ihm tatsächlich das alles zur Verfügung stellen?« wollte Jim wissen.

»Das und die spitzenbesetzten Unterhosen des Präsidenten, wenn Crowley und die Öllobby mitzureden haben. Jetzt bin ich an der Reihe: Wie zum Teufel hast du von dem verdammten Öl erfahren?«

»Noch nicht. Vorerst noch etwas anderes, Peter: Gibt es jemanden - irgend jemanden dort unten, dem ich trauen kann? Ich werde vielleicht Hilfe verdammt nötig haben, weißt du. Wenn es nur einen Burschen gäbe, dem ich eine Botschaft anvertrauen kann die er durchbringt, ohne daß sie in andere Kanäle abgelenkt wird, und -«

»Du hast Glück, Chub. Wir haben ihn nämlich schon erwähnt: Tomas - der Majordomo der Botschaft. Vollständiger Name: Tomas Martinez Galan. Mein ehemaliger Führer dort unten. Er

bekam wegen Alicia und mir Schwierigkeiten. Man hielt ihn für unsere rechte Hand in der komischen Oper, die einige unserer Freunde inszenierten, hauptsächlich schockierend rosa Studenten, und die der Zopocomapetl für uns gewonnen hat...«

»Der Vulkan?«

»Ja. Der spielte den Deus ex machina. Ging genau im richtigen Augenblick in die Luft. Aber unsere rosa Freunde wurden von den echten Roten gestürzt, die als nächste eintrafen und unter der sachverständigen Leitung eines gewissen Ernesto ›Rubles‹ Ramirez, eines in Moskau ausgebildeten Agitpropprofis aus Kuba, Säuberungsaktionen und Schauprozesse zu inszenieren begannen.«

»Ich habe einen vertraulichen Bericht des CIA über ihn gelesen«, sagte Jim. »Wirklicher Name Grünwald, nicht wahr? Ernst Grünwald. Tscheche und ein ganz übler Bursche. Wo ist er jetzt?«

»In Spanien und vermasselt den Spaniern das Geschäft. Aber wo war ich stehengeblieben? Ach ja. ›Rubles‹ & Co. wollten den armen Tomas mit der Begründung erschießen, daß er solchen entsetzlichen faschistischen Spionen und Söldlingen der kapitalistischen Presse wie Tim, Alicia und mir geholfen hatte, aus dem Land zu entkommen.«

»Und Tims Frau nicht?« fragte Jim.

»Marisol? Nein. Sie war schon in New York. Alicia hatte sie schon vorher hinausgebracht.«

»Soll ich ihm erzählen, wie Peter, *cielo?«* fragte Alicia mutwillig.

»Verdammt noch mal, nein! Und wenn ihr beiden nicht aufhört, mich zu unterbrechen, werde ich mit dieser Information nie fertig. Jedenfalls entkam Tomas mit knapper Not und flüchtete in die amerikanische Botschaft. Natürlich waren damals der Botschafter und seine Frau schon tot - ermordet -, aber der Geschäftsträger, ein gewisser Donald Filton, war da.

Und der war ein Freund meines Vaters - und des deinen, Chub-«

»Die gute, alte Schulkameradschaft«, warf Jim ein.

»Manchmal ist sie nützlich«, erklärte Peter trocken. »Jedenfalls zog er bei mir in New York Erkundigungen ein - natürlich mittels eines diplomatischen Kuriers -, und ich stellte Tomas ein ausgezeichnetes Zeugnis aus. Deshalb schützte ihn Filton, der zwar wie ein blinder, ergrauender Hühnerhabicht aussieht, aber trockenen, aristokratischen Mumm in den Knochen hat. Dann inszenierten die Rechten - mit den üblichen Gerüchten von einer Unterstützung durch den CIA - die nächste Revolution. Und Tomas, der vor den roten Unterdrückern geflüchtet war, avancierte automatisch zum Helden...«

»Und?« fragte Jim.

»Tomas war zu klug, um sich auf so trügerischem Ruhm auszuruhen. Er bewarb sich um den Posten eines Majordomo an unserer Botschaft und erhielt ihn auch, als Filton zum Botschafter ernannt wurde. Seither ist er dort beschäftigt. Und jeder Botschafter, den wir hinuntergeschickt haben, schwört auf ihn. Du kannst mir glauben, Chub: auf Tomas kannst du dich verlassen.«

»Peter«, warf Alicia schnell ein, »du vergißt noch zwei Männer, die beide viel wichtiger sind als Tomas.«

»Und zwar?« fragte Peter.

»Doktor Gómez und der Erzbischof.«

»In welcher Beziehung wichtiger?« fragte Peter. »Gesellschaftlich, Licia? Das gebe ich zu, aber beide viel weniger in der Lage, Chub - Jim - wirklich zu helfen, wenn es hart auf hart geht. Und das wird zweifellos der Fall sein. Aber O.K., setz sie auf deine Liste, Jim! Na also, ich gewöhne mich daran. Doktor Vincente Gómez Almagro. Absolvent der medizinischen Fakultät von Harvard, einer der verdammt besten Chirurgen, die ich kenne, Jim, der sehr nützlich sein könnte, wenn diese Typen dich durchlöchern, wie sie es mit mir getan

haben. Vince hat mir damals das Leben gerettet, mit kräftiger Unterstützung durch Licias und Padre Píos Gebete. Womit ich zu Seiner Exzellenz, dem Erzbischof, komme. Er heißt José María Zaratie gui Isturiz, wurde aber während seines langen, aufopfernden Wirkens als Pater Fromm bekannt, einfach deshalb, weil außer geborenen Basken niemand baskische Namen aussprechen kann. Er muß jetzt an die achtzig sein, ist aber lebhaft wie ein Junger und genauso unternehmungslustig und mutig wie eh und je. Der einzige wirklich gute Mensch, den ich je kennengelernt habe. Religion kann das bewirken - wenn man an sie glauben kann. Das einzige Problem ist, daß García den Padre Pió in seinem erzbischöflichen Palais eingeschlossen hat und ihn nicht herauslassen will. Er hat Angst vor dem lieben, einfachen alten Mann. Der einzige Mensch in Costa Verde, den García nicht zu töten wagt. Der einzige Mann, den er weder einschüchtern noch beugen, noch brechen kann. Der einzige arme, achtzigjährige, fromme Mann, der -«

»- wunderbar ist!« unterbrach ihn Alicia. »Und ein Held. Und ein Heiliger. Möge Gott ihn ewig segnen.«

»Amen!« schloß Peter. »Ich bin ganz deiner Meinung, Licia. Aber trotzdem, Vince Gómez kann Jim nur helfen, wenn Jim auf einer Tragbahre zu ihm gebracht wird. Und Padre Pió ist praktisch ein Gefangener, also -«

»Vielleicht«, meinte Alicia, »wird er wieder ein Wunder wirken zu Jims Gunsten. Ich muß ihm schreiben und ihm Jim besonders ans Herz legen, damit er für ihn betet, und -«

»Ich danke Ihnen dafür, Alicia«, erklärte Jim feierlich, »ich brauche wahrscheinlich jemanden, der für mich betet, weil ich ein ziemlicher Sünder bin. Gut - ich glaube, damit hätten wir so ziemlich alles besprochen. Mein Gott, ist es spät geworden! Ich habe es gar nicht gemerkt -«

»O nein, Chub! Jetzt erzählst du uns erst, wie du von dem Erdölfund erfahren hast, den das Außenministerium um jeden

Preis geheimzuhalten wünschte - mit der bereitwilligen Unterstützung von Wildcat und Genossen. Sie wollen ihn unseren Freunden mit dem Kaffiyeh bei der nächsten Feilscherei um die arabischen Ölpreise unter die Nase reiben und ihn dazu benützen, um den Preis für Rohöl von seinem verbrecherisch hohen Niveau auf ein nur ruinöses hinunterzudrücken«, stellte Peter fest.

»Man ließ es mich wissen. Mein Abteilungsleiter - ein sehr stellvertretender Staatssekretär. Damit ich ein bißchen zurückstecke. Ich nehme an, ich habe ihn ein wenig zu sehr von oben herab behandelt. Geld verleiht eben eine gewisse Sicherheit.«

»Du sprichst in Rätseln.«

»Nein. Ich sollte erfahren, daß hauptsächlich Ed Crowley dafür verantwortlich ist, wenn ich den Posten erhalte. Daß er zahlreiche Drähte gezogen hat, um sicherzugehen, daß ich ihn bekomme.«

Peter und Alicia starrten Jim an. Dann sagte Peter: »Du hast damit gerade eine Frage beantwortet, Jim, die ich nicht zu stellen gewagt habe. Ich habe ja nie geglaubt, daß die Geschichte wahr ist -«

»Welche Geschichte, *cielo?«* fragte Alicia.

»Nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, Licia. Sie gehört Jims Vergangenheit an und betrifft sein Privatleben. Und er hat das Recht, sie für sich zu behalten, *muñeca.* Meiner Meinung nach eines der wenigen noch existierenden unveräußerlichen Rechte.«

»Danke, Peter«, sagte Jim feierlich. »Aber du hast meine Erlaubnis, sie Alicia zu erzählen. Später. Im Bett. Bettgeflüster ist einer der unbestreitbaren Vorteile des Ehestandes. Ich werde nicht einmal Einspruch erheben.«

»Jetzt bin ich aber wirklich erstaunt!« stellte Alicia fest. »Waren Sie ein sehr schlimmer Junge, Jim?«

Jim lächelte. Das Lächeln war unendlich traurig. »Sagen wir, daß ich es versucht habe, Alicia«, entgegnete er.

3

Am Montag vormittag flog Jim Rush nach New York zurück. In seinem Akt im Außenministerium schien diese Stadt als sein »Wohnort« auf, was Jims Meinung nach viel genauer war als die Feststellung, er lebe dort. Er besaß seit dem Tod seines Vaters ein Haus in der Zweiundsiebzigsten Ost. Er hatte es geerbt, zusammen mit den Einkünften aus Legaten, die etliche Generationen von Rushs angehäuft hatten. Sie waren durch vorsichtige Kodizille, die jeweils auf Grund der wechselnden finanziellen Situation hinzugefügt worden waren, so abgesichert, daß sie beinahe immer mit nicht nur intaktem, sondern sogar vergrößertem Kapital von einer Rush-Generation zur nächsten weitergegeben wurden.

Aber jetzt, dachte er traurig, würden bei seinem Tod sowohl Haus als auch Legate an irgendeine wohltätige Organisation fallen, denn Jim war der allerletzte in der Reihe der Rushs, geschieden, verwitwet, unverheiratet, beinahe fünfzig Jahre alt, und daher hielt er es für höchstwahrscheinlich, daß sein Geschlecht mit ihm aussterben würde.

Er nahm einen Aktenkofier ins Flugzeug mit, der mit Notizen über die ausführlichen Informationen angefüllt war, die ihm Tim O'Rourke und Peter Reynolds gegeben hatten. Er tat dies eigentlich nur, weil er als erfahrener Weltreisender die ärgerliche Gewohnheit der Fluggesellschaften kannte, das wertvolle Gepäckstück nach Schanghai zu schicken, und nicht, weil er die Absicht hatte, die Notizen auch nur durchzusehen. Sie enthielten biographische Angaben über den jetzigen Diktator, General Manuel García Herredia, über dessen wichtigste Parteigänger, seine bedeutendsten Feinde und eine lange alphabetische Namensliste links- und rechtsextremer subversiver beziehungsweise terroristischer Organisationen. Gemäßigte Organisationen befanden sich nicht darunter, was für

Lateinamerika typisch war.

Natürlich lohnte es nicht die Mühe, in einem Jet, der ihn in wenigen Minuten von Boston nach New York brachte - die Taxifahrten nach Logan und von La Guardia dauerten erfahrungsgemäß viel länger als der Flug selbst -, den Aktenkoffer zu öffnen und sich mit den Notizen zu beschäftigen. Sobald er sich in seinem Sitz niedergelassen hatte, nahm er jedoch das Polaroidfoto zur Hand, das Tim geschossen hatte und das ihn zwischen Alicia und Marisol zeigte, denen er die Arme um die Schultern gelegt hatte. Er begann, Alicias Gesicht, das ihn an ein heidnisches Idol erinnerte, sorgfältig zu studieren. Natürlich hatte Tim an diesem Sonntagvormittag noch viele andere Fotos geknipst und Jim die Auswahl überlassen. Und obwohl Jim diplomatisch und höflich mehrere ausgesucht hatte, interessierte ihn in Wirklichkeit nur dieses eine.

Warum? fragte er sich. Du wirst dir doch nicht in absolut sinnloser Weise in den Kopf gesetz haben, daß du dich in die Frau deines besten Freundes verliebt hast, oder? Du hast eben eine ganz natürliche Zuneigung zu ihr gefaßt - wer würde das nicht? Mein Gott! Sie sieht dich mit ihren schräggestellten, nachtschwarzen Dschungelaugen an, und - Schluß, Jim! Viel zu viele Eigenschaftswörter für Augen, die einfach indianisch, tluscolanisch sind, wie Peter gesagt hat. Du hast schon Tausende solcher Augen gesehen.

Aber er wußte, daß das nicht stimmte. Nie zuvor. Auch nichts, was auch nur annähernd ihrem merkwürdig widersprüchlichen Mund ähnelte. Sinnlich. Das stimmte, zugegeben. Und dennoch zärtlich. Schmerzlich zärtlich. Irgendwie wehrlos. Noch mehr Eigenschaftswörter! Und er hatte viel zuviel Erfahrung als Schriftsteller, sowohl im College als auch während seiner Tätigkeit als Public-Relations-Mann, um nicht zu wissen, wie schädlich ihr übermäßiger Gebrauch für die gängige englische Prosa ist. Aber sie waren ihm automatisch eingefallen, und er war an ihnen hängengeblieben. Vielleicht, weil sie so verdammt

genau zutreffen, dachte er. Eigentlich wußte er nicht, warum er Tim gebeten hatte, gerade dieses Foto aufzunehmen. Er hatte scherzend erklärt, er würde es überall herumzeigen und sich damit rühmen, daß Alicia und Marisol seine *queridas* seien, ein Wort, das jeder Spanischsprechende mit Geliebte übersetzt, während das Wörterbuch es als Liebste interpretiert. Aber das war nicht die eigentliche Ursache. Die erkannte er genau. Er wußte nur zu gut, daß sein Vorhaben verrückt - oder beinahe verrückt - war. Denn er war fast sicher, daß er das Foto nach Villalonga mitnehmen, es dem Majordomo in der amerikanischen Botschaft zeigen und sagen würde:

»Hören Sie, Tomas, finden Sie ein Mädchen für mich, das genau wie dieses hier aussieht.«

Und es bestand sogar eine gewisse Aussicht auf Erfolg, nach dem, was Peter und Alicia erzählt hatten. Denn es war völlig klar, daß Alicias Vater ein *mujeriego* gewesen war, ein spanisches Wort, das wörtlich Frauenheld bedeutet, aber eher dem Begriff des Schürzenjägers entspricht.

Die Verhältnisse in Südamerika - vor allem die unumschränkte Autorität, mit der die römisch-katholische Kirche über alle Fragen der Geschlechtsmoral entscheidet und alle Versuche, zu einer wirkungsvollen Empfängnisverhütung zu gelangen, vereitelt - ließen darauf schließen, daß der Mann zusätzlich zu seinen legitimen noch zahllose illegitime Nachkommen gezeugt hatte. Wie Jim indirekt während seines Wochenendbesuches im Haus der Reynolds' erfahren hatte, waren nur Alicia und ihr verstorbener Bruder, der von den Kommunisten während der Revolte im Jahr 1963 ermordete Diktator Miguel Villalonga, ehelich geboren. Jim wußte nicht mehr, wie oft er die typische Antwort der Latinos auf die Frage »Wie viele Kinder haben Sie?« gehört hatte. Sie lautete: »En que calle?« - »In welcher Straße?«

Da also diese Annahme zutraf und auch durch Alicias Worte bestätigt worden war, war es durchaus möglich, daß er, Jim

Rush, in Ciudad Villalonga, wenn er sich nur halbwegs bemühte, eine von Alicias Halbschwestern oder eine ihrer Nichten kennenlernte. Die Stadt war übrigens nach Alicias ermordetem Bruder oder, noch wahrscheinlicher angesichts der Begabung der Latinos zur Selbstbeweihräucherung, von Miguel Villalonga noch zu seinen Lebzeiten nach ihm benannt worden. Vielleicht würde Alicias Ebenbild Jim so sehr gefallen, daß er seine beinahe krankhafte Schüchternheit überwinden und eine neuerliche Demütigung riskieren würde, wie er sie schon so oft von Frauen erlitten hatte. Und da er perfekt spanisch sprach, hatte er damit eine konkrete Chance, seine Einsamkeit für immer zu beenden.

Eine ganz konkrete Chance, gestand er sich langsam ein. Du kennst *Latinas.* Sie sind die realistischesten Frauen der Welt. Hoffnungslos romantisch sind nur die *Norteamericanas* und andere *Nórdicas* - einer der Gründe für die erschreckend hohen Scheidungsraten in den Ländern, in denen die Blondinen überwiegen. Wie viele wirklich überwältigend schöne *Latinas* hast du kennengelernt, die mit Männern verheiratet waren, die ihre Väter sein konnten, oder mit Jünglingen, die beinahe schon körperlich abstoßend waren, nur weil diese Männer in der Gesellschaft angesehen und finanziell gutgestellt waren? Hunderte. Und du selbst - du zurückgebliebener pubertärer Narr hättest seit Virginias Tod mindestens ein Dutzend attraktiver Frauen heiraten können, wenn du nicht gezögert und auf ein Wunder gewartet hättest - dein Traummädchen hätte dir mit leuchtenden Augen und echter, zärtlicher Liebe entgegenschweben sollen. Verdammter Mist! Was hat Liebe überhaupt mit einer funktionierenden Ehe zu tun? Ich würde sagen, daß Zuneigung, gegenseitige Achtung und vor allem Geduld den irritierenden Eigenheiten, schlechten Gewohnheiten und kleinen Verrücktheiten des anderen gegenüber die Faktoren sind, die die Sache erst interessant machen. Wenn überhaupt. Wenn es überhaupt so etwas wie eine gute Ehe gibt...

Vielleicht keine gute. Vielleicht war gut schon zu viel verlangt. Aber funktionierend, ja. Funktionierend in dem Sinn, daß sie ruhig, angenehm, beständig ist - jetzt hatte er es! Wie sehr sehnte er sich nach Kontinuität, Stabilität, er, der keines von beiden erlebt hatte. Und er mußte zugeben, daß bei den Menschen, die er in Lateinamerika kennengelernt hatte - beinahe alle aus der Oberschicht -, die Ehen für gewöhnlich beständig waren. Natürlich amüsierten sich die Ehemänner dieser kleinen Gruppe, die alle reich genug waren, um es sich leisten zu können, nach Kräften. Aber die Frauen beinahe nie. Oder vielleicht doch, dachte er. Die lateinamerikanischen Frauen sind klug genug, um sich nicht erwischen zu lassen. Würdest du auch das akzeptieren - auf der vernünftigen Basis: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß? Ja, beantwortete er seine eigene rein rhetorische Frage traurig, wie die Dinge jetzt stehen, würde ich... Er erinnerte sich dann daran, wie aufrichtig Virginia gewesen war, wie kalt, gefühllos, schockierend aufrichtig sie ihre Ehebrüche zugegeben hatte. Infolge seiner häufigen, unvermeidbaren und langen Abwesenheiten - erschwert durch ihre entschiedene Weigerung, ihn auf seine beruflich bedingten Auslandsreisen zu begleiten - hätte Virginia ohne weiteres die Möglichkeit gehabt, ihre Untreue geheimzuhalten.

Aber Virginia war eine Romantikerin gewesen - eine Lebenseinstellung, die gesetzlich verboten werden sollte - und von Natur aus unfähig, eine einfache, körperlich befriedigende Affäre zu genießen, wenn sie nicht davon überzeugt war, daß der betreffende Mann der zu spät aufgetauchte, vollkommene Partner war, und daß die Affäre ewig dauern würde. Und da beide Vorstellungen, sinnierte Jim, in der Liste der absoluten Illusionen sehr weit oben stehen, wurde sie regelmäßig enttäuscht. Also versuchte sie es wieder und schraubte allmählich ihre Anforderungen hinunter, je älter sie wurde. Ich nehme an, daß sie beim letzten Mal endlich die Wahrheit erkannte: daß es keinen vollkommenen Partner gibt und auch

keine Liebe, die über die Mitte des Lebens hinaus anhält und das ertrug sie einfach nicht. Sie muß in den Spiegel geblickt und sich so gesehen haben, wie sie wirklich war - eine magere, verwelkte, nie überaus anziehend gewesene Frau, mit einem starken Hang zur Sinnlichkeit, die sie nur akzeptierte, wenn sie mit Musik, Schwärmerei und Blumen aufgewertet wurde. Und wahrscheinlich war ihr klar geworden, daß sie nicht mehr viel zu bieten hatte, daß sie - welch grausamer Gedanke - vielleicht nie etwas zu bieten gehabt hatte. Denn es waren immer ihre Liebhaber gewesen, die zuerst genug bekamen, immer hatte man sie verlassen, nie umgekehrt - die einzige Ausnahme war Jim Rush! Und als sie begriff, daß sie den Rest ihres Lebens mit dem langweiligen, muffigen, gleichgültigen Mann verbringen mußte, den sie verachtete - vor allem deshalb, weil er nie energisch geworden war und sie nach Strich und Faden verprügelt hatte, obwohl sie verteufelt genau wußte, daß sie es verdiente -, zog sie es vor, zu sterben.

Und jetzt bist du hier, hast das hinter dir und das sichere Bewußtsein, daß zumindest eine Frau der Meinung war, es wäre besser, tot zu sein, als weiter mit dir zu leben - und denkst daran, planst beinahe wieder, es noch einmal zu probieren...

Er packte die Fotografie mit beiden Händen und wollte sie zerreißen. Aber er brachte es nicht über sich. Er war tatsächlich nicht dazu fähig. Er starrte Alicias Gesicht an, das in einem einmaligen Augenblick auf dein Film festgehalten worden war, und seine Hände begannen zu zittern. Langsam steckte er das Bild wieder in die Innentasche seines Rocks.

Vielleicht hatte eine der Stewardessen die Bewegung bemerkt, genau das Ausmaß an Verzweiflung erkannt, das sie verriet; sie war dafür geschult, Gefühlsausbrüche, Selbstmordversuche, Wahnsinnsanfälle, kurz alles zu unterbinden, was den ruhigen Verlauf des Fluges stören konnte. Also beugte sie sich über ihn und sagte mit etwas zu fröhlichem Ton:

»Möchten Sie etwas zu trinken, Sir? Oder etwas zu lesen? Ach du liebe Zeit! Das klingt ja wie entweder - oder. Natürlich können Sie auch beides haben, wenn Sie wollen...«

Jim starrte sie an. Dann seufzte er erleichtert auf.

»Danke, nichts zu trinken«, sagte er. »Aber eine Zeitung, eine New Yorker Morgenzeitung; wenn Sie eine haben, würde ich gerne -«

»O.K.«, sagte sie. Oder vielleicht »Roger« oder etwas ähnlich Verrücktes. Er war nicht sicher, und es war auch nicht wichtig. Sekunden später war sie mit der Zeitung wieder da. Jim bedankte sich und begann zu lesen. Und im nächsten Augenblick stand eine weitere Episode aus dem langen, langsamen, langweiligen, aber qualvollen Drama seines Lebens vor seinen Augen und traf ihn wie ein Schlag.

»Jenny Crowley angeblich in Südamerika!« schrien ihm die Schlagzeilen entgegen. »Verschwundene Ölerbin, vom FBI im Zusammenhang mit den Kindermorden des Satanskults gesucht, von Augenzeugen in Venezuela erkannt!«

Es folgten Spalten um Spalten purer, durch nichts begründeter Vermutungen plus der ganzen wieder aufgewärmten Geschichte. Aber Jim las sie nicht. Die Vermutungen interessierten ihn überhaupt nicht, und den Fall kannte er bereits mit allen ekelerregenden Details. Statt dessen dachte er an Jenny Crowley. Er rief sich mit Gewalt ihr süßes, kindliches, aber auch unendlich eigensinniges Gesicht ins Gedächtnis. Jenny mit dem hellbraunen Haar, hatte er sie genannt, nach dem alten Volkslied, obwohl ihr Haar eigentlich dunkelblond und nicht braun war und obwohl es im Lied - wie ihm gerade einfiel - Jeanie und nicht Jenny hieß. Er gelangte wieder zu dem gleichen Schluß, zu dem er schon viel früher gekommen war, einem Schluß, der für ihn einer Überzeugung gleichkam: Es war ihm gleichgültig, wie viele Augenzeugen sie in einem der Autos gesehen haben wollten, mit denen Jeremy Whittle und sein

Hexensabbat ihm höriger Hexen eines Nachts das katholische Waisenhaus überfallen hatten. Die beiden diensthabenden Nonnen waren geknebelt und gefesselt worden, und dann hatten sie zwei kleine Mädchen mitgenommen, deren zerstückelten Körper auf dem Hochaltar ihres »Tempels« gefunden wurden; anscheinend hatten sie ihrem satanischen Meister ein Blutopfer dargebracht. Jenny Crowley, die Jenny, die er kannte, verhielt sich Kindern gegenüber immer gleich: ob sie nun schwarz, weiß, orientalisch oder asiatisch waren, ungewaschen und zerlumpt zum Himmel stanken, sie schloß sie in ihre sehnsüchtigen Arme (er hatte es mindestens ein dutzendmal miterlebt) und erstickte sie beinahe unter Küssen.

Scheiße! schnaubte er. Rinderscheiße und Pferdemist! Warum wurde sie denn nicht zusammen mit den anderen verrückten, mordenden Schweinen erwischt? Jeremy und zwölf Mädchen - sie war angeblich das dreizehnte, das laut Vorschrift zu einem Hexensabbat gehört - lagen, größtenteils splitternackt und mit dem Blut der unglückseligen Kinder beschmiert, noch schlafend oder unter Drogeneinfluß auf dem Schauplatz herum. Voll wie eine Haubitze, hätte Jenny gesagt. Einzige Ausnahme: der schwarze Junge, Ronald Spearman, der erschossen in einem der Autos vor dem »Tempel« gefunden wurde. Jennys Fingerabdrücke fanden sich auf allen Fenstern des Wagens. Neben ihm auf dem Sitz lag ein Paket Marihuana-Zigaretten. Zigarettenstummel, manche mit Spuren von Lippenstift, in den Aschenbechern und auf dem Boden. Also beschuldigte man Jenny des Mordes an Spearman und verdächtigte sie, an den »Kindermorden der Satanskultorgien« teilgenommen zu haben - wie es die Tageszeitungen in ihrer zurückhaltenden, klaren Diktion ausdrückten.

Es schauderte ihn, als er an diese Artikel dachte. Man hatte sie darin nicht gerade nett behandelt. Die Zeitungen hatten sich daran delektiert, Vermutungen darüber anzustellen, welcher Art die Beziehungen zwischen Jenny und Spearman waren, und zu

ergründen, warum sie ihn ermordet hatte.

Soweit sie es wagten, deuteten sie unmißverständlich an, daß Jenny und der arme Teufel ein Liebespaar gewesen waren, erinnerte sich Jim traurig. »Ihr bevorzugter Partner bei kultischen Handlungen?« hieß es. Was ich sogar glauben würde, denn damals hätte Jenny schon wirklich alles getan, um es ihrem Vater heimzuzahlen, um sich für ein Leben der Vernachlässigung, der Beschimpfungen und gleichzeitig der Verhätschelung zu rächen.

Um fair zu sein, muß ich zugeben, daß sie alles von ihm haben konnte, was man für Geld kaufen kann, wenn Ed in großzügiger Stimmung war. Nur scheint es dem alten Gauner nie eingefallen zu sein, daß das, was sie brauchte, eines der wenigen Dinge war, die man nicht für Geld kaufen kann. Also revanchierte sich die kleine Jenny auf wirklich schockierende Art und Weise: flagrante Rassenschande. Sie wußte schon, wie und wo sie ihn treffen konnte. Selbst wenn sie die Hauptattraktion in dem Bordell in Las Vegas geworden wäre, das ihm praktisch gehört - er hat es auf Raten gekauft! -, hätte Ed Crowley nicht wütender sein können. Verdammt, tief in mir, rein gefühlsmäßig, empört es mich auch, und dabei halte ich mich für liberal! Und die idealistischen, ritterlichen und rücksichtsvollen Angehörigen der Presse fügten noch hinzu, daß als Motiv für das Verbrechen vielleicht auch ein »schlechter Trip« oder ein Streit zwischen einem betrunkenen, mit Rauschgift vollgepumpten Liebespärchen in Frage kam.

Beide Vermutungen treffen daneben. Denn Jenny Crowley, die Jenny, die mich »Onkel Chub« nannte und sich an meiner Schulter, die ich bereitwillig zur Verfügung stellte, ausweinte, war, ist und wird immer unfähig sein, ein Tier oder einen Menschen zu töten. Und darauf wette ich mein Leben!

Aber er hatte keine Zeit mehr, über irgend etwas

nachzudenken, denn inzwischen war das Flugzeug einen langen, langen blaugoldenen Streifen Himmel entlanggeglitten und streckte jetzt sein Fahrwerk der Landebahn entgegen.

Er unterzog sich den langweiligen, ermüdenden Formalitäten nach der Landung und fragte sich dabei, wie er den Rest des Tages verbringen sollte - außer daß er sich einen Drink in Reichweite stellte und die Notizen durchging. Er machte sich überhaupt keine Gedanken darüber, wie er die Nacht verbringen würde. Keine seiner Nächte war des Nachdenkens wert. Er lag da, kämpfte gegen seine Einsamkeit, sein brennendes Verlangen - obwohl sich dieses jetzt mehr auf menschliche Wärme, Gesellschaft, Zuneigung, Liebe, als auf rein körperliche Sexualität bezog -, bis der Schlaf, den er meist durch ein oder zwei Tabletten herbeiführte, ihm wenigstens für einige Zeit Ruhe brachte.

Er griff nach seiner Reisetasche, die auf dem Gepäcklaufband schwankte und schaukelte, als eine Hand an ihm vorbeischnellte und die Tasche herunterriß. Er drehte sich mehr erstaunt als zornig um und erblickte ein Gesicht mit einem kräftigen Kinn, das zu einem der makellos gepflegten, tadellos gekleideten, aber immer ungeheuer muskulösen Riesen gehörte, von denen Ed Crowley für gewöhnlich umgeben war. Und die er Jims Meinung nach auch sicherlich zu seinem Schutz benötigte. »Eds Gorillas« hatte er sie während der Jahre genannt, in denen er selbst dem Ölmagnaten auf den leisesten Wink gehorchte.

»Wer zum Teufel sind Sie?« fragte er.

»Ich höre auf den Namen Mike Harper«, antwortete das Muskelpaket, »und man könnte mich vielleicht als Mitglied des persönlichen Stabes von Mr. Crowley bezeichnen, Herr Botschafter. Gestatten Sie mir, Ihre Reisetasche und den Koffer zu übernehmen. Der Wagen steht vor Ausgang dreizehn. Mr. Crowley sagte, daß Sie heute ankommen würden, aber da er nicht wußte, mit welchem Flug, schickte er jeweils einen von uns zu jeder Landung hinaus.«

»Und warum, in aller Welt, hat er das getan?« erkundigte sich Jim.

»Ich habe keinen blassen Dunst«, erwiderte Harper. »Mr. Crowley gibt seinen Untergebenen keine Erklärungen - und auch sonst niemandem, wie Sie wahrscheinlich wissen, da Sie ja auch einmal für ihn gearbeitet haben, nicht wahr, Herr Botschafter?«

»Um Himmels willen, sprechen Sie mich mit meinem Namen an!« Jim war ehrlich verärgert.

»Ganz wie Sie wünschen, Mr. Rush!« antwortete Mike Harper. »Übrigens, falls Sie ein Hotelzimmer bestellt haben, sagen Sie es mir bitte, damit ich es abbestelle. Mr. Crowley läßt Ihnen ausrichten, daß er für Ihre Unterkunft sorgt. Sie bekommen die ganze Gästesuite in Crowley Towers.«

»Ich habe kein Hotelzimmer bestellt«, erwiderte Jim trocken. »Ich brauche nämlich keines. Ich besitze ein Haus - ein Stadthaus in der Zweiundsiebzigsten Straße Ost, Nr. 268. Sie können mich dort absetzen, wenn Sie wollen. Oder Sie können mir ein Taxi holen - was ich vorziehen würde. Und bestellen Sie Ihrem Boß keinen Dank. Ich habe für mein ganzes Leben genug von seiner Gastfreundschaft.« Überrascht bemerkte er, daß Mike Harpers eindrucksvolles junges Gesicht echt bestürzt wirkte. Teilweise war er darüber erstaunt, daß jemand es wagte, Ed Crowley irgend etwas abzuschlagen, aber hauptsächlich war er verwirrt, weil er einer Situation gegenüberstand, die er nicht mit einer Auswahl an Karateschlägen, Judogriffen, einem Totschläger, einem Messer oder einem Revolver bereinigen konnte. Letzterer wahrscheinlich mit einem Schalldämpfer versehen, dachte Jim spöttisch.

»Hören Sie, Mr. Rush«, sagte Mike Harper (Wie nannte Ed Crowley doch die Mitglieder seiner Schlägerbande? Ach ja, Geheimberater!), »schließen wir einen Kompromiß, ja? Wenn ich Sie nicht zu den Towers bringe, zieht mir der Boß die Haut

bei lebendigem Leib ab und außerdem bin ich meinen Posten los, und das kann ich mir nicht leisten. Ich schlage vor, Sie fahren mit mir zum Büro und sagen Mr. Crowley selbst, warum Sie nicht bei ihm wohnen wollen. Damit bin ich meinen Auftrag los.«

Jim überlegte. Begriff, daß Ed Crowleys muskelbepackter junger Speichellecker die Wahrheit sagte. Wildcats Reaktionen, wenn jemand nicht spurte, waren berüchtigt.

»In Ordnung«, sagte er, »ich will Sie nicht um Ihre Stellung bringen, Michael. Außerdem«, er grinste plötzlich, »wird es mir ein Vergnügen sein, Ed seine heutige Lektion zu erteilen.«

»Seine heutige Lektion?« wiederholte Harper. »Ich verstehe nicht, was Sie meinen, Mr. Rush.«

»Nun, daß einige Menschen nicht käuflich sind. Und daß ich in dieser Hinsicht ziemlich an der Spitze der Liste stehe. Aber gehen wir jetzt. Führen Sie mich zum Wagen. Was ist es diesmal, ein Rolls?«

»Nein, Sir, ein Mercedes 450 SE«, antwortete der Geheimberater.

»Ein genauso gutes Auto um das gleiche Geld. Verdammt, nein, es ist sogar besser. Und es erregt nicht so viel Aufmerksamkeit.«

»Sie sind auf dem Weg zum Klassenprimus. Ich merke, daß Wildcat Sie gut geschult hat. Und jetzt führen Sie mich zum Wagen«, entschied Jim.

4

Obwohl es Jim merkwürdigerweise nie vorher klargeworden war, steht fest, daß man mit Geld Geschmack kaufen kann. Natürlich mit dem unumgänglichen Vorbehalt, daß der Mann mit Geld intelligent genug ist, um den Rat des Mannes mit Geschmack anzunehmen und zu respektieren. Und obwohl man Ed Crowley - sehr zu Recht - in beinahe allen Sprachen der westlichen Welt mit Ausdrücken bezeichnete, die man nicht drucken kann, hatte ihn bisher niemand, auch nicht sein ärgster Feind, einen Idioten genannt.

Denn die Büros in Crowley Towers waren wundervoll eingerichtet, und zwar genau in der Art und Weise, wie Jim es nicht erwartet hatte. Nämlich ruhig, dezent. Sie erinnerten ihn an seinen Londoner Schneider - natürlich in der Saville Row -, den er wie so vieles Gute und Angenehme in seinem derzeitigen Leben von Jim Rush senior übernommen hatte. Sein Vater hatte ihn als unreifen Bengel dorthin mitgenommen, um ihm seinen ersten ordentlichen Anzug anfertigen zu lassen, und der Schneider hatte ihm folgenden Grundsatz für makellose Eleganz eingeprägt: »Ein gut gekleideter Herr, Mr. Rush junior, ist ein Herr, von dem Sie nachher sagen, daß er gut gekleidet war, ohne daß Sie sich auch nur an ein Detail seiner Kleidung erinnern können...«

Sinngemäß angewandt, paßte dieser Satz auf Ed Crowleys Außenbüros. Sie waren nicht, wie Jim erwartet hatte, atemberaubend. Sie waren vollkommen. Großzügig, schlicht, einfach - wie wirklich edle Dinge immer sind. An der Wand Bilder, die ihn gefangennahmen und ihn mit stiller Kraft festhielten. Hier ein Cézanne: *La montagne Sainte Victoire* natürlich, eine sehr, sehr späte Version der Landschaft, die Cézanne dreißigmal gemalt hatte. Aus seiner letzten Periode, als er seine Malereien aus festgefügten Massen von Farben

konstruierte. *»Cauchemaresque«* - »Alptraumhaft« hatten die Kritiker geschrien. Monet, eine Szene aus der Zeit, als dieser französischeste aller Maler bis nach Norwegen gewandert war, weil er raffiniertere Wechselwirkungen von Licht und Schatten suchte, als es sie im heimatlichen Argenteuil gab. Hatte jemand Dunst und Nebel je besser gemalt als Monet? Na ja, vielleicht Turner. Aber nur vielleicht. Bei Monet spürte man den Nebel, atmete ihn ein. Renoir ein rosiger Akt, mit einem Ansatz von Embonpoint und reifem, pfirsichfarbenem Fleisch, das den Blick nach der Signatur entbehrlich machte. Zwei - zwei! - Degas, vielleicht weil ihre Themen sogar in Ed Growleys versteinerter Seele Saiten der Erinnerung zum Schwingen brachten: Eine Ballettänzerin und ein Pferderennen, zwei Sujets, in deren Darstellung niemand Degas je erreichte. Ein Plakat von Toulouse-Lautrec, eine ausgelassene *Cabaret-Comédienne,* deren Gesicht eine makabre Fratze bildete. Ein sehr kleiner Van Gogh - eine Brücke in der Nähe von Arles, brennend vor goldenem Sonnenschein. Das war alles. Aber wie viele staatliche Museen konnten es mit dieser Sammlung aufnehmen? Dieser winzigen Sammlung sanft glühender, absoluter Vollkommenheit?

Oder können sie je die Millionen zusammenkratzen, die sie den alten Gauner gekostet hat? dachte Jim sarkastisch. Nichts als Neo-Impressionisten, und nur das Beste von ihnen, außer unauffällig, in einer kleinen Nische, ein T'ang-Pferd. Ein echtes, wahrhaftiges T'ang-Pferd mit Reiter, etwa dreißig Zentimeter hoch und dreizehnhundert Jahre alt, für dessen Besitz Jim beinahe bereit gewesen wäre, seine unsterbliche Seele zu verkaufen. Sogar die Empfangsdame - ihrem Akzent nach Engländerin paßte in die gesamte vornehme Vollkommenheit. Eine echte Schönheit - Ed Crowley hätte keine häßliche oder auch nur unscheinbare Bewerberin um einen Posten länger als sieben Sekunden in seiner Nähe geduldet -, aber sie war dennoch nicht der Typ, der noch vor einigen Jahren an Crowleys

Empfangspult gesessen wäre. Ihre Formen waren nämlich nicht eindeutig darauf berechnet, jeden Besucher sofort um den Verstand zu bringen; niemand würde ihretwegen automatisch zum Sklaven jener kleinen Drüsen werden, die leider auf die männliche Spezies wesentlich mehr Einfluß haben als der Verstand - natürlich vorausgesetzt, daß das richtige Stimulans vorhanden ist. Sie war weder überraschend vorderlastig - Eds freitragende Balkone, pflegte Jim sie zu nennen - noch platinblond, noch besonders sinnlich. Keineswegs die Sorte Mädchen, die Ed zweimal ansehen würde. Vielleicht sieht er sie überhaupt nicht an, dachte Jim spöttisch. Wahrscheinlich hat er sie gekauft, weil sie zur Einrichtung paßt.

Sie hatte ihn in das kleine Wartezimmer geführt, ihm erklärt, daß Mister Crowley in einer Konferenz sitze, ihm aber bald zur Verfügung stehen würde, ihm einen Drink aus dem beinahe unsichtbaren, mahagonifurnierten Kühlschrank angeboten, der in die Wandtäfelung eingelassen war, und sie war über seine Antwort etwas befremdet gewesen:

»Nein, danke, meine Liebe. Da ich die Absicht habe, zu jedem Vorschlag Ihres Bosses mit den schwieligen Händen ›Verdammt, nein!‹ zu sagen, brauche ich einen klaren Kopf. Aber wenn Sie genau solchen Tee machen können, wie man ihn in Devonshire bereitet, würde ich gerne eine Tasse trinken. Vor allem, wenn Sie mir dabei Gesellschaft leisten.«

»Aber -«, sie zögerte erst, dann lächelte sie. Ihr Lächeln war bezaubernd. »Ich werde mich freuen, eine Tasse mit Ihnen zu trinken, Herr Botschafter«, antwortete sie fröhlich. »Warten Sie bitte einen Augenblick. Ich will sehen, was sich machen läßt.«

Und dann kam sie beinahe zu rasch zurück, aber ohne Tee, wie Jim enttäuscht feststellte.

»Ihr Tee ist serviert, Herr Botschafter«, verkündete sie liebenswürdig. »Aber im Büro von Mrs. Nivens. Sie ist die Personalleiterin, wissen Sie. Sie sagte mir, ich solle ihn dort

servieren lassen, und bittet Sie, ihr Gesellschaft zu leisten. Mr. Crowley wird noch mindestens eine Stunde lang beschäftigt sein, und außerdem würde Mrs. Nivens sehr gerne mit Ihnen plaudern.«

»Warum?« fragte Jim mürrisch. »Ich suche keine Stellung. Und selbst wenn ich es täte, wäre Worldwide der letzte Ort auf der Welt, an dem ich mich bewerbe. Ehrlich, ich glaube, ich würde lieber verhungern.«

»Oh, das weiß Mrs. Nivens genau, Sir!« entgegnete die Empfangsdame. »Sie möchte über etwas ganz anderes sprechen.«

»Und das wäre?« wollte Jim wissen.

»Das weiß ich nicht«, erklärte die Empfangsdame und blickte unruhig zur Tür.

»Sie wissen es«, stellte Jim trocken fest, »und ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie es mir mitteilten.«

»Ich kann nicht. Außerdem weiß ich nichts Genaues, also wäre alles, was ich Ihnen mitteilen könnte, bestenfalls eine Vermutung.«

»Eine verdammt genaue Vermutung«, sagte Jim. »Eine Vermutung, die an Gewißheit grenzt.«

Sie sah ihn an.

»Mr. Rush - Herr Botschafter -, ich arbeite gerne in dieser Firma. Es ist die beste Stellung, die ich je hatte, und ich würde es vorziehen, sie zu behalten, wenn Sie nichts dagegen haben.«

Er lächelte sie an. »Entschuldigen Sie! Ich bin ziemlich gedankenlos, nicht wahr? Es tut mir leid. Ich weiß, mit welchen Schwierigkeiten Sie zu kämpfen haben. Ich habe einmal selbst für Mr. Crowley gearbeitet...«

»Auch das ist mir bekannt. Mrs. Nivens hat es mir gesagt. Deshalb weiß ich, welchen Schwierigkeiten Sie gegenüberstehen, Sir. Wenn Sie mir jetzt folgen wollen -«

»Nicht, bevor Sie sagen, daß Sie mir verziehen haben.«

»Ich habe es nicht übelgenommen, Mr. Rush«, erklärte sie freundlich, »und, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, ich würde meinen, daß Ihnen die Menschen, vor allem die Frauen, selten etwas übelnehmen.«

Sie sah, wie sich sein Gesicht veränderte, und rief sofort: »O Gott, es tut mir leid. Es war nicht so gemeint, wie es geklungen hat.«

»Das macht nichts. Ich bin tatsächlich ein harmloser Mensch, und Harmlosigkeit ist in vielen Fällen ein Synonym für Langeweile, nicht wahr? Antworten Sie lieber nicht. Die Frage war rein rhetorisch. Werden Sie mit Mrs. Nivens und mir Tee trinken?«

»Nur eine Tasse. Ich kann nicht so lange meinem Arbeitsplatz fernbleiben. Aber wenn Sie jetzt so freundlich sein wollen -«

»Freundlichkeit ist nicht die richtige Bezeichnung«, sagte Jim traurig. »Nennen Sie es eher Resignation. Bitte, gehen Sie voraus. Ich muß zugeben, daß ich neugierig bin. Wenn Ed einer Frau den Posten des Leiters der Personalabteilung anvertraut, muß sie - nun, sagen wir, außergewöhnlich sein.«

»Das ist sie«, erklärte die Empfangsdame, und ihre Stimme klang plötzlich innig und warm.

Jim starrte sie an. Sie bemerkte es.

»Meiner unmaßgeblichen Meinung nach, Herr Botschafter«, sagte sie beinahe herausfordernd, »ist Grace Nivens der freundlichste, liebenswürdigste Mensch, den ich je kennengelernt habe. Und der beste dazu. Absolut.«

»Kaum Eigenschaften, die man bei dem Leiter der Personalabteilung von Worldwide erwarten würde«, meinte Jim.

»Das stimmt«, erwiderte sie langsam. »Aber sie ist auch tüchtig. Überaus tüchtig. Eine gute Kraft. Und die Eigenschaften, die ich aufgezählt habe, sind äußerst nützlich. Sie

kann sogar Leute entlassen und sich dennoch ihre Freundschaft bewahren. Und ihre Bewunderung. Denn, Sir, sie ist nie, nie unfair.«

»Allerhand«, stellte Jim fest, »besonders, wenn man für Ed arbeitet. Sie ist auch Engländerin wie Sie? Nivens klingt irgendwie sehr englisch.«

»Nein. Grace ist Amerikanerin. Ich weiß wirklich nicht, was Mr. Nivens war. Sie hat ihn mir gegenüber nie erwähnt. Das ist übrigens sehr merkwürdig, fällt mir auf. Sie spricht einfach nicht über sich. Ihr Privatleben ist eben absolut tabu. Ein Buch mit sieben Siegeln, auch für ihre besten Freunde. Und dennoch gibt es keine noch so kleine Begebenheit in meinem Leben - sogar Episoden, über die ich eigentlich kein Wort hätte verlieren sollen -, die sie nicht kennt. Mißverstehen Sie mich nicht, Sir. Sie fragt niemanden aus. Sie erweckt einfach Vertrauen. Man erzählt ihr plötzlich Dinge, die man nicht einmal seiner eigenen Mutter anvertrauen würde - oder genauer gesagt, nicht einmal seiner eigenen Schwester, denn es gibt heutzutage eine Menge Dinge, die man seiner Mutter nicht mehr erzählen kann. Da sind wir schon...«

Sie stieß die Türe auf und trat beiseite, um ihn vorzulassen. Grace Nivens kam ihm lächelnd mit ausgestreckter Hand entgegen.

»Guten Tag, Mr. Rush«, sagte sie mit angenehmer Altstimme. »Ich freue mich, Sie kennenzulernen. Ich hatte es mir schon seit Jahren gewünscht.«

Was sie sagte, klang absolut aufrichtig. Das war nicht die Reaktion, auf die Jim Rush bei Frauen gefaßt war. Besonders nicht bei Frauen wie dieser.

Er starrte sie an, nahm jedes Detail in sich auf. Sie war groß, sehr groß. Die Art Mädchen, die Schwierigkeiten haben, einen geeigneten Tanzpartner zu finden. Mit denen Männer sich dumme Scherze erlauben und sie fragen, wie die Luft dort oben

ist. Viel größer als er, auch wenn man die Absätze ihrer Schuhe in Betracht zog. Zu seiner Überraschung stellte er fest, daß ihn ihre Größe nicht störte. Überhaupt nicht. Im Gegenteil, sie gefiel ihm. Er nahm an, weil sie dadurch so sehr sie selbst war. Er empfand plötzlich ein beinahe rasendes Glücksgefühl darüber, daß es ihn nicht störte, denn an anderen Menschen störten ihn oft so viele, weniger deutliche, weniger auffallende Eigenheiten. Aber hier war dies nicht der Fall. Ihre geschmeidige, majestätische Größe erinnerte ihn an einen Vers aus dem Hohelied: »Wie eine Palme ist dein Wuchs; deine Brüste sind wie Trauben. Ich sage: ersteigen will ich die Palme; ich greife nach den Rispen. Trauben am Weinstock seien mir deine Brüste. Apfelduft sei der Duft deines Atems, dein Mund köstlicher Wein.«

Er war so verwirrt, daß er nicht aufhören konnte, sie anzustarren. Sie war schlank, aber nicht mager. Eine gute Figur. Eine verdammt gute Figur. Sie trug eine schwere Brille mit dunkler Fassung, die ihr merkwürdigerweise vorzüglich zu Gesicht stand. Ihr Haar (»Dein Haupt gleicht oben dem Karmel; wie Purpur sind deine Haare«) war ebenfalls dunkel, obwohl reichlich (und ohne es kaschieren zu wollen, dachte er) von Silberfäden durchzogen. Aber ihre Augen waren, in einem beinahe verblüffenden Gegensatz zu ihrem südlichen Teint, blau. Nicht dunkelblau, sondern hellblau, wie bei einer Blondine.

Sie lächelte ihn immer noch an, jetzt ein wenig spöttisch, und er konstatierte sofort, daß ihr großer, schön geschwungener Mund mit den vollen Lippen einfach eine Wonne war. Was hatte die Empfangsdame gesagt? Ach ja: »Was Mr. Nivens war, weiß ich wirklich nicht -« War! Also Vergangenheit. Gott sei Dank, Vergangenheit. Langsam, Jim Rush, du armer, hungriger, geiler Bastard! wies er sich selbst zurecht. Denk daran, daß du bei Frauen nie Erfolg hast. Und schon gar nicht bei solchen. Große Klasse. Vollblut. Figur, Erziehung, Intelligenz, Aussehen - alles

perfekt. Also noch mal, langsam, du langweiliger Bursche!

Er ergriff ihre Hand und überlegte dabei, daß sie knapp an vierzig sein mußte. Vielleicht sogar etwas darüber.

»Das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite, Mrs. Nivens«, erklärte er, »aber befriedigen Sie mein letztes echtes Gefühl - die Neugierde. Wenn ich einen Augenblick lang Ihre schmeichelhaften Bemerkungen für bare Münze nehmen darf: warum wünschen Sie sich seit Jahren, mich kennenzulernen?«

»Weil«, sagte sie so einfach und voller Aufrichtigkeit, daß nicht einmal er daran zweifeln konnte, »ich soviel von Ihnen gehört habe, und das meiste waren so unglaubliche Lobgesänge, daß ich Sie einfach kennenlernen mußte. Vor allem beim männlichen Geschlecht ist, wenn Sie, Herr Botschafter, mir die Offenheit verzeihen wollen, ein solches Ausmaß an Tugend nicht allzu häufig. Außerdem bin ich schon durch meinen Beruf zur Skeptikerin geworden. Ich bilde mir gern meine eigene Meinung. Und deshalb wiederhole ich, daß ich mich freue, Sie endlich kennenzulernen, Mr. Rush.«

»Und jetzt weiß ich, was ich zu tun habe«, sagte Jim.

Sie sah ihn durch die Brille an. Ihre Augen - wie waren ihre Augen wirklich? Ihre Augen, sinnierte Jim, sind wie Blitze im Hochsommer vor dunkelgoldenem Himmel. Ein unwahrscheinlich sentimentaler Satz. Und triefend von Poesie. Aber ich kann nichts dafür - so erscheinen sie mir wirklich.

»Was Sie zu tun haben?« fragte sie.

»Ja. Ihre Enttäuschung auf ein erträgliches Maß zu beschränken.«

»Nur bin ich nicht enttäuscht«, stellte sie ruhig fest. »Genau das Gegenteil. Sie sind ganz anders, als ich es erwartet habe, Mr. Rush. Aber bitte, nehmen Sie Platz. Der Tee wird kalt. O nein, Meg, meine Liebe, ich schenke ihn ein. Sie wurden nicht engagiert, um mich zu bedienen.«

»Aber ich bediene Sie gern, Grace«, sagte die Empfangsdame. »Am liebsten wäre es mir, wenn es ganz zu meinen Pflichten gehörte und meine übrigen Aufgaben nur halb so angenehm wären.«

»Danke, Meg. Sie sind wirklich reizend. Was ziehen Sie vor, Mr. Rush: Milch oder Zitrone?«

»Zitrone«, antwortete Jim. »Würde es Ihnen sehr schwerfallen, mich Jim zu nennen? Es würde mich freuen. Sogar sehr.«

»Ich hätte es sowieso getan. Wahrscheinlich schon im nächsten Satz. Dafür müssen Sie mich Grace nennen.«

»Paßt gut zu Ihnen«, stellte er fest. »Ein bemerkenswert geeigneter und passender Name, wenn ich es mir recht überlege. Sie wirken nicht nur graziös, Sie besitzen auch Grazie. Als Eigenschaft. Und das ist sehr selten.«

»Danke«, erwiderte sie ein bißchen steif, »aber Sie müssen mir wirklich keine Komplimente machen, Mr. Rush.«

»Jim«, beharrte er.

»Jim. Ich schätze das nämlich nicht. Sie sind ein Relikt aus einem Stadium der Beziehungen zwischen Mann und Frau, das wir inzwischen überwunden haben sollten.«

»Ich habe es noch keineswegs überwunden«, grinste Jim. »Ich gestatte Ihnen, mir so viele Komplimente zu machen, wie Sie wollen. Ich werde sie mir mit großer Befriedigung anhören.«

Sie lachte und entspannte sich ein bißchen. Dann sagte sie: »Da muß ich Sie enttäuschen, Jim. Aber ich kann Ihnen etwas viel Wertvolleres bieten: die Wahrheit. Natürlich so diplomatisch wie möglich verpackt. Ach schade! Müssen Sie wirklich schon gehen, Meg?«

»Ich muß wirklich, Grace. Wenn Mr. Crowley aus seinem Büro stürmt und meinen leeren Schreibtisch sieht, kann ich morgen die Zeitungsspalten mit den Stellenangeboten studieren.

Auf Wiedersehen, Mr. Rush. Ich habe mich sehr gefreut -«

»Ganz meinerseits.« Jim stand auf.

Sie lächelte ihn spitzbübisch an.

»Das bezweifle ich - jetzt«, erklärte sie feierlich.

»Warum bezweifeln Sie es jetzt?« betonte er genau wie sie das Umstandswort der Zeit.

»Weil Sie inzwischen Grace kennengelernt haben«, lachte sie. »Genau an diesem Punkt verlieren die meisten Männer - und vor allem die wirklich gut aussehenden - das Interesse an mir. Und Sie, meine liebe Grace, sollten sich in acht nehmen. Botschafter Rush bevorzugt anscheinend die sanfte Tour, glauben Sie nicht auch?«

»Ich glaube es auch, und ich werde mich in acht nehmen«, erklärte Grace lächelnd. »Aber jetzt müssen Sie verschwinden, Meg, meine Liebe, denn schließlich handelt es sich ja um ein vertrauliches Gespräch.«

Meg verließ den Raum mit gekonntem Hüftschwung, der Jim Rush wieder davon überzeugte, daß britische Zurückhaltung und Kühle nur die genau gegenteiligen Eigenschaften tarnen sollen. Grace wendete sich ihm seufzend zu.

»Meg ist reizend«, sagte sie, »aber ich fürchte, ich werde sie ein wenig bremsen müssen. Sie ist zum erstenmal außerhalb Englands, und die größere Freizügigkeit unserer Sitten -«

»Und unseres Benehmens«, warf Jim trocken ein.

»Ja, ich fürchte, das stimmt haben sie ein bißchen verwirrt. Aber da sie im Grunde in Ordnung ist, mache ich mir ihretwegen nicht zu viele Sorgen. Noch eine Tasse Tee, Mr. Rush? Und eine Kleinigkeit zum Knabbern?«

Es war der typische Five o'clock tea, komplett mit Kleingebäck, Kuchen, Rosinenbrötchen, einem Berg Butter und dreierlei Arten Jam außer der traditionellen bitteren Orangenmarmelade. Aber Jim konnte mit stiller Genugtuung

feststellen, daß er dadurch nicht einmal in Versuchung geriet. Essen war endlich, endlich zu einer seelischen Kompensationshandlung geworden, die er nicht mehr benötigte.

»Nein, danke«, antwortete er, »mir genügt der Tee.«

Sie lächelte ihn ein bißchen spöttisch an.

»Machen Sie sich Sorgen wegen Ihrer Linie, Jim?« fragte sie. »Man hat mir gesagt, daß Sie eher rundlich sind, aber das stimmt nicht. Ganz und gar nicht.«

»Man hat Ihnen erzählt, daß ich ausgesprochen dick bin«, erwiderte Jim offenherzig, »und das heißt, daß Sie jemand informiert hat, der mich einige Zeit nicht gesehen hat. Sogar einige Jahre, um genau zu sein. Ist es indiskret von mir, Grace, zu fragen, wer Ihr Informant war?«

»Keineswegs. Es war Jenny. Jenny Crowley - die auch die Urheberin der von mir erwähnten Lobgesänge war. Sie war schrecklich in Sie verliebt, Jim. Sagen Sie bloß nicht, daß Sie das nicht wissen!«

Er starrte sie an und wurde langsam wütend. Aber er beherrschte sich.

»Sie sehen nicht nur verdammt gut aus, Grace«, sagte er, »Sie sind auch eine sehr intelligente Frau. Also kommen wir zur Sache. Mich kann nämlich nichts zu der Annahme verleiten, daß Sie mich eingeladen hätten, um ein kleines Spielchen mit mir zu spielen.«

»Ach Gott«, seufzte sie, »ich benehme mich wirklich wie der Elefant im Porzellanladen, nicht wahr? Bitte verzeihen Sie mir, Jim.« Sie beugte sich vor und legte ihm die Hand auf den Arm. »Jim, ich versuche verzweifelt, Jenny zu helfen, und ich hoffe sehr, daß man sie findet. Ganz abgesehen von meinem professionellen Interesse an ihr als meiner Patientin -«

»Ihrer Patientin -«, rief Jim ungläubig.

»Ja.« Sie wies graziös durch ein Kopfnicken zur Wand hinter

ihrem Schreibtisch, die buchstäblich mit Diplomen tapeziert war; Bachalaureus und Doktor der Naturwissenschaften, Columbia-Universität; Doktor phil. in Psychologie und Dr. med. der Universität von Kalifornien, Berkeley; Dr. med., Universität Wien; Urkunde der Staatlichen Gesundheitsbehörde, laut der sie berechtigt war, als Arzt und Chirurg im Staat New York zu praktizieren; eine weitere Urkunde, die ihr die gleichen Befugnisse als Psychiater zugestand; Ehrenzeugnisse und Auszeichnungen von einem Dutzend wissenschaftlicher Gesellschaften in den Staaten und außerhalb... Der ganze Plunder.

Und verdammt zuviel, dachte Jim grimmig. Er zweifelte nicht an ihrer Intelligenz, aber was zum Teufel wollte sie mit dieser Urkundensammlung, die eher irgendwie plebejisch wirkte, beweisen. In den Kreisen, aus denen er stammte, erwähnte man seine Fähigkeiten nie unaufgefordert; und man stellte sie schon gar nicht zur Schau. Es hätte genügt, das staatliche Zeugnis, das sie berechtigte, als Psychiater zu praktizieren, in ihrer Ordination aufzuhängen. Aber hier, in einem Büro, in dem ihre fachlichen Qualitäten nicht direkt mit ihrer derzeitigen Arbeit zusammenhingen... Er dachte: Ich nehme an, daß ich doch ein verdammter Snob bin.

Dann konstatierte er lachend: »Sie stellen Ihr Licht keinesfalls unter den Scheffel, nicht wahr?«

Sie schaute ihn an und begann sehr langsam zu lächeln. »Sie wollen damit sagen, daß das alles eine entsetzlich vulgäre Protzerei ist, Jim? Stimmt! Ich bin ganz Ihrer Meinung. Aber Ed - Mr. Crowley - besteht darauf. Und Sie wissen, wie weit ich kommen würde, wenn ich ihm zu einem relativ späten Zeitpunkt ein bißchen Geschmack beibringen wollte.«

Es war nicht das, was sie sagte, sondern wie sie es sagte, die zu rasche Verbesserung von »Ed« zu »Mr. Crowley«, die mit einem amüsierten kleinen Schnurren erfolgte, was in ihm Verdacht weckte. Du hast kein Recht, ermahnte er sich selbst,

überhaupt kein Recht..., aber dennoch war er nicht fähig, seine ekelhafte, rein gefühlsmäßig fixe Idee zu unterdrücken, sich zu beherrschen, und sagte scharf:

»Irgend jemand hat es aber geschafft. Diese neuen Büros sind fabelhaft. Und zu jener Zeit, als ich für ihn arbeitete, hätte er nie Ihre kleine Freundin Meg als Empfangsdame engagiert. Auch Sie nicht, für welchen Posten auch immer. Sobald ich daher herausfinde, wo und in welchem Maß Sie in das Crowley-System integriert sind, kann ich beurteilen, wieweit sich sein Geschmack wirklich gebessert hat.«

Ihre dichten, naturbelassenen, weder durch eine Rasierklinge noch durch eine Pinzette verunstalteten Brauen schossen in die Höhe. Die blauen Augen in dem gebräunten Gesicht signalisierten Sturmwarnung. Als sie dann aber sprach, klang ihre Stimme beispiellos ruhig und gelassen.

»Jim«, sagte sie, »ich begann gerade, Sie zu mögen. Sogar zuzugeben - vielleicht vorschnell -, daß Jennys Schilderung Ihres Charakters richtig war. Jetzt haben Sie mich aber enttäuscht. Und ich mag Enttäuschungen nicht. Wahrscheinlich habe ich schon zu viele erlebt.«

»Dann bitte ich um Entschuldigung«, antwortete er gleichmütig, denn die Bitterkeit einer vernichteten Hoffnung, einer Enttäuschung, die viel größer und schmerzlicher war als die ihre, zwang ihn zum Weitersprechen. »Verzeihen Sie mir, Grace. Aber leider habe ich die traurige Erfahrung gemacht, die vielleicht auch für meinen Zynismus verantwortlich ist, daß man sogar die exquisiteste Orchidee kaufen kann, wenn nur der Preis entsprechend hoch ist.«

Sie seufzte »O mein Gott«, neigte den Kopf, zwang sich zur Ruhe und blickte wieder zu ihm auf.

»Sie sind wirklich ein merkwürdiger Mensch, Jim«, meinte sie. »Sie verbinden Ihre provokante Unterstellung mit - na ja, nennen wir es Schmeichelei. Denn das ist es ja, nicht wahr? Auf

Hochglanz polierte, gut verpackte Schmeichelei. Also gut, stellen wir das einmal klar. Ich bin nicht Ed Crowleys Geliebte, was Sie ja offensichtlieh herausfinden wollten. Und obwohl ich mir nicht vorstellen kann, was es Sie angeht, bezweifle ich, daß ich ihn physisch überhaupt interessiere. Und auch er interessiert mich nicht, das kann ich Ihnen versichern. In Wirklichkeit tut er mir leid. Jennys Flucht hat ihn beinahe zerbrochen. Er ist mein Patient geworden. Dieser Posten war seine nicht sehr subtile Art, mich aus meiner Praxis zu holen, damit ich ihm immer zur Verfügung stehe - beruflich zur Verfügung stehe, Jim Rush! -, und zwar zunächst ausschließlich für die arme Jen und dann später auch für ihn. Ich nehme an, daß ich gekauft worden bin; aber der Preis war nicht Geld, Jim. Sagen wir, Zuneigung und Mitleid. Beide Gefühle, soweit es Jenny betraf, Mitleid bei Ed. Ich habe als Gehalt nicht einen Cent mehr akzeptiert, als ich in meiner Privatpraxis verdiente, und habe alle Gehaltserhöhungen, die er mir später anbot, abgelehnt. Und zu Ihrer Information: dieses Einkommen beziehe ich ausschließlich für meinen Verstand und meine Fähigkeiten - ich kann Eignungen verdammt gut abschätzen; ich habe Worldwide Petroleum ein Vermögen erspart, indem ich ungeeignete Kräfte von vornherein ausschied, noch bevor sie angestellt wurden, und auch indem ich als Ausgleich zwischen begabten, empfindlichen Angestellten und Ed Crowley fungiere - und nicht wegen meiner eventuell vorhandenen Talente im Bett.«

Daraufhin grinste er sie an: »Und wie sind Sie als Betthäschen?«

»Typisch Mann!« rief sie verzweifelt. Dann fügte sie spöttisch hinzu: »Ich würde sagen, daß meine Qualitäten wahrscheinlich Ihre Fähigkeiten übertreffen, Jim Rush!«

Seine Antwort kam tonlos und ruhig, aber ein schmerzlicher Klang in seiner Stimme war nicht zu überhören: »Das bezweifle ich nicht. Ich war im Bett nie besonders gut.«

Sie blickte ihn an, und ihre Feindseligkeit begann langsam,

aber deutlich zu verfliegen. Er konnte sehen, wie sie ihre starre Haltung aufgab, wie ihr voller, großzügiger Mund weich wurde, ihre blaßblauen Augen zu schimmern begannen.

»Wissen Sie, Jim, daß Sie der erste Mann sind, der das zugibt ich meine, so spontan? Viele meiner männlichen Patienten - eigentlich alle - haben es schließlich zugegeben. Aber ich mußte ihnen ihr Geheimnis mit Gewalt entreißen, und so verzögerte sich die Behandlung dieses speziellen Aspektes ihrer Probleme um Monate. Wenn es Sie tröstet, ist dieser Zustand - und es handelt sich tatsächlich um einen Zustand, der unter verschiedenen Erscheinungsformen auftritt - erstens keinesfalls selten; zweitens beinahe immer psychologisch bedingt; und drittens in siebenundneunzig Prozent der Fälle heilbar. Es ist ein Jammer, daß Sie so bald wieder außer Landes gehen.«

Er sagte langsam: »Warum? Ich könnte mich nie dazu überwinden, über mein Liebesleben - mein absolut nicht vorhandenes Liebesleben - mit Ihnen zu sprechen, Grace. Mit einem anderen Psychiater vielleicht. Aber mit Ihnen nie!«

Sie fragte: »Und warum nicht, Jim?«

»Die Sache mit der Übertragung. Sie wissen viel besser als ich, daß ein Freudscher Grundsatz allgemein anerkannt wird: der Patient wird früher oder später seine Gefühle - seine Frustration, seine Liebe, seinen Haß - auf den Psychiater übertragen und den Psychiater zum Objekt seiner Liebe oder seines Hasses - oder beidermachen.«

Sie blickte ihn unverwandt an und sagte ruhig: »Und?«

»Ich würde nie über das erste Stadium hinauskommen und schon gar nicht das zweite erreichen, obwohl die Frauen, die liebe kleine Jenny inbegriffen, mir weiß Gott ausreichend Grund gegeben haben, sie zu hassen. Und ich würde es auch gar nicht wünschen. Wodurch die ganze Angelegenheit für Sie sehr belastend würde.«

Sie sah ihn forschend durch ihre Brille an und fragte mit

echtem Mitleid in der Stimme: »Sind Sie denn überhaupt nicht eitel?«

»Nein«, bestätigte er grimmig, »überhaupt nicht.«

»Und ich habe geglaubt, daß Jenny sich in Ihnen getäuscht hat, wie sie es bei den meisten Menschen tat. Aber in Ihrem Fall hatte sie recht. Ich verstehe sogar, warum sie Sie so geliebt hat.«

Er unterbrach sie zornig.

»Wie können Sie das verstehen, wenn es gar nicht der Fall war? Keine Frau hat mich wirklich geliebt, und Jenny am wenigsten von allen. Ich war nur eine Schulter, an der sie sich ausweinen konnte. Ihr dicker, fröhlicher ›Onkel Chub‹, der -«

»Den sie liebte - sogar sexuell.«

Er hob die Hand und erklärte: »Sie haben Ihre Funktion klargestellt, Grace. Erlauben Sie, daß ich das auch für mich tue. Die Story, daß Crowley mich hinausgeworfen hat, weil er mich mit seiner geliebten Tochter im Bett erwischte, ist wahr. Aber nicht ganz exakt. Es war nämlich ganz anders. Denn das Bett und das Zimmer in Eds überwältigender Wildwest-Jagdhütte in Colorado gehörten mir. Wir lagen gemeinsam im Bett. Voll angekleidet. Und die kleine Jenny weinte ihren Kummer an Onkel Chubs Schulter aus, weil Ed sie zu einer Abtreibung zwingen wollte. Sie sollte das Himmelsgeschenk, das jemand weitaus flinkerer als ich in sie gepflanzt hatte, wieder loswerden. Das ist die reine Wahrheit, Grace. Sie können es glauben oder nicht, aber so war's«

»Ich glaube es. Nicht nur, weil Sie mich schon davon überzeugt haben, daß Sie nicht lügen, sondern weil Jenny mir genau dasselbe erzählt hat. Als ich ›sexuell‹ sagte, habe ich an etwas anderes gedacht.«

»Und woran dachten Sie wirklich?«

»Nur daran, daß Jenny es damals selbst noch nicht wußte«, erklärte sie gelassen. »Ich grub dieses Detail aus ihrem

Unterbewußtsein hervor, machte es ihr bewußt. Leider war sie ein Opfer des angelsächsischen Puritanismus mit seiner Betonung der Teilung in moralisch und unmoralisch. Sie teilte danach auch die Menschen in zwei verschiedene Kategorien ein. Sie liebte, respektierte Sie, fixierte ihren unterdrückten Elektrakomplex auf Sie, so daß sexuelle Beziehungen mit Ihnen unter einer Art Inzesttabu standen. Sie können mir folgen, nicht wahr?«

»Natürlich. Aber ich glaube kein Wort davon.«

»Müssen Sie auch nicht, vor allem, wenn Sie diese Vorstellung stört. Ich habe keine Ursache, Sie um jeden Preis überzeugen zu wollen, jedenfalls jetzt nicht. Ein Jammer. Hätten Sie eine Affäre mit Jenny gehabt, so hätten Sie sie am Ende wahrscheinlich geheiratet.«

»Mit oder ohne Eds Gewehr als überzeugendes Argument?« fragte Jim. Sie lachte.

»Wahrscheinlich mit. Aber dieses Detail ist letztlich unwichtig, Jim. Von meinem Standpunkt aus sogar irrelevant. Wichtiger ist, daß ich davon überzeugt bin: Sie hätten sie glücklich gemacht. Und auch Sie wären glücklich geworden. Denn mein Gespräch mit Ihnen hat mir gezeigt, wie gut Sie beide zueinander gepaßt hätten. Sie sind beide so sanfte Menschen, obwohl ich sagen muß, daß in Ihnen auch eine Spur von Niedertracht vorhanden ist.«

»Mehr als eine Spur. Und zu den sogenannten ›sanften Menschen‹ zu gehören, ist nicht gerade angenehm, Grace.«

»Das weiß ich. Wenn ich Zeit hätte, würde ich Ihnen etwas Defensivtaktik beibringen. Und auch Offensivtaktik, da der Angriff ja oft die beste Verteidigung ist.«

»O.K. Dann lassen Sie sich etwas zu meiner Verteidigung sagen, Frau Doktor! Als ich das mit Ihrem In-das-Crowley-System-Integriertsein sagte, wollte ich nicht - zumindest nicht mit Absicht gehässig sein. Es rutschte mir einfach so heraus,

Grace. Wissen Sie, die Vorstellung, daß Ed Crowley Sie womöglich seiner Sammlung einverleibt hat, tat mir weh. Ich nahm es ihm übel, daß er den Cézanne, den Monet, den Renoir, die beiden Degas, den Toulouse-Lautrec, den Van Gogh und vor allem das wunderbare kleine T'ang-Pferd erworben hat, denn ich kenne Ed und bin sicher, daß er sie sich nur sehr selten ansieht. Und wenn er es tut, hat er überhaupt keine Ahnung, was er da vor sich hat. Schönheit auf diesem Niveau, auf diesem exquisiten Niveau, sollten nur Menschen besitzen, die sie zu schätzen wissen, oder die sollten wenigstens Anteil an ihr haben.«

Sie sah ihn nur an. Sah ihn bewußt an. In ihm begann sich der traurige Clown Hoffnung zu regen, schlug einen müden Purzelbaum, versuchte eine matte Grimasse, pfiff unmelodisch...

»Und?« fragte sie.

»Das alles gilt auch für Sie, Grace. Nur sehr viel mehr. Mindestens zur zehnten Potenz.«

Als sie ihm antwortete, war ihre Stimme nur ein Flüstern, und sein scharfes Ohr hörte zu seiner Verzweiflung wieder die Kälte und Schärfe heraus und noch etwas, eine Bitterkeit, die er aber noch nicht erkannte. »Sie betrachten mich also als Kunstgegenstand, Jim? Ich soll mich durch die Vorstellung wohl geschmeichelt fühlen, daß ein Connoisseur mich für seine Sammlung in Betracht ziehen würde? Mich unter seine Besitztümer einreihen würde?«

»Sie stünden an der Spitze der Liste«, stellte er fest. »An der Spitze der Liste der unschätzbaren Objekte, Grace. Aber Sie werden bemerkt haben, daß ich meine - instinktgemäße männliche - Ungeschicklichkeit sofort korrigierte. Ich sagte auch ›oder sollte zumindest Anteil an ihr haben‹, erinnern Sie sich? Und Anteil haben kann man nur auf freiwilliger Basis oder überhaupt nicht. Mein Gott! Jeder Mann, der auf die Idee käme, er könnte Sie besitzen, oder in die Partnerschaft mit Ihnen etwas

einbringen, das Ihrem Wert - nein, das klingt zu verdammt geschäftlich - also Ihren Qualitäten auch nur annähernd entspricht, sollte für geistesgestört erklärt und in eine psychiatrische Klinik eingewiesen werden. Und ich würde ihm persönlich eine Luxus-Zwangsjacke spendieren.« Sie lächelte ihn an - gequält, wie ihm schien. »Sie sind glatt wie ein Fisch, nicht wahr, Jim Rush?« antwortete sie. »Ein wahrer Künstler im Entwischen - zumindest mit Worten. Aber ich lasse Sie nicht so leicht davonkommen! Denn wenn wir je in einer zivilisierten Welt leben wollen, dann müssen Männer einfach aufhören, Frauen als Objekte - auch unschätzbare - oder auch nur als Qualitäten zu betrachten, an denen man Anteil haben kann. Wir sind auch Menschen, wissen Sie. Eigenartig, subjektiv, oft unangenehm im Umgang, aber nie Kunstgegenstände in irgendeinem Sinn.«

»Nicht einmal Gottes Kunstwerke? Vielleicht sogar sein Meisterwerk?«

»Ich glaube nicht an Gott«, sagte sie, und ihre Stimme klang plötzlich bitter. »In meinem Leben habe ich nie seine gütige, leitende Hand gespürt. Außerdem, wie würden Sie mich als Kunstobjekt katalogisieren? Ein Renoir? Nein, danke, ich würde es nie auf das erforderliche Gewicht bringen. Manet? Keinesfalls. Ich würde bei jedem Mann, der ein ›Frühstück im Grünen‹ plant, sofort Magenverstimmung hervorrufen. Degas? Können Sie sich mich als kleine Ballettratte vorstellen? Aber vielleicht als eines seiner Pferde. Ich bin ein großes Pferd, nicht wahr? Also einigen wir uns darauf: Ein Degas plus T'ang-Pferd, mit dem Gesicht eines Toulouse-Lautrec-Typs. So sehe ich für gewöhnlich am Morgen aus. Eine seiner Absinth-Trinkerinnen in einem besonders ungünstigen Augenblick, und -«

Sie unterbrach sich, weil sie den Schmerz in seinen Augen bemerkte.

»O mein Gott!« seufzte sie. »Ich hätte Sie warnen sollen. An meinen nachtschwarzen Humor muß man sich erst gewöhnen,

fürchte ich.«

Er sah sie unverwandt an. Ruhig. Nachdenklich. Studierte sie.

»Es ist kein Humor«, stellte er fest.

»Ach«, flüsterte sie. »Kinder und Narren -«

»Was heißt das?« fragte er.

»Jenny. Sie hatte recht. Sie sind genauso scharfblickend, wie sie behauptet hat. Ein unangenehmer Wesenszug bei einem Mann, Jim. Zerstört den Selbstschutz jeder Frau. Ich weiß, ich weiß. Jetzt kommt: ›Arzt, heile dich selbst.‹ Nur - das kann ich nicht. Ich würde es gern tun, aber ich kann's einfach nicht. Und was denken Sie jetzt?«

»Daß er erschossen werden sollte. In einem Misthaufen begraben. Und daß für seine elende Seele keine Gebete gesprochen werden sollten.«

Sie bewegte sich nicht. Er sah, wie sie den Atem anhielt, eine halbe Minute lang.

»Wer sollte erschossen werden, Jim?« flüsterte sie.

Als er sprach, war seine Stimme ruhig, dennoch hörte sie aus ihr Zorn, Mitleid und Schmerz heraus.

»Der Bastard, der Ihnen das angetan hat, Grace.«

Sie senkte den Kopf, blickte dann wieder auf.

»Und was ist mit der Frau, die -«

»Mich kastriert hat?« Er zuckte die Schultern und fuhr ruhig fort: »Ihr Name ist Legion. Aber die Hauptperson ist nicht mehr vorhanden.«

»Nicht mehr in Ihrem Leben vorhanden?« Er hatte plötzlich das herzerwärmende Gefühl, daß sie die Frage nicht müßig gestellt hatte. Aber er unterdrückte dieses Gefühl. Diese Art von Gefühlsregungen, von hoffnungsvollen Gedanken, hatten ihm zu oft zu viel Schmerz bereitet, als daß er ihnen jetzt nachgegeben hätte. Seine Stimme hatte einen rauhen Klang.

»Ja. Überhaupt nicht mehr vorhanden. Siebenundzwanzig Schlaftabletten. Im Zimmer eines Motels. Er - ihr letzter Liebhaber - hatte sie verlassen. Ein scheußlicher Ort und eine scheußliche Art, um zu sterben, nicht wahr?«

Sie starrte ihn an. Sagte: »Jim - ich -« Und dann: »Ach Gott, ich hab's ja gewußt!« Denn sie hörten beide das harte, deutliche Klopfen an der Türe.

»Kommen Sie herein, Meg«, rief Grace.

Meg stieß die Türe auf, steckte ihren goldbraunen Wuschelkopf herein und zwitscherte fröhlich: »Mr. Crowley ist jetzt bereit, Sie zu empfangen, Herr Botschafter.«

»Meg, Kleines«, sagte Grace mit echter Verzweiflung in der Stimme, »glauben Sie, daß Sie oder ich irgendwer Ed Crowley es beibringen könnten?«

»Was beibringen?« fragte Meg.

»Daß er ungelegen kommt.«

Meg starrte sie an.

»Du meine Güte!« lachte sie. »Sagen Sie bloß nicht, daß ich ein aufregendes Gespräch unterbrochen habe, Grace.«

»Sagen wir, ein interessantes. Ich habe die Unterhaltung mit Mr. Rush sehr genossen. Vor allem zuletzt.«

»Dann wollen wir sie später fortsetzen«, unterbrach sie Jim. »Darf ich Sie für heute abend zum Essen einladen?«

»Nein, das dürfen Sie nicht, Jim Rush.«

Er runzelte die Brauen und sagte kurz: »Verzeihen Sie.«

»Nein«, erklärte Grace fröhlich, »denn jetzt bin ich an der Reihe. Darf ich Sie heute abend zum Essen einladen, Herr Botschafter Rush?«

Das Lächeln breitete sich sehr langsam auf Jims Gesicht aus.

»Womens Lib in Aktion, Grace? Gut, ich nehme an - gern. Und wenn es soweit kommt, können Sie mich sogar in dem Stil

aushalten, an den ich nicht gewöhnt bin. Ich habe Ihnen ja vor kurzem gesagt, daß ich keinerlei Stolz besitze.«

Grace lachte ungezwungen und fröhlich auf. So fröhlich, daß Meg sie erstaunt anblickte.

»Ach, verschwinden Sie, Jim Rush«, rief sie.

5

Meg führte Jim zur Tür von Ed Crowleys Privatbüro und erstarrte dort in einer entzückenden, lauschenden Haltung; sie beugte den Wuschelkopf vor, horchte aufmerksam und hielt die Hand erhoben, bereit, anzuklopfen. Aber die Stimme des Ölmagnaten drang durch die massive Mahagonitüre und wurde von ihr zu einem gleichmäßigen Dröhnen gemildert. Meg wartete sichtlich auf eine Unterbrechung im Diktatfluß, um den Besucher anzumelden. Aber es gab keine. Eds träge texanische Stimme dröhnte weiter.

Meg wendete sich Jim zu und flüsterte: »Du meine Güte! Ich weiß nicht, was ich machen soll. Manchmal reißt er einem den Kopf ab, wenn man ihn unterbricht, und -«

Jim grinste sie an.

»Unterbrechen Sie ihn nicht. Ich werde mich an den alten Schuft heranschleichen. Ich möchte sowieso wissen, wie sein jetziges Mädchen aussieht. Das letzte, das ich kannte, wirkte wie ein Plakat für gezuckerte Kondensmilch. Sie wissen ja: ›Sind Sie sicher, daß Ihre Milch von zufriedenen Kühen stammt?‹«

Meg bedeckte schnell den Mund mit der Hand, um ihr beifälliges Gelächter zu unterdrücken.

»Auch die jetzige?« wollte Jim wissen.

»Ich warte immer darauf, daß sie vorn das Übergewicht bekommt, wenn sie aufsteht«, kicherte Meg. »Auf Wiedersehen. Und viel Vergnügen!«

Als sie weg war, griff Jim nach dem Türknauf und drehte ihn langsam, öffnete die Türe lautlos und noch langsamer. Trat ein. Blieb an der Türe stehen, ohne sich zu bewegen. Lächelte amüsiert. Es war klar, daß Ed Crowley ihn noch gar nicht bemerkt hatte.

Dann sah Jim die Sekretärin, und sein Lächeln wurde breiter.

Tatsächlich einer der freitragenden Balkone, dachte er. Er studierte die extravagant dekorierte und - zumindest von seinem ungünstigen Standpunkt aus - überaus attraktive Blondine sorgfältig. Sie war der gleiche Typ wie alle Frauen Ed Crowleys, maßgeschneidert für seine Zwecke, und zwar nicht nur körperlich, sondern auch intellektuell, denn sie versuchte verzweifelt, aber sichtlich ungeübt, Eds lässiges, im Texas-Drawl erteiltes Diktat mitzustenographieren. Jim Rush überlegte kurz, was ihre Anwesenheit in Ed Crowleys Büro bedeutete, und versuchte dabei, sich nicht mit dem Gefühl der Erleichterung und der Freude hinzugeben, das sich in ihm regte. Erstens wußte er, daß der Ölmagnat kein Narr war und sicherlich nicht mit einem so billigen - und sichtlich schon gebrauchten - Ausverkaufsstück vor Grace Nivens angeben würde, wenn irgendwelche amouröse Beziehungen zwischen ihm und der Leiterin seiner Personalabteilung bestünden. Je länger Jim die Blondine studierte, desto sicherer wurde er. Er stufte sie erbarmungslos immer tiefer ein, bis er schließlich zu der Erkenntnis kam, daß sie nicht einmal ein Profi war, sondern eine blutige Anfängerin, die Ed an einem grauen Morgen auf dem Times Square aufgelesen und der er einen Posten in den Towers gegeben hatte; die Tarnung als Sekretärin war mehr als durchsichtig, sie verbarg keineswegs die Tatsache, daß dieses Mädchen, wie alle ihre Vorgängerinnen, ausdrücklich zu seinem privaten Vergnügen da war und nicht wegen ihrer gewiß nicht vorhandenen Bürokenntnisse.

Zweitens hatte also Grace die Wahrheit gesagt, als sie geschworen hatte, daß zwischen ihr und ihrem Brötchengeber nur geschäftliche Beziehungen bestanden, und wahrscheinlich hatte sie auch nicht übertrieben, als sie erklärte, daß Ed in ihr nichts als Mitleid errege.

Der dritte Punkt war schwerer zu glauben, aber für einen seiner selbst so wenig sicheren Mann wie Jim Rush der beruhigendste. Er wehrte sich zunächst erstaunt dagegen, mußte

aber schließlich widerstrebend zugeben, daß angesichts der krassen Vulgarität von Ed Crowleys Geschmack Grace vielleicht sogar mit der Behauptung recht hatte, daß Ed seinerseits sie keineswegs anziehend fände.

Als Jim endlich zu dieser Erkenntnis gelangt war, ließ er seinem Gefühl der Erleichterung freien Lauf. Aber dann riß er sich zusammen. Er hatte sich so schnell in der Gewalt, daß ihm die Gründe für sein Verhalten erst klarwurden, als seine Selbstschutzmechanismen bereits voll in Aktion waren und den Gesang der Lerche zum Schweigen gebracht, den Traum erstickt hatten.

Und was nützt es dir, du großer Frauenheld, daß sie nicht an Ed oder an seinem Geld hängt? fragte er sich ironisch, während er an den Schreibtisch herantrat.

Die Blondine erblickte ihn zuerst und sprang auf. Meg hatte recht: daß sie nicht das Übergewicht bekam, ließ darauf schließen, daß ihr Gleichgewichtssinn mindestens so gut entwickelt war wie ihr Körper. Sie muß einen Großteil ihrer Einnahmen in Silikoninjektionen investiert haben, überlegte Jim amüsiert, um diese Formen zu erreichen. Das heißt, sie träumt davon, die dritte - oder vierte? - Mrs. Crowley zu werden. Vergebliche Hoffnung. Baby, ich will dir etwas sagen: Nur die, die ihn abgewiesen haben, konnten den alten Bastard zum Standesamt schleifen. Seine leichten Eroberungen heiratet Ed nie.

In diesem Augenblick drehte sich Ed um, sah Jim und knurrte die Blondine an: »Verschwinde! Das ist wichtiger. Ich rufe dich später wieder, Babs.« Und dann entfaltete er seine endlose Gestalt aus dem großen Stuhl.

Jim war über Eds Aussehen entsetzt. Ed Crowley war immer das perfekte Abbild eines schlaksigen, sonnengebräunten, rauhen Burschen aus dem Westen gewesen und hatte heimatlichen Charme aus jeder Pore verströmt. Zu seinem

Kummer hatte Jim schon vor langer Zeit erkannt, daß dieses Image zu 99 Prozent vorgetäuscht war. Aber Ed pflegte es so eifrig, polierte jede seiner Facetten so sorgfältig und liebevoll, daß sogar Jim, der seinen früheren Arbeitgeber durch und durch kannte, gelegentlich beinahe daran glaubte. Aber jetzt war dieses Image weg. Der Mann, der vor ihm stand, war nicht einmal mehr ein Schatten seiner selbst. Eher ein Geist, dachte Jim mit echtem Mitgefühl, als er sah, wie aschgrau das alt gewordene Gesicht wirkte, wie entsetzlich hager der Körper war, wie die ausgestreckte Hand zitterte.

»Ich freue mich, dich zu sehen, Sohn«, flüsterte Ed krächzend und schüttelte ihm die Hand. Sein Griff war wesentlich weniger kraftvoll als früher. »Hast du schon gegessen, Junge?«

»Nein« , antwortete Jim, »aber es ist dazu noch zu früh. Wir können hier besser miteinander reden als in einem Restaurant.«

»Ich hatte nicht die Absicht, dich auszuführen. Habe selbst einen erstklassigen Küchenchef hier in den Towers. Wenn du also hungrig bist -«

Er hatte immer noch seinen texanischen Akzent.

»Bin ich nicht«, erwiderte Jim. »Mein Magen leidet an semipermanenter Jet-Zeitverschiebung. Ich bin in letzter Zeit sehr viel unterwegs gewesen.«

»Und jetzt bist du mager wie ein Hund, der von einer Klapperschlange gebissen wurde. Hast dir meinen Rat zu Herzen genommen, was? Ist auch besser so. Fett ist nur dazu gut, um Waggonachsen zu schmieren. Du siehst großartig aus, Junge.«

»Kann ich von dir nicht behaupten«, erklärte Jim rundheraus.

»Ich weiß. Die Sorgen, die ich in letzter Zeit hatte, schaden meinem Appetit. Grace sagt, ich muß einfach aufhören, mir Sorgen zu machen. Sie hat leicht reden. Sich danach richten, ist viel schwerer. Hast du Grace schon kennengelernt? Bringt eine verdammt vornehme Note in die Bude, was? Ein weiblicher

Psychiater! Hätte nie gedacht, daß ich den Hokuspokus brauchen würde, aber -«

»Aber jetzt brauchst du ihn, und da ist es ein bißchen angenehmer, wenn ein weiblicher Arzt deine Hand hält, nicht wahr? Vor allem einer, der so aussieht wie Mrs Nivens.«

»Also hast du sie schon kennengelernt. Großartiges Mädchen, diese Grace. Habe die Absicht, sie zu meiner besseren Hälfte zu machen. Gar keine schlechte Idee, was?«

Das glaube ich auch! dachte Jim. Laut sagte er: »Was wird dann aus den freitragenden Balkonen?«

»Den was?« fragte Ed, dann hatte er kapiert. Schließlich war er ein erstklassiger Ingenieur und hatte sogar vor einigen Jahren auf diesem Gebiet sein Doktorat gemacht. Nicht, daß er es notwendig gehabt hätte; er wollte nur den »superklugen jungen Kerlen« in seinem Ingenieurstab zeigen, daß er es auch konnte. Er krächzte unlustig über den Spaß.

»Hast mich durchschaut, Junge, was?« fragte er. »Habe immer die Mädchen bewundert, bei denen man sich an etwas halten kann. Und jetzt will ich eines heiraten, das die kleinsten Titten hat, die man sich vorstellen kann. Nicht flach - aber sie stechen auch nicht gerade in die Augen, was, Jim?«

Jim grinste seinen Ex-Boß an. Er fühlte sich jetzt wieder ganz zu Hause.

»Mir haben sie gefallen«, erklärte er, »aber über Geschmack läßt sich streiten. Übrigens, Ed, wann soll denn die Hochzeit sein?«

»Verdammt, wenn ich das wüßte«, stellte Ed traurig fest. »Diese Grace ist das eigensinnigste Mädchen, das ich je kennengelernt habe. Sie sagt, sie ist nicht darauf aus, zu heiraten. Was sagst du dazu?«

»Daß du ihren Standpunkt respektieren solltest. Er zeigt zumindest, daß sie es nicht eilig hat, die reichste Witwe der Welt

zu werden.«

»So viel Geld habe ich gar nicht«, antwortete Ed automatisch. »Aber es macht mich wahnsinnig, daß sie es nicht einmal eilig hat, mich lebendig an Land zu ziehen. Und zwar hat sie etwas gegen mein Geld. Ich habe lange gebraucht, bis ich es ihr geglaubt habe. Dieses dumme Mädchen will tatsächlich nicht reich sein. Sie sagt, daß sie lieber glücklich sein möchte.«

»Mir ist nicht ganz klar«, sagte Jim, »wieso Geld ein Hindernis auf dem Weg zum Glück sein sollte. Ich finde, daß das Gegenteil der Fall ist.

»Genau das habe ich Grace geantwortet. Aber dann hat sie mir einen Vortrag darüber gehalten, was aus Leuten wird, die zuviel Geld besitzen. Die wirklich Reichen, behauptet sie, können einfach nicht glücklich sein. Sie bekommen alles zu leicht, und deshalb schätzen sie nichts. Sie hat recht, Jim. Sie hat verdammt recht.«

»Warum stürzt du dich dann Hals über Kopf in die Öllager vor Costa Verdes Küste, Ed? Warum hast du alle verfügbaren Drähte gezogen, damit ich zum Botschafter in diesem Irrenhaus ernannt werde? Ed, du bist unten gewesen - sogar ein paarmal. Du weißt, wie Costa Verde ist. Und ich habe lange genug für dich gearbeitet, um zu wissen, daß du alles mögliche, nur nicht dumm bist. Aber jetzt kenne ich mich nicht mehr aus. Hast du wirklich geglaubt, ein Botschafterposten könnte mich so blenden, daß ich dir dafür dankbar sein würde, obwohl er den Umstand miteinschließt, daß ich in das elendste Fieberloch der westlichen Hemisphäre geschickt werde?«

Eds Blicke sprühten Funken. Es war das Funkeln in den Augen eines mottenzerfressenen alten Geiers. Oder eines Hühnerbussards, dachte Jim.

»Du hast die Ernennung angenommen?« fragte Ed.

»Ja. Aber nur als Sprungbrett für etwas anderes. Etwas Besseres. Falls es dich überhaupt interessiert - ich setze meinen

ganzen Ehrgeiz darein, für immer aus Lateinamerika herauszukommen. Vielleicht hast du das wirklich nicht gewußt, aber auch dann ergibt das Ganze keinen Sinn. Du müßtest dich ja noch daran erinnern, daß wir nicht gerade im Guten auseinandergegangen sind, wobei ich noch untertreibe. Und damit wird auch die Hypothese unhaltbar, daß ich aus Dankbarkeit für diese Ernennung wieder ›dein Junge‹ werden, für dich dort unten die ganze Schmutzarbeit erledigen, dir Freunde gewinnen und die Leute in deinem Sinn beeinflussen würde. Ich argumentiere nicht einmal damit, daß meine Grundsätze das nicht zulassen würden, denn vielleicht verläßt du dich darauf, daß ich feig bin -«

»Du hast keinen Schiß, Jim.«

»O doch, habe ich. Ich bin ein Feigling. War es immer und werde es immer sein. Die Tatsache, daß ich drei Jahre lang für dich gearbeitet habe, ist ein schlagender Beweis dafür. Aber in diesem Fall wäre sogar meine Feigheit ein Argument gegen dich. Da ich Karriere machen möchte, müßte ich mich am meisten davor fürchten, daß mein Name mit dem deinen in Verbindung gebracht wird. Wenn nur eine Zeitung berichtet - und jede würde das tun, wenn sie Wind davon bekommt - , daß ich in Costa Verde Worldwide vertrete und nicht das Außenministerium, bin ich erledigt, Ed. Seit Watergate, seit der CIA durchleuchtet wurde, seit all den Bestechungsskandalen, in die multinationale Gesellschaften wie die deine verwickelt waren, ist die Presse äußerst hellhörig geworden. Sie würden dich mit Vergnügen fertigmachen. Und wenn sie mich zerquetschen müssen wie einen Käfer, um dich zu kriegen, dann tun sie's. Bedenkenlos. Und sie würden dann abwechselnd in dem Matsch, der von mir übriggeblieben ist, herumstöbern. Und angesichts dieser Tatsache hättest du nur zwei Minuten lang nachdenken müssen, um zu der Erkenntnis zu gelangen, daß ich dir dort unten überhaupt nicht nützlich sein kann, und deshalb begreife ich nicht -«

Ed Crowley rührte sich nicht. Dann sagte er sehr langsam: »Das war es nicht. Mit Öl kenne ich mich aus. Und ich habe schmierige kleine Dreckskerle schon gekauft, als du noch nicht auf der Welt warst. Natürlich geben ihnen die Araber ein entsetzlich schlechtes Beispiel, aber ich werde trotzdem mit ihnen fertig. Und auch wenn es nicht so wäre, was glaubst du, macht es mir jetzt noch aus?«

»Nicht viel, nehme ich an.«

»Sohn, ich bin dreiundsechzig. Auch wenn ich eine Million Dollar jährlich ausgebe, müßte ich immer noch mindestens hundert Jahre leben, bevor ich pleite wäre. Blödsinn - viel länger. Die Zinsen für mein Geld verdoppeln mein Kapital automatisch alle zehn Jahre. Aber du hast verdammt recht. Ich habe dir diesen Botschafterposten verschafft. Nur hatte das Öl überhaupt nichts damit zu tun.«

»Was denn?« fragte Jim.

»Jenny. Sie lebt dort unten, Sohn. Joe Harper - der Bruder des Burschen, der dich am Flugplatz erwartet hat - hat sie für mich aus dem Land geschmuggelt. Sie wohnt in einem hübchen Haus an einer ruhigen Straße in Villalonga, mit einer Armee von jungen Leibwächtern zu ihrer Sicherheit. Aber sie will zurückkommen, will sich stellen. Sie schwört, daß sie nichts mit dem Abschlachten der armen kleinen Waisenmädchen zu tun hat.«

»Ich glaube ihr«, sagte Jim.

»Ich auch. Und sie behauptet, daß sie auch den Nigges nicht umgebracht hat. Und gerade deshalb kann ich sie nicht zurückkommen lassen.«

»Da komme ich nicht ganz mit«, unterbrach ihn Jim.

»Verdammt, Junge, wir wissen beide, daß Jenny zu weichherzig ist, um auch nur einen kranken Hund zu erschießen, geschweige denn jemanden, der beinahe wie ein Mensch aussieht. Aber ich kann nicht zulassen, daß sie sich so verteidigt,

wie sie es vorhat.« Er unterbrach sich, blickte zu Jim hinüber, seufzte tief und fuhr fort: »Verdammt, du bist selbst immer einer von diesen superklugen Liberalen gewesen, also kann ich es ohne Umschweife sagen, ohne etwas zu beschönigen. Sie hat mit dem schwarzen kraushaarigen Bastard zusammengelebt, und sie kann ein Dutzend stinkender Farbiger als Zeugen dafür aufmarschieren lassen, daß sie und dieser Typ miteinander restlos glücklich waren. Es gab nie Ärger oder Streit. Sie schwört, daß irgendein weißer Kerl, den sie überhaupt nicht gekannt hat, vorbeigekommen ist und gesehen hat, wie sie und der Nigger miteinander im Auto schmusen. Das hat er nicht vertragen, also zieht er sein Schießeisen und brennt dem Nig -«

»Auch das glaube ich«, warf Jim ein, »Auch ich. Ich hätte das gleiche getan, wenn ich ein weißes Mädchen erwischt hätte, das mit einem Nigger rumpoussiert. Aber um Himmels willen, Jim, ich will nicht, daß jedes Skandalblatt im ganzen Land diese Story breittritt. Das mußt du doch verstehen, oder?«

»Ja«, gab Jim zu, »irgendwie schon. Ich bin deshalb nicht gerade stolz auf mich, aber so ist es nun mal.«

»O.K., Sohn, da wir uns darüber einig sind, kann ich dir ja sagen, was ich von dir will: Heirate mein Fohlen, ja, Junge? Du hast sie immer recht gern gehabt, und Grace sagte mir, daß das arme kleine Ding blind in dich verschossen war.«

Jim hörte seine eigene Stimme wie aus weiter Ferne, als er beherrscht, kühl, klar und in Anbetracht der Umstände auch erstaunlich ruhig sagte:

»Das glaube ich nicht.«

»Grace behauptet es, und wenn Grace etwas behauptet, stimmt es.«

»Ich gebe zu, daß sie es wirklich glaubt, was nur bedeutet, daß sie sich wirklich irrt. Gescheite Leute verwechseln das, was sie glauben, mit dem, was wirklich ist, genausooft wie wir normalen Dummköpfe. Aber ist dir nicht gerade aufgefallen,

daß du diese Lösung seinerzeit für alle unmöglich gemacht hast?«

»Stimmt. Ich habe damals zu wenig überlegt. Hätte wissen müssen, daß das Kind, das sie trug, nicht deines war. Und daß sie aus einem anderen Grund in deinem Schlafzimmer war als um zu bumsen. Wenn du mit meinem Kind geschlafen hättest, hättest du es woanders gemacht.«

»Danke«, sagte Jim. Er betrachtete seinen ehemaligen Arbeitgeber. Und überlegte sich etwas. Etwas Merkwürdiges. Denn eigentlich dachte er gar nicht nach. Plante auch nichts. Und zog sicherlich auch nicht den wirklich ungeheuren materiellen Profit in Betracht, den er aus der reichlich ungewöhnlichen Situation schlagen konnte, daß ihm der viert- oder fünftreichste Mann der Welt persönlich die Hand seiner Tochter anbot. Ihm war klar, daß die meisten Männer diese einmalige Gelegenheit ergriffen hätte. Er war realistisch genug, sich zu fragen, wie er auf dieses Angebot reagiert hätte, bevor der Tod seines Vaters ihn der Notwendigkeit enthoben hatte, seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Aber jetzt war er auch realistisch genug, zu erkennen, daß Reichtum nichts mehr zur menschlichen Glückseligkeit beitragen kann, sobald man einmal ein gewisses Maß an Wohlstand erreicht hat. Im Gegenteil, übermäßiger Reichtum konnte dieses Glück sogar schmälern, besonders, wenn er mit einer solchen Auflage belastet war.

Aber eigentlich dachte er gar nicht nach, denn Nachdenken führt dazu, daß man Entschlüsse trifft, und hier brauchte er keinen mehr zu fassen. Sollte er jemals wieder heiraten, war sein Einkommen aus den Legaten groß genug, um ihm, seiner Frau und eventuellen wenn auch kaum mehr zu erwartenden - Kindern ein sorgenfreies, angenehmes Leben zu ermöglichen, unabhängig davon, ob er einen Beruf ausübte oder nicht. Daraus folgte, daß es für ihn nur einen Grund geben konnte, eine zweite Ehe zu riskieren: ein zufälliges oder herbeigeführtes

Zusammentreffen mit einer Frau, die fähig war, seiner zweiten Lebenshälfte Ausgeglichenheit und Frieden statt der meist zweifelhaften Freuden der sinnlichen Leidenschaft zu schenken. Er wagte nicht zu hoffen oder zu glauben, daß eine solche zufällige Begegnung an eben diesem Vormittag vielleicht schon stattgefunden hatte. Aber dieser Gedanke ließ sich nicht mehr verdrängen, erwärmte sein Herz, stärkte die Widerstandskraft seines Willens gegen seine eigene Schwäche, gegen Mitleid und Schmerz, die einzigen Erwägungen, die ihn wider sein besseres Wissen an Jenny binden konnten. An seine Jenny mit dem hellbraunen Haar, die jetzt durch Alkohol, Drogen und wahllose Geschlechtsbeziehungen zu einem Wrack, einem lebenden Leichnam geworden war.

»Ed, erklär mir paar Dinge«, bat er, »vor allem, wie in Dreiteufelsnamen die Tatsache, daß ich Jenny heirate - vorausgesetzt, daß sie mich überhaupt heiraten will, was ich bezweifle -, ihr aus dem Schlamassel heraushelfen würde, in den sie diesmal geraten ist.«

»Sehr einfach. Du könntest sie im Ausland festhalten. Wenn sie mit dir beisammen und glücklich ist, wäre sie sicher bereit, unten zu bleiben. Sobald du mit deiner Schicht dort fertig bist, verschaffe ich dir die nächste Ernennung - in jedes gottverdammte Land, in das du willst; Hauptsache, es ist möglichst weit von hier weg.«

»Ed«, Jim sprach langsam, ruhig, »ich glaube, du übersiehst etwas. Ich werde reisen müssen. Ich werde sogar ziemlich oft zu Besprechungen nach Washington zurückgeholt werden. Und Jenny ist als deine Tochter sicherlich eine der meistfotografierten Frauen der Welt. Man wird sie erkennen, selbst den unwahrscheinlichen Fall vorausgesetzt, daß unsere Eheschließung geheimgehalten werden kann, was ich bezweifle.«

»Jim, du stehst manchmal wirklich auf der Leitung«, meckerte Ed. »Du wirst ja nicht Jen heiraten. Du heiratest Isabel

Rodriguez, die Tochter meines Generaldirektors in Costa Verde. Ganz legal, Junge. Der Oberste Gerichtshof von Costa Verde hat schon die Adoptionsurkunde ausgestellt und die Namensänderung durchgeführt. Hat mich übrigens eine halbe Million gekostet.«

»Ed -«

»Ich weiß, ich weiß. Jenny sieht nicht wie so eine Latina aus. Aber auch das läßt sich hinkriegen, du mußt ihr nur zureden.«

»Ihr wozu zureden?«

»Neue Nase. Gesichtsplastik. Dave Goldstein ist bereit, hinunterzufliegen, die Operation in Doktor Vincente Gómez' Spital durchzuführen und nachher den Mund zu halten, alles gegen die entsprechende Anzahl größerer Scheine. Er behauptet sogar, daß er in Versuchung ist, es umsonst zu machen, weil er zum erstenmal nach Abschluß seiner Ausbildung eine Stupsnase auf eine krumme umbauen soll statt umgekehrt. Es wird dir ja nichts ausmachen, wenn deine bessere Hälfte ein bißchen wie eine Jüdin aussieht, nicht wahr, Junge?«

Jim starrte Crowley vollkommen verblüfft an. Dann stellte er trocken fest: »Ich habe jüdische Mädchen schon immer gemocht. Leider beruht das nicht auf Gegenseitigkeit.«

»Gut. Das wäre also erledigt. Und wir werden es so deichseln...«

»Einen Augenblick! Jenny wird nicht einmal mit einer Hakennase...«

»Wie eine heißblütige Südamerikanerin aussehen? Mit schwarz gefärbtem Haar und dem richtigen Make-up ganz sicher. Solange du sie nicht in der Öffentlichkeit vermöbelst, bist du absolut in Sicherheit. Aber jetzt halt den Mund und hör mir zu, ja, Sohn?

Wir müssen uns eine Menge Dinge überlegen -«

»Ed - es wäre besser, wenn du mir zuhörtest. Ist dir klar, was

du mir da für einen Vorschlag machst?«

»Natürlich. Einen Vorschlag, bei dem jeder halbwegs vernünftige Kerl mit beiden Händen zugreifen würde. Ich bitte dich, meine Tochter zu heiraten. Und das beinhaltet, daß du, solange ich auf der Welt bin, nicht einen Finger mehr rühren mußt, und wenn sie meinen armseligen Kadaver einmal in der Prärie verscharren -«

Jim wurde nicht einmal wütend, nur traurig. Zum erstenmal in seinem Leben erkannte er, wie beschränkt die Möglichkeiten der Menschen sind. Die von Ed Crowley. Seine eigenen. Die aller Menschen. Er dachte sogar mit einem Anflug von Mitleid: Du glaubst, daß du auch mich kaufen kannst. So wie du alles und jeden gekauft hast, den du brauchtest, oder vielleicht brauchen konntest, oder sogar nur haben wolltest. Daß du auch mich wie eine Ware behandeln kannst. Und es ist dir nie eingefallen, daß die Menschen, die man kaufen kann, ihren Preis nicht wert sind. Denn wenn es sich um Frauen handelt, so sind sie Huren; und wenn es sich um Männer handelt, sind sie etwas noch viel Erbärmlicheres: Sklaven.

Er überlegte weiter. Gehöre ich auch dazu? Ist das mein wunder Punkt? Verachten mich Frauen instinktiv, weil ich nach Kleinlichkeit, Gemeinheit, Feigheit rieche? Ich habe - oder hatte - Jenny gern. Aber was würde diese Lösung aus uns beiden machen?

Laut sagte er: »Nein, danke, Ed. Ich bin nicht sehr viel wert; aber ich kann mir doch etwas Besseres leisten als deine Tochter. Jedenfalls etwas Besseres, als es die arme Jenny heute ist. Du stehst also wieder einmal vor einem Fall, bei dem Geld keine Rolle spielt. Kaum zu glauben, was? Als würde man deinen Götzen vom Thron stoßen. Den einzigen Gott, an den du überhaupt glaubst. Du hast nicht genug Geld, um mich zu kaufen. So viel Geld gibt es auf der ganzen Welt nicht.«

Ed starrte ihn sprachlos an. Als der alte Mann endlich redete,

zitterte seine Stimme ein wenig.

»Ich versuche nicht, dich zu kaufen, Sohn. Ich versuche nur, dich zu überreden - du sollst mir helfen, meine Tochter zu retten. Oh, ich weiß, daß sie ein Ausbund ist. Ein Temperament wie eine Wildkatze. Aber sie ist in dich verliebt, und sie ist das reichste Weibsstück, das -«

»Sich von jedem Kerl auf den Rücken legen läßt«, stellte Jim trocken fest. »Sag mal, Ed, würdest du ein Mädchen heiraten, das nicht mehr weiß, mit wieviel Männern es schon geschlafen hat? Würdest du Grace Nivens wollen, wenn ihr Gesicht so aussähe, wie Jennys Gesicht jetzt aussieht? Auf den Zeitungsfotos erkenne ich sie kaum wieder. Sie ist häßlich. Seelenlos. Augen wie zwei Glasscherben. Es ist nichts mehr von dem vorhanden, was ich an ihr gemocht habe: ihre Fröhlichkeit, ihr Schwung, ihre Intelligenz, ihre Willenskraft. Das sabbernde, idiotische Grinsen einer Rauschgiftsüchtigen liegt um ihren Mund. Sie ist nichts als elender, verkommener, stinkender Mist. Das heißt, falls sie überhaupt noch etwas Menschliches an sich hat. Das, was etwa tausend Männer von ihr übriggelassen haben, wobei die Zahl eher niedrig gegriffen ist - und zumindest einer davon war ein Schwarzer, Ed.«

»Mein Gott!« Das war schon ein schriller Schrei, der die Fensterscheiben vibrieren ließ.

»Rechne also nicht mit mir«, fuhr Jim fort; er flüsterte beinahe, sprach mehr zu sich selbst als zu Wildcat Ed Crowley. »Wie ich schon vorhin sagte, bin ich nicht käuflich. Ich brauche kein Geld. Und ich habe gelernt, ohne die vielen Dinge auszukommen, die ich nicht haben kann. Ich kann dir einen Satz sagen, den ich einmal irgendwo gelesen habe und den du wahrscheinlich nicht verstehen wirst. Aber ich wiederhole ihn trotzdem; betrachte ihn als ein Geschenk, vielleicht das wichtigste Geschenk, das du je bekommen hast: Wahrer Reichtum richtet sich nicht nach dem Ausmaß der Besitztümer eines Menschen, sondern nach der geringen Zahl seiner

Wünsche. So gesehen bin ich reicher als du, Ed, weil ich nichts haben möchte. Vor allem nicht deine Tochter.«

Er unterbrach sich und beobachtete Ed Crowley mit echter Besorgnis. Einen Augenblick lang befürchtete er, daß der alte Mann einen Schlaganfall erleiden würde. Der Besitzer und Präsident von Worldwide Petroleum hielt den Kopf gesenkt. Er starrte unverwandt auf die hochhackigen Cowboystiefel, die er sogar in New York noch trug. Als er wieder aufblickte, bemerkte Jim erstaunt, daß seine wäßrigen blauen Augen voll Tränen standen.

»Du warst meine letzte Hoffnung, Sohn«, krächzte er. »Ich weiß nicht, was ich noch hin könnte. Ich weiß es einfach nicht.«

Jims Herz schmerzte vor Mitleid. Wieder eine Baudelairesche Metamorphose, dachte er. Der letzte Ölmagnat, einer der reichsten Männer dieser Erde, ist zu einem müden, erledigten, gebrochenen alten Wrack geworden. Und du mit deiner kleinlichen, affektierten, sogenannten moralischen Überlegenheit hast das Urteil über ihn gesprochen, weil er auf die einzige Art und Weise, die er kennt, versucht hat, seine Tochter zu retten.

»Du hast gewonnen, Ed«, sagte er leise. »Du hast gerade meinen Preis bezahlt. Mitleid. Die einzige Währung, die mich kaufen kann. Wenigstens teilweise. Warte! Ich sage nicht, daß ich Jenny heiraten werde. Gott weiß, daß ich sie nicht mehr haben will. Ich sage nur, daß ich mein möglichstes tun werde, um ihr zu helfen, um sie aus dem mörderischen Teufelskreis herauszuholen, in den sie geraten ist.«

»Und wenn du ihr nur helfen kannst, indem du sie heiratest?«

»Falls alles andere danebengeht, werde ich es mir noch einmal überlegen. Vielleicht werde ich es sogar tun - wer weiß? Und falls ich es je tue, falls ich jemals so ein Esel bin, verspreche ich dir eines: ich würde mich bemühen, sie halbwegs glücklich zu machen. Ich würde versuchen, sie für das harte Los

zu entschädigen, das ihr die Feen - oder die Furien - beschieden haben: dich zum Vater zu haben. Ed. Ich würde sogar versuchen, sie von all den abscheulichen Gewohnheiten zu heilen, die sie sich zugelegt hat, weil sie dein Stinktier- und Wildkatzenblut in sich hat.«

»Sohn, du wirst es nicht bereuen. Ich werde - » »Du wirst überhaupt nichts, Ed. Begreif doch, ich teile Graces Ansicht. Auch ich will dein Geld nicht. Das einzige, was ich von dir haben möchte - und dabei besitzt du es gar nicht -, ist Grace selbst.«

»Mein Gott«, wiederholte Ed. »Du spielst wirklich hart, Junge.«

»Nein. Ich spiele fair. Ich habe es soeben bewiesen, indem ich dir das anvertraut habe. Mach dir keine Sorgen, ich verlange nicht, daß du mir Grace als Dank für das gibst, was ich für Jenny tun werde. Das kannst du nicht. Wenn du bis jetzt nicht begriffen hast, daß sie nur tut, was sie will, hast du überhaupt nichts begriffen. Und wenn du mir Grace geben könntest, würde ich sie nicht wollen. O.K. Du überläßt mir die Sache mit Jenny? Läßt sie mich auf meine Art erledigen? So, wie ich es für richtig halte?«

»Na ja, ich weiß nicht -« begann Ed. Dann: »Verdammt! Ich habe ja keine Wahl! Du bleibst mit mir in Verbindung, nicht wahr, Sohn? Läßt mich zumindest wissen, was los ist?«

»Nein. Nicht ein Wort. Wenn ich eine Lösung finde, sollst du genauso verblüfft sein wie alle anderen. Wirklich verblüfft, sonst glückt es nicht.«

»Sohn, ich -«

»Auf Wiedersehen, Ed«, sagte Jim und streckte dem alten Mann die Hand hin. »Ich muß jetzt wirklich gehen.«

»Verdammt, Junge, ich habe meinen Leuten befohlen, dich in der Gästesuite unterzubringen, und -«

»Ich weiß. Ich habe diesen Befehl widerrufen. Ich fahre nach Hause, bade, schlafe ein wenig. Ich habe heute abend eine Verabredung.«

»Mit Grace?«

»Mit Grace. Wiedersehen, Ed.«

Der alte Mann begann zu grinsen, ein Grinsen voll unendlicher Bosheit.

»Sohn, du bist anscheinend kein Pokerspieler?« fragte er.

»Nein, Ich glaube nicht. Warum?«

»Wenn du einer wärst, hättest du schon gelernt die Karten so zu halten, daß dir keiner hineinschauen kann. Es könnte dich teuer zu stehen kommen, wenn du über deine Absichten sprichst, bevor du sie ausgeführt hast.«

Jim sah ihn an und erwiderte sehr ruhig: »Das stimmt. Aber vielleicht siehst du dir deine Karten genauer an, Ed, bevor du dir mein Blatt zeigen läßt.«

Ed Crowley fuhr sich mit der knochigen Hand über das Gesicht. Obwohl er frisch rasiert war, verursachte dies ein kratzendes Geräusch.

»Ich will dein Blatt nicht sehen, Sohn«, sagte er mild. »Was für einen Sinn hätte das auch? Ich glaube sogar, daß du bald zur Familie gehören wirst. Aber ich könnte dich ein wenig kaltstellen, nur zu deinem eigenen Besten. Und dem meiner Kleinen. Und, um ehrlich zu sein, auch als eine Art Selbstschutz. Du bist um etliche Jahre jünger als ich und siehst wesentlich besser aus. Und du hast zweifellos genügend Geld, um ein Mädchen zufriedenzustellen, das keine großen Ansprüche stellt.«

»Es geht dir um Grace?« lächelte Jim und streckte dem Ölmagnaten wieder die Hand hin. »Mach dir deshalb keine Sorgen, Ed. Ich bin keine Gefahr für dich. Für sie bin ich nur ein neuer Wurm, der sich unter ihrem Mikroskop krümmt. Oder das

Material für eine neue Krankengeschichte in ihrer Kartei.«

»Wer wäre das nicht?« knurrte Ed mißmutig und schüttelte ihm die Hand. »Aber du wirst dir doch die Sache mit Jenny noch einmal überlegen, nicht wahr, Junge?«

»Ja, Ed, ich werde es mir überlegen«, erwiderte Jim.

6

Er lag in dem großen kastilischen Bett, das sein Vater aus Spanien mitgebracht hatte, und starrte zur Decke empor. In den reichverzierten Kopfteil des Bettes war die Jahreszahl 1586 geschnitzt. Jim war davon überzeugt, daß das Datum authentisch war, denn in dem Bett zu schlafen, war reiner Masochismus gewesen, bis sein Vater einen Kunsttischler gefunden hatte, der es mit modernen Federkernmatratzen ausstattete.

Wenn man allerdings das Aussehen der achtundzwanzigjährigen Stiefmutter in Betracht zog, die der siebzigjährige Jim Rush senior nach einer glänzenden diplomatischen Laufbahn seinem entrüsteten Sohn präsentiert hatte, schien es wahrscheinlich, daß er beim Kauf des Bettes nicht ans Schlafen gedacht hatte.

El viejo verde! dachte Jim liebevoll. Die Worte bedeuten wörtlich »Der grüne Alte« und sind ein gutes Beispiel dafür, mit wieviel mehr Einfühlungsvermögen die warmherzigen und realistischen Bewohner der Mittelmeerländer kleine menschliche Schwächen zur Kenntnis nehmen als die Angelsachsen. Die englischsprechenden Völker mit ihrem eingefleischten und bitteren Puritanismus machten daraus »Der schmutzige Alte«. Damit beweisen sie nur, daß bei den Angelsachsen nicht alles in Ordnung ist, im Gegensatz wie Jim Rush senior, der seine grüne, blühende Jugend und Wein und Freude und Lachen lebendig erhielt bis zu seinem Tod.

Und er benahm sich ihr gegenüber immer ritterlich, dachte Jim. Wie sehr hat die arme Inez um ihn geweint. Sie war damals erst einunddreißig und so verdammt hübsch, daß sie jedem Mann den Kopf verdrehen konnte, und trotzdem glaubte sie tatsächlich, daß sie vor Kummer sterben müßte. Gott sei Dank hat sie es schließlich überwunden und ist jetzt sogar glücklich. Ich sollte sie anrufen. Mir einen Tag freinehmen und sie, Manny

und die Kinder besuchen. Aber New Hampshire ist so verdammt weit, und keine Frau, fiel ihm plötzlich ein, hatte je seinetwegen so geweint. Nie. Die einzigen Tränen, die er bei Virginia jemals gesehen hatte, waren Tränen der Verzweiflung oder der Wut gewesen. Oder sie hatte wegen eines anderen geweint, was ihn noch schwerer traf. Und jetzt war er im Begriff, eine einmalige Dummheit zu begehen und sich mit einer so fabelhaften Frau wie Grace Nivens zu treffen. Er, der Frauen wirklich nichts zu bieten hatte, da er das Erbe seiner harten, dem Leben, der Liebe, dem Sex abgekehrten Mutter in sich trug, Blut von ihrem Blut war.

Panik überfiel ihn, er streckte die Hand aus, um den Telefonhörer abzunehmen. Er mußte eine Ausrede finden, erklären, daß er erkrankt war Aber noch bevor er das Telefon berührte, summte es freundlich. Er griff nach dem Hörer.

»Ja?«

»Ist dort Mr. Rushs Wohnung?« hörte er Megs klaren Sopran. »Botschafter Jim Rush?«

»Am Apparat«, erwiderte Jim. »Wie geht es Ihnen, meine Liebe?«

»Ach, Gott sei Dank«, erklärte Meg, deren Stimme vor Erleichterung ganz atemlos klang. »Das ist ja Ihre Wohnadresse, nicht wahr? Zweiundsiebzigste Straße Ost 268?«

»Ja, natürlich, Meg. Warum?«

»Kein besonderer Anlaß. Mehr wollte ich nicht wissen. Auf Wiedersehen, Sir.«

»O nein, so leicht kommen Sie nicht davon«, warf Jim rasch ein.

»Sie werden mir das gefälligst ganz genau erklären, meine junge Dame.«

»Muß ich wirklich?« neckte ihn Meg. »Kann es nicht mein Geheimnis bleiben? Mein tiefes, dunkles, romantisches

Geheimnis, Herr Botschafter?«

»Kind, in meinem Alter schaden Geheimnisse der Verdauung. Und dem Blutdruck. Romantische Geheimnisse ganz besonders. Sie wollen doch nicht, daß ich einen Herzinfarkt erleide?«

»Gott behüte! Grace würde mir das nie verzeihen. Wirklich, Herr Botschafter, es ist ganz einfach. Wir haben Sie fortgehen lassen, ohne uns nach Ihrer Adresse zu erkundigen. Wie sollte Grace Sie also abholen?«

»Mich abholen?« fragte er. » Aber ich wollte ja -«

»Bei ihr vorbeikommen? Sagen Sie, Mr. Rush, kennen Sie eigentlich Graces Adresse?«

Jim starrte den Hörer hilflos an. Er kannte die Adresse natürlich nicht. Und das war ihm überhaupt nicht zum Bewußtsein gekommen.

»Mein Gott!« rief er. »Ich kenne sie wirklich nicht.«

»Sehen Sie!« lachte Meg. »Und trotzdem lassen wir den Männern die Illusion, daß sie alle Fäden in der Hand halten. Aber was würde aus der Welt werden, wenn es nicht die Frauen gäbe, die das Durcheinander wieder in Ordnung bringen, das die Männer meist verursachen? Haben Sie sich je darüber Gedanken gemacht, Herr Botschafter?«

»Ich habe darüber nachgedacht«, erklärte Jim feierlich, »und ich weiß sogar, was aus der Welt würde; ich habe einmal einen sehr zutreffenden Satz darüber gelesen.«

»Und zwar, Sir?«

»Sie würde in Schutt und Asche fallen, nicht mit einem Knall, sondern mit einem Seufzer.«

Sie schien es jetzt absolut nicht eilig zu haben, das Gespräch zu beenden. Der Ton ihrer Stimme änderte sich, klang etwas höher, nervöser, wie ihm schien.

»Mr. Rush, darf ich Sie etwas fragen? Etwas, was mich bestimmt nichts angeht, also müssen Sie auch nicht darauf

antworten, wenn Sie nicht wollen. Aber mir wäre es lieber, wenn Sie antworten könnten. Ich hätte dann ein besseres Gefühl wegen - wegen etwas, das mir Kopfzerbrechen verursacht. Oder sagen wir, ich hoffe es. Denn wenn ich es mir recht überlege, könnte ich vielleicht auch ein unangenehmes Gefühl haben. Es kommt natürlich darauf an.« Ihre Stimme wurde immer unsicherer.

Er dachte nach. So lange, daß sie schließlich herausplatzte: »Mein Gott! Es tut mir leid! Ich -«

Er unterbrach sie ruhig: »Wie wäre es, wenn Sie mich ganz einfach fragen, meine Liebe?«

»Ja. Richtig. Gut, Mr. Rush. Grace - was halten Sie wirklich von ihr?«

Diesmal dauerte das Schweigen wenn möglich noch länger. Und es war so still in der Leitung, daß er sich fragte, ob sie den Atem anhielt.

»Was soll ich darauf antworten, Meg?« fragte er.

»Was Sie wollen, Mr. Rush«, murmelte sie. »Solange Sie mir die Wahrheit sagen.«

»Dann fürchte ich, daß ich mich in sie verliebt habe. Und ich hatte mir geschworen, daß mir das nie mehr passieren würde, so lange ich lebe. Meinen Erfahrungen zufolge wird man nicht dadurch glücklich, daß man zuerst der Stimme des Herzenz folgt, und dann erst überlegt. Ganz im Gegenteil.«

»Ach«, meinte sie. »Dann sind Sie beide der gleichen Meinung. Ich meine, Sie haben beide die gleiche negative Einstellung zum Leben und der Liebe. Ein wahrer Jammer. Aber, Mr. Rush -«

»Ja, meine Liebe?«

»Sie werden ihr gegenüber rücksichtsvoll sein, ja? Sie hat, glaube ich, Schweres durchgemacht. Ich möchte nicht, daß ihr jemand wieder Schmerz zufügt.«

»Natürlich, Meg. Das ist ja selbstverständlich. Aber wie in aller Welt kommen Sie auf die Idee, daß ich Grace weh tun könnte? Ganz abgesehen davon, daß ich unter gar keinen Umständen die Absicht hegte, ganz im Gegenteil.«

Sie entgegnete unerwartet scharf: »Ich komme nicht nur auf die Idee, Mr. Rush, ich weiß es. Mein Gott! Warum seid ihr Männer so schwer von Begriff?«

Er schwieg, und schließlich fügte sie traurig hinzu:

»Ich glaube, es ist besser, wenn ich jetzt Schluß mache. Dieses Gespräch ist etwas außer Kontrolle geraten, nicht wahr? Und das bedaure ich sehr. Ich wollte das nicht...«

»Nein«, unterbrach er sie, »legen Sie noch nicht auf. Jedenfalls nicht, bevor Sie die Bedeutung Ihrer letzten Bemerkung erläutert haben. Ich bin vielleicht nicht besonders scharfsinnig, aber in welcher Beziehung war ich eben schwer von Begriff?«

Die Stille schmerzte in seinem Trommelfell. Er hielt den Hörer von seinem Ohr weg. Dann vernahm er ihre sanfte Stimme und drückte ihn wieder fest an die Ohrmuschel.

»Mr. Rush, haben Sie bemerkt, wie sie auf Sie reagiert hat? Oder besser gesagt, auf Sie eingegangen ist? Paßt besser, nicht wahr? Klingt wärmer.«

»Ja, ich habe es bemerkt und es für eine Selbsttäuschung gehalten. Für einen der albernen Streiche, die einem die Hoffnung spielt. Anders als die meisten Männer neige ich dazu, mich realistisch einzuschätzen. Sagen wir mal, daß etliche Bleistiftabsätze mir diesen Realismus eingebleut haben. Leider muß ich außerdem jeden Morgen, wenn ich mich rasiere, in den Spiegel sehen. Seit etlichen Jahren wurde mir zudem immer wieder eindringlich klargemacht, daß mein Temperament jede Durchschnittsfrau bis zur Weißglut reizt.«

»Was nur besagen will, daß Sie Durchschnittsfrauen meiden sollen, Mr. Rush. Sagen Sie, halten Sie Grace für

durchschnittlich?«

»Nein, keineswegs.«

»Das war prima, wie meine Mutter zu sagen pflegte, wenn sie die gesamte Royal Air Force zu beglücken versuchte. Den Text haben sie gut gesprochen, klar und deutlich. Auch für die Galerie verständlich.« Als sie weitersprach, klang ihre junge Stimme plötzlich merkwürdig ernst: »Ich muß wirklich bald auflegen. Mr. Crowley steckt jetzt in einer Konferenz, aber ich möchte nicht, daß er unerwartet herauskommt und mich dabei erwischt, wie ich am Telefon plaudere. Aber vorher möchte ich Ihr Selbstbewußtsein ein bißchen heben. Mein Beitrag für heute abend. Weil ich möchte, daß alles positiv verläuft. Wirklich!«

»Warum?«

»Weil ich Grace schrecklich gern habe. Und ich mag Sie auch. O.K.?«

»Ich danke Ihnen«, erklärte er feierlich.

»Also, wie soll ich beginnen? Mr. Rush, Sie sind nicht sehr groß und sehen nicht sehr gut aus. Stimmt's?«

»Die Untertreibung des Jahres«, stellte er fest. »Aller Jahre. Aber sprechen Sie weiter, Kind.«

»Und Sie sind entzückend schüchtern - eine Tatsache, die Sie mit Recht zu kaschieren versuchen.«

»Sie sind eine Musterschülerin, meine Liebe.«

»Und an diesen Tatsachen wird sich nicht viel ändern, nicht wahr?«

»Ich fürchte, nein.«

»Aber, Mr. Rush, die Frauen ändern sich. Sehr viele von uns haben sich bereits geändert.«

»Und das bedeutet?«

»Daß der Männertyp, den Sie wahrscheinlich beneiden - die großen, phantastisch aussehenden, entsetzlich selbstbewußten

Burschen, die sich für einen Glücksfall für jedes weibliche Wesen halten -, den modernen Frauen oft schrecklich auf die Nerven gehen. Eigentlich beinahe immer. Wir ziehen herzliche Freundschaft vor. Kameradschaft. Wir ziehen es vor, daß unsere Liebhaber nicht ihr Spiegelbild suchen, wenn sie uns in die Augen sehen.«

»Eine gute Formulierung«, konstatierte Jim nüchtern.

»Stammt von Grace. Ich bin nicht so gescheit.«

»Danke. Sie meinen - ich habe eine Chance?«

»Ich meine, daß Grace, seit ich sie kenne, noch nie so positiv auf einen Mann reagiert hat wie heute auf Sie. Sie wäre wütend auf mich, wenn sie wüßte, daß ich Ihnen das sage. Also dürfen Sie mich nicht verraten. Versprechen Sie mir das?«

»Ich verspreche es.«

»Gut. Mr. Rush - Herr Botschafter Rush - darf ich etwas schrecklich Schockierendes sagen?«

»Ich bitte Sie darum.«

»Wenn es mit Ihnen und Grace nicht klappt - geben Sie mir dann eine Chance?«

»Mein Gott! Kind, ich bin sicher, daß Sie es nicht so meinen.«

»Ich bin kein Kind und meine es genauso, wie ich es gesagt habe. Und damit ist dieses Gespräch für heute zu Ende, nicht wahr, Herr Botschafter? Und auf Wiedersehen!«

»Bitte, beantworten Sie nur noch eine Frage, Meg.«

»Nur wenn diese letzte Frage nicht Grace betrifft«, säuselte sie honigsüß. »Oder mich, Herr Botschafter.«

»Verdammt«, fluchte Jim. »O.K. Sie haben gewonnen. Also: Wie sind Sie daraufgekommen, diese Nummer anzurufen? Im Telefonbuch gibt es jede Menge Rushs. Sagen Sie bloß nicht, daß Sie alle angerufen haben.«

»Nein, Sir. Mir ist eingefallen, daß Mike Harper vielleicht

weiß, wo Sie wohnen, weil er sich beinahe eine halbe Stunde lang bei mir darüber beklagt hat, wie schwer es war, Sie dazu zu überreden, überhaupt in die Towers zu kommen. Er sagte, Sie hätten darauf bestanden, daß er Sie nach Hause bringt. Also habe ich ihn gefragt, aber er konnte sich nur daran erinnern, daß es irgendwo in der Gegend der Siebzigsten Ost war. Dadurch waren die Möglichkeiten natürlich bereits sehr eingegrenzt. Schon beim dritten Versuch bekam ich Sie an die Leitung. Grace ist mit Mr. Crowley bei einer Konferenz. Deshalb konnte sie Sie nicht selbst anrufen. Aber sie wird Sie um acht Uhr abholen - bei Ihnen, nachdem wir jetzt Ihre Adresse kennen. O.K., Herr Botschafter?«

»O.K. Mehr als O.K. Großartig. Ich werde auf Ihrer Hochzeit tanzen, meine Süße.«

»Und ich auf Ihrer. Wiedersehen!« Ein Klicken. Die Verbindung war unterbrochen. Jim starrte den Hörer geistesabwesend an. Dann legte er ihn vorsichtig auf die Gabel, als wäre er aus Kristallglas, unendlich zerbrechlich, zart und kostbar.

Danach war es ihm unmöglich einzuschlafen, also begann er die Informationen, die er von den Reynolds' und den O'Rourkes auf seinem Taschen-Kassettenrekorder aufgenommen hatte, schriftlich festzuhalten. Er war bei den Namen der wichtigsten Terroristenorganisationen von Costa Verde angelangt; die links orientierten hießen DRAP, EMMA und ERL, die extrem rechte JOCR. Die Großbuchstaben bezeichneten Abkürzungen, und Jim notierte sich den Wortlaut. DRAP hieß *Defensores Revolucionarios Armados (del) Pueblo* oder »Bewaffnete revolutionäre Verteidiger des Volkes«. EMMA war kein Frauenname, sondern stand für *Ejercito Maoista (de) Militantes Armados,* »Die maoistische Armee bewaffneter Kämpfer«.

Und ERL war *Ejercito Rojo (de la) Liberación,* »Rote Befreiungsarmee«. Letztere war natürlich in Japan ausgebildet, während EMMA über chinesische Experten verfügte, die

strategischen und taktischen Unterricht erteilten. DRAPs technische Berater waren schwerer zu identifizieren, aber Peter schwor, daß sie viel zu gut waren, um Costa Verdianer zu sein. Das hieß, daß sie Kubaner waren - die Nummer eins unter den russischen Satrapen.

Im Gegensatz zu der vielleicht fatalen Vorliebe der extremen Linken für überaus verfeinerte theoretische Philosophie stand die größere Einheitlichkeit der Rechten, ihr Anti-Intellektualismus, ihr Mangel an Ideen, und daher gab es nur eine einzige extrem rechte Organisation, die JOCR, die rasch und schnell die beiden Imitationen des spanischen Faschismus aufgesogen hatte - die *Falanje Costa Verdense,* »Costa Verdianische Falange«, und *Los Niños de Christo Rey,* »Die Söhne Christkönigs«. Das Ergebnis war eine gut bewaffnete, gut unterstützte - vom CIA, wie es allgemein hieß - Bande mit den Namen *Juntas Ofensivas Contrarrevolucionarias* oder »Vereinigung für die konterrevolutionäre Offensive«.

Aber jede einzelne von ihnen bedeutete Schwierigkeiten. Böse Schwierigkeiten. Seit Jahresanfang hatte es beinahe tausend politische Morde in Costa Verde gegeben. Und dreihundertfünfzig öffentliche Hinrichtungen - durch die Garrotte oder die Erschießungspelotons. »Und in dieser Zahl«, hörte er Tim O'Rourkes vor Mitleid heisere Stimme, »sind die armen Teufel nicht enthalten, die es nicht bis zur *Plaza de la Liberación* geschafft haben, um der Menge ein ergötzliches Schauspiel zu bieten. Die, bei denen die Inquisitoren des Schlächters García ein wenig zu rauh vorgegangen sind, dort unten in den schalldichten Zellen unter der *Jefetura de la Seguridad Nacional,* wo du dir die Lunge aus dem Leib schreien kannst und wo dich doch niemand hört, außer den Neandertalern, die sich mit dir beschäftigen. Wenn man jemandem einen rotglühenden Draht unter die Fingernägel steckt oder seine Eier mit einem hölzernen Nußknacker zerquetscht, fühlt er sich ganz sicherlich nicht mehr mächtig und

herrlich, Chub, mein Junge. Es ist ein Wunder, daß überhaupt jemand überlebt, den sie dann liebevoll zur Erbauung der loyalen Einwohner von Costa Verde mit einem Genickschuß erledigen können.«

»Nein, das ist kein Wunder, Tim«, hatte sich Marisol O'Rourke eingeschaltet, »es gibt andere, wirkungsvollere Methoden, einen Mann oder eine Frau zu brechen. Indirekte Methoden, die keine Spuren auf dem Körper hinterlassen. So wie sie mich an dem Abend gebrochen haben, als ich in einer kleinen Schachtel Robertos in Watte gepackten Finger erhielt, auf dem noch der Ehering steckte. An diesem Abend erklärte ich mich rasch und widerstandslos bereit, die Hure zu spielen, um das zu retten, was von dem armen Roberto noch übrig war - oder vielmehr, was angeblich noch übrig war.«

»Nur bist du nie so weit gekommen«, warf Peter schnell ein.

»Nein. Aber nur, weil Alicia eingegriffen hat.«

»Aus Egoismus. Um meine Interessen zu schützen«, erklärte Alicia.

»Spielt keine Rolle. Aber die Anwendung von physischer Gewalt, von roheren Formen der Folter ist nicht immer notwendig. Denn wenn ein Mann drei Töchter hat, gibt er meist nach, sobald die jüngste, zwölf- oder dreizehnjährig, vor seinen Augen von sieben oder acht kräftigen Polizisten vergewaltigt wurde, und gesteht jedes Verbrechen, das man will. Oder wenn er nur eine Frau oder eine Schwester hat, muß er zusehen, was diese zweibeinigen Tiere mit den Elektroden, den Vibratoren einer Frau antun können.«

»Bitte, Mari«, hatte Tim gesagt.

Jim schrieb die Notizen nieder. Er überlegte eine Weile, ob er nach Rad, den er von seinem Vater geerbt hatte, klingeln sollte - Radcliffe Harkness, dem stattlichen, aristokratischen, tiefschwarzen Diener mit dem stattlichen aristokratischen

Namen. Er brauchte jetzt einen steifen Whisky on the Rocks, um seine Nerven zu beruhigen. Aber dann verzichtete er darauf. Rad und seine Frau Bessie waren in letzter Zeit ziemlich aufgeregt. Die beiden betreuten Jims Stadthaus perfekt, wie sie es bereits unter seinem Vater getan hatten. Sie hatten beinahe ihre gesamten, nicht unbeträchtlichen Ersparnisse in ein Hotel auf den Bimini-Inseln im Bahama-Archipel investiert. Dieser Entschluß war außerordentlich naheliegend, da Rad und Bessie von den Bahamas stammten und ihr Sohn dieses Hotel leitetet. Es sollte ihren Lebensunterhalt sichern, sobald sie sich zur Ruhe setzten, und nach ihrem Tod auf ihren Sohn und dann auf dessen Sohn übergehen.

Aber wieder einmal hatte jemand eine Milchmädchenrechnung aufgestellt. Seit die Inseln im Südatlantik und in der Karibischen See nicht mehr unter englischer Herrschaft standen, sondern einheimische Regierungen hatten, waren die Touristen ausgeblieben. Denn die jungen Neger, die nach Jahrhunderten der Unterdrückung durch die Weißen vor Rassenhaß kochten, zeigten den Weißen ihre Verachtung. Sie waren darauf aus, sie zu beleidigen - »reine Unverschämtheit«, sagten die Weißen -, und obendrein randalierten sie ständig gegen die Geschäftsleute der Hindukolonie, die, wie sie behaupteten, Blutsauger waren. Aufgeblasene Weiße, die nicht begriffen, wo ihr Platz in der neuen Gesellschaftsordnung war, wurden gelegentlich entführt, ausgepeitscht und - allerdings seltener - auch ermordet. Die Neger nannten sich »The Black Panthers« nach der nordamerikanischen revolutionären Negerorganisation. Auf Grund ihrer Umtriebe war Rad im Begriff, seinen letzten Pfennig zu verlieren. Und zu alldem wußte er auch noch, daß sein Enkel, dem das Hotel letzten Endes zugedacht war, nicht nur Mitglied der »Panthers« war, sondern auch seinen Vater und seinen Großvater öffentlich als »Sklavenabkömmlinge« und »Toms« bezeichnete.

Deshalb klingelte Jim nicht nach Rad. Er war selbst zu aufgewühlt, um den Anblick dieses traurigen schwarzen Gesichts zu ertragen. Aber genau wie vorher das Telefon geklingelt hatte, als er nach ihm greifen wollte, um sein Rendezvous mit Grace Nivens abzusagen, hörte er in diesem Augenblick Rad schnell und leise an die Schlafzimmertür klopfen. »Dieses Zimmer ist medial veranlagt«, dachte er. »Oder ich leide an einer Psychose. Eins von beiden. Vielleicht beides.«

»Komm herein, Rad«, rief er.

Rad trat ein. Jim stellte erleichtert fest, daß Rad zumindest diesmal nicht den Tränen nahe war.

»Gentleman für Sie, Sir«, meldete Rad. »Junger Gentleman. Niemand, den wir kennen. Soll ich ihn in Ihr Arbeitszimmer führen, Sir?«

Jim wollte eben anordnen »Schick ihn weg, Rad, wer immer es ist«, doch ein sechster Sinn, der ihm oft gute Dienste geleistet und ihm sogar gelegentlich das Leben gerettet hatte, hielt ihn zurück.

»Gut, Rad. Bring ihn in mein Arbeitszimmer. Biete ihm einen Drink an, falls er einen will. Ich bin in einer Minute oben. Aber zuerst bring mir bitte meinen Bademantel.«

Als Jim ins Arbeitszimmer trat, stellte er fest, daß der junge Gentleman wirklich niemand war, den sie - nämlich Rad, Bessie oder er selbst - kannten. Er war eigentlich auch kein Gentleman. Seine Kleidung war eine Idee zu modisch. Ein Cardin-Anzug. Die Krawatte eine Spur zu breit. Das lange Haar reichte beinahe bis zu den Ohrläppchen und war sichtlich mit einem Festiger besprüht worden, um jede Strähne der abgerundeten Messerschnittfrisur an ihrem Platz zu fixieren. Untadeliges weißes Seidenhemd. Handgenähte Boxcalfschuhe. Manikürte, zart rosa glänzende Nägel. Der teuerste Aktenkoffer, den man finden konnte.

»Er sieht wie ein Hollywood-Schauspieler aus«, dachte Jim,

»der die Rolle eines jungen Erfolgs-Managers spielt.«

»Ja?« fragte er. »Was kann ich für Sie tun?«

Der junge Mann sprang auf. Lächelte. Es war ein gutes Lächeln in einem kräftigen, anziehenden Gesicht. Nichts Weiches, nichts Weibisches. Ein bißchen - ein kleines bißchen - der paranoide Ausdruck, den Jim so gut kannte. Aber viel schwächer als gewöhnlich. So schwach, daß Jim nicht sicher wußte, ob er wirklich vorhanden war.

»Herr Botschafter«, sagte der junge Mann, »mein Name ist Bill Carter. Ich komme vom Rauschgiftdezernat.«

»Großer Gott!« sagte Jim.

»Das ist natürlich vertraulich, Sir. Ich habe es Ihnen nur sofort gesagt, damit Sie nicht glauben, daß ich von FBI oder CIA bin.«

»Genau das habe ich geglaubt«, bekannte Jim. »Aber nehmen Sie doch Platz, Mr. Carter. Und lassen Sie mich wissen, was ich für Sie tun kann.«

»Sehr viel - wenn Sie wollen. Aber Mr. Townley hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß Sie nicht sehr viel Bereitwilligkeit zeigen, mit anderen Regierungsstellen zusammenzuarbeiten, wenn deren Politik nicht Ihre Zustimmung findet. Und außerdem glaubte er - und meine Nachforschungen haben das bestätigt -, daß Sie praktisch immun gegen jeden Druck sind, den das Außenministerium, unser Dezernat oder unsere Spionageabteilungen auf Sie ausüben könnten.«

Jim sah ihn unverwandt an und sagte sehr ruhig: »Würden Sie das bitte näher erläutern, Mr. Carter?«

»Gern. Ihre Weste ist fleckenlos sauber. So weit wir das feststellen konnten, haben Sie nie eine Striptease-Tänzerin in den Washington Monument Pool getaucht -«

»Und auch in keinen anderen Teich, leider« stellte Jim fest.

Carter lachte.

»Sie sind nicht verheiratet. Das heißt, Sie waren verheiratet,

dann geschieden und sind jetzt verwitwet. Deshalb können wir auch keinen Druck mehr auf Sie ausüben, weil Sie die durchaus natürliche und löbliche Tendenz hatten, die unglückliche Neigung Ihrer Frau, sich während Ihrer Abwesenheit mit neckischen Spielchen zu amüsieren, zu decken. Wenn wir diese Taktik jetzt anwenden wollten, ginge der Schuß sogar nach hinten los und würde uns in ein schlechtes Licht setzen.«

Jim beherrschte eisern die in ihm aufsteigende Wut.

»Ich bin froh, daß Ihnen das klargeworden ist«, stellte er fest.

»Es ist uns klar. Und das schließt praktisch jeden Druck aus, den wir oder einer der Geheimdienste ausüben könnten, um Sie - sagen wir, dazu zu überreden, uns zu helfen.«

Jim wartete. Nach über zwanzig Jahren im Außenministerium beherrschte er die Kunst des Wartens bis zur Vollkommenheit.

»Andererseits ist der stellvertretende Staatssekretär Townley nicht bereit einzugreifen. Er sagt, daß eine Stelle außerhalb des Ministeriums sich zu sehr für Sie einsetzt, eine Stelle, mit der jedes realistisch denkende Regierungsmitglied heute rechnen muß...«

»Er irrt sich« erklärte Jim rundweg. »Nicht in der Darstellung des Sachverhalts, sondern in den Folgerungen, die er daraus zieht. Ed Crowley von Worldwide Petroleum hat offen seinen Einfluß geltend gemacht, um meine Ernennung als Botschafter für Costa Verde durchzusetzen. Er wollte und will noch immer, daß ich ihm dort einen Gefallen erweise. Und, um ganz offen zu sein, ich habe mich dazu bereit erklärt, ihm diesen Gefallen zu erweisen, falls das überhaupt möglich ist. Aber, Mr. Carter, es handelt sich um eine persönliche, nicht um eine wirtschaftliche oder politische Gefälligkeit. Sonst hätte ich nicht zugesagt. Die Pflichten eines Botschafters beinhalten nicht die Interessenvertretung eines multinationalen Konzerns. Überhaupt keines Konzerns, was das anbelangt, auch nicht eines nationalen.«

Carter lächelte.

»Ich bin ganz Ihrer Meinung, Mr. Rush. Sie wären aber überrascht zu erfahren, wie viele Botschafter diese Vorschrift ein bißchen zurechtbiegen, um es so auszudrücken.«

»Ich wäre nicht überrascht. Überhaupt nicht. Ich bin schon sehr lange im Außendienst tätig.«

»Nur haben Sie es nie getan.«

»Einer der Gründe, warum weder Sie noch sonst wer die Möglichkeit hat, mir einen Knüppel zwischen die Beine zu werfen.«

»Stimmt. Und außerdem - ein Mann mit einem Nettoeinkommen von fünfundsiebzig- bis hunderttausend Dollar jährlich befindet sich in der wunderbaren und beneidenswerten Lage, ruhig und sorglos seinen Posten aufgeben zu können, falls seine Vorgesetzten ihm befehlen, etwas zu tun, was ihm gegen den Strich geht.«

»Eine meisterhafte Darstellung der Lage. Also?«

»Also kann ich nur an Ihren Patriotismus und an das Gute in Ihnen appellieren. Mr. Rush, haben Sie je einen Rauschgiftsüchtigen gekannt - gut gekannt?«

»Ja.«

»Macht es Ihnen etwas aus, mir zu sagen, wer diese Person war?«

»Ja, es macht mir etwas aus. Das geht Sie nämlich einen Dreck an.«

»Pardon! Ich wollte Sie nicht beleidigen. Und es ist selbstverständlich Ihr gutes Recht. Ich bitte um Entschuldigung, Herr Botschafter. «

»In Ordnung. Vergessen Sie's.«

»Sie stimmen aber sicherlich mit mir darin überein, daß die illegale Einfuhr von Rauschgift in die Staaten aufhören muß, nicht wahr?«

»Ja. Aber ich halte vielleicht die Art, wie Sie sie unterbinden wollen, für nicht richtig.«

Bill Carter sah ihn erstaunt an.

»Und wie sollte dies Ihrer Meinung nach geschehen, Mr. Rush?«

»Indem Sie das soziale und moralische Klima unserer Zeit ändern. Indem Sie unsere Jugend zu dem Bewußtsein erziehen, daß es keine unveräußerlichen Rechte im Leben gibt, sondern nur unveräußerliche Pflichten. Und daß es eine der grundlegenden Pflichten ist, ein ordentliches, würdiges und anständiges Leben zu führen, obwohl diese Qualitäten nur selten, wenn überhaupt, belohnt werden. Was aber keine Rolle spielt. Ich meine damit, daß ich zuerst versuchen würde, den Markt zu schwächen, bevor ich mich mit den Quellen befasse.«

»Und Sie glauben, daß das klappen würde?«

»Ich weiß es nicht. Wie sollte ich? Man hat es ja nie versucht. Glauben Sie, daß der Plan Ihres Dezernats Erfolgschancen hat?«

»Offen gestanden, nein. Oder zumindest nur auf Teilgebieten. Aber er ist auch nicht so weitreichend wie das, was Sie vorschlagen, Sir.«

»Ich weiß. Jesus, Moses, Jesaja, Konfuzius, Buddha, Mohammed und noch viele andere haben mit dem, was ich vorschlage, Schiffbruch erlitten. Das ist aber kein Grund, es nicht wieder zu versuchen. Leben bedeutet unvermeidbares Versagen, unabänderliche Niederlage. Wir überleben es nie, nicht wahr? Ich will darauf hinaus, daß stolze Niederlagen verdammt wertvoller sind als billige, kurzlebige Siege, die außerdem nur Scheinerfolge sind. Genug der Predigt. Und was wollen Sie von mir, Mr. Carter?«

»Daß Sie mit unserem Mann in Costa Verde zusammenarbeiten. General Gardas Polizisten sind sehr raffiniert. Müssen sie auch sein. Sie wurden seinerzeit in Spanien von der *Segunda bis* des verstorbenen General Franco

ausgebildet, eine Art von technischem Leih- und Pacht-Abkommen zwischen den Vertretern der extremen Rechten. Daher konnte uns unser Mann seit Jahr und Tag keine Informationen zukommen lassen. Wenn Sie uns also ein bißchen Platz in Ihrer Kuriertasche reservieren könnten -«

Jim starrte Carter an. Sein Blick war eiskalt und ungläubig. »Mein Gott, Sir! Ist Ihnen klar, in welchen Mengen wir mit Heroin überschwemmt werden?« platzte Carter heraus. »Ist Ihnen je eingefallen, daß es sich um eine Verschwörung handeln könnte?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Stellen Sie sich einmal folgenden Tatbestand vor, Mr. Rush. Plötzlich schafft jemand mittels sechsstrahliger russischer Turbojets ein ganzes Laboratorium in den Süden von Costa Verde. Ein Laboratorium, verdammt! Eigentlich schon mehr eine Fabrik, wenn man die Produktionskapazität in Betracht zieht. Selbstverständlich aus Kuba, nachdem die einzelnen Teile von wo anders dorthin gebracht wurden.«

»Und?«

»Und die großen Vögel kommen mit abgestellten Turbinen in etwa achtzehntausend Meter Höhe nachts herein. Werfen ihre Ladung mit Fallschirmen ab - mit schwarzen Fallschirmen, der Gipfel der Raffiniertheit, und zwar in den Dschungel. In das Dreieck zwischen Xilchimocha, Chizénaya und Tarscanolla.«

»Die Konzentrationslager. Ich stelle richtig: die Vernichtungslager. Gardas Mordfabriken. Verbesserte Ausgaben von Dachau, Auschwitz und Treblinka.«

Carter sah ihn erstaunt an.

»Woher wissen Sie das, Herr Botschafter?«

Jim zuckte die Schultern. »Sagen wir, daß ich meine Quellen habe. Private Quellen natürlich. Nicht die Ministerien.«

»Dann sind es aber verdammt gute Quellen.«

Jim ging nicht darauf ein. Er sagte ruhig: Sprechen Sie nur weiter, Carter.«

»Gut. Zuerst sah es so aus, als wollten Fidel & Co. Gardas Streitkräfte zugrunde richten. Denn vor vier Jahren begannen die Dämchen im Blue Moon mit Shit zu handeln - Entschuldigung, ich meine -«

»Ich kenne die Bedeutung des Wortes ›Shit‹ in diesem Zusammenhang, Mr. Carter. Fachausdruck der Harlemer Rauschgifthändler für Heroin.«

»Richtig. Nun, die Huren spritzten es nicht nur sich selbst, sondern gaben den reinsten Stoff, den Sie je gesehen haben - sogar besser als der Stoff aus dem Goldenen Dreieck -, umsonst an Gardas Offiziere weiter. Die sehr schnell süchtig wurden.«

»Also?«

»Also griff Garda scharf ein. Wenn er männliche Pusher erwischte, ließ er sie erschießen. Standgerichte. Einstimmige Schuldsprüche. Dann ab zur *Plaza de la Liberación* und Bang!«

»Ich bin nicht für die Todesstrafe, aber in diesem Fall halte ich sie sogar für berechtigt.«

»Sie ist jedenfalls effektvoll. Weibliche Pusher wurden ausgepeitscht. Wurden an den Handgelenken an Gerüsten aufgehängt, die Füße vierzig Zentimeter über dem Erdboden. Natürlich splitternackt. Dieses Detail gefiel den Massen besonders. Fünfzig Hiebe beim erstenmal. Dreißig Prozent der Mädchen starben an weniger als fünfzig Hieben. Die Peitschen hatten Bleikugeln an den Enden, und die Henker waren gelernte Sadisten. Beim zweitenmal hundert Hiebe. Nur zwei Missetäterinnen versuchten es zweimal. Beide starben. Eine nach einundsechzig Hieben. Die andere nach achtundsechzig. Zähe Mädchen. Man konnte ihre Knochen sehen, Herr Botschafter.«

»Wie traurig. Mir kommen die Tränen.«

»Gut. Villalonga wurde sauber. Aber niemand stellte das Laboratorium ein. Der Welt bestausgerüstetes, modernstes Laboratorium zur Umwandlung von Opium in Heroin. Im Vergleich dazu wirken die Einrichtungen in den Dachkammern, Kellern und Garagen von Marseille wie Chemiekästen für Kinder. Wir nehmen an, daß jemand mit García verhandelt und ihm eine der größten Bestechungssummen der Weltgeschichte angeboten hat. Denn er hat nicht versucht, die illegale Einfuhr von Opium aus Kolumbien über die Sierras zu unterbinden - was zugegebenermaßen schwierig wäre, vor allem bei der jetzigen Transportmethode. Aber was wichtiger ist, er hat das Laboratorium nicht angerührt, obwohl er wissen muß, wo es sich befindet.«

»Ich kann Ihrer Geschichte sehr gut folgen, aber ich verstehe einfach nicht, was Sie, ich oder unser Land mit diesen schmutzigen Machenschaften zu tun haben.«

»Gibt es einen besseren oder billigeren Weg, den ideologischen Krieg zu gewinnen, Sir? Sie wollen das letzte große kapitalistische Land, unser Land, zu einer wimmelnden Masse von stumpfsinnigen Rauschgiftsüchtigen degradieren. Die nicht mehr den Wunsch, den Willen oder die Fähigkeit haben zu kämpfen. Die menschliche Freiheit für immer abschaffen; die letzte große Hoffnung der Menschheit zunichte machen.«

Jims Augenbrauen gingen in die Höhe; Carter wußte nicht, daß dieser Ausdruck für ihn charakteristisch war, wenn er über das Ausmaß menschlicher Dummheit ins Staunen geriet.

»Mr. Carter,« begann er höflich, »Sie enttäuschen mich. Sie haben sich offensichtlich über mich informiert, aber nicht gründlich, nicht wahr? Denn sonst würden Sie wissen, daß ich Phrasen gegenüber allergisch bin. Von den Unwissenden bis zum Ku-Klux-Klan waren die USA nie eine Bastion der menschlichen Freiheit. Sie haben wohl viel darüber geredet, aber sie nie in die Tat umgesetzt. Elf Jahre, nachdem die

Pilgerväter hier eingetroffen waren, weil sie die Freiheit suchten, Gott auf ihre Art anzubeten, hängten sie ihren ersten Quäker; weil er versuchte, den vermutlich gleichen Gott auf seine Art anzubeten. Sie droschen scheinheilig hohle Phrasen über ›Freiheit und Tod‹, erwarben aber gleichzeitig ihre Vermögen durch den Schweiß anderer Menschen, denn sie lebten - auch Washington und Jefferson - von den Früchten der Sklaverei, dieser gräßlichen Obszönität. Und die Banditen und Schmuggler wirkten tragisch und komisch, sogar absurd, wenn sie ihr Recht, das Gesetz zu brechen durch das Gerede über ›Besteuerung ohne Vertretung‹ und anderen einwandfreien Mist verteidigten. Versuchen Sie also nicht, an meinen Patriotismus zu appellieren. Er ist nicht sehr groß. Zufällig bin ich ein Bürger des Landes, das über Freiheit spricht und gleichzeitig lyncht, Rassenunruhen inszeniert und Völkermord praktiziert. Richten Sie diesen Appell an die Apachen, die Sioux, die Navajos, die Schwarzen. Wiederholen Sie ihn an den Gräbern der Millionen europäischer Juden, denen unser Außenministerum glatt die Einreise in dieses Land verweigerte, obwohl wir wußten, daß die Nazis sie umbringen würden. Oder -«

»Oder?« wiederholte Bill Carter.

»Rufen Sie sich die Namen Nagasaki, Hiroshima, Song My, My Lai jedesmal ins Gedächtnis, wenn Sie in Versuchung kommen, wieder einmal die Platte von der letzten großen Hoffnung der Menschheit aufzulegen, Mr. Carter. Man hat den Patriotismus als die letzte Zuflucht der Narren und Schufte bezeichnet. Ich bilde mir ein, daß ich weder das eine noch das andere bin.«

»Aber Sir«, wandte Carter sichtlich schockiert ein, »wollen Sie damit sagen, daß unser Land nicht wert ist, gerettet zu werden?«

Jim lächelte.

»Nein, denn es ist es wert. Aber nicht mehr als jedes andere

Land, in dem menschliche Wesen leben. Ich will damit sagen, daß ich nicht an die Gefahr glaube. Ich glaube nicht, daß es möglich ist, auch nur eine beträchtliche Minderheit irgendeines Volkes rauschgiftsüchtig zu machen. Natürlich kann das physische Bedürfnis geweckt werden, aber normale Menschen können sich ohne weiteres der Sucht entwöhnen, sogar wenn sie absichtlich oder zufällig hervorgerufen wurde. Sie müßten das wissen. Sie müßten auch wissen, daß es in der Türkei, einem der größten Opiumproduzenten der Welt, praktisch keine Rauschgiftsüchtigen gibt. Dank unseren britischen Vettern, die sogar einen Krieg vom Zaun brachen, um sich das Recht zu sichern, in das damals wehrlose China indisches Opium zu pumpen, wies dieses Land seinerzeit die größte Zahl an Rauschgiftsüchtigen auf. Jetzt gibt es dort überhaupt keine Süchtigen mehr, genau wie in Japan. Deshalb frage ich: Kann irgendein Produkt in einem Gebiet verkauft werden, in dem die Leute es gar nicht wollen? Und wessen Schuld ist es, daß unser Land neurotische, winselnde, haltlose Idioten hervorbringt - ich will das Wort Abschaum nicht gebrauchen, obwohl es paßt -, die der Meinung sind, daß die Gesellschaft nur dazu da ist, um ihr unproduktives, parasitäres Leben zu erhalten? Sie wollen leben ohne zu arbeiten, flüchten sich in die Traumwelt der Fixer - und es gibt Unmengen von ihnen. Denn Sie sollten wissen, daß das sine qua non der Süchtigkeit die psychopathische Persönlichkeit ist. Und der entscheidene Punkt ist: Woher nimmt eine moralisch minderwertige Gesellschaft, die moralisch minderwertige Individuen hervorbringt, den Anspruch auf das Recht zum Überleben?«

»Sie verdrehen die Tatsachen.« Carter wurde zornig. »Sie beschuldigen uns anstatt der Leute, die uns absichtlich -«

»Mit einem lebensgefährlichen Produkt überschwemmen, für das nur zu viele unserer Mitbürger, vor allem die jungen, Hunderte von Millionen Dollar bezahlen, die sie gestohlen oder ergaunert haben. Überschwemmen? Natürlich. Aber nicht auf

Grund einer weltweiten Verschwörung. Sondern einfach weil es ein einträgliches Geschäft ist. Kommen Sie mir deshalb nicht mit der Theorie der weltweiten Verschwörung. Ich habe zu lange und in zu zahlreichen Ländern gelebt, als daß ich nicht wüßte, daß jede Verschwörung, an der mehr als drei Menschen beteiligt sind, einfach infolge der menschlichen Dummheit scheitert. Mr. Carter, Sie verschwenden mit dieser Methode meine und Ihre Zeit. Ich bin gegen den Rauschgiftschmuggel, gegen die Rauschgiftsucht, weil sie per se Übel sind, immer und überall. Versuchen Sie nicht, mir etwas einzureden. Damit würden Sie mich nur in meiner Überzeugung bestärken, daß Menschen, die sich damit abfinden, daß ihnen alles mögliche widerfährt, vielleicht selbst daran schuld sind. Überall auf der Welt - Sie haben vorhin ohnehin sehr deutlich darauf hingewiesen - ist ein Hahnrei ein lächerliches Geschöpf. Und mit Recht. Aber das trifft auch auf jedes Volk und jede ethnische, religiöse, soziale oder wie immer geartete Gruppe zu, die sich als Opfer anbietet. Ein trauriger Scherz. Manchmal sogar ein tragischer. Oder ein großer, fetter, dummer, wie bei diesem Land. Da ich also teilweise auf Ihrer Seite stehe, kommen wir zur Sache, falls Ihnen das möglich ist«.

Bill Carter seufzte.

»Man hat mir gesagt, daß ich mit Ihnen eine harte Nuß zu knacken hätte. Na schön. Ich werde sachlich bleiben. Wir können derzeit nur eines unternehmen: durchlässige Stellen abdichten. Wir haben die Türkei dichtgemacht. Der Libanon ist durch politischen Selbstmord ausgeschieden. Die französische Verbindung ist unter Kontrolle. Vietnam stellt keine Bedrohung mehr dar, weil seit unserem Abzug die Transportprobleme für den Nachschub in die USA zu groß geworden sind. Womit die südamerikanische Verbindung unser derzeitiges Hauptproblem wäre. Und der wundeste Punkt ist dabei Costa Verde. Das Laboratorium, Sir. Sie fliegen nämlich nicht mehr Opium oder Kokain in die Staaten ein, sondern fertiges Heroin.«

»Einfliegen?«

»Ja, Sir. Leichte Flugzeuge, einmotorige oder höchstens zweimotorige Pipers, Cessnas, Beechcrafts. Sie kommen bei Nacht unter unserem Radar herein. Gerade noch über den Wellenkämmen. Zu tief, als daß unsere Peilung sie erreichen könnte.«

»Von *Costa Verde*?«

»Nein. Natürlich nicht. Leichte Flugzeuge haben keinen so großen Operationsradius. Das Zeug kommt in Fischerbooten zu einer der zweihundert Inseln, neunzig, hundert, zweihundert Meilen von Florida entfernt. Ein rostiges altes Landungsboot mit geringem Tiefgang legt an einem Strand an und setzt einen Bulldozer ab. In zwei Tagen haben sie einen Landestreifen fertig. Wenn der unwahrscheinliche Fall eintritt, daß die Küstenwache ihn entdeckt aber die meisten, Mr. Rush, sind ein halbes bis ein Jahr in Betrieb, bevor wir sie lokalisieren -, geben sie ihn einfach auf und legen den nächsten auf einer anderen Insel an. Bei ihrem Gewinn können sie sich das leisten, selbst wenn die Küstenwache den Landestreifen schon nach der ersten Benützung entdeckt. Oder sie verwenden Wasserflugzeuge. Und hier spielt wieder das Labor eine große Rolle. Es funktioniert ganz einfach: Opium ist umfangreich und muß noch verarbeitet werden, nachdem es auf dem potentiellen Markt angelangt ist. Aber Heroin! Verdammt, Sir, eine Piper kann zehn Kilo Heroin aus einer Entfernung von hundert Meilen heranschaffen; und zehn Kilo, die verschnitten und noch einmal und ein drittes Mal verschnitten werden, bringen etwa zehn Millionen Dollar ein.«

Jim pfiff beeindruckt. »Und wie stellen Sie sich vor, daß Sie in Costa Verde vorgehen könnten?«

»Wir wollen zuerst den großen Fisch fangen. Und danach wollen wir unsere Leute in eine der politischen Organisationen einschleusen, bei der das leicht geht, egal, ob sie rechts- oder linksorientiert ist, und sie veranlassen, das Labor zu suchen und

zu zerstören. Aber zuerst den großen Fisch. Einen der großen Fische jedenfalls. Wir haben Grund zu der Annahme, daß es sich um einen Amerikaner handelt. Und seine Tarnung ist perfekt.«

Carter unterbrach sich, blickte Jim an und zuckte die Schultern.

»Verdammt, ich bin so weit gegangen, daß mir nichts übrig bleibt, als Ihnen alles zu erzählen, Herr Botschafter. Er führt unten einen Auftrag aus, einen absolut legitimen Auftrag für einen Ihrer Freunde, für den Herrn, der - äh - so sehr daran interessiert war, daß Sie Botschafter in Costa Verde werden.«

»O Gott!«

»Einen Augenblick, Herr Botschafter. Wir sind nicht an der jungen Dame interessiert, mit der er zusammenlebt und die er angeblich beschützt. Ich verwende den Ausdruck ›mit der er zusammenlebt‹ absichtlich, zu Ihrer Information. Ich glaube nicht, daß er Sie überrascht.«

»Er überrascht mich nicht.«

»Gut. Diese Dame ist ein Fall für das FBI - über die Interpol. Ich kann Ihnen die persönliche Zusicherung des Leiters unseres Dezernats überbringen, daß die Unterstützung, die Sie uns gewähren, die fragliche Person in keiner Weise gefährden wird. General García hat bis jetzt aus nur ihm bekannten Gründen eine Auslieferung strikt abgelehnt. Und der Leiter unseres Dezernats ist der Meinung, daß ein Wiederaufwärmen dieser unappetitlichen Geschichte dem internationalen Ruf unseres Landes schaden würde und unsere Feinde zu der Annahme veranlassen könnte, daß wir außerordentlich dekadent geworden sind, nur mehr ein Papiertiger. Mit anderen Worten, der Staat hat das Gefühl, es wäre besser, wenn Jenny Crowley unauffindbar bliebe. Deshalb üben wir keinen allzu großen Druck auf General García aus. Und Seine Hoheit will anscheinend Ed Crowley an der Kandare halten, oder -«

»Bumst selbst die kleine Jenny«, warf Jim bitter ein.

»Das glaube ich nicht. Es ist natürlich möglich, aber wir haben keinen diesbezüglichen Report erhalten. Nun, Sir?«

»Lassen Sie mich überlegen. Im Prinzip bin ich auf Ihrer Seite. Sie sind zwar das Dezernat, das normalerweise auf der Seite der finanzkräftigen Hintermänner steht, aber -«

»Aber sehen Sie sich das hier an, Sir.«

Er hielt Jim eine Fotografie hin, die dieser eingehend betrachtete. Er begann nicht zu zittern und übergab sich auch nicht. Aber nur, weil er sich eisern beherrschte.

»Erklärung?« fragte er.

»Eine costaverdianische Grenzpatrouille hielt diesen klapprigen, in einen Schulbus umfunktionierten Lastwagen an, als er eine Bergstraße aus Kolumbien herunterkam. Er war voller Kinder. Zwei Erwachsene, ein Mann und eine Frau, und natürlich der Fahrer, begleiteten sie. Aus den Papieren schien hervorzugehen, daß die kolumbianischen Kinder, Chibchas, Mestizen, Neger, von Erzbischof Padre Pió zu irgendwelchen Jugendfestspielen nach Villalonga eingeladen worden waren. Das ist nichts Ungewöhnliches, Padre Pió veranstaltet immer solche Feste für arme Kinder.«

»Und?«

»Einem der Kinder wurde schlecht. Der Bub sprach aber nur Chibcha, einen Inka-Dialekt, nicht Spanisch. Also brachten ihn die *Aduaneros* ungeachtet der lauten Proteste der Typen vom Schulbus zu ihrer Ersten-Hilfe-Station. Dort übergab sich der Kleine. Ein versiegeltes Reagenzglas mit graubraunem Pulver...«

»Opium?«

»Nein, Morphium. Das erste Stadium des Veredelungsprozesses. Opium wäre zu schwer. Also stürzten die Zollbeamten zum Schulbus zurück.«

»Einen Augenblick! Wenn García seinen Anteil vom Rauschgiftschmuggel bekommt, würde er dann seinen Zollbeamten nicht befehlen, das Zeug durchzulassen?«

»Da er kein Dummkopf ist, nein. Er weiß, daß immer noch so viel Rohopium oder minderwertiges Morphium hereinkommt, daß das Laboratorium Überstunden machen kann, ganz gleich, wieviel Garcías unterbezahlte und zahlenmäßig unterlegene Grenzpolizisten erwischen. So profitiert er doppelt - einerseits bereichert er sich an den Bestechungsgeldern von den Laborleuten und den Typen, die Heroin aus Costa Verde in die Vereinigten Staaten schmuggeln, andererseits behält er sein Image als öffentlicher Wohltäter und aufgeklärter Staatsmann bei, indem er dem Rauschgifthandel offiziell den Krieg erklärt. Verdammt, seine Methoden sind von unseren Konservativen wiederholt als eine Möglichkeit zitiert worden, die Bedrohung durch das Rauschgift abzuwenden. Sie wissen ja: Prügel für Süchtige, Todesstrafe fur die Pusher.«

»Ich bin beinahe der gleichen Meinung, aber ich nehme an, daß es zu einfach ist, nicht wahr?«

»Ja. García belohnt alle Grenzpolizisten, die Opiumschmuggler erwischen. Dekoriert sie persönlich. Erhöht ihr Gehalt. Aber er stellt nicht viermal so viele auf und gibt ihnen auch keine ordentliche Ausrüstung, mit der sie den Schmuggel wirkungsvoll unterbinden könnten - wohlgemerkt, könnten.«

»Schön. Aber zurück zum Schulbus. Haben sie ihn erwischt?«

»Mußten sie nicht. Er war nur fünf Kilometer weitergefahren. Sie fanden ihn unter einem Baum, und die Kinder lagen daneben. Sechzehn der armen kleinen Kerle waren sterbenskrank, lebten aber. Die Typen waren natürlich weg. Und drei Kinder waren tot. Wie das auf dem Foto. Anscheinend konnten sie die Reagenzgläser nicht erbrechen.«

»Also weidete man sie aus«, stöhnte Jim. »Schnitt sie auf wie

Ziegen oder Schweine.«

»Ja. Rohmorphium im Wert von dreihunderttausend Dollar gegen das Leben von drei Nigger-, Mestizen- oder Indianerkindern. Ich bin nicht Gott, aber womit würden Sie es vergleichen, Herr Botschafter?«

Jim sah ihn an. Lange. Sehr lange. Dann sagte er:

»Sie kämpfen mit unfairen Mitteln, Carter. Aber Sie haben gewonnen. Ich werde mit Ihrem Mann zusammenarbeiten. Über einen Vermittler, so daß ich ohne zu lügen behaupten kann, daß ich ihn nie gesehen und seinen Namen nie gehört habe. Genügt das?«

»Es genügt«, erklärte Carter und streckte die Hand aus. Jim ergriff sie. Und genau in diesem Augenblick öffnete Rad die Türe ohne zu klopfen und steckte den grauen Kopf herein. Er grinste von einem Ohr zum anderen, so daß die weißen Zähne in dem schwarzen Gesicht blitzten.

»Eine Dame will Sie sprechen, Sir«, krächzte er. »Und, du meine Güte, was für eine Dame, Sir! Genau das, was wir hier brauchen. Ich hoffe sehr, daß Sie sie nicht mehr weglassen.«

»Ich habe nicht die Absicht«, stellte Jim ernsthaft fest. »Mr. Carter, wenn wir nichts mehr zu besprechen haben -«

»Überhaupt nichts mehr. Außer dem Dank meines Büros und meinem eigenen. O ja, doch noch etwas. Könnte Ihr Diener mich durch einen anderen Ausgang hinausbringen? Es wäre mir sehr recht, wenn diese Dame mich nicht zu Gesicht bekäme. Sie verstehen doch, nicht wahr?«

»Natürlich. Und in dieser Beziehung sind wir uns absolut einig. Auch ich ziehe es vor, daß sie Sie nicht sieht. Rad, führen Sie bitte Mr. Carter zum Ausgang durch den Keller.«

»Ja, Sir, Mister Jim, das mache ich.«

7

Er beschloß sofort, weder Rad hinunterzuschicken und Grace ausrichten zu lassen, daß er unerwarteterweise aufgehalten worden war, noch sie ohne Erklärung warten zu lassen, bis er sich angezogen hatte und hinunter kommen konnte. Viele Männer hätten die zweite Taktik als glücklichen Schachzug im Krieg der Geschlechter betrachtet. Statt dessen gab er einfach einem normalen, wenn auch ein wenig irrationalen Impuls nach, der dem brennenden Wunsch entsprach, den neuesten Gegenstand seiner Verehrung sobald wie möglich zu sehen, und stürmte die Treppe so hinunter wie er war, in Pyjama und Schlafrock.

»Es tut mir leid, Grace«, begann er atemlos, aber da war er ihr schon so nahe, daß sie das Revers seines Schlafrocks befühlen konnte. Dressinggown und Pyjama waren aus echter chinesischer Seide, die während eines Anfalls wohlwollender Blindheit der roten Zollbehörden herausgeschmuggelt worden war. Diese Blindheit bringt der Volksrepublik auf dem Markt von Hongkong einen ansehnlichen Betrag an harter westlicher Währung ein. Die Seide war dunkelbeige, eine satte, warme Farbe, die manchmal wie altes Gold schimmerte.

Eine von Graces dichten Augenbrauen ging in die Höhe. Ihr breiter, humorvoller Mund verzog sich zu einem spöttischen Grinsen.

»Mmmmm - sexy«, hauchte sie. »Und was jetzt? Erwarten Sie, daß ich in diesem prachtvollen Wohnzimmer hinter Ihnen herjage, Jim Rush? Und mich mit schauerlichem Gebrüll auf Sie stürze? Oder -«

Dann sah sie sein Gesicht. Ihre Hand wanderte sofort vom Aufschlag zu seinem Arm und packte ihn so fest, daß er zusammenzuckte.

»Es tut mir leid, Jim! Verzeihen Sie mir, ja?«

»Was soll ich verzeihen?« fragte er tonlos. »Sie haben ja nicht -«

»O doch, ich habe«, lachte sie. »Ich habe wirklich geglaubt, daß Sie diesen aufreizenden Pyjama mit unlauteren Absichten angezogen haben, wie meine Mutter zu sagen pflegte. O nein, nicht meine Mutter. Meine Mutter war eine Schönheit der frühen dreißiger Jahre. Und meine Großmutter wahrscheinlich auch nicht, denn sie war ein Backfisch aus der Zeit der Klappstühle und der Flaschen in den Gesäßtaschen. Ich hätte es jedenfalls besser wissen müssen. Ich nehme an, daß Sie immer in so was schlummern.«

»Oder in sehr ähnlichen Pyjamas in anderen Farben, aber aus dem gleichen Material. Sie fühlen sich so gut an. Ein sehr harmloses Vergnügen für einen Mann, der ohnehin wenige Laster hat.«

Seine Stimme klang so traurig, daß sie von echtem Mitgefühl gepackt wurde und ihn mit sich zog.

»Kommen Sie, Jim, setzen Sie sich einen Augenblick zu mir und sprechen Sie mit mir. Wir haben jetzt keine Eile. Wir müssen sowieso ein Restaurant suchen, das die ganze Nacht offen hat, denn bis Sie angezogen sind, wird es zu spät für das Lokal sein, in das ich Sie führen wollte.«

»Es tut mir leid, Grace. Ein Kerl von einer anderen Regierungsdienststelle ist unerwartet von Washington herübergeflogen, um mit mir zu sprechen. Sein Anliegen war so wichtig, daß ich ihn anhören mußte. Deshalb kam ich nicht zu der geplanten Siesta und hatte auch keine Zeit, mich anzuziehen. Dadurch bin ich auch wahrscheinlich ein wenig nervös.«

Sie lächelte ihn beinahe zärtlich an und sagte: »Wir müssen nicht ausgehen, Jim, wenn Sie müde sind. Wir können hier bleiben und den Kühlschrank plündern. Oder Ihren Diener in das Delikatessengeschäft an der Ecke schicken. Dann kann ich zeitig nach Hause gehen und Sie kommen zu Ihrem

Schönheitsschlaf.«

Er sah sie an, und in seinen Augen lag seine Seele nackt vor ihr.

»Ich wünschte, Sie würden nie nach Hause gehen«, stellte er einfach fest.

Ihr Gesicht wurde abweisend, und er fragte: »Stimmt etwas nicht?«

»Das, was Sie gerade gesagt haben. Angesichts der Umstände könnte man es für eine Beleidigung halten, Jim Rush. Aber warten wir ab. Wir haben genügend Zeit für Erklärungen, falls Sie später welche abgeben wollen. Zeit für jede Art von Geplauder, sogar für eine Diskussion über den Preis von Orchideen. Über den Wert von Kunstgegenständen.«

Er sah sie verständnislos an und flüsterte »Grace«. Ihr Name klang wie ein Trauergesang.

Sie klopfte ihm auf die Schulter und lachte.

»Ich bin hungrig. Und wenn ich hungrig bin, werde ich gemein. Hundsgemein. Also ziehen Sie sich lieber an, damit wir ausgehen können, oder füttern Sie wenigstens das ausgehungerte Raubtier.«

Er griff nach der Klingelschnur und zog daran. Rad tauchte wie durch Zauberei so schnell auf, daß Jim wußte, er hatte vor der Tür gelauscht.

»Rad«, sagte Jim, »sage Bess, das Mrs. Nivens zum Abendessen bleibt. Ich weiß nicht, was ihr im Haus habt, aber wenn ihr nicht etwas absolut Vollkommenes hervorzaubert, widerrufe ich das Befreiungsgesetz und verkaufe euch in den Süden. An den Gouverneur von Mississippi.«

Rad lachte glücklich.

»Ich glaube nicht, daß Bess und ich uns deshalb allzu große Sorgen machen müssen, Sir. Aber wir werden unser Bestes tun.«

»Das rate ich euch auch. Übrigens, liegt unten im

Kühlschrank Champagner?«

»Ja, Sir. Ein siebenundvierziger Piper Heidsieck. Ein paar Flaschen Veuve Clicquot. Und vielleicht sogar ein Mumm Brut, aber da bin ich nicht ganz sicher.«

»Mein Gott«, stellte Grace fest, »das ist vielleicht ein Sündenpfuhl.«

»Aber ein verdammt erfolgloser«, erwiderte Jim, »denn Bess paßt wie ein Schießhund auf Rad auf, und mir fehlt dieses spezielle Talent vollkommen. Gut, Rad, mach weiter, ja? Ich verlasse mich ganz darauf, daß ihr beide mir heute abend helfen werdet, Mrs. Nivens - Miß Grace - dazu zu überreden, der gleichberechtigte Vorstand dieses Haushalts zu werden und für immer hier bei uns zu bleiben.«

»Was das betrifft, Sir, stehen wir ganz auf Ihrer Seite«, strahlte Rad. »Wäre sehr froh, sie für immer zu behalten. Genau das braucht dieses Haus - eine Herrin. Und noch dazu eine so hübsche wie Miß Grace. Ja, Sir, ich wäre sehr froh darüber. Entschuldigen Sie mich aber jetzt, Madam, Sir, ich muß mich um das Abendessen kümmern. Ich hoffe sehr, daß es eine Verlobungsfeier wird.«

Grace blickte Jim an. Zuerst wirkte sie entsetzt, dann zornig und schließlich verblüfft.

»Jim«, sagte sie, »Sie -« Dann: »Nein, es stimmt einfach nicht. So dumm sind Sie doch nicht.«

»Was stimmt nicht? Und wozu bin ich nicht dumm genug?«

»Später. Wenn es überhaupt zu Erklärungen kommt. Ich gestehe, daß ich gerne Ihre Erklärung hören möchte. Aber nur freiwillig, Jim. Ich werde sie nicht herausfordern. Das kann ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil gewisse Dinge für eine Frau, auch für eine moderne Frau, einfach zu demütigend sind, Jim.«

»Zum Beispiel?«

»Zum Beispiel, wenn sie gewisse Erklärungen von einem Mann verlangt.«

»Dann muß ich also erraten, welche Erklärungen Sie möchten?«

»Ungefähr. Obwohl, wenn Sie wirklich so feinfühlend sind, wie Ihre Jenny sagte, dann merken Sie...«

Er hörte das »Ihre«. Hörte die kaum merkliche Betonung dieses Wortes heraus. Sah einen kurzen Augenblick lang, wie sie das Wort unter Anführungszeichen in die Luft gestellt hatte. »Ihre Jenny.« Was meinte sie? Aber er fragte sie nicht. Jeder Nerv in seinem Körper, jeder überzüchtete Instinkt zischte ihm wie ein Schlangennest zu: »Nicht jetzt, du Narr! Nicht jetzt!«

Er fragte: »Möchten Sie vor dem Abendessen einen Drink? Ich kann nach Rad klingeln, damit er Ihnen einen bringt, während ich hinauflaufe und mich anziehe.«

»Sie müssen sich nicht anziehen«, erklärte sie feierlich. »Ich verspreche, daß ich Sie nicht durch das Wohnzimmer hetzen werde, Ehrenwort.«

Er lächelte und stellte trocken fest: »Das ist jammerschade. Leider muß ich mich anziehen. Ich weiß nicht, ob Sie Akzente unterscheiden können: Rad und Bess sind westindische Neger, nicht amerikanische. Unwahrscheinlich konventionell, sogar ein bißchen puritanisch. Ich möchte sie nicht schockieren. Und, zu Ihrer Beruhigung, infolge der Erziehung, die die zwei bei unseren englischen Vettern genossen haben, ist es selbstverständlich, daß Sie hier sehr streng behütet werden.«

»Das ist jammerschade.« Grace ahmte seinen trockenen Tonfall großartig nach. »Nun gut, da meine Frauenehre absolut sicher ist, werde ich einen kleinen Sherry riskieren. Sehr trocken, bitte.«

Jim klingelte nach Rad und stellte befriedigt fest, daß er

diesmal länger brauchte - und das bedeutete, daß er außer Hörweite gewesen war.

»Rad, bring den Tio Pepe. Nur ein Glas, für Miß Grace.«

»Einen Augenblick, Rad«, unterbrach Grace. Sie wendete sich an den Gastgeber. »Jim«, begann sie, machte eine lange Pause und fuhr dann verrucht deutlich fort: »Liebster, macht es Ihnen etwas aus, wenn Rad mir das Haus zeigt, während Sie sich anziehen? Was ich bis jetzt gesehen habe, ist entzückend. Ich möchte auch den Rest kennenlernen. Vor allem das Schlafzimmer. Natürlich nur, wenn Sie heute abend keinen entzückenden Gast dort einquartiert haben. Aber das geht ja jetzt nicht mehr, nicht wahr? Ihr Schicksal ist schon entschieden, nicht wahr?«

Er hatte wieder dieses Gefühl, aber diesmal war er seiner Sache sicher. Sie reizte ihn. Und in ihrer warmen Altstimme klang außerdem ein Unterton von Zorn mit. Echter Zorn, in dem auch Trauer lag. Das war wahrscheinlich der Grund, warum ihr der Ton leichten, spielerischen Spotts mißlang. Er wußte, daß so etwas den meisten Frauen sehr gut lag. Vor allem Frauen wie Virginia. Nicht aber Grace.

Er dachte: Sie ist im wesentlichen ehrlich, das entspricht einfach nicht ihrer Art.

Laut sagte er: »Ist das Schicksal eines Menschen jemals entschieden, bevor Rigor mortis einsetzt, meine Liebe? Natürlich können Sie das Haus besichtigen. Rad wird Sie herumführen. Überallhin! So daß Sie sich selbst davon überzeugen können, daß keine Besucherin anwesend ist. Nicht heute nacht. Es sei denn, Sie entschließen sich zum Bleiben.«

Dann machte er kehrt und verließ das Zimmer.

Als Jim herunterkam, trug er rehbraune Hosen, eine weinrote Hausjacke mit Samtkragen und etwas dunkleren Ärmelaufschlägen, ein weißes, offenes Rüschenhemd ohne

Krawatte und weiche graue Pantoffel aus Handschuhleder. Er sah eher wie ein Dandy der Jahrhundertwende aus, nur waren die meisten Dandies große, korpulente Männer gewesen. Ein Mini-Dandy also.

Oder, wie es Grace boshaft und spöttisch einfiel: Der kleine Lord Fauntleroy.

Sie griff nach seiner Hand und rief lachend: »Jim, Sie sind eindeutig ein schöner Mann.«

Sie beugte sich schnell vor - und ein wenig hinunter - und küßte ihn auf die Stirne, wie eine Mutter ein gutaussehendes Kind.

Er sah sie an, und seine Augen waren sehr traurig.

»Bitte, Grace«, sagte er, »machen Sie sich nicht über mich lustig.«

Der Schmerz in seiner Stimme rührte sie. Sie blickte in sein altes und doch jugendliches Gesicht, das ganz allgemein viel jünger wirkte, als es seinen Jahren entsprach, bis man seine Augen bemerkte. Dann erschien es plötzlich älter. Älter als die Zeit, als alles, außer dem Verlust der Hoffnung, der Unabänderlichkeit des Schmerzes.

»Tut mir leid«, entschuldigte sie sich. »Sehen Sie, Jim, ich -«

In diesem Augenblick betrat Rad das Wohnzimmer, er brachte den silbernen, schon beschlagenen Eiskübel, aus dem der von einer schneeweißen Serviette umhüllte Hals einer Champagnerflasche ragte.

»Öffnen Sie sie, Rad«, bat Grace. »Mein Gott, ich habe einen Schluck wirklich dringend nötig.«

Jims Augenbrauen stiegen in die Höhe, aber er sagte nichts. Er wartete, bis Rad den Korken zur Decke gefeuert hatte, dann ergriff er das Champagnerglas, das ebenfalls richtig vorgekühlt war, denn es war gemeinsam mit den Weißwein- und Rose-Gläsern in einer besonderen Trockeneislade gelegen. Die

Rotweinkelche standen natürlich abgesondert auf einem schweren Silbertablett. Die Kognakschwenker ruhten in ihren Wiegen aus solidem, massivem Silber, unter ihnen die verzierten, gediegenen Alkoholbrenner; alles war bereit, um den hundertfünfundzwanzig Jahre alten Drei-Stern-Kognak, der neben ihnen stand, auf die für ihn richtige Temperatur zu bringen.

Grace erfaßte alle diese Details mit einem einzigen, raschen, sachverständigen Blick.

»Jim, Sie sind ein echter Genießer, nicht wahr?« fragte sie. »Nein, denn das Hauptvergnügen eines Genießers entgeht mir immer. Sagen wir also ein unvollkommener Genießer, Grace.«

»Hmm. Damit werden wir uns später befassen.« Er blickte sie an. Er hatte plötzlich den erschreckenden Eindruck, daß sie nicht wirklich scherzte. Aber sein Gefühl für die Wahl des günstigen Zeitpunkts sagte ihm, daß es nicht der passende Augenblick war, um darauf näher einzugehen. Er mußte sich an diesem Abend auf sein Gefühl verlassen. Es gab keine näheren Anhaltspunkte.

Sie plauderten ziemlich lange über belanglose Dinge, mit gelegentlichen bedeutungsvollen Pausen, bis Rad hereinkam und meldete, daß das Abendessen bereit sei. Sie gingen ins Speisezimmer hinüber. Jim rückte ihr den Stuhl zurecht, statt dies Rad zu überlassen. Sie sah zu ihm auf und runzelte die Stirn, dann begriff sie aber, daß das für ihn ganz selbstverständlich war, daß es ihm nie einfallen würde, sich anders zu benehmen. Als Rad zeremoniell Jims Stuhl zurechtrückte, dachte sie: Er ist ein Relikt aus einem anderen Jahrhundert, einer anderen Welt. Ich könnte mich nie daran gewöhnen, nie.

Sie betrachtete wieder die Möbel, Vorhänge, Wandteppiche, Gemälde, die Jim Rush senior im Laufe seines Lebens mit unfehlbarem Geschmack gesammelt hatte, und ihr nächster Gedanke stand im Widerspruch zu dem, was sie sich vorher

gesagt hatte: Aber ich könnte mich an dieses Haus gewöhnen. Eigentlich habe ich mich schon daran gewöhnt. Es gefällt mir, obwohl ich einfach nicht genügend Sachkenntnis besitze, um etwas in diesem Stil zu planen. »Wie schön! Jim, ich liebe Ihr Haus.«

»Dann gestatten Sie mir, es Ihnen zu schenken.« Ihr Gehör war ausgezeichnet. Sie erfaßte, was in seiner Stimme mitschwang. Deshalb fragte sie gleichmütig und kühl: »Es gibt einen Haken dabei, nicht wahr?«

»Ja. Sie müßten mich bei dem Haus in Kauf nehmen.« Sie lachte. Aber ihr Lachen klang nicht so musikalisch wie sonst, wirkte etwas schärfer.

»Das, Jim Rush, ist der deutlichste Antrag, den ich in diesem Jahr bekommen habe.« Wieder ließ sie der Ausdruck auf seinem Gesicht zögern.

»Jim«, sagte sie, »ich verstehe Sie nicht - wirklich nicht.«

»Ich weiß, Sie haben es gerade bewiesen. Zu Ihrer Information, meine Liebe, das war ein offizieller Heiratsantrag. Ungeschickt von mir, nicht wahr? Kaum der richtige Ort oder die richtige Zeit - verzeihen Sie mir, bitte.«

Sie hielt den Atem an. Aber noch ehe sie sich von ihrem Erstaunen erholt hatte und etwas antworten konnte - aber was konnte oder sollte sie darauf schon antworten? -, oder bevor ihr Zorn wieder aufgeflammt war, hatte er mit dem Fuß die in den Boden eingelassene elektrische Klingel betätigt. Rad erschien wie ein durch eine Wunderlampe herbeigerufener tintenschwarzer Dschinn.

»Du kannst jetzt das Abendessen servieren, Rad«, ordnete Jim an.

Das Abendessen war einfach traumhaft. Eine *Bouillabaisse,* dazu ein beinahe goldfarbener *Domaine d'Ot,* eisgekühlt, der in einem wunderbaren Gegensatz zu dem würzigen Feuer der *Bouillabaisse* stand. Dann *Pámpano en papillotes,* zarte, weiße

Fischfilets, mit grünen Zwiebeln, Pilzen, Trüffeln und Weißwein in Butter gedünstet und dann mit Krabbenfleisch und Eidotter in einer braunen Metallfolie überbacken. Sie wurden in der Folie serviert, um das unvergleichliche Aroma zu bewahren, und dazu gab es einen *Premier Cru Chablis,* beinahe silbrig und noch kälter als der *Domaine d'Ot.* Dann etwas, das Frankreich und Louisiana bei weitem übertraf: ein gebratenes Spanferkel auf westindische Art. Mit kandierten Jamswurzeln und allen möglichen Gewürzen, die Grace nie zuvor gekostet hatte, die aber Jim veranlaßten, Rad böse anzufunkeln, denn er hatte den berechtigten Verdacht, daß die beiden Heiratsvermittler in der Küche zumindest einen Teil dieser Kräuter wegen ihrer aphrodisischen Wirkung hinzugefügt hatten. Zu dem Ferkel gab es einen roten Burgunder, der Fülle und Körper und ein reiches, rauchiges, trockenes Bukett aufwies.

Etwas später, als sie beim Dessert angelangt waren, stellte Grace drei Dinge fest: daß sie platzen würde, wenn sie auch nur noch einen Bissen aß, daß sie nur mehr verschwommen sah und daß Jim von dem wunderbaren Essen nur kostete und von den großartigen Weinen nur nippte.

Die klassische Taktik, überlegte sie wütend. »Candy is dandy, but liquor is quicker« - »Konfekt erreicht viel, doch Sekt führt zum Ziel«. Stopf das dumme Ding voll und mach es betrunken, und dann »Jim«, sagte sie vorwurfsvoll, mit zornbebender Stimme, »Sie essen überhaupt nichts. Und Sie trinken auch kaum. Können Sie mir erklären, warum?«

»Noch einer meiner zahlreichen Komplexe, Frau Doktor. Eine übertriebene Reaktion, verursacht durch die unangenehme Erinnerung an meine frühere Fettleibigkeit. Ich nehme an, daß ich eine Aversion gegen Nahrungsaufnahme hege. Ich habe meine Eßlust abgetötet. Und ganz ehrlich, meine Liebe, Ihre Anwesenheit ist für meinen Appetit keinesfalls förderlich.«

»Das ist wohl das zweideutigste Kompliment, das ich je gehört habe.«

»Es ist aber als Kompliment gedacht. Ich stelle fest, daß mich nichts anderes interessiert als Sie. Ich kann mich nicht auf so vulgäre Genüsse wie Essen und Trinken konzentrieren. Das Problem, das mich beschäftigt, ist dafür zu schwerwiegend: wie soll ich die einzige Person, die meinem Dasein Sinn verleihen, ihm einen Halt geben könnte, daran hindern, mir zu entgleiten? Ich weiß, daß ich wenig zu bieten habe, aber trotzdem -«

Und in diesem Augenblick erschien wie auf ein Stichwort die strahlende Bessie, die in ihren hocherhobenen schwarzen Händen ein federleichtes Souffle auf einer Platte hereintrug.

Jim tat nicht einmal, als würde er es kosten. Aber auf die Gefahr hin, wirklich aus den Nähten zu platzen, aß Grace eine ordentliche Portion davon. Dann sah sie, daß Rad die Miniaturbrenner unter den Kognakschwenkern anzündete.

Jim bemerkte ihren Blick.

»Können Sie noch?« fragte er. »Es ist ein großartiger alter Kognak, aber mir wäre es lieber, wenn Sie bei klarem Verstand blieben, meine Liebe, und auch wach genug, um zu hören, was ich Ihnen sagen möchte.«

Sie erklärte herausfordernd: »Ja, Rad, ich möchte einen Schluck

Kognak.«

»Sie auch, Sir?« fragte Rad.

»Gut, aber einen sehr kleinen, Rad. Und serviere ihn bitte im Wohnzimmer, nicht hier. Miß Grace und ich müssen uns ernsthaft miteinander unterhalten. Übrigens, bring uns auch Kaffee, bitte, für mich einen Espresso, schwarz, und so stark wie möglich.« Er hielt Grace die Hand hin.

»Kommen Sie mit, meine Liebe, darf ich bitten?«

Grace stand etwas unsicher auf und griff nach seinem Arm.

»Keinen Kaffee«, erklärte sie, »ich könnte daraufhin eine Woche lang nicht schlafen.«

Wie Jim feststellte, befand sie sich in aufsässiger Stimmung.

»Meine Liebe«, erklärte er, »es ist besser, wenn Sie vor dem Kognak Kaffee trinken. Sonst befürchte ich eine sofortige Lähmung. Und ich möchte mit Ihnen sprechen -«

Sie ließ seinen Arm los und ging vor ihm ins Wohnzimmer. Setzte sich aufs Sofa. Schleuderte die Schuhe weg.

»Sie meinen«, fragte sie bissig, »daß Sie mir noch einen Heiratsantrag machen wollen? Oder ist es diesmal der Vorschlag für eine Arrangement? Ich würde ein Arrangement bei weitem vorziehen. Das wäre eine ausschließliche Freizeitbeschäftigung, nicht wahr? Während ein Heiratsantrag ernst ist. So ernst, das Sie nicht mehr das Recht haben, mir einen zu machen, Jim Rush. Nicht noch einen, jedenfalls. Und da wir gerade davon sprechen, lassen Sie mich die erste sein, die Ihnen gratuliert. Ich hoffe, daß Sie und die liebe kleine Jenny sehr, sehr glücklich miteinander werden.«

Plötzlich bemerkte sie, daß sie sein Gesicht nicht mehr erkennen konnte. Sie trank beinahe nie, und jetzt wurde ihr beschämend klar, daß sie zu viel Wein getrunken hatte. Sie war nicht wirklich betrunken, aber sie hatte jenes merkwürdige Stadium vor der Trunkenheit erreicht, in dem der Alkohol die Fähigkeit, kritisch zu denken, betäubt und das autodidaktische Zentrum ausschaltet, das zur Vorsicht mahnt und darauf aufmerksam macht, was man nicht sagen darf. Ihr war erschreckend klar, daß sie sich unmöglich benahm, daß sie ihren Gefühlen wider besseres Wissen freien Lauf ließ - vor allem den Gefühlen, die sie ganz gegen ihren Willen diesem absurden, merkwürdigen, beinahe komischen und dennoch eindeutig bezaubernden kleinen Mann gegenüber empfand.

»Oh, verdammt«, jammerte sie, und dann kniete er neben ihr, drückte sanft und zärtlich sein Taschentuch auf ihre in Tränen schwimmenden Augen.

»Legen Sie sich hin«, sagte er entschieden, »und geben Sie

mir den verdammten Kognak. Rad wird in einer Minute mit dem Kaffee hier sein. Und Sie, meine Liebe, werden gleich einen ganzen Topf davon trinken. Denn ich weigere mich, mir von irgendwem diesen Abend verderben zu lassen. Auch nicht von Ihnen.«

Auf den Kaffee hin wurde ihr schlecht. Jim klingelte nach Bessie, die sie ins nächste Badezimmer brachte. Sie erbrach den Kaffee komplett und beinahe das ganze Essen und den Wein. Danach fühlte sie sich einerseits besser. Andererseits fühlte sie sich wieder schlechter.

»Jim«, sagte sie, als sie ins Wohnzimmer zurückkehrte, »würden Sie mir bitte ein Taxi bestellen?«

»Nein. Ich bringe Sie mit meinem Wagen nach Hause. Aber nicht jetzt. Später. Wenn Sie sich besser fühlen.«

»Jim - es tut mir leid. Denn ich kenne nichts Abstoßenderes als eine betrunkene Frau.«

Er lächelte.

»Ich vergebe Ihnen. Ich kann mir nämlich nichts vorstellen, was ich Ihnen nicht vergeben könnte. Denn, wissen Sie, ich liebe Sie.«

»Bitte Jim!«

»Setzen Sie sich. Neben mich. Legen Sie den Kopf auf meine Schulter. Bitte, Grace.«

»Ich müßte ein Schlangenmensch sein, um das zu schaffen«, erklärte sie bitter, »bei meiner Größe.«

»Bei meiner Kleinheit«, stellte er ruhig fest.

»Ja, das auch. Sie können auch gleich zur Kenntnis nehmen, daß Sie und ich das unmöglichste Paar der Weltgeschichte wären. Jedenfalls vom Körperlichen her. Deshalb werden Sie und Jenny -«

»Fangen Sie nicht wieder damit an«, unterbrach er sie energisch. »Bitte, setzen Sie sich.«

Sie gehorchte, nahm aber nicht neben ihm Platz. Mit der erstaunlichen Grazie, durch die jede ihrer Bewegungen eine langsame Ballettfigur, eine mobile Plastik wurde, sank sie zu seinen Füßen auf den Boden, lehnte den Kopf an seine Knie und sah von ihm weg. Sie hoffte, er würde nicht bemerken, daß sie wieder weinte.

»Grace!«

Sie drehte sich zornig zu ihm um. Sie weinte noch immer.

Er beugte sich zu ihr hinunter und küßte sie.

Sie reagierte nicht so, wie er es halb und halb erwartet hatte. Sie zuckte weder zurück noch verabreichte sie ihm eine Ohrfeige noch beschimpfte sie ihn. Sie küßte ihn einfach wieder, langsam, sanft, süß, und zum Schluß, einen kurzen Augenblick lang, gierig. Dann zog sie sich zurück und sagte:

»Jim -«

»Ja, Grace?«

»Bitte, tu das nicht wieder.«

»Gut. Wie du willst, mein Liebling.«

»Nicht, wie ich will. Ich wollte es. Deshalb darfst du es nicht wieder tun.«

»Und was soll das heißen?«

»Ich bin im Grunde altmodisch. Ich glaube, daß ein Mann dazu stehen soll, wenn er einmal sein Wort gegeben hat. Deshalb würde ich es nicht zulassen, auch wenn du bereit wärst, dein Wort zu brechen. Außerdem braucht dich Jenny.«

»Und ich brauche dich. Oder findest du, daß es unwichtig ist, was ich brauche oder auch nur wünsche? Haben Jenny Crowleys hypothetische Bedürfnisse Vorrang vor deinen oder meinen? Grace, klären wir das einmal. Die Verpflichtung, die ich nach deinen Worten angeblich breche, besteht gar nicht, denn ich habe nie mein Wort gegeben. Willst du mir erzählen, daß du so lange für Ed Crowley gearbeitet und nicht erkannt hast, daß er

der größte Lügner auf Gottes Erdboden ist?«

Sie dachte darüber nach und antwortete schließlich: »Gut. Er biegt die Wahrheit ziemlich oft zurecht. Das weiß ich. Also deutest du an, daß -«

»Verdammt, ich deute nichts an. Ich stelle klar und unzweifelhaft fest, daß ich nicht mit Jenny Crowley verlobt bin. Daß ich mich nicht kaufen ließ. Ich habe Ed versprochen, mein möglichstes zu tun, um Jenny aus den Schwierigkeiten herauszuhelfen, in die sie geraten ist. Aber diese Hilfe beinhaltet keineswegs eine Heirat. Ich mag sie, natürlich, aber erstens liebe ich sie nicht. Ich liebe dich. Zweitens, da ich ein ordentlicher, vernünftiger Mensch bin, könnte ich mich nie mit der Vorstellung befreunden, daß meine Frau rauschgiftsüchtig ist. Und ich war schon einmal mit einer mannstollen Frau verheiratet. Ich versichere dir, dieses eine Mal reicht mir vollkommen. Und jetzt sag mir, bist du wieder vollkommen nüchtern? Nüchtern genug, um das, was ich jetzt zu sagen habe, zu verstehen?«

»Ja, aber ich will nicht, daß du es aussprichst.« Schweigen breitete sich zwischen ihnen aus, zerrte an ihren Nerven, bis sie vibrierten. Er brach es als erster. »»Warum nicht, Grace?«

»Nicht das, was du denkst. Nicht wegen Jenny. Obwohl ich finde, daß du sie heiraten solltest, wenn das sie retten könnte. Ich glaube immer noch, daß du sie sehr glücklich machen würdest und vice versa.«

»Du mußt keine Ausrede gebrauchen, Grace. Wenn du nicht willst, mußt du nur sagen: ›Nein, Jim!‹« Sie wendete sich ihm zu.

»Dann sage ich es. Nein, Jim. Und bitte sag nicht, daß ich dir damit das Herz breche. Es ist wesentlich widerstandsfähiger. Man glaubt nur, daß es bricht.«

Er seufzte tief und sprach, unendlich müde, aber ohne den geringsten Unterton von Bitterkeit, ohne Zorn oder Ironie in der

Stimme, nur ruhig und langsam. Seine Resignation war für sie schmerzlicher als jede andere von ihr als normal empfundene Reaktion.

»Woher willst du das wissen, Grace?«

Sie versteckte nicht ihr Gesicht, ihre überquellenden, überströmenden Augen.

»Weil mein Herz sich jetzt so anfühlt.«

»Grace!«

»Als Ed Crowley es mir sagte, stockte mir buchstäblich der Atem. Natürlich war ich zum Teil auch darüber erschrocken, wie ich auf eine Nachricht reagierte, die ich noch vor zwei Tagen als die ideale Lösung für die emotionelle Seite von Jennys Problemen bezeichnet hatte. Aber vor zwei Tagen habe ich dich noch nicht gekannt, nicht wahr?«

»Nein, das hast du nicht.«

»Ach, ich habe mich übrigens recht gut beherrscht. Habe ihm erklärt, wie glücklich ich bin - Jennys und deinetwegen. Sagte, daß es sicherlich gutgehen würde, daß ihr beide so gut zusammenpaßt und so weiter und so weiter.«

»Und?«

»Sobald es sich arrangieren ließ, bin ich in mein Büro zurückgegangen. Ich bin den ganzen Nachmittag dort gesessen und habe vor mich hingestarrt. Ich habe nicht gearbeitet, ich konnte einfach nicht. Ich saß dort und sagte mir immer wieder: »Du Närrin, du Närrin, du verdammte Närrin!«

»Hör zu, Grace. Wir -«

»Nein, Jim. Es gibt kein ›wir‹. Es darf nie eines geben. Es gibt nur dich und mich, getrennt, einzeln. Wie zwei parallele Gerade, die einander nie berühren oder treffen können. Ich möchte jetzt alles klarstellen, ja, Jim? Ich muß. Du bist durch das schreckliche Biest, das du geheiratet hast, einmal verletzt worden, zutiefst verletzt. Jenny hat mir alles über sie erzählt.«

»Jenny hat gar nicht alles über sie gewußt.«

»Sie hat genügend gewußt. Mehr als du glaubst. Ich weiß, daß du nicht darüber gesprochen hast. Aber das Wenige, das du sagtest, erregte ihr Interesse, ihre Neugierde. Und die sehr Reichen, Jim Rush, können praktisch alles über uns gewöhnlich Sterbliche herausbekommen, was sie wollen. Sie brauchen nur genügend Geld, um eine ausreichende Anzahl erstklassiger Privatdetektive zu bezahlen - Schnüffler, wie Jenny sie nannte.«

»Mein Gott!«

»Es ist jetzt nicht mehr wichtig. Wichtig ist, daß deine Vergangenheit in dir ein sich immerfort wiederholendes Verhaltensmuster geschaffen hat - du bist davon überzeugt, auf emotionellem Gebiet ein Versager zu sein.«

»Frau Doktor, ich danke Ihnen.«

»Mit anderen Worten, du hast das Gefühl, abgelehnt zu werden. Und - verdammt noch mal - du lernst mich zu einer Zeit und unter Bedingungen kennen, die mich buchstäblich zwingen, diese Ablehnungspsychose zu verstärken, und genau das will ich auf keinen Fall.«

»Grace, ich bin nicht bereit, Mitleid anzunehmen.«

»Ich biete dir auch keines an. Denn - zum Teufel, wie soll ich es erklären? - es ist nicht so, daß ich dich ablehne. Vielmehr lehne ich mich als für dich ungeeignet ab. Weil ich für dich nicht gut genug bin.«

»Grace -«, begann er.

»Hör mir zu. Ich kehrte in mein Büro zurück und versuchte, den Ursprung meiner Gefühle für dich zu analysieren. Ich brauchte nicht einmal eine Stunde, um zu der Erkenntnis zu gelangen, daß die einzige vernünftige, normale, menschliche, richtige Reaktion darin bestand, nichts zu unternehmen. Als ich soweit war, kam Meg in mein Büro und sah mein Gesicht. Sie sagte: ›Weinen Sie, Grace. Das hilft. Glauben Sie mir, wirklich!‹

Also weinte ich - an der Schulter der armen kleinen Meg. Und sie versuchte, mich zu trösten. Kannst du dir diese Szene vorstellen, Jim? Ein erwachsenes, übergroßes Pferd wie ich schwamm in Tränen, und das alles wegen eines Traums, von dem ich von Anfang an wußte, daß er nie Wirklichkeit werden würde. Kannst du dir etwas Lächerlicheres vorstellen? Komisch, nicht wahr? Einfach absurd.«

Er streckte die Hand aus und streichelte mit den Fingerspitzen ihre Wange.

»Das falsche Wort«, murmelte er. »Setze statt ›absurd‹ ›wunderbar‹ ein, und du wirst sehen, es paßt.«

Sie ergriff seine Hand und zog sie sanft von ihrem Gesicht ab. Ihre Finger preßten sich mit einer Kraft in sein Fleisch, die sicherlich nur wenige Männer aufweisen konnten. Sie sah, wie er unwillkürlich vor Schmerz das Gesicht verzog, und ließ seine Hand los. »Tut mir leid«, sagte sie. »Ich muß mich immer wieder dazu ermahnen, daß ich mit normalen Menschen vorsichtig umgehen muß. Während meiner ganzen Zeit im College weigerte ich mich, Hände zu schütteln, weil ich Angst hatte, die Menschen zu Krüppeln zu machen. Mein Ex-Ehemann sagte, ich gehöre in den Zirkus. Oder in eine Schaubude. Du weißt ja, die starke Frau, die Ketten sprengt. Oder der weibliche Ringer. Oder etwas ähnlich Robustes.«

»Und wo wäre dann dein Verstand geblieben? Dein glänzender, bewundernswerter Verstand?«

»Das weiß ich nicht. Hast du nicht auch Angst vor ihm? Die meisten Männer fürchten ihn.«

»Aber ich bin nicht wie die meisten Männer. Er entzückt mich. Deshalb möchte ich ihn ja meiner Sammlung von Kunstgegenständen einverleiben. Natürlich mit allem, was dazugehört.«

»Ach verdammt! Jim, du - du glaubst wirklich, daß du mich liebst?«

»Ich glaube es nicht. Ich weiß es.«

»Während ich nicht weiß, ob ich dich liebe oder nicht. Wahrscheinlich liebe ich dich. Warum hätte ich sonst so reagiert, als Ed mir mitteilte, daß du Jenny heiraten würdest. Da ergriff mich schwarzer, abgrundtiefer Haß; plötzlich empfand ich den eindeutigen, gemeinen, hinterhältigen, weiblichen Wunsch, ihr den süßen Hals umzudrehen.«

»Küß mich, Grace.«

»Nein.«

»Warum nicht, Grace?«

»Weil ich nicht die Absicht habe, etwas zu beginnen, was schiefgehen muß, Jim. Es ist durchaus möglich, daß ich dich liebe. Oder daß ich dich lieben würde, wenn ich meinen Gefühlen freien Lauf ließe, weil ich eine große, verzweifelte, ausgehungerte Frau bin. Aber ich habe nicht die Absicht, mir diesen Luxus zu gestatten. Oder besser diese Verrücktheit. Das kann ich mir nicht leisten. Und ich weigere mich auch, dir das anzutun. Du verdienst etwas Besseres. Viel Besseres.«

»Etwa wie Jenny?« fragte er bitter.

»Nein! Jenny hat nichts damit zu tun. Ich glaube nicht, daß sie überhaupt jemals etwas damit zu tun hatte. Sie war nur eine Ausrede, nach der ich rein mechanisch, aus einer Abwehrreaktion heraus, griff. Glaub mir, Jim, du und ich, das würde nie gutgehen.«

»Noch einmal die gleiche Frage: warum nicht, Grace?«

Sie stand auf, eine sehr hochgewachsene, schlanke Grazie, streckte ihm die Hand entgegen. Er erhob sich ebenfalls und sah sie an. Sie nahm ihn bei den Schultern, drehte ihn mühelos um sich selbst, bis sie beide nebeneinander standen und in den Spiegel blickten. Sogar ohne Schuhe war sie beinahe einen Kopf größer als er.

»Schau«, erklärte sie. »Ich bin einen Meter achtzig groß.

Nein, das stimmt nicht. Genau einen Meter zweiundachtzig. Wenn ich Absätze trage, sogar einen Meter siebenundachtzig. Und du bist -«

»Einen Meter achtundsechzig, ohne Schuhe. Mein Gott, Grace, das ist doch nicht wichtig. Warum -«

»O doch, es ist wichtig«, wiederholte sie; und jetzt weinte sie, die langsamen Tränen zeichneten Striche auf ihre Wangen. »Weil es immer schon mein Leben beeinträchtigt hat. Und es sehr wahrscheinlich weiterhin beeinträchtigen wird. Weshalb bin ich denn hauptsächlich Psychiater geworden, Jim? Weil ich die idiotische Vorstellung hatte, daß ich meine Komplexe verlieren könnte, indem ich sie mir bewußt mache. Nur klappt das nicht. Ich kann sie nicht loswerden.«

»Also, weil ich ein lächerlicher kleiner Zwerg bin, kannst du -«

»Dich nicht lieben? Natürlich kann ich lieben. Wahrscheinlich liebe ich dich ohnehin schon.«

»Widersprichst du dir jetzt nicht selbst, Grace?«

»Nein. Denn, weißt du, du bist kein lächerlicher kleiner Zwerg. Du bist eine lebende Puppe. Ein netter kleiner Kerl. Siehst gut aus meiner Meinung nach. Bist freundlich. Sogar irgendwie niedlich. Ich möchte dich in die Arme nehmen und dich herzen.«

»O mein Gott!«

»Siehst du?« fragte sie mit boshafter, zärtlicher, echt weiblicher Tücke. »Das Ganze geht einfach nicht, Jim. Meine Liebe für dich ist halb mütterlich. Mit dir zu schlafen, würde ich vermutlich als eine Art Inzest empfinden.«

»Das wäre es verdammt nicht!«

»Für mich schon. Aber ich gebe zu, daß diese seelische Blockierung überwunden werden könnte. Eine angenehm verbrachte, leidenschaftliche Nacht könnte da wahrscheinlich

Wunder wirken, dank deiner Person. Ich könnte dich lieben, zugegeben. Aber ich kann dir nicht ein übergroßes junonisches Wesen mit einem Bündel von enormen Komplexen als deine Frau auflasten. Ich - ich könnte dich nicht heiraten, Jim. Ich bin einfach nicht tapfer genug dafür.«

»Grace -«, begann er.

»Setz dich«, befahl sie scharf. »Hör mir zu! In der Oberschule hatte ich nie ein Rendevouz, weil ich um ein verdammtes Stück größer war als jeder Junge in der ganzen Schule. Nur einmal hatte ein sehr netter Knabe, Dave Tyler, den Mut, mich zu einem Klassentänzchen einzuladen. Als wir versuchten, miteinander zu tanzen, reichte er mir bis hierher. Danach nannten sie ihn ›Das gestillte Baby‹, bis er es nicht mehr aushielt.«

»Also?«

»Also wurde ich eine Musterschülerin, was auch nicht dazu beigetragen hat, irgendwelche positive Gefühle für mich zu erwecken. Die besten Noten seit dem Bestand der Schule. Ich wurde Langstreckenläuferin. Brach sogar einige männliche Rekorde für diese Altersgruppe. Tennismeisterin des Bundesstaates. Es gab keinen Jungen, der gegen mich antreten konnte, und du kannst dir vorstellen, wie sehr das meine Beliebtheit beim männlichen Geschlecht steigerte. Durch mich gewann unser Mädchen-Basketballteam die Regional-, die Bundesstaats- und schließlich die Landesmeisterschaft. Soviel ich weiß, ist mein Rekord an Körben nie überboten worden, bis heute nicht. Mein Gott, Jim, wenn ich mich auf die Zehen stelle, in die Höhe hopse, kann ich meinen Arm bis zum Ellbogen in den Korb strecken. Also kann ich gar nicht danebenwerfen.«

»Und im College?«

»Das gleiche. Nur daß es im College Jungens gab, die groß genug für mich waren. Nicht viele, aber doch einige. Allerdings zogen sie kleine, kuschelige Mädchen vor. Daher war mein -

sagen wir ›Liebesleben‹ eine vollendete Katastrophe. Ich überließ gern und sogar begeistert einem riesigen, muskelbepackten Hornochsen von Fußballhelden auf dem Rücksitz seines Autos meinen kalten, steifen, widerstrebenden, empörten Körper. Erschreckte ihn dadurch zu Tode. Ich blutete wie ein Schwein, und er war nie auf die Idee gekommen, daß ein so riesiges Mädchen wie ich mit zwanzig noch Jungfrau sein könnte und noch weniger, daß die innere Struktur einer Frau - was die Größe betrifft - nicht unbedingt mit ihren äußeren Maßen übereinstimmen muß. Das Ergebnis war, daß er mich fallen ließ wie eine heiße Kartoffel.«

»Er war ein Schweinehund«, stellte Jim grimmig fest.

»Nein, nur ein Idiot. Zu einem Schweinehund braucht man ein gewisses Maß an Talent. Ich habe Schweinehunde oft bewundert. Idioten nie.«

»Sprich weiter.«

»Danach erfreute ich mich einer gewissen sehr anrüchigen Beliebtheit. Ein kurzer Test ergab, daß sie alle zu seinem Freundeskreis gehörten. Der Hornochse hatte es publik gemacht: Grace Foster ist zu haben.«

»Und?«

Sie lachte.

»Du hast ja schon bemerkt, wie stark ich bin. Nachdem ich die ersten zwei oder drei kampfunfähig gemacht hatte, gaben die anderen auf. Womit das Kapitel ›Liebesleben‹ ein für allemal erledigt war. Ich kapselte mich ab. Oder bewegte mich im Kreis von Mädchen, die von den männlichen Studenten als ›echte Nieten‹ bezeichnet wurden; worauf ich natürlich prompt als Lesbierin abgestempelt war.«

»Und warst du eine?«

»Nein. Natürlich nicht. Ich mag Frauen, aber sie ziehen mich sexuell nicht an. Dann begann meine Karriere. Die lange,

eiskalte Hölle, während der ich meinen nach Liebe hungernden Körper zum Schlafen zwingen mußte. Eine Sublimierung folgte auf die andere. Jim, stört dich meine Offenheit? Du mußt bedenken, daß ich Psychiater bin und daß ich es als ganz normal empfinde, Dinge, Geisteshaltungen, Gefühle bei ihrem richtigen Namen zu nennen.«

»Keineswegs. Es ist geradezu erfrischend.«

»Gut. Also aus meinen Frustrationen, Komplexen, unterdrückten Wünschen baute ich meine Karriere auf. Meine geliebte, einsame, steile Karriere. Bis ich Jon traf. Jon Nivens. Physiker - eine der größten Kapazitäten für atomare Partikel. Einen Meter vierundachtzig groß, schön wie ein nordischer Gott.«

»Schon gut, ich kann's mir vorstellen.«

»Nein, das kannst du nicht. Oder jedenfalls nicht ganz. Der Zusammenhang zwischen männlicher Schönheit und weiblicher Reaktion ist keineswegs so direkt, wie ihr Männer annehmt. Falls überhaupt einer besteht. Meist gibt es ihn nämlich gar nicht. Ich habe etliche absolut tolle, gutaussehende Männer gekannt, die ich vom ersten Augenblick an haßte. Und so geht es jeder echten Frau, Jim. Das ist einer der Punkte, die ich dir gern erklärt hätte, wenn mir genügend Zeit zur Verfügung stünde - das ganze beinahe unerforschte Gebiet der weiblichen Reaktionen. Ich meine damit, wie unsere Herzen und Gehirne, nicht nur unsere Genitalien, auf die Männer reagieren, die wir lieben. Denn es hat unheimlich viel mit dem von dir angeschnittenen Problem zu tun. Mit dem freiwillig angeschnittenen Problem, was das schönste Kompliment ist, das mir je ein Mann gemacht hat.«

»Noch schöner als mein Heiratsantrag?«

»Ja. Natürlich, ja. Weil es mir zeigt, daß du mir vertraust. Die meisten Männer heiraten Frauen, denen sie nicht vertrauen, die sie nicht einmal mögen, sondern die sie nur auf einem

erschreckend primitiven Niveau lieben. Wir menschlichen Wesen können uns in die unwahrscheinlichsten Partner verlieben, Jim. Wenn du das nicht weißt, weißt du überhaupt nichts über sie. So habe ich mich auch in Jon verliebt.«

»Weil er schön war wie ein nordischer Gott?«

»Zum Teil. Aber jetzt glaube ich, daß ich mich verliebte, weil ich sexuell gut zu ihm paßte. Bevor wir heirateten. Als seine Geliebte. Ich nehme an, daß ich mich deshalb entschloß, ihn zu heiraten.«

»Er war also nicht nur schön, sondern auch ein erstklassiger Deckhengst?«

»Sei nicht bitter, Jim. Nicht in dieser Hinsicht. Das Problem ist beinahe immer behebbar. Außerdem war er es nicht. Soweit ich es aufgrund meiner geringen Erfahrungen beurteilen kann, war er nur durchschnittlich oder vielleicht sogar unterdurchschnittlich. Und das ist der wichtigste Punkt, den ihr Männer an uns Frauen nicht versteht. Wie subjektiv wir sind. Bei uns zählt das ›Wer‹, nicht das ›Was‹ oder das ›Wie‹. Ihr müßt nur ein Minimum an Entspannung und Selbstbeherrschung aufbringen und alles Übrige besorgen wir. Oder unsere Vorstellungskraft. Vergeßt die Liebestechniken. Sie stoßen eine empfindsame Frau ab. Mögt uns nur, bitte. Mögt uns wirklich, als Menschen. Freut euch darüber, daß ihr in unserer Nähe seid, selbst wenn wir vollständig bekleidet sind und besonders sogar auch dann, wenn wir nicht die Absicht haben, unsere Kleider in absehbarer Zeit abzulegen. Seid unterhaltsam, fröhlich, zärtlich, liebevoll. Liebt uns unseren Geist, unsere Persönlichkeit, sogar unsere Eigenheiten und Launen. Wir sind viel mehr als das und das.« Während sie sprach, fuhr sie sich mit der Hand zornig, verächtlich über Becken und Brüste.

»Grace, du hast gerade an meiner Statt wunderschön das ausgedrückt, was ich schon den ganzen Abend sagen wollte.«

»Ich weiß. Das verstehe ich. Aber was du nicht verstehen

willst, ist, daß ich dir keine zu große und dazu beschädigte Ware andrehen darf und kann. Jim, meine Ehe mit Jon Nivens dauerte genau achtzehn Monate. Bis ich von einer Tagung der Freudschen Psychiater nach Hause kam und eine gewisse Dolly Mirkus in meinem Haus, in meinem Bett, bei meinem geliebten Ehemann fand. Sie schnauften wie Schweine und befanden sich in der dazu passenden Stellung. Uff! Ich habe Voyeure nie verstanden. Es ist ein äußerst ekelhafter Anblick, Jim. Seither gab es nichts mehr. Ein, zwei Affären, in die ich mich kühl einließ und bei denen ich fest entschlossen war, nie die Kontrolle über mich zu verlieren. Schließlich bin ich ein ganz normales weibliches Säugetier mit den rein physischen Bedürfnissen eines normalen Weibchens, obwohl ich Gott sei Dank meist imstande bin, sie zu unterdrücken.

»Grace, wir könnten glücklich sein. Ich würde nie eine andere Frau ansehen. Ich käme nie in Versuchung.«

»Ich weiß. Aber könntest du die Blicke, das Grinsen, das Gekicher, das Augenzwinkern ertragen, wenn wir gemeinsam eine Straße entlanggehen? Ich tanze sehr gern, vielleicht deshalb, weil auch das eine brauchbare Sublimierung ist. Ist dir klar, wie wir beide auf dem Tanzparkett wirken würden? Ein ›gestilltes Baby‹ mehr. Und ich möchte Kinder. Ich bin noch nicht zu alt dafür. Beinahe, aber nicht ganz. Stell dir das vor - du, ich und eine Kinderschar, unterwegs durch einen Supermarkt.«

Er senkte den Kopf. Starrte seine grauen Pantoffeln an.

Sie fragte mit rauher, heiserer, harter Stimme:

»Willst du mich jetzt nach Hause bringen, Jim Rush?«

»Natürlich«, erwiderte er ruhig. Er stand auf, läutete Rad und sagte ihm: »Bitte, fahr das Auto aus der Garage, Rad. Und warte vor dem Haus auf uns. Notfalls in zweiter Spur. Wir sind in fünf Minuten unten.«

Dann wendete er sich Grace zu:

»Entschuldige mich bitte für einen Augenblick, Grace. Ich muß in ein Sako und Schuhe schlüpfen und eine Krawatte umnehmen.«

Sie lächelte ihm zu und murmelte: »Darf ich mit dir hinaufkommen? Ich habe dein Schlafzimmer noch immer nicht gesehen.«

Er schaute ihr in die Augen und versuchte, ihre Absichten zu erkennen. Sie gab den Blick unbekümmert zurück. Er seufzte.

»Gut. Ich habe gerade darüber nachgedacht, wie einfach es wäre, es so zu renovieren, daß es dir gefällt.«

»Bitte, Jim.«

»Es tut mir leid.«

Aber als sie das Schlafzimmer betraten, ging sie sofort zu dem großen kastilischen Bett, legte sich darauf, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und blickte zur Decke hinauf.

»Na los«, meinte sie spöttisch, »sag's schon!«

»Was?«

»Daß alle Frauen gleich groß sind, wenn sie liegen.«

»Daran habe ich überhaupt nicht gedacht. Außerdem kümmere ich mich nicht um alle Frauen. Und da die eine, der ich während meines restlichen Lebens meine ungeteilte Aufmerksamkeit widmen wollte, nichts von mir wissen will -«

Sie stützte sich auf einen Ellbogen.

»Das habe ich nicht gesagt, Jim. Ich habe nur gesagt, daß ich dich nicht heiraten will. Und auch das stimmt nicht. Ich würde dich heiraten, wenn ich könnte. Nur kann ich nicht.«

Er band gerade seine Krawatte. Seufzte.

»Dann lassen wir es dabei bewenden. Komm!«

Das Auto war ein Rolls - ein alter, aber tadellos instand gehaltener Silver Phantom, den Jim von seinem Vater geerbt hatte. Rad, in einer prächtigen Chauffeurlivree, saß am Steuer.

Ihre Wohnung lag in Central Park West, in einem neuen Eigentumsblock, der nur aus funkelndem Stahl und Glas zu bestehen schien. Jim ging mit ihr bis zur Eingangstüre. Ein imponierender Portier grüßte sie respektvoll und hielt ihnen die Türe auf. Jim zögerte, dann ging er mit ihr zum Lift. Sie fragte: »Wann reist du nach Costa Verde, Jim?«

»Überübermorgen.«

Sie lächelte ihn an. Ihr Lächeln war verwirrend. Es brach ihm beinahe das Herz. Das traurigste Lächeln, das er je gesehen hatte.

Sie sprach mit sanfter - trauriger - Stimme. Aber da schwang noch etwas mit, noch mehr. Die Stimme klang jetzt anders - irgendwie sehnsüchtig. Aber nicht in sinnlicher Hinsicht, dessen war er sicher. Als ob sie ihn einfach hier haben wollte, in ihrer Nähe. Nicht unbedingt hautnahe. Obwohl sie ihm auch das erlauben würde, wenn sie glaubte, daß er es wünschte. Das und noch mehr, nur um ihn noch etwas länger hierzubehalten, eine Stunde, einen Tag, eine Woche.

»Komm mit mir hinauf. Nein, warte. Sag Rad zuerst, daß er nach Hause fahren soll. Dann komm mit mir hinauf. Und bleib bis übermorgen. Bis du zum Flugplatz mußt. Rad kann deine Koffer mitbringen, wenn er dich abholt.«

Er fuhr sich mit der plötzlich trocken gewordenen Zunge über die ausgedörrten Lippen.

»Nein, Grace.«

Sie sah ihn an, und der Schmerz in ihren Augen war nicht geringer als der in den seinen. Sie versuchte zu lächeln, schaffte es aber nicht.

»Ich habe etwas Ähnliches erwartet, aber würdest du mir sagen, warum?«

»Aus mehreren Gründen. Ganz verschiedenartigen. Die wahren zuerst?«

»Bitte.«

»Meine Nerven sind überspannt. Ich wäre wahrscheinlich nicht dazu imstande. Ich möchte dich auf keinen Fall enttäuschen. Und würde mich verachten, wenn ich versagen sollte.«

»Du würdest nicht versagen. Ich würde es nicht zulassen.«

»Ich würde versagen. Wegen der anderen Gründe, die wohl weniger einfach, aber genauso existent sind.«

»Und diese Gründe wären?«

»Ihre Worte sind trüb geworden. Haben den Glanz verloren. Und mir fallen keine neuen ein.«

»Versuch es. Verwende nur die alten Worte. Vielleicht sind sie für mich neu.«

»Gut. Zu lieben, zu ehren und zu beschützen. Bis daß der Tod uns scheidet. Nicht etwas für eine Nacht. Nicht mir dir, Grace. Nie mit dir. Mit dir muß es für immer sein. Oder überhaupt nicht. Du hast gewählt: überhaupt nicht. Und ich bedaure es«

Er drehte sich halb um, aber sie packte seine Schulter mit ihrem kräftigen Griff und flüsterte: »Küß mich zum Abschied, Jim.«

Er schüttelte den Kopf, schob ihre Hand von seiner Schulter und sagte: »Nein. Auch die Erinnerung daran würde zu sehr schmerzen.«

Und dann drehte er sich um und ging langsam fort; seine kleine, schmale Gestalt war nur ein körperloser Schatten zwischen den unzähligen Spiegeln.

8

Jim Rush blickte aus dem Fenster neben seinem Platz in der ersten Klasse. Er konnte den aerodynamisch vollendeten Flügel der DC 10 sehen, das gähnende Loch und die stromlinienförmige Verkleidung eines der Turbojets. Gerade unterhalb des Motors - so kam es ihm wenigstens vor, denn in seinem Blickfeld befand sich kein Gegenstand, der dem Himmel und dem Meer Räumlichkeit verliehen hätte - kroch ein Schwarm Schleppdampfer dahin. Ihre schneeweißen Spuren waren sogar aus der Höhe zu erkennen, in der interkontinentale Jets für gewöhnlich fliegen. Sie zogen ein plumpes Gebilde durch das metallisch glänzende, bald nebelblaue, bald milchiggrüne Wasser der Karibischen See.

Jim wußte, was das bedeutete: das Flugzeug näherte sich jetzt Costa Verde. Denn dieses häßliche, plumpe, unförmige Ding, das absolut nicht auf das Meer paßte, war eine Bohrinsel. Und die Schlepper hatten sie im Auftrag der Worldwide Petroleum von Norwegen herübergebracht, wo die besten und großartigsten Tiefsee-Bohrinseln gebaut werden. Jim wußte es, weil Ed Crowley es ihm gesagt hatte. Und er glaubte ihm, denn Ed war ein viel zu schlauer alter Fuchs, um sich mit etwas anderem als dem Besten zu begnügen.

»Es kostet dich viel zuviel Zeit, wenn sie nicht in Ordnung sind«, hatte er gestern erklärt, als er unerwarteter- und überraschenderweise bei Jim hereinschneite, um sich zu verabschieden. Von den Leuten, die ihn kannten, hatte keiner je gehört, daß er das zuvor schon einmal getan hätte. »Die kleinen Scheiß-Inseln, die sie hier bauen, halten überhaupt nichts aus. Und wenn ich erst einmal anfange, das Öl aus dem seichten Wasser vor der Küste von Costa Verde heraufzuholen, höre ich nicht mehr damit auf, nicht einmal, wenn die perlfarbenen Spitzenhöschen eines Engels in mein Blickfeld geraten.«

Als Jim sich an dieses Gespräch erinnerte, lächelte er grimmig. Es hatte ihn nicht gelangweilt. Eine halbe Stunde hatte er gebraucht, um den wahren Grund fur Eds Besuch herauszubekommen. Wollte er eine neue Möglichkeit ausfindig machen, wie er Jim dazu bringen konnte, die arme Jenny doch noch zu heiraten und damit sie und sich zu immerwährendem Exil zu verdammen? Natürlich. Aber das war nicht alles. Es mußte noch mehr dahinterstecken. Wie üblich war Ed Crowley darauf aus, die ganze Vogelwelt mit einem einzigen Stein auszurotten. Verdammt, doch nicht mit einem Stein, hatte Jim gedacht, ihm genügt eine Muschel. Er hatte seinen Ex-Chef genau beobachtet. Aus der Stimme des Ölmagnaten hörte er Besorgnis heraus, sein Blick wirkte unruhig, so daß Jim den Eindruck bekam, Ed befinde sich in der Defensive - ein ungewöhnlicher Zustand. Jim dachte: Ich möchte gar zu gern wissen, was für eine Laus dem Alten über die Leber gelaufen ist? Dann hatte Ed betont beiläufig erwähnt:

»Großartiges Haus besitzt du da, Sohn. Ja, wirklich großartig. Ich nehme nicht an, daß du daran denkst, es zu verkaufen. Ich meine, weil du ja kaum je darin wohnst... Ich könnte so ein Haus brauchen. Gemütlich - nicht wie die viel zu glänzende Suite in den Towers. Hör mal, Sohn, zeig mir auch den Rest, ja? Oder sag deinem farbigen Boy, er soll ihn mir zeigen.«

Jim war es wie Schuppen von den Augen gefallen - jetzt wußte er, warum Ed Crowley sich so uncharakteristisch höflich benahm. Er hatte seinen früheren Arbeitgeber angegrinst und gesagt: »Was ist los, Ed? Ist Grace heute nicht zur Arbeit erschienen?«

»Also, hör zu, mein Sohn, zieh keine voreiligen Schlüsse. Ich möchte wirklich dein Haus besichtigen, und -«

»Und ich werde es dir zeigen. Komplett. Aber vorher muß ich zwei Dinge deutlich klarstellen, Ed: Ich verkaufe es nicht. Weder dir noch sonst jemandem. Und Grace ist nicht hier. Das ist der Hauptgrund, warum ich es dir zeige, damit du dich selbst

von dieser einfachen Tatsache überzeugen kannst. Gestern abend habe ich ihr eine Mahlzeit vorgesetzt, die für ihr Verdauungssystem ein bißchen zu üppig war. Und damit habe ich mir selbst den Abend verdorben, denn ihr wurde so schlecht, daß ich sie nach Hause bringen mußte. Ich nehme an, daß ihr Magen immer noch revoltiert, also -«

»Also hast du dich selbst reingelegt, Sohn«, hatte Ed gekichert. »Wenn du mich gefragt hättest, hätte ich dich sicherlich gewarnt. Die Spanische Fliege hat eine einzige Wirkung - dir wird schlecht. Wenn dir ein Kerl erzählt, daß er durch das Zeugs einen Steifen bekommen hat, ist er nur ein verdammter Lügner. Und ich habe geglaubt, daß du wirklich schlau bist! Meg sagte mir heute früh, daß Grace krank ist, aber ich habe dem kleinen Wuschelkopf nicht geglaubt. Sie hält ja immer zu Grace. Außerdem hatte ich da schon in Graces Wohnung angerufen, aber es hatte sich niemand gemeldet.«

»Wahrscheinlich hatte sie keine Lust, sich zu unterhalten«, hatte Jim geantwortet.

Als er sich aber jetzt vom Fenster abwendete, überfiel ihn plötzlich Angst. Natürlich hatte er Grace keine Kanthariden oder Spanischen Fliegen ins Essen getan. Er verabscheute diese obszöne Mischung, die seit der Antike als Aphrodisiakum verwendet wird. Er wußte genau, daß noch niemand in der langen Geschichte der menschlichen Fleischeslust ein unfehlbares Aphrodisiakum erfunden hatte; außerdem sind Kanthariden eigentlich schon giftig. Also gut, er hatte es nicht ins Essen gemischt, aber traf das auch auf die beiden Medizinmänner in der Küche zu? Mein Gott, dachte er unglücklich, ich hätte sie anrufen sollen.

Dann erinnerte er sich mit Erleichterung daran, daß Grace nichts von dem, was sie gegessen oder getrunken hatte, bei sich behalten hatte und daß sie sich - zumindest körperlich - absolut wohl gefühlt hatte, als er sie vor der Liftanlage ihres unpersönlichen Wohnsilos verließ.

Ich hätte sie trotzdem anrufen sollen, dachte er. Nicht, um ihr mein Bedauern über den leichten Anfall von Übelkeit auszudrücken, der daher kam, weil sie zu viele Weinsorten durcheinandergemischt hatte, sondern um ihr zu sagen - aber da wußte er nicht weiter. Um ihr was zu sagen? Was war denn noch zu sagen?

Er blickte durch das Fenster nach vorne. Aber da es das erste Fenster nach dem Schott war, das die Pilotenkanzel vom übrigen Flugzeug trennt, konnte er nicht sehr viel sehen. Er gelangte zu der bedauerlichen Einsicht, daß es ihm unmöglich sein würde, vom Flugzeug aus einen ersten Eindruck von Ciudad Villalonga zu erhalten. Der Pilot hätte eigentlich schon die ersten Identifikationskurven für die Radaranlage im Kontrollturm fliegen müssen. Nach der voraussichtlichen Ankunftszeit zu schließen, schien er jedoch die Absicht zu haben, das große Flugzeug ohne weitere Formalitäten direkt auf der Landebahn aufzusetzen. Wahrscheinlich ist es nicht notwendig, wenn man bedenkt, wie wenig Luftverkehr hier herrscht, überlegte Jim. Dann fragte er sich: Hat der *Bahía Linda Aeropuerto* überhaupt Radar? Nach einigem Nachdenken kam er zu dem Schluß, daß der Flugplatz über eine Radaranlage verfügen müsse; keine der drei bedeutendsten Fluggesellschaften - TWA, PanAm und Air France -, die noch immer Costa Verde anflogen, hätte sonst Jetmaschinen dort landen lassen, die dreißig bis fünfzig Millionen Dollar kosten.

Er wußte, daß die Gesellschaften auch so schon genügend Schwierigkeiten hatten. Sie mußten jeden Monat eine bestimmte Anzahl von Flügen nach Costa Verde durchführen, um ihre Konzessionen zu behalten. Es war ja denkbar, daß irgendwann in der Zukunft in Costa Verde wieder Ordnung und Stabilität einkehren würden, und dann könnten diese Konzessionen an Wert gewinnen. Die Regierung von Costa Verde selbst hatte diese Bedingung gestellt - das hieß in Wirklichkeit, daß General Manuel García Herredia, der die costaverdianische Regierung

war, diese Bedingung gestellt hatte. Und so verloren die Fluggesellschaften ununterbrochen Geld, aus dem einfachen Grund, weil kein Mensch, der seine fünf Sinne beisammen hatte, nach Costa Verde fliegen wollte.

Eigentlich war nur auf den Rückflügen in die Vereinigten Staaten oder nach Europa mehr als die Hälfte der Plätze besetzt, wenn der General sporadisch wieder einmal einige hundert seiner weniger gefährlichen Feinde ins Exil schickte. Die gefährlicheren ließ er natürlich erschießen oder auf kunstvolle und gemächliche Art beseitigen. Die dabei verwendeten Methoden ließ er absichtlich in die Öffentlichkeit durchsickern, um jedem präsumtiven Rebellen deutlich zu machen, daß es absolut nicht ratsam war, für General García etwas anderes als tiefste Verehrung zu empfinden - nicht einmal im Schlaf. Es gab übrigens für die Fluggesellschaften noch eine Chance, die Kapazität ihrer Maschinen halbwegs auszunutzen: wenn seine Exzellenz geruhte, die exorbitanten Bestechungsgelder jener wenigen Costaverdianer zu akzeptieren, die imstande waren, die *mordiscos* - wörtlich »Bissen« - für die Gewährung eines Ausreisevisums zusammenzukratzen.

Die *bromistas* - Witzbolde - behaupteten, General García müsse die Bestechungssummen so hoch ansetzen. Täte er es nicht, würde er bald ausschließlich über Affen regieren, denn jedes Wesen mit auch nur annähernd menschlicher Intelligenz würde aus dem Land fliehen, sobald sich nur die geringste Gelegenheit dazu bot.

Worauf die Bürger der an Costa Verde grenzenden Staaten erwiderten, daß dieser Zustand ohnehin schon eingetreten sei, denn wer, verdammt noch mal, könne überhaupt einen Costaverdianer von einem Affen unterscheiden?

Jim lächelte trübe, als er sich an dieses Bonmot erinnerte. Es stimmt nicht ganz, dachte er, zumindest was die Frauen betrifft. Denn Alicia sieht weiß Gott nicht wie ein Affe aus. Marisol auch nicht.

Dann erstarrte er plötzlich. Zum erstenmal, seit er Grace kennengelernt hatte, dachte er an das Polaroidfoto, das Tim O'Rourke von ihm, Alicia und Marisol gemacht hatte, und gleichzeitig erinnerte er sich daran, was er damit vorgehabt hatte. Aber jetzt wehrte sich alles in ihm dagegen. Nein, dachte er, großer Gott, ich habe genug davon. Ich mache mich nicht noch einmal lächerlich. Nie wieder.

Er bückte sich rasch und hob seinen Aktenkoffer auf. öffnete ihn. Entnahm ihm das Foto. Dann, ohne es auch nur anzusehen, zerriß er es langsam und sorgfältig in winzige kleine Stückchen.

Und damit stand er vor dem Problem, was er mit diesen Papierschnitzeln anfangen sollte. Er empfand einen gewissen Widerwillen dagegen, sie in den Waschraum mitzunehmen und in der Toilette hinunterzuspülen. Außerdem mußte er in Betracht ziehen, daß die Wasserspülung in Flugzeugtoiletten sehr schwach ist. Deshalb war es ohne weiteres möglich, daß ein so schweres und wasserunlösliches Material wie Fotopapier die ganze Anlage verstopft. Dann fiel ihm eine Lösung ein. Er nahm ein Kuvert aus dem Aktenkoffer, tat die Stücke hinein, verschloß es und steckte es in die Brusttasche hinter die Kugelschreiber und Filzstifte. Sobald er das Flugzeug verließ, würde er den Umschlag in den ersten verfügbaren Papierkorb fallen lassen, und damit war der Fall ein für allemal erledigt.

Er fühlte sich irgendwie erleichtert, weil er das Foto zerrissen hatte. Nein, ganz gleich, wie sehr ihn die Einsamkeit in der nächsten Zeit quälen würde, er konnte dieses Bild nicht Tomas zeigen und sagen: »Hören Sie, Tomas, könnten Sie für mich ein Mädchen auftreiben, das -«

Aber bei dem Wort »Mädchen« unterbrach plötzlich etwas seinen Gedankengang. In seinem Gehirn fand eine Art Überblendung statt: er hatte ein »Mädchen« vor sich gesehen, das das erregend exotische und erotische Gesicht Alicia Villalonga de Reynolds besaß, und an Stelle des leblosen Fotos trat plötzlich die Wahrnehmung einer leibhaftigen Person, die

nicht visueller Art war, sondern auf die Geruchsnerven wirkte. Sie quälte seine Nase mit einer Parfümwolke, die deutlich mit dem stark säuerlichen und verdammt unangenehmen Geruch von Schweiß vermischt war. Er drehte sich um und erblickte das Gesicht einer der Stewardessen vor sich. Sie hatte sich so tief über ihn gebeugt, als wollte sie ihn küssen. Aber er erkannte sofort, daß sie an alles andere als an Zärtlichkeiten dachte.

Sie zitterte. Ihre Lippen waren weiß. Und sie roch nicht deshalb nach Schweiß, weil sie zu wenig auf Sauberkeit achtete; Jim war davon überzeugt, daß die Fluggesellschaft sie in diesem Fall nie als Stewardeß beschäftigt hätte. Elementares Entsetzen hatte sie gepackt, so daß weder das Bad vor dem Flug noch das Kölnischwasser oder die Deodorants ihr auch nur im geringsten nützten. Ihre Uniform zeigte in den Achselhöhlen dunkle Flecken. Schweißtropfen hingen an der Spitze ihres reizenden kleinen Näschens.

»Beruhigen Sie sich doch, Baby«, sagte Jim in leichtem Plauderton, »und erzählen Sie dem guten Onkel Jim, was los ist.«

»Das kann ich nicht«, zischte sie. »Nicht hier. Sie sind Mr. Rush, nicht wahr? Botschafter James Rush?«

»Ja«, seufzte Jim, dem klarwurde, daß der New Yorker Konsulardienst, der ihm das Flugticket und die Platzreservierung besorgt hatte, der Fluggesellschaft wieder ein VIP-Aviso geschickt hatte, obwohl er persönlich diese Vorgangsweise am liebsten abgeschafft hätte. »Was kann ich für Sie tun, Miß?«

»Captain Wilkinson bittet Sie, nach vorn in das ›Büro‹ zu kommen, Herr Botschafter. Er würde hierherkommen, um mit Ihnen zu sprechen, aber das würde zuviel Aufmerksamkeit erregen, und außerdem könnten einige Passagiere versuchen, das Gespräch mitzuhören. Wir können nicht den Ausbruch einer Panik riskieren, wissen Sie. Deshalb hat Captain Wilkinson

mich ersucht, Sie in seinem Namen um Entschuldigung dafür zu bitten, daß er dieses Ansuchen an Sie stellt -«

Jim starrte sie an, und plötzlich durchzuckte ihn ein eiskalter Schauer. Doch dann riß er sich zusammen. Ganz gleich, wovor sie Angst hatte, es konnte sich keinesfalls um ein technisches Gebrechen des Flugzeuges handeln, denn in diesem Fall hätte ihn der Pilot sicherlich nicht um Rat gebeten. Und bei der zweiten Möglichkeit, einer Flugzeugentführung, hätte der Entführer auf dem Weg in das »Büro«, wie die Piloten das Cockpit nennen, durch die Erste Klasse gehen müssen. Aber Jim war sicher, daß er niemand durchkommen gesehen hatte.

»Gut«, sagte er und stand auf, »gehen wir also.«

Sie führte ihn nach vorne. Jim hatte das Cockpit eines mehrstrahligen Jets noch nie betreten. Sein erster Gedanke war der eines jeden Laien, der es zum erstenmal erblickt: daß die beiden Männer es nie schaffen können, auch nur ein Zehntel der buchstäblich Hunderte von Instrumenten abzulesen, die sich auf jedem verfügbaren Millimeter an den Wänden und der Decke des Raums befinden, und gleichzeitig auch noch eine endlose Reihe von Knöpfen, Hebeln, Schaltern, Pedalen und Kurbeln zu bedienen.

Aber er äußerte nichts dergleichen. Statt dessen fragte er: »Ja, Captain?«

Die grauen Augen des Captain blickten ihn ausdruckslos an. Sogar von seinem Standpunkt aus konnte Jim das abgehackte, spanischenglische Gequäke hören, das aus den Kopfhörern des Piloten dran. Wer immer vom Kontrollturm aus sprach, war entsetzlich aufgeregt.

»Roger«, sagte der Captain in das Kehlkopfmikrofon. Dann nahm er Kopfhörer und Mikrofon ab, die in Wirklichkeit ein einziges, kombiniertes Gerät bildeten, öffnete den Sicherheitsgurt und stand auf. Der Copilot starrte geradeaus und konzentrierte sich darauf, den großen Vogel zu steuern.

»Herr Botschafter«, sagte der Pilot mit deutlich südlichem Akzent - Alabama oder Georgia, schätzte Jim -, »es tut mir sehr leid, daß ich Sie belästigen muß, aber es handelt sich um einen Notfall. Und da eigentlich Sie die Ursache dieser Schwierigkeiten sind, habe ich mir gedacht, daß ich lieber mit Ihnen spreche, bevor ich einen Fehler begehe.«

»Ich höre, Captain.«

Der Captain drehte sich um und deutete nach links durch die große Panormascheibe des Flugzeugs.

»Sehen Sie das, Sir?«

Jim beugte sich vor. Er sah die blaugrünviolette seichte Wasserfläche von Bahía Linda - »Schöne Bucht« -, den goldenen Sand des Strandes, das dunkle Grün des Urwalds, dahinter weiße, in der Sonne leuchtende Gebäude, und über ihnen den strahlend weißen, von grauem Rauch gekrönten Kegel des - vielleicht - erloschenen Vulkans Zopocomapetl. Der Anblick war unwirklich schön.

»Nicht hier. Weiter links«, sagte der Captain.

Jim blickte in die angegebene Richtung. Ein Turm tintenschwarzen Rauchs ragte drohend in die klare Luft, war bereits höher als das Flugzeug, stieg jede Sekunde weiter, entstellte den märchenblauen Himmel.

Sein Blick verfolgte die Säule zum Erdboden hinunter, bis zu der Stelle, wo sie ihren Ursprung hatte, er sah die rot-orange-gelben, unglaublich hellen Flammen an ihrem Fuß und die kleinen roten Käfer - die Feuerwehrwagen - ringsumher, die ihre wirkungslosen, nutzlosen, sogar gefährlichen Wasserstrahlen in das Inferno schossen, aus dem sie sofort als grauweiße Dampfwolken emporwirbelten.

Und ein paar Meter links und rechts davon, jenseits der Landebahn, silberne Flügel, zerbrochen, zerknittert, rauchend. Dahinter das Leitwerk, der Stabilisator, das Höhenruder, der vertikale Steuerschwanz mit dem intakten hinteren Triebwerk.

Es war ein dreistrahliger Jet gewesen, wie der, in dem er sich jetzt befand, er sah nur irgendwie anders aus, kleiner.

»Eine 737«, erklärte der Captain, »der PanAm.«

»Warum?« stieß Jim hervor. »Die Sicht ist doch ausgezeichnet.

Selbst wenn ein Motor ausgefallen wäre, hätten sie -«

»Diese Motoren fallen nie aus, Mr. Rush. Schon gar nicht bei der Wartung, die PanAm ihnen angedeihen läßt. Das Flugzeug dort unten ist nicht abgestürzt. Es wurde abgeschossen. Wissen Sie, Herr Botschafter, die haben angenommen, daß Sie an Bord sind...«

Jim Rush brauchte volle dreißig Sekunden, bevor er ein tonloses, atemloses »Mein Gott« hervorstoßen konnte. Dann versuchte er weitere Fragen zu stellen, aber jetzt mußte der Captain die Worte mehr erraten, als er sie hören konnte.

»Wer? Irgendeine verrückte rote Terroristengruppe wahrscheinlich. Costa Verde steckt voll von ihnen. Vermutlich haben sie einen Mann in die kubanische Flüchtlingskolonie in Miami eingeschleust. Ich kann mir genau vorstellen, wie es sich abgespielt hat: Der Mann ging zum Flughafen von Miami und sah sich um. Sie stiegen aus, während wir auftankten, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und wir und die PanAm parkten dicht nebeneinander. Starteten auch laut Fahrplan beinahe gleichzeitig. Also bewegen sich zwei Reihen von Passagieren auf zwei Flugzeuge zu, und der Scheißkerl bringt sie durcheinander. Oder vielleicht kannte er gar nicht den Unterschied zwischen einer Boeing 737 und einer DC 10. Sie sind ja beide dreistrahlig, sehen einander aber sonst überhaupt nicht ähnlich. Haben nicht einmal die Motoren an den gleichen Stellen angeordnet. Natürlich sitzt die Hauptturbine bei beiden im Schwanz, aber das ist auch schon das einzige, worin sie einander ähnlich sind. Die Düsen sind bei

der DC unterhalb der Flügel angebracht, während sie sich bei der 737 hinten befinden, unter dem Stabilisator.«

»Um Himmels willen, Captain, ersparen Sie mir die technischen Details. Sie glauben, daß er -«

»Über Funk mit der Gruppe hier Verbindung aufnahm? Ich glaube es nicht. Ich weiß es. Weil sie den Burschen, der das getan hat, lebendig erwischten. Ein magerer kleiner Kerl mit einem in China hergestellten Raketenwerfer; wird an der Schulter angelegt, wie unsere alten Panzerbüchsen. Verdammt gut. Das Geschoß ist eine Kopie unseres Sidewinders. Hat eine hitzeempfindliche Steuervorrichtung in der Nase. Geht nie daneben. Sobald Ihre Motoren laufen, erwischt es Sie. Verdammt, es genügt schon, daß eine der Stewardessen ein bißchen heißblütiger ist, und die Rakete spürt sie auf.«

Jim reagierte nicht auf den Scherz. Er fühlte den seitlichen Zug der Fliehkraft, als der Copilot das große Flugzeug in die Kurve legte, eine Runde über dem Flugplatz drehte, dabei aber nicht an Höhe verlor, sondern oben blieb.

»Im Augenblick warten wir ab«, sagte der Captain, »aber wir müssen ziemlich rasch eine Entscheidung darüber treffen, was wir unternehmen wollen. Die riesigen Turbinen brauchen so viel Treibstoff, daß wir -« Jim fand seine Stimme wieder.

»Aber - die Menschen in diesem Flugzeug, Captain? Die Mannschaft? Die -«

»Bedaure, Sir.«

Jim konnte plötzlich nichts mehr erkennen. Alles verschwamm ihm vor den Augen. Er konnte den Blick nicht auf einen bestimmten Punkt fixieren. Er bekam auch keine Luft mehr. Nasenlöcher, Hals, Bronchien, Lungen waren vollkommen verkrampft.

»Reißen Sie sich zusammen, Sir«, fuhr ihn der Captain schroff an. »Sie tragen doch überhaupt keine Schuld daran.«

»Wie viele?« brüllte ihn Jim an. »Verdammt, Mann, wie viele?«

»Dreiundvierzig. Der Pilot war ein guter Freund von mir. Einige der Fluggäste waren Kinder. Verdammt - Babies.« Jim starrte reglos vor sich hin.

Das Gesicht der Stewardeß kam in sein Blickfeld. Sie schluchzte laut.

»In der Maschine waren auch Freunde von ihr«, fügte der Pilot hinzu. »Die Stewardeß -« Jim riß sich zusammen. »Was wollen Sie von mir, Captain?«

»Sagen Sie uns, was wir tun sollen. Die Sache steht so, Herr Botschafter, daß einzig die Landebahn dort unten für eine DC 10 lang genug ist. Die Piste, auf der das zerstörte Flugzeug liegt. Also, wir haben genügend Brennstoff, um bis Miami zu kommen - mit ein bißchen Glück. Bis Havana kommen wir sicherlich. Aber wenn wir in Kuba landen, wissen Sie ja, was für Schwierigkeiten uns bevorstehen. Verdammt, die Gesellschaft müßte dieses Flugzeug praktisch von ihnen zurückkaufen...«

»Sprechen Sie weiter!«

»Aber ich fliege seit fünfundreißig Jahren und ich sage, daß wir den Vogel hier hinunterbringen können. Die anderen Landebahnen sind zwar alle ziemlich kurz, aber wenn wir so langsam hereinkommen, daß wir beinahe schon absacken, auf den ersten drei Metern der verdammten Ost-West-Landebahn aufsetzen und den Schub in dem Augenblick umkehren, in dem die Räder den Boden berühren, müßten wir's hinkriegen. Es wird natürlich ein bißchen rumpeln. Die Passagiere würden durcheinandergebeutelt. Vielleicht werden sogar ein paar Reifen dran glauben müssen, aber es wird gehen.«

»Mein Gott, Mann, warum erzählen Sie das alles mir?«

»Weil es wahrscheinlich das beste ist, was wir tun können. Der verrückte Bursche mit der Bazooka hat es hinter sich: ein zwei Meter langes Loch mit ungelöschtem Kalk...«

»Aber Sie haben mir doch gesagt, daß sie ihn lebend gekriegt haben.«

»Ja, vor einiger Zeit. Der Junge hat ihnen schließlich doch noch ein Schnippchen geschlagen. Indem er eine Zyankalikapsel zerbiß, die er im Mund hatte. Vorher hatte er noch damit geprahlt, warum er es getan hat. Das hat mir der Kontrollturm gerade durchgegeben, als Josie Sie hereinführte, und deshalb wissen wir auch, daß er hinter Ihnen her war. Wahrscheinlich konnte er sich ziemlich genau ausmalen, was sie mit ihm anfangen würden, sobald sie ihn erst im Gefängnis hatten.«

»Mein Gott!«

»Jetzt sind Sie so ziemlich in Sicherheit. Der Flugplatz steckt voll Soldaten, Herr Botschafter. Ausschlaggebend ist, daß die Leute dort unten nicht wissen, daß Sie nicht in dem rauchenden Trümmerhaufen liegen, der vor einer halben Stunde noch ein Flugzeug war. Ich habe sie nämlich nicht vom Gegenteil unterrichtet, und ich werde es auch nicht tun, bevor ich Sie nicht heil und gesund bei unseren Marineinfanteristen abgeliefert habe. Aber es würde die Situation ganz sicher mächtig beruhigen, wenn Sie lebendig auftauchen, Sir.« Jim dachte nach. Lange. Vielleicht zu lange.

»Wenn Sie wollen, können wir jetzt mit Miami Verbindung aufnehmen, und die können Washington anrufen. Dann bekommen Sie Instruktionen von Ihrem Ministerium, und -«

»Nein, Captain, ich treffe meine Entscheidungen selbst. Bringen Sie das Flugzeug zu Boden. Landen Sie.«

Er lächelte plötzlich. Es fiel ihm verteufelt schwer, aber er schaffte es gerade noch. Er streckte dem Captain die Hand hin.

»Nur für den Fall, daß dort unten noch ein verrückter Junge mit einer in China erzeugten Bazooka lauert, möchte ich Ihnen sagen, daß ich mich gefreut habe, Ihre Bekanntschaft zu machen, Captain.«

»Gleichfalls. Aber wir werden keine Schwierigkeiten mehr

haben, Herr Botschafter. Darauf können Sie sich verlassen.«

Keine Schwierigkeiten mehr. Nur eine halbe Stunde, in der ihm der Sinn etlicher Worte wieder voll zu Bewußtsein kam, die durch zu häufigen, leichtfertigen Gebrauch ihre ursprüngliche Aussagekraft verloren haben. Jim Rush starb weder in dieser halben Stunde, noch wurde er verrückt. So viel Glück hatte er nicht. Er saß wieder auf seinem Platz und überlegte, wie er den Rest seines Lebens den Gedanken ertragen sollte, daß dreiundvierzig Männer, Frauen und Kinder zu unkenntlichen, kaum mehr an menschliche Gestalten erinnernden Kohlestücken verbrannt waren. Und warum? Weil sehr viele Menschen in der ganzen Welt gelernt hatten, die Vereinigten Staaten von Amerika so leidenschaftlich zu hassen, daß sie nicht davor zurückschreckten, dreiundvierzig Menschen umzubringen, um einen Vertreter der USA - in diesem Fall einen gewissen Jim Rush - ins Jenseits zu befördern. Denn dieser Preis schien ihnen nicht zu hoch dafür, um eindrucksvoll zu demonstrieren, wie tief und leidenschaftlich ihr Haß war.

Zur Linken des Flugzeugs ragte der rauchende Kegel des halberloschenen Vulkans Zopocomapetl in den Himmel, und rechts von ihnen, jenseits der klaren, vielfarbigen Wasserfläche der Bahía Linda, lag der Dschungel, in dem sich Tausende verrückter Jungen mit Tausenden verdammt guten chinesischen Raketenwerfern verstecken konnten.

Und dann polterte das Fahrgestell aus der Versenkung und rastete ein, und das Heulen der Turbinen wurde schriller, als der Pilot mehr Gas gab, um den Geschwindigkeitsverlust durch das ausgefahrene Fahrwerk auszugleichen. Er mußte den Keroinzufluß auf den Millimeter genau regulieren, denn wenn er den großen Motoren nicht genügend Brennstoff zuführte, würde das Flugzeug absacken und in die Bahía Linda stürzen, aus der dann ein schöner Platz zum Sterben wurde. Sollte er aber nur um eine Spur zuviel Gas geben, würde das Flugzeug mit zu großer Geschwindigkeit aufsetzen, die mörderisch kurze

Landebahn entlangfegen, in die Geräteschuppen und Hangars krachen, die irgendein Idiot an deren Ende errichtet hatte, und sich selbst samt Insassen in einen riesigen Scheiterhaufen verwandeln. Jim Rush durchlebte eine lange Ewigkeit in dem Bewußtsein, daß er, falls die Piloten bei diesem beinahe übermenschlichen Test versagten, für den Tod von weiteren hundert Menschen verantwortlich war, zusätzlich zu den dreiundvierzig, die er bereits auf dem Gewissen hatte; der einzige Trost für ihn dabei war, daß er selbst dann keine Gelegenheit mehr hätte, darüber nachzudenken.

Er hörte die Reifen kreischen, spürte, wie das Flugzeug schlingerte, vernahm hinter sich entsetzte Schreie. Das Aufbrüllen der Motoren, als der Pilot sie auf Rückwärtsgang schaltete, übertönte die Schreie. Der große Vogel wurde langsamer, langsamer - hielt schließlich an. Die Passagiere brachen in Jubelgeschrei aus. Es war geschafft. Sie waren in Sicherheit. Jemand spürte den jungen Botschaftssekretär und den Vizekonsul auf, die zum Flugplatz herausgefahren waren, um den neuen Botschafter zu begrüßen. Die beiden befanden sich in der Bar des Flugplatzes und versuchten, sich so rasch wie möglich sinnlos zu betrinken, um das zu vergessen, was die Feuerwehrleute in diesem Augenblick aus dem verbrannten Flugzeug trugen, ohne sich erst die Mühe zu nehmen, Decken darüberzubreiten. Die *Azafata de Tierra* - Bodenhosteß - brauchte ziemlich lange, bis sie sie davon überzeugt hatte, daß der ehrenwerte Mr. James R. Rush, Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika in *La República de Costa Verde*, am Leben und unverletzt war.

Dann stürzten sie hinaus zu der großen DC. Hinter ihnen lief ein kleiner, dunkler, uniformierter, medaillenbehängter Offizier der costaverdianischen Armee her, der mit ihnen getrunken hatte Oberst Elias Garay Bustamontes, General Garcías Protokollchef. Als die Soldaten ihn laufen sahen, strömten sie von allen Seiten auf das Flugzeug zu. Sie hielten die Finger am Abzug ihrer

bereits entsicherten 9mm-Schmeisser-Maschinenpistolen. Als Jim Rush, flankiert von zwei mühsam lächelnden Stewardessen, auf der Gangway erschien, befand er sich, ohne es zu ahnen, in weitaus größerer Lebensgefahr als je zuvor. Denn die Soldaten wußten nicht, warum Oberst Garay auf das Flugzeug zulief; wäre zum Beispiel in diesem Augenblick einer von ihnen gestolpert, gefallen und hätte dabei zufällig seine Waffe abgefeuert, wäre die sofortige Reaktion aller anderen ein Kugelhagel auf das Flugzeug und seine Insassen gewesen.

Aber da die alten tluscolanischen Götter, die in Zopocomapetls , feurigem Kegel wohnen, gelegentlich freundlich gestimmt sind, stolperte niemand, und es fiel daher auch kein Schuß. Oberst Garay bekam die Situation in den Griff, ließ die Männer antreten und am Fuß der Gangway ihre MPs präsentieren. Wie unter diesen Umständen zu erwarten, fiel das Begrüßungszeremoniell etwas mangelhaft aus. So fand sich nur etwa ein Drittel der Mitglieder der Musikkapelle ein, da die anderen wohlweislich der Meinung gewesen waren, ein Flughafen, auf dem Flugzeuge mit Raketenwerfern beschossen wurden, wäre kein Aufenthaltsort für Leute, die ausschließlich mit Musikinstrumenten bewaffnet waren. Und dieses Drittel produzierte ein malerisch atonales Klangbild aus *The Star Spangled Banner* und *El Líder Glorioso,* der costaverdianischen Nationalhymne.

Oberst Garay und Botschafter Rush schritten die angetretenen Truppen ab. Oberst Garay hieß Botschafter Rush im Namen des Staatsoberhaupts und des Volkes der Republik Costa Verde willkommen. Botschafter Rush verlieh seiner Befriedigung darüber Ausdruck, daß er nach Costa Verde entsendet worden war, und erklärte zuversichtlich, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Völkern der beiden Republiken würden sich sicherlich noch vertiefen. Seine Stimme war so leise, daß sie selbst über die nicht einmal zehn Zentimeter von seinem Mund entfernten Mikrofone kaum vernehmbar war.

Dann begab sich die kleine Gruppe in das Flugplatzgebäude. Inzwischen hatte sich ein Schwarm in- und ausländischer Reporter eingefunden. Botschafter Rush erklärte sich liebenswürdigerweise bereit, in dem für Ehrengäste reservierten Warteraum eine Pressekonferenz abzuhalten.

Unterwegs steckte er die Hand in die Brusttasche, um sicherzugehen, daß er seinen Kugelschreiber eingesteckt hatte. Durch Erfahrung gewitzigt, pflegte er die Fragen der Reporter mitzuschreiben, so daß sie nachher nicht behaupten konnten, sie hätten anders gelautet. Der Kugelschreiber befand sich an seinem Platz, aber seine Finger berührten dabei auch den Umschlag mit dem zerrissenen Foto. Er sah sich schnell um, entdeckte einen Abfallkorb an seinem Weg, richtete es so ein, daß er wie zufällig daran vorbeiging, und ließ das Kuvert rasch und unauffällig hineingleiten. Er bewerkstelligte das mühelos und diskret, aber Oberst Garay, der selbstverständlich Mitglied des costaverdianischen Geheimdienstes war, besaß die Augen eines Kondors. Er bemerkte sofort, was Jim Rush getan hatte. Genauso unauffällig sah er um sich, bis er ein bestimmtes Gesicht erblickte. Geistesabwesend, gleichgültig, unmerklich nickte er in die allgemeine Richtung des Abfallbehälters. Eine Minute und dreißig Sekunden später befand sich der Behälter auf einem leichten Lastwagen unterwegs zum Nationalen Sicherheitshauptquartier von Costa Verde.

Drei Stunden danach hatte ein tluscolanischer weiblicher Geheimdienstagent die einzelnen Stücke der Fotografie auf einem mit Klebstoff bestrichenen Karton wieder zusammengefügt. Der Generaldirektor des Sicherheitsdienstes schwor, daß die Finger dieser Dame ein Wunder Gottes darstellten.

Zwanzig Minuten danach studierte General Manuel García Herredia, das Staatsoberhaupt, persönlich das Bild.

Sehr, sehr aufmerksam.

9

Jim Rush saß in dem großen, herrlich weichen und bequemen Armstuhl im Schlafzimmer seiner Residenz. Diese war räumlich nicht der Botschaft angeschlossen, sondern vielmehr eine hübsche Villa etliche Kilometer außerhalb von Ciudad Villalonga und vor allem fünfzehnhundert Meter höher gelegen, so daß die Luft relativ kühl und praktisch insektenfrei war. Er beobachtete gerade Tomas - Tomas Martinez Galan, den Majordomo oder Butler der Botschaft -, der Jims Kleidungsstücke auspackte und in die Wandschränke hängte. An der Art, wie er dies tat, erkannte Jim, daß Tomas wirklich ein ausgezeichneter Butler und Kammerdiener war.

»Und - Ihre Gattin?« fragte Tomas höflich in beinahe perfektem Englisch. »Ich meine -«, er unterbrach sich, aber anscheinend fiel ihm kein englischer Ausdruck ein, der höflich genug war. *»Su Señora la Embajadora?* Sie kommt zweifellos später nach, nicht wahr, Sir?«

Jim dachte darüber nach. Natürlich nicht über seine Frau, die es ja gar nicht gab, sondern über die Frage selbst. Es handelte sich um eine ganz selbstverständliche Frage, und in jedem anderen lateinamerikanischen Land hätte er sie auch sofort beantwortet, ohne überhaupt lange zu überlegen, warum Tomas sie gestellt hatte. Aber das galt für jedes andere Land; doch jetzt befand man sich in Costa Verde. Und angesichts der äußerst eigenartigen Geschichte dieses äußerst eigenartigen Landes mußte er überlegen, warum gerade diese Frage gestellt worden war. Die präzise und wahrheitsgetreue Antwort konnte ihm nicht nur größere Schwierigkeiten bereiten, als er gefühlsmäßig zu verkraften vermochte, sondern die Tatsache, daß Tomas sie überhaupt gestellt hatte, bedeutet auch, daß er von nun an seine Haltung zum Majordomo sehr, sehr sorgfältig überdenken mußte.

Er dachte so lange über diese beiden Punkte nach, bis Tomas herausplatzte: »Es tut mir leid, Sir. Ich wollte nicht aufdringlich wirken! Ich fragte nur, weil -«

»Ach ja, Tomas, ich habe an etwas anderes gedacht. *Se me fue el Santo al Cielo.* Was haben Sie mich gefragt?«

Tomas sah ihn erstaunt an, und Jim wußte, daß er sich verraten und damit zumindest einen Teil seiner Tarnung preisgegeben hatte. Er hatte zuvor in Tomas den Eindruck erweckt, daß er nur das langsame, stockende Spanisch sprach, das sich die meisten der in lateinamerikanische Länder entsandten nordamerikanischen Diplomaten im Laufe der Zeit aneignen. Aber ein Mann, der sagte »der Heilige ging von mir zum Himmel« und damit ausdrücken wollte, »meine Gedanken waren ganz woanders«, sprach fließend spanisch wie jemand, der es von klein auf gelernt hat, und mußte deshalb mit ganz anderen Maßstäben gemessen werden.

»Sie sprechen spanisch, nicht wahr, Sir?« fragte Tomas in seiner Muttersprache, »das heißt, Sie beherrschen es wirklich, so wie wir.«

Jim seufzte. Dann bemühte er sich nicht mehr, seine Perfektion zu verbergen, sondern erklärte: »Ja, Tomas. Ich bin in Bogotá, Kolumbien, geboren. Ich habe die Sprache meiner Vorfahren, also Englisch, erst im Alter von zehn Jahren erlernt. Und es gibt Leute, die behaupten, daß ich sie noch immer nicht ganz beherrsche. Oder zumindest nicht sehr gut.«

»Ihr Spanisch ist tatsächlich besser, Sir«, stellte Tomas fest, »wenn ich mir die Bemerkung gestatten darf. Ich beglückwünsche Sie dazu, Herr Botschafter. Aber dennoch« - er wechselte unvermittelt ins Englische über - »ist es besser, wenn wir hier nur englisch miteinander sprechen. Rasch. Und soviel Mundart- und Slangausdrücke verwenden wie möglich.«

Jim sah ihn an. Er wußte aber sofort, daß er auf diese letzte Bemerkung nicht antworten durfte. Tomas hatte sie mit beinahe

bewegungslosen Lippen gemacht, sich direkt an ihn gewendet, als wäre er die Puppe eines Bauchredners, und so gleichmäßig leise und unbetont gesprochen, daß sogar das empfindlichste Mikrofon Schwierigkeiten haben mußte, die Worte aufzufangen. Deshalb fragte Jim ruhig und beiläufig:

»Sagen Sie, Tomas, was haben Sie mich gerade gefragt, als ich nicht zuhörte?«

Tomas lächelte erleichtert.

»Ihre Señora, die Botschafterin? Ihre Gattin, Sir? Sie wird zweifellos bald nachkommen?«

Wieder dachte Jim über zwei Aspekte dieser gefährlichen Frage nach. Erstens: War Tomas trotz Peter Reynolds' Vertrauen zu ihm vielleicht doch ein Spion? Daß der Majordomo ihn gerade darüber informiert hatte, daß das Haus voll Abhörwanzen war, hatte nur wenig zu besagen. Ein geschulter Geheimdienstmann konnte eine solche Enthüllung ohne weiteres als Eröffnungszug verwenden, um jeden Verdacht zu zerstreuen und um so leichter sein Ziel zu erreichen. Zweitens: Welchen Gebrauch würden García & Co. von der Antwort machen? Denn Jim wußte bereits, daß ein lediger oder in seinem Fall verwitweter - freier, ungebundener amerikanischer Diplomat in zahlreichen Staaten Freiwild war, in denen seine sexuellen - hetero- oder homosexuellen - Neigungen sich für eine kleine, nutzbringende Erpressung auswerten ließen.

Und in keinem anderen Land war der zweite Aspekt wahrscheinlicher als in Costa Verde. Er wußte das genau, denn Peter Reynolds und Tim O'Rourke hatten ihn sehr eingehend über die Art und Weise informiert, wie der costaverdianische Geheimdienst Frauen einsetzte, um in den Besitz von Informationen zu kommen. Und ganz besonders dann, wenn es sich um einen Ausländer handelte, der so ungebunden war oder in seinen Bindungen derart unbefriedigt, daß diese Taktik Erfolg versprach. Oft erstreckten sich die Aufgaben der weiblichen

Agenten sogar bis zu den Anfängen einer Gehirnwäsche.

»Und sie sind vor allem deshalb so gefährlich, Chub«, hatte Tim erklärt, »weil sie nicht nur wie Angehörige der Crème de la Crème aussehen, handeln, sprechen und denken, sondern weil sie es tatsächlich sind. *Damas de alta cuna y alta sociedad.* So blaues Blut, daß es schon purpurn ist. Sanft, süß, anziehend. So verdammt schön, daß man es nicht einmal glauben kann, nachdem man sie kennengelernt hat.«

»Aber warum sollten solche Mädchen sich dazu hergeben -«, hatte Jim begonnen.

»Aus dem gleichen Grund, warum ich mich dazu hergegeben habe«, hatte Marisol daraufhin geflüstert. »Um das Leben des Mannes zu retten, den sie lieben. Um ihn vor etwas viel Ärgerem als einem Exekutionspeloton zu retten, Señor Rush. Vor unsagbaren Foltern, die ihm sein Menschentum rauben. Die wochenlang dauern. Bis er endlich stirbt. Oder, falls er überlebt, bis er zu einem gefühllosen Ding geworden ist, das nichts Menschliches mehr an sich hat. Ein Zombie, könnte man sagen. Einer der lebenden Toten. Ein Nichts, dessen Berührung Übelkeit verursacht oder das Blut gerinnen läßt.«

Aber Peter hatte behauptet, daß man Tomas vertrauen konnte. Traf das zu? Konnte man überhaupt irgend jemandem vertrauen?

»No tengo esposa«, sagte Jim langsam, sorgfältig, deutlich, und dachte dabei: Ich werde es euch leichtmachen, ihr Schweinehunde. Jetzt müßt ihr euch nicht einmal auf euren Übersetzer verlassen. *»Soy viudo. Desde hace cinco anos.«*

»Das tut mir leid, Sir«, antwortete Tomas lächelnd. »Aber mit fünf Jahren Witwerschaft ist der Trauer Genüge getan, sind Sie nicht auch dieser Meinung, Eure Exzellenz?«

Ein Schauer des Widerwillens schüttelte Jim. Er erinnerte sich an die Worte des jungen Botschaftssekretärs: »Es hatte Schuhe an. Weiße Schuhe mit hohen Absätzen. Überaus elegant. Daran

erkannte man, daß es eine Frau gewesen war, Sir. Weder die Schuhe noch die Füße waren verbrannt. Ich weiß nicht, warum. Bei einigen anderen, die im Heck des Flugzeuges gesessen waren, mußten sie die Leichenteile zusammensuchen. Welche Arme und Beine zu welchem Rumpf gehörten. Wissen Sie, die Rakete traf genau den Steuerbordmotor und zerriß ihn in kleine Stücke. Nahm dabei den Stabilisator und das Höhenruder mit. Und auch die armen Teufel, die im Heck des Touristenabteils saßen.«

Er dachte: Ich werde nie wieder imstande sein, eine Frau zu berühren. Nicht, nachdem ich den Tod so vieler verschuldet habe... Aber wir wollen uns den Spaß machen, Tomas. Wir wollen ihr Spiel mitspielen. Er sagte mit einem überzeugend kläglichen kleinen Lachen:

»Ich bin auch dieser Meinung. Ich war es bereits nach den ersten beiden Jahren, in denen ich durch den frühen Tod meiner armen, geliebten Frau gezwungen war -« Hier unterbrach er sich und dachte: Sprich weiter, du verdammter Lügner, spinn dein Garn zu Ende! Dann fuhr er fort: »- allein zu leben. Leider scheinen die Damen nicht der gleichen Meinung zu sein.«

»Dann sind Sie hier am richtigen Ort, Sir«, lachte Tomas. »Aus verschiedenen historischen und soziologischen Gründen haben wir in Costa Verde einen ungeheuren Überschuß an Frauen, von denen viele jung und überaus schön sind.«

»Und viele von ihnen sind aus den bereits von Ihnen erwähnten historischen und soziologischen Gründen auch Witwen. Stimmt das, Tomas?«

Tomas sah ihn an, schüttelte den Kopf und sagte sehr leise: »Das stimmt Sir. Ich merke, daß man Sie gut informiert hat.«

Jim schaute den Majordomo an. Während er sprach, war ihm zu seiner eigenen Überraschung klargeworden, daß er die Wahrheit sprach - zumindest was die Vergangenheit betraf. Und daß alles, was er sagte, unter günstigen Umständen wieder wahr

sein konnte. Sobald Schock und Schuldgefühle soweit abgeklungen waren, daß auch sein Gefühl das akzeptieren konnte, was sein Verstand bereits klar erfaßt hatte: Obwohl es ihn in tiefster Seele schmerzte, daß diese Menschen gestorben waren, obwohl dieses Gefühl bis zu seinem letzten Atemzug in ihm lebendig bleiben würde, blieb doch die Tatsache bestehen, daß nicht er sie getötet hatte, daß nicht er ihren Tod geplant, beschlossen, herbeigeführt oder auch nur gewünscht hatte. Und noch wichtiger für ihn war, daß jeder amerikanische Diplomat, der in diesem Augenblick als Botschafter nach Costa Verde unterwegs gewesen wäre, die mörderischen Irren dazu veranlaßt hätte, das Flugzeug abzuschießen.

Also verließ er sich darauf, daß Peters Vertrauen zu dem Mann noch vollauf gerechtfertigt war. Er sagte langsam, bitter, klar, und verzichtete dadurch darauf, den armen Tomas zu einem unwiderruflichen Irrtum zu verführen:

»Ich hoffe, daß Sie recht haben, Tomas. Ich gebe zu, daß ich genug davon habe, einsam zu leben. Aber ich würde eine Frau gesetzteren Alters vorziehen. Wenn möglich eine Witwe. Schließlich müßte sie sich mit einem kleinen, noch dazu - um es milde auszudrücken - nicht besonders gutaussehenden Herrn in den besten Jahren zufriedengeben, der nicht immer auf vollen Touren läuft. Sie verstehen mich doch, Tomas? Ich bin kaum als Supermann zu bezeichnen. Ich neige eher dazu, die Frauen zu langweilen. Deshalb, Freund Tomas, eine Frau, die genügend erlebt hat, um zur Resignation bereit zu sein, um Enttäuschungen in Kauf zu nehmen. Eine, die es nicht für unmöglich hält, mit dem Mann, den ich eben beschrieben habe, zu leben. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?«

»Allerdings, Sir.« Jim empfand Tomas' Tonfall als überzeugend ehrlich. »Aber Sie dürfen sich nicht schlechter machen, als Sie sind, Sir, und auch nicht das unterschätzen, was Sie zu bieten haben. Wir haben hier keine Vorurteile gegen einen gewissen Altersunterschied bei Ehepartnern, Herr

Botschafter. Sie werden sicherlich jede Menge großartig aussehender junger Damen finden, die Anfang zwanzig sind, nie verheiratet waren, und stolz, ja sogar entzückt darüber wären, die Ehefrau des überaus ehrenwerten Botschafters des reichsten und mächtigsten Landes dieser Erde zu werden.«

»Das weiß ich, ich habe das in Lateinamerika schon früher erlebt. Leider verlange ich zu viel. Ich bestehe darauf, daß meine Frau mich sympathisch findet. Daß sie mich sogar, wenn möglich, ein wenig liebt.«

»Das ist nicht zuviel verlangt. Es ist auch nicht schwierig zu erreichen. Viele der Mädchen, die Sie kennenlernen, sind - nun - nicht an Liebenswürdigkeit oder Freundlichkeit von Seiten der Männer gewöhnt. Sie dürfen mich nicht mißverstehen, nicht wegen unseres politischen Systems, sondern eher wegen einer kulturellen Fehlentwicklung, einer extremen Form von *Machismo.* Ich kenne das englische Wort dafür nicht.«

»Wir verwenden den gleichen Ausdruck. Wir haben ihn von euch *Latinos* übernommen.«

»Ich habe einmal ein Mädchen gekannt, das Selbstmord beging, als ihr wesentlich älterer ausländischer Ehemann - Engländer oder Nordamerikaner, oder vielleicht sogar Kanadier, ich weiß es nicht so genau - starb. Weil er ihr gegenüber immer gleichmäßig freundlich und höflich gewesen war. Sie wußte, daß sie das nie wiederfinden würde. Jedenfalls nicht hier bei uns. Und wegen dieser Eigenschaft, dieser für sie so wertvollen Eigenschaft, hattte sie gelernt, ihn von ganzem Herzen zu lieben. Ein wesentlich älterer, wesentlich weniger gutaussehender Mann als Sie, Sir, das dürfen Sie mir glauben.«

»Sie wären ein sehr guter Heiratsvermittler, Tomas. Aber zwei Punkte müssen Sie bedenken: Erstens bin ich nicht sicher, daß ich noch einmal heiraten möchte. Und zweitens halte ich es für klüger, eine Frau zu meiden, die so jung und hübsch ist, daß sie für ›die Behandlung‹ verwendet werden könnte - ich glaube,

man nennt das hier so...«

Tomas hörte auf, die Anzüge aufzuhängen. Er hörte sogar auf zu atmen, wie Jim bemerkte. Dann atmete er sehr langsam wieder aus.

Achtete darauf, daß er kein pfeifendes Geräusch verursachte.

»Hier, Sir«, erklärte er munter. »Da ich jetzt mit dem Auspacken Ihrer Kleidung fertig bin«, natürlich war er das nicht, aber Jim wußte genau, daß er auf diese Bemerkung keinesfalls reagieren durfte, »erlauben Sie mir, Ihnen den Garten zu zeigen. Der Springbrunnen ist besonders hübsch.«

Und macht genügend Lärm, so daß in seiner Nähe die Wanzen, die diese Schweine überall installiert haben, unser Gespräch nicht aufnehmen können, dachte Jim.

Laut sagte er: »Natürlich, Tomas. Ich brauche wirklich ein wenig frische Luft. Ich war den ganzen Tag eingesperrt, zuerst im Flugzeug, dann im Warteraum des Flughafens, wo ich einige unverschämte Fragen von noch unverschämteren Reportern beantworten mußte.«

»Ich hoffe, es hat sich nicht um unsere Reporter gehandelt, Sir«, entgegnete Tomas scheinheilig.

»Nein. Die Ihren waren überaus höflich. Journalisten aus meiner Heimat. Und aus gewissen europäischen Ländern.«

»Wie gewöhnlich darauf, aus, Schwierigkeiten zu provozieren. Kommen Sie mit, Sir?«

Der Garten wimmelte von Soldaten, ganz abgesehen von den US-Marineinfanteristen, die vor dem Vorder- und dem Hintereingang postiert waren. Wie Jim feststellen konnte, ergriff General García jede mögliche Vorsichtsmaßnahme, um zu gewährleisten, daß er wenigstens so lange am Leben blieb, bis er sein Beglaubigungsschreiben überreicht hatte; die Zeremonie war für den frühen Nachmittag des übernächsten Tages, eines

Freitags, vorgesehen. Morgen, Donnerstag, sollte die Massenbeerdigung der Opfer des PanAm-Absturzes stattfinden - oder genauer: der Opfer des Massenmordes. Jim wußte, warum die Beerdigung um vierundzwanzig Stunden verschoben worden war, obwohl die verkohlten Leichen nicht einbalsamiert werden konnten und in Plastiksäcke verpackt werden mußten, um den Gestank in erträglichen Grenzen zu halten. Die beiden größten, amerikanischen Fernsehanstalten schickten nämlich ihre Teams herunter, die die Begräbnisfeierlichkeiten live filmen sollten. Das bedeutete, daß er persönlich anwesend sein mußte. Er hatte sowieso die Absicht gehabt, zur Beerdigung zu gehen, aber jetzt mußte er es tun. Angesichts der brutalen Tatsache, daß alle diese Menschen an seiner Stelle gestorben waren, wäre seine Abwesenheit auf jeden Fall, vor allem vom diplomatischen Gesichtspunkt aus, unentschuldbar gewesen.

Er spazierte mit Tomas zum Springbrunnen und beobachtete dabei, daß die Soldaten sich bewußt in einer gewissen Entfernung von ihnen hielten; wahrscheinlich hatten sie einen diesbezüglichen Befehl erhalten.

»Sir, ich bitte - ich ersuche Sie, im Haus keine solchen Äußerungen zu machen«, flüsterte Tomas. »Auch nicht in der Botschaft. Sie wissen, Sie müssen ja wissen, daß beide -«

»Mit Wanzen gespickt sind. O.K. Sagen Sie, wie viele Mitglieder des Hauspersonals stehen auf seiner Gehaltsliste?«

Tomas überlegte. Dann antwortete er sehr ruhig: »Alle, Sir. Auch ich, Sir.«

Jim ließ ihn nicht aus den Augen.

»In diesem Zusammenhang, Sir«, meinte Tomas, »möchte ich vorschlagen, daß Sie mir gelegentlich Informationen - nicht sonderlich wichtige, aber authentische Informationen - zukommen lassen, die ich an sie weiterleiten kann. Ich werde natürlich ihre Bedeutung betonen, sie entsprechend aufbauschen. Ihr Vorgänger hat mir immer diesen Gefallen

erwiesen. Diesen unschätzbaren Gefallen. Deshalb bin ich auch noch am Leben.«

»Und was bekomme ich dafür, Tomas?«

»Echte Informationen. Die Sie überprüfen und deren Wahrheitsgehalt Sie auch anderen gegenüber beweisen können. Hilfe. Schutz vor Ihren - vor unseren gemeinsamen - Feinden durch meine Freunde. Einen Schutz, der Ihnen das Leben retten kann, Sir.«

»Warum, Tomas? Sie stammen von hier. Das ist Ihre Heimat. Ich dagegen bin der Vertreter einer fremden Macht. Einer Macht, die viele der Ihren aus gutem Grund nicht sonderlich schätzen.«

»Ich weiß. Doch das ist nicht mehr meine Heimat. Sie war es. Aber jetzt gehört sie ihm. Und ich möchte sie wiedergewinnen, Señor Rush. Mit Hilfe der anständigen Menschen in Ihrem Land. Ich habe genügend Erfahrung, um annehmen zu können, daß nicht alle Nordamerikaner Schweine sind. Ich bin vollkommen sicher, daß Peter Reynolds' bester Freund kein Verräter oder Unterdrücker des Volkes sein kann. Deshalb habe ich mein Leben in Ihre Hand gelegt, Señor Rush. Was werden Sie mit ihm anfangen?«

»Guten Gebrauch von ihm machen«, antwortete Jim und streckte Tomas die Hand entgegen.

Tomas übersah die ausgestreckte Hand.

»Noch ein Fehler, Sir«, zischte er. »In Costa Verde schüttelt ein Botschafter seinem Butler niemals die Hand. Aber danke. Und da ich bemerke, daß Sie sich immer noch ein wenig über mich wundern, Sir, will ich Ihnen etwas erzählen: Meine Schwester Josefina meine einzige Schwester - befand sich im Frauenkonzentrationslager von Chizénaya, als Peter Reynolds' kleine Gruppe es 1963 befreite. Sie trafen noch rechtzeitig ein, in dem Sinn, daß sie noch am Leben war. Sie ist es immer noch. Nur ist sie kein ganzer Mensch mehr, *amigo mió.* Meine Frau

und ich besuchen sie von Zeit zu Zeit in der staatlichen Irrenanstalt. Nächstes Mal, wenn wir hingehen, können Sie uns begleiten, Herr Botschafter. Der Anblick ist sehr lehrreich. Trägt zur politischen Bildung bei und zur Einstellung den Menschen gegenüber, Sir. Und jetzt -«

»Und jetzt etwas anderes: Können Sie Auto fahren?«

»Ja, Sir, natürlich. Aber dafür ist der Botschaftschauffeur da.«

»Ich will den Botschaftschauffeur nicht. Zumindest nicht heute abend. Ich will, daß Sie mich fahren. In einem kleinen, billigen, dunklen Leihwagen. Einem, in dem keine Miniatursender versteckt sind, dank denen ein Techniker des Sicherheitsdienstes, der bequem im Radioraum des Hauptquartiers sitzt, mühelos den Weg des Wagens durch die ganze Stadt verfolgen kann. Kurz, ich möchte ein paar Orte aufsuchen, von denen Seine Hoheit und seine Komplizen erst später erfahren sollen. Viel später.«

»Wie Sie wünschen, Sir.«

»Gut. Zunächst - kennen Sie oder befindet sich unter Ihren Freunden ein Elektronik-Fachmann? Der Häuser und Büros entwanzen kann?«

»Natürlich. In Prag und Moskau ausgebildet. Nur liebt er die *Norteamericanos* nicht. Vor allem keine Nordamerikaner in offizieller Mission.«

»Führen Sie mich zu ihm. Ich werde ihn überreden.«

Tomas zögerte zuerst, dann willigte er ein.

»Gut. Aber vielleicht wird es danach für Sie unmöglich sein, hier zu arbeiten, Sir.«

»Das muß ich riskieren. Dann: Wissen Sie, wo Jenny Crowley lebt? Die amerikanische Ölerbin, die...«

»... wegen Mordes von Ihrem FBI gesucht wird - aber deren Ausforschung nur lässig betrieben wird, da das Opfer ein Neger war. Die jetzt mit dem Chef ihrer Leibwächterbande

zusammenlebt, obwohl es heißt, daß er sie, wenn er genug von ihr hat, seinen Untergebenen zur Verfügung stellt, die sich mit ihr sehr gut unterhalten. Denn wenn sie unter dem Einfluß verschiedener Drogen steht, ist sie zu den interessantesten und ausgefallensten Perversionen mit mehreren Partnern gleichzeitig fähig, ohne je müde zu werden. Eine Geschichte, die ich allerdings nicht glaube, besagt, daß sie einmal eine lebendige Schlange auf sie angesetzt haben. Die *Bromistats* - Spaßvögel - behaupten, daß die Schlange an Erschöpfung gestorben ist.«

Jim sah ihn an und sagte gleichgültig, ungerührt: »Genau die. Ich bin mit ihr befreundet. Ich möchte sie sprechen.«

»Wann?«

»Auch heute abend. Wenn wir vom Besuch bei unserem Wanzen-Sachverständigen zurückkommen.«

»Es könnte gefährlich werden, Sir. Die Kerle vom Flugzeug werden nicht so leicht aufgeben, wissen Sie.«

»Ich weiß, aber es bleibt trotzdem bei heute abend, Tomas. Ich möchte, daß dieses Haus und die Botschaft sauber sind, bevor ich mein Beglaubigungsschreiben überreiche. Und ich muß etwas wegen Jenny unternehmen. Zum Teil ist sie so geworden, wie sie ist, und befindet sich dort, wo sie ist, weil ich früher einmal versagt habe. Es ist eine moralische Verpflichtung. Können Sie es arrangieren?«

»Ich nehme an. Wir wollen es jedenfalls versuchen, Sir.«

Als sie in die Villa zurückkehrten, läutete das Telefon, schrill, unaufhörlich. Tomas griff nach dem Hörer.

»Diga?« Dann auf englisch: »Was wünschen Sie? Den Wohnsitz des amerikanischen Botschafters in Costa Verde? Von Mr. Rush? Ja, hier ist der Wohnsitz. Wer spricht, bitte? Mrs. Nivens. Mrs. Grace Nivens, *Bien.* Gut. Und Sie rufen von New York aus an? Sehr wohl. Einen Augenblick, bitte. Ich werde sehen, ob ich ihn erreichen kann. Wie bitte? Natürlich ist er nicht tot, Señora. Ich meine, Madam. Ich habe erst vor kurzem

mit ihm gesprochen. Ja, ja. Ganz meine Meinung. Auch ich danke Gott, Señora, aber - aber - das ist ja kein Grund zum Weinen. Bitte. Warten Sie, ich versuche -«

»Geben Sie mir den Hörer, Tomas«, verlangte Jim.

Sie sagte »Jim«. Dann wiederholte sie es. Dreimal. Nur seinen Namen. Er hörte ihr ersticktes Stammeln über viertausend Meilen hinweg, hörte, wie ihr die Stimme versagte.

»Grace, mir geht es gut. Sie haben gepatzt. Haben das falsche Flugzeug erwischt.«

Sie versuchte zu sprechen. Es gelang ihr nicht.

Er redete ihr zu: »Geh zu Bett! Nimm etwas. Einen Tranquilizer. Ich werde dich später anrufen. Wenn du dich beruhigt hast. Vielleicht gegen Mitternacht. Einverstanden?«

»Nein, Jim Rush. Denn um Mitternacht werde ich in einem Flugzeug sitzen.«

»Grace - nicht. Bitte!«

»Warum nicht, Jim? Ich komme zu deinen Bedingungen hinunter. Für immer. Das hast du ja gesagt, nicht wahr? Du kannst das und auch das ›Gehorchen‹ in die Zeremonie aufnehmen lassen, wenn du willst. Du kannst auch auf jede Zeremonie verzichten. Aber ich will nicht, ich wiederhole, ich will nicht noch einmal so leiden wie heute.«

»Grace, hör mir zu! Erstens, du kannst nicht herkommen, weil in den nächsten zwei Wochen kein Flugzeug hierherfliegt. Zweitens, ich will nicht, daß du herkommst, jedenfalls nicht, wenn du dem falschen Gefühl folgst.«

»Jim«, antwortete sie ruhig, und er war sicher, daß es sich um eine Satellitenverbindung handelte, weil er ihre Stimme so unglaublich nahe, so überraschend deutlich hörte, »du hast nicht das Recht, das zu entscheiden. Ich meine, welche Gefühle für mich richtig und welche falsch sind. Und vor allem ist es zu spät. Ich habe mich bereits entschieden. Nein. Das stimmt nicht.

Eigentlich wurde die Entscheidung für mich getroffen. Kannst du erraten, wie?«

»O ja. Es wurde im Radio verlautbar, nicht wahr? Daß sie mich erwischt haben.«

»Ja. Und im Fernsehen. Meg kam in mein Büro. Ohne anzuklopfen. Die Tränen liefen ihr übers Gesicht. Sie ging zu meinem Fernsehapparat und schaltete ihn ein, ohne ein Wort zu sagen. Der Sprecher verkündete gerade: »Die Behörden von Costa Verde behaupten, Beweise dafür zu besitzen, daß das Flugzeug abgeschossen wurde, weil Botschafter James Rush sich an Bord befand. Bis jetzt - konnte - Mr. Rushs - Leichnam - nicht - identifiziert - werden. Das Flugzeug - brannte nach - dem Absturz - vollständig aus - so daß - eine Identifizierung - so daß -«

»Grace!«

»Siehst du? Siehst du, Jim? Ich kann es noch immer nicht ertragen.«

»Grace, ich bin - gerührt. Und beschämt. Aber bitte, bitte, komm nicht hierher. Ich will es nicht.«

»Oh!«

»Grace -« Er unterbrach sich, weil er nicht wußte, was er sagen sollte.

»Jim, du hast irgendwelche Hintergedanken, nicht wahr?«

»Ja, natürlich. Hör mal, ist die Verbindung bei dir genauso gut wie hier? Ich kann dich phantastisch verstehen.«

»Ja, Jim. Ed - ich meine Worldwide - hat bei Intelsat die Hälfte der Kosten übernommen, damit sie einen geostatischen Satelliten über der Karibik in Umlauf bringen und so dieses Gebiet erfassen. Ein ganz normales Geschäft. Daher die perfekten Verbindungen. Wofür ich ihm dankbar bin. Also kannst du mir jetzt mühelos deine Hintergedanken mitteilen. Die interessieren mich nämlich hauptsächlich.«

»Nein! Zuerst das Wichtigste. Grace, ich will dich nicht in Costa Verde haben. Die Leute, die über genügend Entschlossenheit und das nötige Knowhow verfügen, um Flugzeuge mit in China erzeugten Raketenwerfern abzuschießen, werden kaum aufgeben, weil sie einmal einen Fehlschlag erlitten haben. Und dadurch wird es hier ein bißchen gefährlich, nicht wahr?«

Er hörte, wie sie scharf die Luft einsog, dann: »O mein Gott, Jim, tritt zurück! Komm nach Hause! Komm nach Haus, zu mir. Sofort. Ich - ich bin nicht tapfer, Liebling. Das habe ich dir gesagt. Tu nur das nicht an, Jim. Bitte!«

»Grace, hör doch. Ich werde sehr gut beschützt. Es wimmelt hier von Soldaten. Aber die Hauptsache ist - ich kann es nicht dulden, daß mich eine Bande verrückter Terroristen vertreibt. Ich würde mich selbst verachten. Und du würdest mich ebenfalls verachten, wenn du erst einmal Zeit gehabt hast, darüber nachzudenken. Wollen wir also später noch einmal darauf zurückkommen, Liebling? Vielleicht zu Weihnachten? Bis dahin habe ich schon Anspruch auf Urlaub. Und zwischen heute und dem Weihnachtsfest habe ich Zeit, die Dinge in den Griff zu bekommen. Und du hast Zeit, über uns nachzudenken - lange und sorgfältig, wie du es immer tun solltest. Darüber, ob es überhaupt ein ›uns‹geben soll. Dann fliege ich hinüber, und -«

Sie schwieg. Schwieg so vollkommen, daß seine Trommelfelle schmerzten. Dann fragte sie:

»Damit kommen wir zu den Hintergedanken, Jim. Deinen Hintergedanken. Denn ich habe keine. Ich werde auch nie wieder welche haben. Also sag mir - warum willst du mich verlassen?«

»Grace, ich bin ein recht komplizierter kleiner Bursche. Versuch also nicht, mich zu einfach zu sehen, ja? Im Augenblick bin ich jedenfalls in einer sehr merkwürdigen seelischen Verfassung. Zwischen dem Flugplatz und dieser Villa

lieferte man mir eine detaillierte Beschreibung darüber, wie dreiundvierzig verkohlte Stücke Fleisch aussahen, als man sie aus einem rauchenden Haufen von Schrott zog, der einmal ein Flugzeug gewesen war - und das alles aus meiner Schuld, aus meiner alleinigen Schuld, aus meiner bitteren Schuld, meine Liebe. Bist du überrascht darüber, daß ich jetzt, unter diesen Umständen, nicht den Eindruck habe, ich hätte Anspruch auf Liebe und Glück? Daß mir jetzt dieser Wunsch ein wenig - sagen wir - blasphemisch vorkommt?«

»Nein, es überrascht mich nicht. Ich kenne dich dafür schon gut genug, Jim. Das ist ja auch einer der Gründe, warum ich dich liebe, nehme ich an. Aber das ist falsch. Es ist falsch, Liebster, daß ein anständiger Mann sich zwingt, die Bürde fremder Schuld auf sich zu nehmen. Jim, du hast überhaupt nichts damit zu tun. Es ist nicht dein Fehler. Du darfst die Schuld dafür nicht bei dir suchen. Du darfst einfach nicht. Jim - ich kann dir nicht versprechen, daß ich bis Weihnachten warten werde. Du - du brauchst mich zu sehr.«

»Das weiß ich. Aber du mußt trotzdem warten, Grace. Laß mich erst damit fertig werden. Auf meine Art. Mich selbst heilen. Mich selbst erlösen. Sonst werde ich nie wieder ein ganzer Mensch.«

»Jim, bitte!«

»Schalte morgen den Fernsehapparat ein. Um sechzehn Uhr dreißig. Eure Ortszeit ist ja die gleiche wie hier, nicht wahr? Ich glaube, eine Verschiebung erfolgt nur von Osten nach Westen, nicht von Norden nach Süden.«

»Ja, das stimmt. Warum, Jim?«

»Ich werde im TV zu sehen sein. Bei der Beisetzung der Opfer. Und du kannst mir dabei in die Augen sehen. Aus der Ferne. Ich kann deinen Blick nicht erwidern, nur in meiner Vorstellung. Aber wenn ich weiß, daß du zusiehst, wird es mir helfen, das Ganze zu ertragen. Bitte, Grace.«

»Ja. O ja. Jim, schreib mir, ja? Ruf mich an! Jederzeit! Jederzeit! Und ich -«

»Ich liebe dich, Grace«, sagte er und empfand es genauso, meinte es wirklich. Auch wenn ich nicht weiß, was es mir jetzt noch nützen kann, dachte er.

Und dann legte er den Hörer auf.

10

Tomas entwarf den Schlachtplan, denn obwohl Jim Rush in den über zwanzig Jahren seiner diplomatischen Tätigkeit in Lateinamerika mehr als eine Diktatur kennengelernt hatte, hatte er doch nie zuvor in einer so paranoisch grausamen wie Costa Verde gelebt und gearbeitet.

Da sie sich wieder im Haus befanden und kein alle Geräusche übertönender Springbrunnen zur Verfügung stand, griff Tomas zu einem Notizblock. »Sir«, schrieb er, »Sie müssen die Botschaft anrufen und einen Wagen anfordern. Der Fahrer wird natürlich unser Chauffeur sein, ein gewisser Roberto Henriquez, der eigentlich Oberstleutnant des Geheimdienstes und ein sehr kluger und gefährlicher Mann ist. Sie werden verlangen, daß er Sie in die Botschaft bringt, die an der *Plaza de la Liberación* liegt - ein großer Vorzug, denn vom Balkon der Botschaft aus haben Sie einen sehr guten Blick auf die häufig stattfindenden öffentlichen Hinrichtungen, die auf diesem überaus historischen Platz durchgeführt werden. Ihre Abwesenheit bei solchen glorreichen Manifestationen des Patriotismus würde natürlich als schwere Unhöflichkeit Ihrem Gastland gegenüber ausgelegt werden.«

Zum Teufel mit der Unhöflichkeit, dachte Jim. Und vielleicht könnten Sie etwas weniger ironisch sein, Tomas, bitte?

»Sie werden Henriquez sagen, daß Sie die Absicht haben, sehr lange zu arbeiten, wahrscheinlich bis nach Mitternacht, damit Sie sich mit den Problemen vertraut machen, die Sie in den Akten der Botschaft vorfinden werden. Er wird das als ganz normal empfinden und sich weiter keine Gedanken darüber machen, da er jede Seite in diesen Akten fotokopiert und zu genauer Überprüfung an das Hauptquartier weitergeleitet hat.«

Jim blickte zu Tomas auf, der nachdrücklich nickte und auf die dicht beschriebenen gelben Blätter zeigte. Jim las weiter:

»Sie werden ihm sagen, daß er mit dem Auto nach Hause fahren kann und daß Sie ihn anrufen werden, wenn Sie fertig sind. Lassen Sie sich seine Telefonnummer geben. Denn wenn Sie sie bereits kennen, würde er vielleicht Verdacht schöpfen.«

Jim blickte auf, grinste Tomas beifällig an und vertiefte sich wieder in die Lektüre:

»Wenn er Ihnen anbietet, eine Sekretärin zu holen, lehnen Sie mit der glaubwürdigen Begründung ab, daß Sie die Akten erst nur lesen wollen, ohne etwas zu diktieren. Sie könnten auch die Bemerkung fallen lassen, daß es Ihnen übertrieben vorkomme, ein armes arbeitendes Mädchen noch um diese späte Stunde zu belästigen.

Sobald er fort ist, verlassen Sie das Büro, ohne das Licht abzuschalten. Sie müssen auch die Klimaanlage laufen lassen. Sie ist nämlich alt und daher entsprechend geräuschvoll, und dieser Lärm wird sie daran hindern, Ihre Abwesenheit zu entdecken, denn er übertönt all die kleinen Geräusche, die eine Person normalerweise verursacht. Sie gehen natürlich erst nach einer halben Stunde, in der Sie die Schubladen der Aktenschränke einige Male sehr heftig aufgezogen und wieder zugeschoben haben.«

Mein Gott, dachte Jim, Sie verstehen wirklich etwas davon, Tomas. Na schön, ich muß Ihnen vertrauen, uneingeschränkt. Ich habe keine andere Wahl.

»Sie gehen die Hintertreppe zum Dienstboteneingang hinunter, öffnen Sie die Türe sehr leise. Bleiben Sie stehen, bis sich Ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben. Vergewissern Sie sich, daß Sie niemanden sehen oder hören. Dann gehen Sie sehr schnell zum hinteren Tor in der schmiedeeisernen Umzäunung und machen Sie dabei so wenig Lärm wie möglich. Obwohl das Tor normalerweise versperrt ist, wird es heute Nacht offen sein, weil ich als Majordomo einen Schlüssel dazu besitze. Gehen Sie die Allee entlang bis zur

Straße *Los Mártires Conceptionistas.* Setzen Sie sich auf den Rücksitz des dort parkenden kleinen Autos - eines Volkswagens, weil diese Autos hier in Costa Verde in Lizenz erzeugt werden und daher den größten Anteil an den im Umlauf befindlichen billigen Wagen stellen. Ich werde Sie fahren. Das ist alles. Jetzt verbrennen Sie bitte diese Zettel.«

Jim sah sich im Schlafzimmer um, bis er ein Feuerzeug aus massivem Silber auf einem kleinen Tischchen entdeckte. Er nahm es, ging zum Kamin und verbrannte die Blätter. Die Asche zerteilte er mit dem Schürhaken.

Tomas nickte befriedigt bei dieser Maßnahme, griff dann wieder nach dem Notizblock und schrieb mit fliegendem Kugelschreiber weiter. Jim runzelte die Brauen. Es war ein Fehler, einen Kugelschreiber zu verwenden. Es war merkwürdig, daß ein anscheinend so gut geschulter Agent - oder Konteragent - wie Tomas nicht den fatalen Effekt von Kugelschreibern kannte.

Er nahm die Notiz, die Tomas ihm reichte, entgegen.

»Es ist möglich, daß sie mir ein paar Fragen stellen, wenn ich die Villa verlasse. Es wäre gut, wenn Sie mir etwas anvertrauen könnten, was ich ihnen erzählen kann; etwas Harmloses, oder noch besser, etwas Verwirrendes, das sie aber überprüfen können.«

Jim riß das Blatt ab. Verbrannte es. Beschmierte das darunterliegende Blatt mit Tinte aus seinem Filzstift. Sofort tauchten die Buchstaben, die Tomas auf die vorhergehende Seite geschrieben hatte, leicht gelb auf dem schwarzen Grund auf, weil Tomas' Kugelschreiber, der wie alle Kugelschreiber einen gewissen Druck beim Schreiben erforderte, sie nicht nur in dieses Blatt, sondern auch in die nächsten zwei bis drei eingeprägt hatte. Jim schrieb darunter: »Verwenden Sie nie Kugelschreiber, Tomas.«

Tomas starrte das Blatt entsetzt an. Trug es zum Kamin.

Verbrannte es. Bog den schweren, silbernen, recht hübschen Kugelschreiber zwischen seinen kräftigen Fingern, bis er zerbrach. Wollte ihn ebenfalls ins Feuer werfen. Dann wurde ihm klar, daß der Kugelschreiber weder verbrennen noch schmelzen würde, daß die Überreste Neugierde erregen könnten, und er steckte ihn wieder ein.

Jim schrieb: »Ich werde Ihnen einen Filzstift verschaffen. Bekommt man hier Füllungen?« Tomas nickte.

Jim schrieb weiter: »Dann erzählen Sie ihnen folgendes: Edward Crowley, Präsident von Worldwide Petroleum, hat seinen beträchtlichen Einfluß dafür eingesetzt, daß ich zum Botschafter in Costa Verde ernannt werde. Dies ist eine Tatsache, die ihre Leute in Washington binnen einer Stunde überprüfen können. Oder noch schneller. Falls sie es nicht ohnehin schon wissen. Er tat es, weil er will, daß ich Jenny hier raus und in ein anderes Land schaffe. Ich soll aber so tun, als hätte er mich ernennen lassen, damit ich mich bei der Regierung für noch weitreichendere Zugeständnisse an Worldwide einsetze. Sie müssen keine eigene Meinung dazu haben. Lassen Sie sie ihre eigenen Schlüsse daraus ziehen. Damit sind Sie fein raus.«

Tomas las die Notiz. Verschränkte die Hände über dem Kopf und schüttelte sie wie ein siegreicher Boxer, um seinem Dank Ausdruck zu verleihen. Dann, nachdem er auch dieses Blatt sorgfältig verbrannt hatte, sagte er langsam und deutlich, sichtlich für die versteckten Mikrofone bestimmt:

»Sir, wenn Sie mich nicht mehr brauchen, würde ich gerne nach Hause gehen. Laura - meine Frau, Sir - wird sich nach diesem aufregenden Tag sicherlich Sorgen machen.«

»Natürlich können Sie nach Hause gehen, Tomas. Ich werde Sie erst morgen gegen Mittag benötigen, damit Sie mir den Anzug für das Begräbnis der Menschen zurechtlegen, die stellvertretend für mich gestorben sind. Ich werde nie darüber

hinwegkommen. Ach, diese verdammten Roten. Keine andere politische Philosophie ist so mörderisch grausam!«

Tomas sagte lächelnd:

»Ich bin ganz Ihrer Meinung, Sir. Bis morgen also?«

»Bis morgen, Tomas.«

Jim saß in dem beinahe einschläfernd luxuriösen, mit einer Klimaanlage versehenen schwarzen Cadillac der Botschaft und mußte zugeben, daß Ciudad Villalonga trotz aller Horrorgeschichten, die man sich über die Stadt erzählte, wirklich schön war. Dann wurde ihm klar, daß man das von jeder größeren Stadt in Lateinamerika sagen konnte, wenn der Fahrer die Route nur genügend sorgfältig wählte. Und, dachte er bitter, von den meisten nordamerikanischen Großstädten, wenn man statt schön das Wort hübsch einsetzt. Aber Gettos, Flavellas, Barackensiedlungen - Gestank, Schmutz, Verbrechen, Hunger - sind Konstanten der modernen urbanen Zivilisation. Man findet sie überall: in Harlem; in der South State Street in Chicago; in den Pariser Barackensiedlungen voller portugiesischer Flüchtlinge; in London in Nottinghill Gate; an den Rändern von Rio.

Dann verdrängte er plötzlich diese Gedanken, beugte sich vor und fragte: »Mein Gott, Roberto! Was ist das?«

»Das« war ein großzügig geplantes, modernes Gebäude, das beinahe so aussah, als wäre es dem TWA-Gebäude am Kennedy-Flughafen in New York nachgebaut. Es war natürlich viel kleiner und seine Linienführung wesentlich reizvoller. Irgendwie weiblicher, fand Jim. Man konnte ungehindert hineinsehen, denn mit Ausnahme der tragenden und vorspringenden Teile der Dachkonstruktion bestand es zur Gänze aus Glas. Jim blickte auf seine elektronische Digital-Armbanduhr, deren Ziffern rot aufleuchteten, wenn er auf einen Knopf drückte. Es war nach einundzwanzig Uhr, und dennoch waren alle Räume hell erleuchtet und eine beträchtliche Anzahl

eleganter Damen befand sich in dem Gebäude; anscheinend betrachteten sie andere, noch elegantere Damen, die mit merkwürdig raubtierhaften Bewegungen umhergingen.

»Ach das, Sir!« Roberto - *Teniente Colonel* Roberto Henríquez *de la Seguridad Nacional* -, offiziell Chauffeur der amerikanischen Botschaft, lachte. »Das ist das ›Sieben M‹, unsere eleganteste Boutique.

Sie gehört übrigens einem Landsmann von Ihnen, obwohl Landsmann eigentlich nicht der richtige Ausdruck ist, könnte man sagen.«

»Sie wollen damit sagen, daß das Geri Pyles Laden ist? Halten Sie an, Roberto! Ich muß ihn begrüßen. Er ist ein guter alter Freund von mir aus der Zeit, als ich in Chile stationiert war. Parken Sie irgendwo. Es wird nicht lange dauern.«

Er bemerkte mit grimmiger Genugtuung Robertos Gesichtsausdruck. Er versucht herauszufinden, ob ich ein *Mariquita, Marica* oder *Maricón* bin, dachte er. Gut. Je mehr ich euch Neandertalern zum Nachdenken gebe, desto besser.

Er stieg aus dem Auto und streifte Robertos bewußt ausdrucksloses Gesicht mit einem raschen Blick, als ihm der »Chauffeur« die Türe offenhielt. Er konnte beinahe Henriquez' Gedanken lesen: Ein Problem. Frauen gibt es dutzendweise - aber einen Knaben für diesen Päderasten in den besten Jahren? Das wird schwierig sein. Wir haben inzwischen beinahe alle bekannten Homosexuellen umgebracht. Und die unbekannten sind in den Untergrund getaucht. Wo, um Himmels willen, sollen wir innerhalb so kurzer Zeit einen gutaussehenden Lustknaben auftreiben, der –

Jim betrat das »Sieben M.« In diesem Augenblick wurde ihm die Bedeutung des Namens klar: »Sieben M« für *»Siete Machos«,* die spöttische Bezeichnung, die die *Latinos* schon seit langem für Geri verwendeten, aus dem einfachen Grund, weil er nicht einmal ein Mann war, geschweige denn für sieben gelten

konnte.

Jim war der einzige Mann in dem Gebäude. Geris *distinguidísimas e ilustrisimas dientas* drehten sich gleichzeitig um und starrten die kleine, adrette Gestalt an, die da plötzlich zwischen ihnen aufgetaucht war. Daraufhin eilte Geri herbei - aber Jim blieb dennoch der einzige Mann am Ort. Geri trug malvenfarbene Hosen, die eng wie eine zweite Haut anlagen und Jim den Gedanken nahelegten, sie wären einer ganz bestimmten Betonung wegen entworfen. Ferner trug Geri ein loses, blusenartiges Hemd, dessen Ausschnitt bis zum deutlich sichtbaren Nabel reichte. Eine enorme Kette aus schwerem Gold hing um seinen Hals bis auf den flachen Bauch hinunter und endete in einem massiv goldenen Basrelief des scheußlichsten der alten tluscolanischen Götter. Sein blondes, naturgelocktes Haar war zu einer authentischen Afrofrisur toupiert. Die Wirkung dieses Ballons von blondem Haar über Geris weißem, angelsächsischem, protestantischem, sogar aristokratischem, hübschem Gesicht war unendlich komisch - oder traurig. Wie Jim feststellen konnte, hatte Geri ein unwahrscheinlich diskretes Make-up aufgelegt. Sein Lippenstift war durchscheinend, blaßrosa, mit nur einer leichten Andeutung von Silber darin.

Während er auf Jim zuging, runzelte er die Stirne, bis er nahe genug war, um den Besucher trotz seiner leichten Kurzsichtigkeit zu erkennen. Dann stieß er einen entzückten Schrei aus, der, wie spanisch sprechende Anwesende es ausgedrückt hätten, eine schwere Gefahr für die physikalische Integrität des Fensterglases darstellte.

»Du meine Güte, Jiimii«, kreischte er. »Bist du es wirklich? Was für eine Freude!« Und dann warf er sich ihm zärtlich an den Hals.

»Ich freue mich auch, dich wiederzusehen, Geri«, lachte Jim, »aber laß mich wieder los, ja? Du zerstörst alle meine Chancen bei den wunderbaren Damen, die du hier hast!«

»Hmmm!« schnaubte Geri. »Fisch!«

Jim hatte schon vor langer Zeit gelernt, daß dies die ärgste Beleidigung ist, die Homosexuelle für alles Weibliche haben. Sie behaupten, daß Frauen, oder zumindest die weiblichen Sexualorgane, nach Fisch - Fiiisch ausgesprochen - riechen.

»Ich mag Fisch, Geri, mein Junge«, erklärte Jim feierlich, »ich gedeihe an der See. Dieses Aroma sollte in Flaschen abgefüllt, destilliert, in Spraydosen gefüllt werden. So daß ich die ganze verdammte Botschaft damit parfümieren kann.«

Geri legte beide Hände auf die gebräunten Wangen.

»Natürlich«, keuchte er. »Du bist der neue Botschafter. Der, den sie -«

»Umbringen wollten«, stellte Jim grimmig fest. »Hör zu, Geri, ich -«

Aber Geri Pyle war wie ein Ballettänzer davongewirbelt. Es war eine der graziösesten Pirouetten, die Jim je gesehen hatte, so vollkommen ausgeführt, daß sie wie die *media veronica* eines Stierkämpfers wirkte.

»Meine Damen!« rief Geri und seine Stimme sank um volle zwei Oktaven zu einem Bariton, der, wenn er es zugelassen hätte, seine natürliche Stimmlage gewesen wäre. »Uns widerfährt heute abend eine außergewöhnliche Ehre! Gestatten Sie mir, Ihnen Seine Exzellenz, den berühmten Don James Rush, den neuen Botschafter meiner Heimat in Ihrem Land, vorzustellen.«

Natürlich sagte er all das auf spanisch. Jim war nicht überrascht darüber, daß sein Spanisch wirklich gut klang. Von den vornehmsten und berühmtesten Damen der Oberen Zehntausend von Costa Verde kam leises, anschwellendes Gemurmel, an dem sich auch Geris Mannequins beteiligten.

Dann gingen zwei der kühneren oder selbstbewußteren Damen auf Jim zu, um ihn - oder eigentlich Seine Exzellenz,

den Botschafter - persönlich zu begrüßen, und die anderen schlossen sich ihnen sofort an und bildeten so ein improvisiertes Empfangsspalier. Es waren alle Altersstufen zwischen Zwanzig und Ende Sechzig vertreten, aber eines stand fest: Wenn auch die Nachbarn Costa Verdes Witze darüber rissen, daß seine Einwohner sich nicht von den Affen unterschieden - zumindest hier, in Geris Boutique, und zumindest an diesem Abend, gab es keine durchschnittlich aussehende Frau und schon gar keine häßliche; die meisten waren schön, wunderschön.

Die erste, die sich an ihn wandte, murmelte etwas wie:

»Es mir leid tun, daß ich nicht gut sprechen kann Ihre Sprache, aber -«

Worauf Jim mühelos antwortete:

»*Eso carece de importancia, Señora; creo que puedo defenderme – por lo menos, un poquitin - en lo suyo ...«*

Ein höflich bescheidener Satz, der ungefähr bedeutete: »Das spielt keine Rolle, Madam, ich glaube, ich kann mich zumindest ein wenig in der Ihren verständlich machen...« Und das Gemurmel schwoll zu einem Schnurren wirklich anerkennenden Beifalls an; ein merkwürdig katzenartiges Geräusch, dem ähnlich, das hochgezüchtete Perser-, Siam- und Angorakatzen von sich geben, wenn diese herrschsüchtigen, verwöhnten, selbstsüchtigen Wesen gebührend gefüttert und liebkost werden.

Aber erst die vierte von ihnen, eine wirklich beeindruckende *Gran Dama* von etwa fünfundsechzig Jahren, hatte den Mut - und das Alter, wie Jim erkannte -, die fatale Frage zu stellen, deren Beantwortung sie alle mit brennender Ungeduld erwarteten.

»Und - Ihre Gattin, die Botschafterin? Werden wir bald das Vergnügen und den Vorzug haben, sie kennenzulernen, Eure Exzellenz?«

»Leider nicht, *mi Señora«,* antwortete Jim ruhig, »denn zu diesem Zweck müßten Sie eine Reise unternehmen - wie ich

hoffe, in den Himmel -, da meine geliebte und auf ewig beweinte Frau vor fünf Jahren gestorben ist.«

Diese Formulierung war klassisches, sogar literarisches Spanisch. Das er ganz bewußt anwendete. Er hoffte, daß zumindest einige von ihnen das *»mi querida y eternamente llorada esposa«* als Beweis für immerwährende, romantische, unstillbare Trauer auffassen würden. Aber in Costa Verde machte ihm die zeitgenössische Geschichte einen Strich durch die Rechnung. Bei seiner Antwort sahen ihn alle, sogar die Mannequins, »mit verdammt hungrigen Augen« an, wie er bitter feststellte.

Alle diese gut gekleideten, gepflegten, tadellos frisierten, duftenden Frauen, von einer Schönheit, die weit über dem Durchschnitt jeder europäischen oder amerikanischen Hauptstadt lag, umringten ihn mit dem sanften Gurren von Tauben und den klassischen Sätzen »Ich nehme an Ihrem Kummer teil«, »Gestatten Sie mir, Ihnen mein innigstes Beileid auszusprechen«, und so weiter, und Jim wußte, daß er jetzt im Mittelpunkt des Interesses stand. Jede ältere Frau im Raum ging im Geist eine Liste von Töchtern, Nichten oder sogar Enkelinnen durch; jüngere verheiratete Frauen dachten an ihre unverheirateten Schwestern und Freundinnen; und die wenigen ledigen Mädchen unter ihnen sowie die erstaunlich vielen Witwen - das heißt, nur erstaunlich in andern Ländern, nicht in Costa Verde - kontrollierten in diesem entscheidenden Augenblick plötzlich ihr Make-up, ihre Kleidung und ihre äußere Erscheinung.

Und im gleichen entscheidenden Augenblick hätte Jim Rush Geri Pyle ohne jegliche Gewissensbisse erwürgen können. Aber nach kurzer Überlegung gelangte er zu der Erkenntnis, daß er ungerecht war. Schließlich konnte er die Tatsache, Witwer zu sein, unmöglich geheimhalten. Geri war außerdem auch nicht für die Zustände in Costa Verde verantwortlich. Nur war dank dieser Zustände jeder männliche Ausländer mit einem gültigen

Paß, der es ihm ermöglichte, Costa Verde wieder zu verlassen und auf Grund der costaverdianischen Gesetze seine Frau mitzunehmen, ein Gewinn, ein Fang oder, wie es die Damen von Costa Verde formuliert hätten, eine unschätzbare Partie.

Und deshalb fühlte sich Jim Rush äußerst unbehaglich, und dies in einer Situation, in der jeder andere weniger rücksichtsvolle und weniger empfindsame Mann Dankgebete für seine glückliche Position zum Himmel gesendet hätte. In diesem Augenblick wurde ihm mit brutaler Deutlichkeit bewußt, warum moderne Frauen sich so heftig dagegen wehren, ausschließlich als »Sexualobjekte« betrachtet zu werden. Obwohl das Eigenschaftswort »sexual« in seinem Fall, wie er traurig erkannte, eine Aufwertung seiner Person bedeutet hätte. Denn er war ganz sicher, daß keine einzige der schlanken, dunklen, extravaganten Costaverdianerinnen eine Stunde später irgendein Detail seiner äußeren Erscheinung hätte beschreiben können, sei es sein Gesicht, seinen Körperbau, sein Benehmen oder seine Stimme. Natürlich würden sie alle sagen »Er spricht sehr gut spanisch«. Bei einem Gringo, auch bei einem Gringo-Botschafter, war das etwas, das sich einprägt.

Aber darüber hinaus nichts. Er war das Objekt. Ein ökonomisches Objekt, das der glücklichen Siegerin der Konkurrenz die Annehmlichkeiten und den Luxus garantierte, an die sie von Geburt an gewöhnt war. Ein soziologisch-politisches Objekt, das ihr Schutz bot. Ein ausländisches Objekt, das sie aus dem grünen Konzentrationslager herausholte, in das sich ihre Heimat verwandelt hatte. Das sie irgendwohin entführte. Ganz gleich wohin. Wo sie leben, armen konnte, statt nur - unabhängig von der sozialen Klasse, der sie angehörte - in unmittelbarer Nähe des Terrors zu vegetieren, gerade außerhalb der Hörweite der Schreie der Gefolterten.

Jim überlegte sich das alles, während er Kopf und Herz wappnete. Was natürlich irgendwie ungerecht war, denn nüchtern betrachtet ist eine Vernunftehe, die die Frau mit der

festen Absicht eingeht, alle ihre Pflichten als Ehefrau voll zu erfüllen, absolut nichts Unehrenhaftes. Und dann fiel ihm eine Möglichkeit für einen eleganten Rückzug ein.

Er wendete sich an Geri: »Geri, würdest du mir eine Liste mit den Namen und Adressen aller heute hier anwesenden Damen senden?

In die Botschaft? Ich möchte sie und ihre Ehemänner - oder Begleiter - bald zu einer Soirée einladen.«

»Natürlich, Jiimii! Oh! Ich meine, Herr Botschafter«, gluckste Geri. »Du kannst dich auf mich verlassen, ich tue alles für dich.«

Jim bemerkte plötzlich, daß einige Gesichter einen Ausdruck von Enttäuschung annahmen, und er wußte auch, warum. In Costa Verde hatten zahlreiche Frauen, die in jedem anderen Land ständig von mehreren Verehrern gleichzeitig belagert worden wären, keine männliche Begleitung. Denn die Rechtsradikalen unter García und die Linksradikalen unter dem Kommando einer Schar von unbedeutenderen Führern waren im Begriff, gemeinsam Völkermord zu begehen. Wenn sie ihr Ziel in dieser Generation noch nicht erreichten, so sicherlich in der nächsten. Durch den unaufhörlichen, unbarmherzig geführten Bürgerkrieg - denn um einen solchen handelte es sich, auch wenn er nur als Guerillatätigkeit deklariert wurde - kam die Mehrheit der jungen Männer ums Leben, und es blieben viel zu wenige Väter für die Babys übrig, die diese herrlichen Geschöpfe schon längst wiegen sollten... Zu wenige? Praktisch überhaupt keine.

Jim grinste spöttisch und dachte:

Springen wir noch einmal in die Bresche, liebe Freunde. Noch einmal! Aber welche lieben Freunde? Wer ist denn noch da, der etwas dagegen unternehmen kann? Sicherlich nicht der alte *Siete Machos.* Also bleibe nur ich übrig. Mädchen, euer ergebener Diener ist absolut bereit, dieser Angelegenheit seine volle

Aufmerksamkeit zu schenken, aber er muß euch gleich zu Beginn warnen, daß er als Liebhaber nicht viel taugt. Und süße junge Dinger in der Horizontalen zu enttäuschen, ist nicht nur eine Schande, sondern geradezu ein Verbrechen.

Er wendete sich wieder Geri zu und flüsterte auf englisch:

»Geri, wenn ich fort bin, sag ihnen, daß sie keine Begleitung brauchen. Ich kenne Costa Verde. Viele ihrer Freunde sind tot oder im Gefängnis, nehme ich an.«

»Oder in den Sierras, Jimmy.«

»Ja. Ich habe erfahren, daß sogar ein Teil der Oberen Zehntausend seit neuestem mit den Linken sympathisiert. Hör mal, Geri, ich muß weiter. Aber ich habe noch eine Bitte: Wann kannst du eine kleine Modenschau für mich veranstalten? Mit all deinen Mannequins in Badeanzügen?«

Geri zog eine Augenbraue spöttisch hoch.

»Für wen, wenn ich fragen darf, kaufst du Badeanzüge, lieber Junge?«

»Für niemanden. Ich möchte nur die reizenden Figuren deiner Mannequins so genau wie möglich sehen. Ich soll für eine Freundin vier von deinen Spezialmodellen - ich glaube, du nennst sie die Anden-Linie - kaufen. Und sie ist sehr klein. Und auch sehr schlank. Deshalb muß ich sehen, welches deiner Mannequins ihr im Körperbau am ähnlichsten ist, so daß wir die von mir ausgewählten Kleider ausprobieren können.«

»Morgen vormittag. Gegen elf, ja? Und wenn du willst, laß ich sie mit nacktem Hintern aufmarschieren, mein Süßer. Die kleinen Biester wären davon begeistert. Sie sind ja sowieso Huren. Verdienen mehr Geld, indem sie sich für García's Offiziere auf den Rücken legen, als durch ihre Arbeit bei mir.«

»Warum tun sie es dann? Ich meine, warum arbeiten sie dann noch für dich?«

»Verleiht ihnen eine Aura der Ehrbarkeit. Natürlich kann ich

nicht beweisen, daß sie auf den Strich gehen. Sie schwören bei allen von ihnen bevorzugten Statuen der Madonna, daß sie es nicht tun. Aber wenn du sie sehen willst, mit Warzen, Leberflecken, Muttermalen, *jusqu'au poil,* wie sie mit Busen und Hintern wackeln, um dir einzuheizen, kann ich -«

»Nein, danke. Bikinis genügen. Danach kann ich sie gut genug beurteilen. Also bis morgen vormittag, Geri.«

»Warte, Jimmy! Diese besondere Freundin, für die du meine Anden-Modelle kaufst, willst du sie für immer behalten?«

»Kann ich nicht. Sie ist die Frau meines besten Freundes!«

»Aber Jiiimiii! Du böser, böser Junge!« gurrte Geri.

»Ach, hör schon auf, Geri. Ihr ergebener Diener, meine Damen«, grüßte Jim und verschwand.

Tomas' Schlachtplan, wie Jim die Botschaft unbeobachtet verlassen und den Geheimdienst abhängen konnte, funktionierte bis auf eine Kleinigkeit. Das Unangenehme daran war, daß sich im Kampf gegen die *Seguridad Nacional* von Costa Verde auch die kleinste Kleinigkeit zu einer größeren Katastrophe auswachsen konnte. Was auch beinahe der Fall war.

Jim befolgte alle Anweisungen buchstabengetreu. Er ließ das Licht brennen und die Klimaanlage laufen. Ging die Hintertreppe hinunter, öffnete die Türe beim Personaleingang. Trat in den dunklen Garten. Hielt den Atem an. Schloß die Augen und zählte bis zehn, bis zwanzig, bis fünfzig. Dann konnte er endlich seine Umgebung ausnehmen.

Er schlich sich zum hinteren Tor. Stieß es auf. Es drehte sich mit einem Quietschen in den rostigen Angeln, das in der Stille genauso deutlich zu vernehmen war wie eine Artilleriesalve. Jim blieb reglos stehen. Er war sicher, daß man das Klopfen seines Herzens bis in die Straße *Los Mártires Conceptionistas,* bis zur *Plaza de la Liberación,* bis zum Vulkan, bis ins Gebirge hören

konnte.

Er fragte sich, ob er das verfluchte Tor offenstehen lassen oder es wieder schließen sollte. Warum, in Dreiteufelsnamen, hatte Tomas nicht daran gedacht, diese verdammten Angeln zu ölen? Er mußte das Tor wieder schließen. Denn wenn ein Polizist vorbeikam und es offen - fand Jim schloß das Tor. Es knarrte lauter als die Höllenpforte. Der Knall, mit dem es ins Schloß fiel, war über die Bucht bis in den Dschungel zu hören. Dann setzte er sich in Bewegung.

Und sah den Schein der beiden wie Glühwürmchen tanzenden Taschenlampen, die die Allee entlangkamen und im Vorübergehen jedes Haustor, jede Garageneinfahrt, jeden Dienstboteneingang ausleuchteten.

Er blieb wie angewurzelt stehen. Dann entdeckte er die Mülleimer der Botschaft. Sie reichten ihm bis zu den Schultern. Und es waren drei oder vier. Er duckte sich hinter sie. Hielt den Atem an. Am schwersten war das Bewußtsein zu ertragen, daß er sich, falls es sich um Polizisten handelte - was wahrscheinlich der Fall war -, überhaupt nicht in Gefahr befand, daß er aber als Botschafter unmöglich geworden wäre. Erledigt. Aus. Denn er tat etwas, was sich kein Mann in einer offiziellen Stellung in Lateinamerika leisten kann. Er machte sich lächerlich. Die Geschichte, daß Seine Exzellenz, der ehrenwerte Botschafter des mächtigsten Landes der Welt, sich hinter Abfalleimern versteckt hatte, war viel zu komisch, als daß sie auch der disziplinierteste Polizist nicht mit Vergnügen in der ganzen Stadt herumerzählt hätte. Und die Geschichte würde immer weiterkolportiert werden, bis es schließlich vollkommen unerheblich wurde, ob das Außenministerium glaubte, daß er zu einem hübschen Jungen oder zur dicken, pechschwarzen Frau des Botschafters von Uganda unterwegs gewesen oder vielleicht sogar wirklich unschuldig war. Um die Würde seines Landes zu wahren, mußte er abgezogen und in tiefster Ungnade in sein Land zurückgerufen werden.

Die Taschenlampen kamen näher. Tatsächlich, Polizisten. Zwei. Eines der mit Recht berühmten *Parejas* - Paare - von Ciudad Villalonga. Sicherlich auf einem Routinekontrollgang. Oder nein - keine gewöhnliche Streife. Henriquez hatte zweifellos das Hauptquartier angerufen und vorgeschlagen, sie sollten die Wache verdoppeln, weil der neue Botschafter heute abend länger im Büro arbeiten wollte.

Natürlich. Sicherlich. Und sie würden die ganze Nacht über um die Botschaft herummarschieren, bis das verdammte Licht in seinem Büro erlosch. Sie kamen an ihm vorbei, leuchteten alles ab. Auch die Mülltonnen. Gingen in ihren Lederstiefeln weiter, mit festen, schweren Schritten. Er atmete auf. Sie hatten ihn nicht bemerkt. Und jetzt mußte er genau den richtigen Augenblick berechnen. Warten, bis sie die Allee verlassen hatten. Während sie über die *Plaza de la Liberación* vor der Botschaft gingen, mußte er lossausen und in das Auto steigen.

Er wartete ruhig, bis sie das Ende der Allee erreicht hatten und um die Ecke außer Sicht verschwanden. Dann lief er die Allee zur *Calle de los Mártires Conceptionistas* hinunter.

Nur wartete dort kein Volkswagen. Es war weit und breit überhaupt kein Auto zu sehen.

Er stand dort und fluchte auf spanisch, die Sprache, in der man das am besten tun kann. Er beschäftigte sich mit der sexuellen Moral von Tomas' weiblichen Vorfahren und konnte nur das Schlechteste über sie aussagen; befaßte sich mit der Potenz der Männer und sprach sie ihnen vollkommen ab. Er holte gerade Luft, als der Volkswagen geräuschlos vorfuhr; er kam aus der falschen Richtung. Jim riß die rechte Türe auf, fiel auf den Rücksitz. Tomas brachte den Motor auf Touren, bis er wie eine verrückt gewordene Nähmaschine brummte.

»Dieses Paar«, stellte er sichtlich befriedigt fest, während sie durch die leeren Straßen rasten, »hat das Kennzeichen notiert. Ich habe gesehen, wie sie sich die Nummer aufgeschrieben

haben, als ich losfuhr. Ich wagte nicht, dort zu warten, bis Sie kamen, Sir.«

»Sie scheinen sehr glücklich darüber, Tomas. Was ist denn so großartig daran, daß sie das Kennzeichen dieses Klapperkastens notiert haben?«

»Er ist gestohlen. Gehört der Geliebten des Justizministers. Und wird wieder in der Garage stehen, bevor sie morgen aufwacht und überhaupt feststellen kann, daß er nicht da ist. Das kleine Biest wird es schwer haben, dafür Erklärungen zu finden.«

»Die arme Kleine. Tomas - wegen Ihres elektronischen Sachverständigen -«

»Das wird schwierig werden, Sir. Ich schlage vor, wir verlassen uns auf unser Gefühl. Gehen vorsichtig vor. Vielleicht finden wir etwas, was uns ein überzeugendes Argument liefert.«

Aber auch hierin irrte Tomas. Nicht wesentlich, aber er hatte doch danebengeraten. Denn überraschenderweise erwies es sich als gar nicht so schwierig, den Elektronikfachmann der FCCV - *Partido Comunista Costa Verdense* - für die Zwecke Jim Rushs einzuspannen. Genosse Carlos Suarez Calvo schien durchaus bereit, auf vernünftige Argumente einzugehen. Tomas begriff das sofort, einfach deshalb, weil Suarez sie in seiner einsam gelegenen kleinen Villa beinahe höflich begrüßte.

Er war klein, schnell und graziös wie eine Katze. Sein Gesicht war so typisch für einen Mann aus Costa Verde mit spanischem und tluscolanischem Blut, daß es schwierig gewesen wäre, ihn bei einer polizeilichen Gegenüberstellung zu erkennen. Dieses Mimikry hatte ihn in die Lage versetzt - wie Tomas wußte -, in der Vergangenheit etliche gefährliche Unternehmungen zu starten und sie auch erfolgreich zu Ende zu führen.

Suarez sagte ruhig: »Ich bin Kommunist, Herr Botschafter. Warum sollte ich dem Vertreter einer dekadenten, bourgeoisen, angeblichen Demokratie helfen, einem geschworenen Feind

aller freiheitlichen Ideen, für die ich eintrete?«

Jim konterte prompt.

»Ich bin Kapitalist, Mr. Suarez. Warum sollte ich die Hilfe des Agenten eines heuchlerischen, tyrannischen Gewaltregimes in Anspruch nehmen, das die letzten Aspekte menschlicher Freiheit in jedem Land beseitigt, in dem es an die Macht gelangt?«

Carlos Suarez lachte.

»Ein würdiger Gegner. Ich will darauf eingehen, Herr Botschafter: warum tun Sie es?«

»Aus dem gleichen Grund, aus dem Sie bereit sein sollten, mit mir zusammenzuarbeiten: um einen gemeinsamen Feind zu vernichten, der für uns beide im Augenblick gefährlicher ist als wir füreinander. Wir können damit fortfahren, einander die Kehlen durchzuschneiden, sobald wir mit García fertig sind.«

»Aber schätzt denn Ihre Regierung General García nicht, obwohl sie für gewöhnlich auf der Seite aller Unterdrücker des Volkes steht?«

»Eine naive Frage, Genosse Suarez. Sie waren Dutzende von Malen in meinem Land. Sie kaufen einen Großteil Ihrer elektronischen Konterspionageausrüstung in Carl Lintz' Elektronikfachgeschäft auf der 14. Straße, in der Nähe der Achten Avenue.«

Tomas und Suarez starrten zuerst Jim und dann einander an. Sie wußten beide, daß Tomas Martinez diese Tatsache bis jetzt nicht gekannt hatte. Und beide revidierten ihre Ansicht über Jim Rush. Schätzten jetzt den Anfänger in dem seltsamen Metier, das sie beide ausübten, höher ein. »Sprechen Sie bitte weiter, Herr Botschafter«, sagte Suarez.

Jim registrierte, daß der Techniker keinen Versuch unternahm, die Richtigkeit der Information zu bestreiten. Da er Profi war, gab er sie weder zu, noch leugnete er sie ab. Er ließ

die Behauptung nur unwidersprochen, was an sich schon einer Bestätigung gleichkam.

»Deshalb«, fuhr Jim fort, »müßten Sie wissen, daß wir politisch kein Monolith sind. Wir sind eine Demokratie. Eine echte, wenn auch einmal unvollkommene Demokratie. Wir verfügen nicht über Straflager für politische Dissidenten, auch nicht über Irrenanstalten für diejenigen, die verrückt genug sind, eine eigene Meinung zu vertreten. Wir verfügen über eine Presse von solcher Freiheit, daß sie imstande ist, einen Krieg zu beenden, einen Präsidenten zu stürzen, unsere geschulten Paranoiker zu einem gewissen Maß an Vorsicht zu zwingen, sich sogar gegen die Korruption auf höchster Ebene zu wenden.«

»Sie meinen damit, daß die Presse in der Lage ist, ihre Zeit und die ihrer Leser an so welterschütternde Geschichten zu verschwenden, wie zum Beispiel die übergroße Anhänglichkeit der Kongreßabgeordneten an ihre Sekretärinnen?«

»Auch an so nebensächliche Angelegenheiten. Deshalb sollten sogar Sie es für möglich halten, daß ein Mann Botschafter werden kann, obwohl er einige unpopuläre Ansichten vertritt, wie zum Beispiel die Vorteile einer Politik vernünftiger Kooperation mit der Linken, Genosse Suarez. Ich glaube nicht daran, daß alle Marxisten mit Hörnern, Hufen, Fledermausflügeln, Mistgabeln und Schwänzen versehen sind.«

»Hörner könnten zutreffen«, scherzte Suarez. »Weil wir so oft Nachtarbeit leisten müssen, um euch verteufelte Kapitalisten in Zaum zu halten. Aber das, was Sie sagen, interessiert mich, Herr Botschafter. Ist vielleicht Ihre Einstellung der Grund dafür, daß es so lange gedauert hat, bis Sie den Rang eines Botschafters erreicht haben?«

Jim dachte darüber nach. »Ich weiß es nicht, aber es könnte sein.«

»Gut. Ich habe so etwas läuten gehört. O.K. Mein Honorar

beträgt fünftausend Dollar, in Ihrer Währung, für beide Häuser. Im voraus.«

»Nehmen Sie einen persönlichen Scheck von mir an?«

»Gerne. Ich werde ihn das nächste Mal, wenn ich nach New York fahre, dort einlösen und dafür einkaufen. Wann soll ich beginnen?«

»Heute nacht.«

Suarez zuckte mit keiner Wimper.

»Können Sie mir Schlüssel überlassen?«

Jim zögerte; dann sagte er: »Natürlich!« Er nahm von seinem Bund zwei Schlüssel ab, bemerkte aber dann, daß er da vor einem Problem stand.

»Tomas«, fragte er, »haben Sie Ihre Schlüssel bei sich? Sonst kann ich nicht wieder hinein.«

»Machen Sie sich deshalb keine Sorgen, Sir«, beruhigte ihn Suarez. »Ich fertige Duplikate an und gebe Ihnen Ihre wieder zurück. Jetzt. Binnen fünf Minuten.«

Er bemerkte Jims Gesichtsausdruck und fügte ruhig hinzu:

»Sie können die Schlösser nachher immer noch auswechseln lassen.«

»Ich glaube nicht, daß das nötig sein wird. Ich habe nicht den Eindruck, daß Sie dumm sind. Aber etwas anderes, Genosse: Seit der ausgezeichneten Zielübung eines Ihrer Freunde heute morgen auf dem Bahía-Linda-Flugplatz wimmelt es in der Botschaft und in meiner Villa von Polizisten. Ich hatte sogar selbst große Schwierigkeiten, die Botschaft ungesehen zu verlassen.«

Suarez lächelte.

»In beiden Häusern wird das Licht ausgehen. Irgendwer wird die Sicherungen überprüfen, sie werden in Ordnung sein, er wird das Elektrizitätswerk anrufen. Ein Lastwagen mit einem Reparaturteam wird vorfahren. Ich werde mich unter den

Installateuren befinden. Die übrigens meine Freunde sind. Unsere Dokumente werden echt sein. Ich arbeite nämlich wirklich für das Elektrizitätswerk. Und jeder Mann der Nachtschicht ist ein Freund von mir. Wenn Sie mir jetzt diesen Scheck ausstellen wollen, mache ich mich sofort auf den Weg. Solche Angelegenheiten brauchen eine gewisse Zeit.«

Tomas hielt den Volkswagen vor einer Villa im *Puerto de Oro*-Bezirk an. Es war genau die Art Villa, die man in einem Bezirk erwartet, der die »Goldene Türe« heißt. Luxuriös. Unauffällig luxuriös. Ein Haus, das nur von einer alteingesessenen, reichen Familie erbaut sein konnte, die über Geld und Geschmack verfügte.

»Das«, informierte Tomas Jim, »war das Haus der Miraflores. Sie waren seinerzeit die reichste Familie von Costa Verde. Bis Moskau Ernesto ›Rubles‹ Ramirez aus Kuba hierherschickte, um den inzwischen an die Macht gelangten Roten als Berater zu dienen. Dann wurden sie alle erschossen. Einschließlich -«

»Carmencita Miraflores, die eine Freundin von Alicia Villalonga de Reynolds war, der Frau unseres gemeinsamen Freundes Peter. Ich kenne die Geschichte der Revolution von 1963, samt Ihrer Rolle darin. Warten Sie unten an der Straße auf mich. Dort, im Schatten der Bäume, wo die Straßenbeleuchtung nicht auf den Wagen fallen kann.«

»Glauben Sie nicht, daß es besser wäre, wenn ich Sie begleite, Sir? Diesen Tieren dort drin kann man nicht trauen.«

»Nein. Ich werde es schon schaffen. Ich glaube nicht, daß sie es wagen werden, mir - oder besser dem amerikanischen Botschafter etwas anzutun.«

Diese Feststellung enthielt einige sachliche Irrtümer oder zumindest Mißverständnisse, die jedoch zu dieser Zeit weder Tomas noch Jim klar waren. Niemandem in diesem Haus war bewußt, wer oder was ein Botschafter irgendeines Landes war.

Seine Einwohner bewegten sich am Rand der Gesellschaft, und man stellte einfach zu hohe Ansprüche an ihre Intelligenz, wenn man erwartete, daß sie einen Besucher anders als auf Grund seiner körperlichen Kräfte oder seiner Bewaffnung einschätzten. Und außerdem hatte nur Jenny Crowley Jim Rush jemals persönlich kennengelernt. Überdies wußte auch sie nicht, daß er zum Botschafter in Costa Verde ernannt worden war. In diesem Stadium ihrer Existenz wußte sie überhaupt nicht sehr viel. Wäre die ganze Welt außerhalb der Mauern der Villa Miraflores plötzlich zugrunde gegangen, hätte Jenny es nur dadurch gemerkt, daß ihre Heroinquellen versiegten. Erst die Symptome der Entziehung - Schweißausbrüche, Zittern, wilde Verzweiflung, Übelkeit und ein Dutzend weiterer unangenehmer Auswirkungen des Zustands, den Süchtige »Cold Turkey« nennen - hätten sie veranlaßt, über die Mauern hinauszusehen.

Natürlich nicht, um festzustellen, was mit der Welt geschehen war, sondern nur in einer hoffnungslosen, sinnlosen Gier nach dem Gift; nach genügend pulverisierter Freude, die sie sich in die fürchterlich vernarbten, verhärteten Venen schießen konnte. Nur das bedeutete für sie die Lösung aller Probleme, denen das Fleisch unterworfen ist, war ein vollkommener Ersatz für etwas, dem sie sich nicht mehr stellen konnte, auch nicht einen Augenblick lang: ihrem Leben.

Jim ging zur Eingangstüre und läutete. Ein Dienstmädchen öffnete. Die Armee von Leibwächtern, die Ed Crowley bezahlte, um seine geliebte Tochter zu beschützen, war im Augenblick nicht anwesend. Das war Jim Rushs Glück, oder vielleicht auch sein Unglück, wer kann das schon in dieser vollkommen verrückten Welt entscheiden? Sie war nicht da, weil Joe Harper - oder Don José, wie ihn die Bande von ihm selbst angeworbenen, ungebildeten, betrunkenen, verlausten Abschaums nannte - sie weggeschickt hatte. Er tat das jetzt ziemlich oft. Wenn er genug von den Burschen hatte. Oder wenn er seine Ruhe haben wollte, um eine neue Variante des

Grundthemas Sex mit der armen Jenny auszuprobieren. Denn dieses Grundthema wird immer mit der Zeit langweilig, wenn es nur den beschränkten Anwendungsbereich der primären männlichen und weiblichen Geschlechtsmerkmale umfaßt.

Joe hatte sich selbst eingeredet, daß keinerlei Gefahr einer Entführung durch die Roten oder durch irgendeine andere Gruppe drohte. In erster Linie war die Tatsache von Jims Anwesenheit in Costa Verde mit Hilfe und dank der eifrigen Unterstützung durch die Geheimpolizei nicht allgemein publik geworden. Außerdem war Joes Verachtung für Jenny so groß, daß er zutiefst davon überzeugt war, daß jeder, der diese »blöde Hure« entdeckte, wie er sie in besonders zärtlichen Momenten nannte, und sie entführte, sie nach spätestens zwei Stunden freiwillig wieder zurückbringen würde.

Das alles wußte Jim Rush natürlich nicht, als er dem Dienstmädchen gegenüberstand.

»Señor?« fragte das Dienstmädchen.

»Miß Crowley. Miß Jenny Crowley. Sie ist zu Hause, nicht wahr?«

»Ja also, Sir -« zögerte das Mädchen.

Aber Jim hatte zu lange in Lateinamerika gelebt und gearbeitet, um nicht zu wissen, wie man mit Dienstmädchen umgehen muß.

»Lassen Sie mich hinein«, fuhr er sie an. »Gehen Sie zu Ihrer Herrin und sagen Sie ihr, daß Mr. James Rush hier ist. Und zwar sofort! Haben Sie mich verstanden?«

»Ja, Sir«, jammerte sie und floh.

Jim trat durch die Türe, die das Mädchen offenstehen gelassen hatte, in die großartige Halle. In den Salon. Beide sahen aus, als hätte eine Herde Schweine in ihnen gehaust. Staub und Schmutz bedeckten alles. Die Polsterung der teuren antiken Sofas und Stühle war mit Messern zerschnitten, mit Wein-, Schuhcreme-

und Schmutzflecken bedeckt. Manchmal schienen es Blutspuren, manchmal Exkremente zu sein.

Dann kam Jenny ins Zimmer gelaufen. Zu seiner Erleichterung stellte Jim fest, daß sie Höschen anhatte. Allerdings waren diese Höschen, wie er mit Unbehagen bemerkte, seit längerer Zeit nicht gewaschen worden. Und seine Nase sagte ihm, daß das auch auf die ganze liebe Jenny zutraf. Aber da hatte sie sich schon wie eine Wilde auf ihn gestürzt, weinte wie ein geprügeltes Kind und küßte ihn überallhin, wo sie ihn erreichen konnte.

»Ach, Onkel Chub«, schluchzte sie. »Ach du mein Lieber, Alter. Ich bin ja so froh. So froh.«

»Du solltest dich aber nicht so aufführen, Jenny«, sagte er bekümmert.

»Ich weiß. Ich habe mich nicht unter Kontrolle, Onkel Chub. Ich ich brauche einen Fix. Und dieses Schwein gibt mir keinen, wenn ich nicht -«

»Jenny«, sagte er streng.

Sie schob ihn von sich und betrachtete ihn.

»Laß mich dich ansehen, Onkel Chub. O Gott, bist du schön! Du bist schlank und jung und sexy. O ja, Grace hat recht gehabt. Ich liebe dich. Auch auf die Art, nur -«

Er sah sie schmerzerfüllt an. Sie war nicht nur dünn, sie wirkte ausgezehrt. Ihre Brüste hatten die Größe kleiner Orangen. Eine war blau, um die Brustwarze herum verletzt. Wo irgendein Schweinehund sie gebissen hat, dachte er. Er betrachtete ihren linken Arm. Die Beuge des Ellbogens war mit Nadelstichen übersät. So viele, daß er sie nicht zählen konnte. Eine tote Vene schien schwarzblau durch das schmutzige Weiß der Haut.

Er sagte: »Zieh dir etwas an, Jenny. Ich bringe dich von hier weg. In ein Spital, in dem du deine Sucht loswerden kannst. In dem -«

Sie schlang die knochigen Arme um seinen Hals. Preßte ihren skelettartigen, fast nackten Körper an ihn. Wand sich an ihm, stöhnte, täuschte scheußlich obszöne Leidenschaft vor; und er war dabei überzeugt, daß sie ihn nur von Spitälern, Entziehungskuren und allem anderen ablenken wollte.

»Liebe mich, Onkel Chub! Jetzt gleich. Bitte, ja? Ich möchte, daß du es mit mir machst! Wollte es immer schon, Grace sagt -«

Dann schaute sie in sein Gesicht. Drehte sich um. Folgte seinem Blick zu dem Punkt, auf den er gerichtet war. Zu der häßlichen 9-Millimeter-Beretta, die nachlässig in Joe Harpers Hand hing.

»Wer ist der Schleicher?« fragte Harper. »Mein Gott, Baby, hast du einen Geschmack. Aber was will man schon von einer wie dir erwarten? Hör zu, Freundchen, laß mein Mädchen los, ja? Warum siehst du so besorgt aus? Deshalb? Zum Teufel, ich würde niemanden wegen dieser Hure umlegen...« Er steckte die Beretta in den Gürtel der Blue Jeans, seines einzigen Kleidungsstücks. »Sie ist es bestimmt nicht wert, daß man jemanden wegen ihr umbringt, schon gar nicht einen armen, müden, kleinen alten Schleicher wie dich. Übrigens - wie heißt du?«

»Das spielt keine Rolle. Sie sind Harper, nicht wahr? Joe Harper, Michaels Bruder.«

»Du kennst also Mike? Ist das vielleicht ein Quadratschädel. Sitzt noch immer dort oben, kriecht Crowley in den Arsch und genießt das auch noch. Hab ihm nie etwas beibringen können, obwohl er mein Bruder ist. O.K., Schleicher, keine Namen, wenn du nicht willst. Aber sag mir, was tust du eigentlich hier?«

»Ich bin ein Freund von Mr. Crowley. Er hat mich gebeten, einmal nachzusehen. Hören Sie, Harper, das Mädchen braucht eine Behandlung. Es gibt ein erstklassiges Spital in Villalonga, und -«

»Ich weiß. Vince Gómez. Nur - Jenny geht nicht dorthin. Hast

du mich verstanden, Schleicher? Hast du's deutlich genug mitgekriegt?«

»Jenny ist über einundzwanzig, Harper. Wenn ich mich recht erinnere, ist sie siebenundzwanzig. Also können Sie sie nicht daran hindern -«

»So, das kann ich nicht, Schleicharsch?« lachte Joe. »Kennst du die Gesetze in Costa Verde? Hier kann ein Baby nicht mal aufs Klo gehen, wenn es seinen Alten nicht vorher um Erlaubnis bittet. Stimmt das, Baby?«

»Das stimmt, Joe-Honey«, sagte Jenny gehorsam. »Ihren Alten?« fragte Jim. »Wollen Sie damit sagen, daß Sie beide -«

»Verheiratet sind? Richtig, Schleicher, du hast's erfaßt. Legal. Mit allem Drum und Dran. Sogar in der Kirche. Geht dir das auf die Eier, Schleicher? Falls du überhaupt welche hast - was ich bezweifle.«

»Harper, um Himmels willen. Jenny ist krank. Da Sie sie geheiratet haben, müßten Sie sich darum kümmern -«

»Na schön, das tu ich nicht. Sie hat schon ein Testament zu meinen Gunsten gemacht. Und jetzt weiß ich nicht einmal, ob ich genügend Geduld habe, um zu warten, bis der alte Ölfurz dort oben abkratzt. Soviel kann er nicht haben, daß es dafürsteht, es mit dieser Verrückten noch länger auszuhalten. Außerdem verdiene ich hier ganz schön. Ein nettes Land, dieses Costa Verde, wenn man über die richtigen Verbindungen verfügt.«

»Jenny«, sagte Jim. »Du kannst nicht. Du darfst dich nicht von diesem Verrückten daran hindern lassen -«

»Ich hindere sie an gar nichts, Schleicher, alter Schleimscheißer. Sie bleibt freiwillig hier. Weil sie sich gern Shit in die süßen Venen jagt. Weil sie gern auf Trips geht. Aber vor allem, weil sie mich liebt. Weil sie das mag, was ich mit ihr mache. Weil sie das mag, wie ich es mache. Sie ist meine Sklavin. Nicht wahr, Baby? Du tust alles, was ich dir sage?«

»Ja, Joe-Honey«, bestätigte Jenny.

»Komm her, du Hure. Führen wir es dem alten Onkel einmal vor. Zeig dem vertrockneten miesen Schweinehund ein paar Tricks. Sagen wir mal - polier den Knopf sachverständig. Das kannst du wirklich, das muß ich zugeben. Los, ich bin in der richtigen Stimmung.«

Jim konnte sich nicht bewegen. Er fühlte, wie das Zittern irgendwo unterhalb seiner Knie begann und sich in obszönen Wellen über seinen ganzen Körper ausbreitete. Er sah, wie dieser Zombie, dieser seelenlose Apparat, der an weibliches, menschliches Fleisch erinnerte, dorthin stolperte, wo Joe breitbeinig stand und wartete. Sie fiel vor ihm auf die Knie, streckte die rote, schuppige, grindige Hand aus, deren Nägel bis aufs Fleisch abgeknabbert waren, und fummelte an seinem Hosenschlitz herum.

»Ich bin ein erbärmlicher Feigling«, sagte sich Jim sachlich, »aber wovor fürchte ich mich jetzt? Davor, daß ich durch eine Kugel aus der Pistole dieses Schweinehunds sterbe? Oder davor, daß ich weiterlebe und mich immer daran erinnere, wie ich hier stand und das mitansah? Um mein Leben zu retten? Ein Leben, das schon durch dreiundvierzig andere überkompensiert wurde.«

Er hörte die erstickten, saugenden Geräusche, die sie verursachte. Sah, wie ihr langes Haar - Jennys hellbraunes Haar, von dem er geträumt hatte - hin und her schwang. Und fühlte sich plötzlich frei. Ging zu ihr, packte sie bei der immer noch schönen Mähne - dem einzigen, was von ihr übrig war - und riß sie fort und in die Höhe. Sie starrte ihn mit weit geöffneten Augen an, die wie blaues Glas ohne eine Spur von Geist dahinter wirkten, ihre Lippen waren schlaff, halb geöffnet, naß, und sie stöhnte:

»Warum tust du das, Onkel Chub? Ich -«

Und etwas Eisenhartes krachte in sein Gesicht. Und explodierte in seinem Gehirn. Ein dunkles Gewicht. Tiefste

Nacht. Ein Leitmotiv für eine Fuge, die Tod hieß. Oder vielleicht nur ein Vorspiel.

Als er wieder zu sich kam, lag er auf dem Fußboden in der Nähe der Türe. Dann sah er, daß sie auf dem Sofa waren. Oder zumindest Joe. Jenny kniete auf dem Fußboden, die obere Hälfte ihres erbarmungswürdig ausgezehrten Körpers lag auf Joe. Wieder diese Geräusche, Suppenschlürfgeräusche, schmatzendes Stöhnen.

Jim versuchte aufzustehen, schaffte es nicht. Er kroch zur Türe, zog sich mit den Fingern in die Höhe, grub sie in die Riffelung einer Säule. Schwankte durch die Türe auf die Veranda. Blieb dort hängen.

Tomas kam gerade zurecht, um ihn aufzufangen, als er stürzte. Um ihn im zweiten Satz der Fuge zu Boden gleiten zu lassen. Das Vorspiel war schon längst vorbei. Vielleicht war er bereits bei der Variation des Leitmotivs angelangt.

Das jetzt sein Leitmotiv geworden war. Seine Fuge. Eine wunderbare, komplizierte Form für dunkle, tränenumflorte Stimmen. Bis ein letzter Paukenschlag sie beendete.

»Bald, o Gott, bald«, betete er.

11

»Geht es Ihnen jetzt wieder besser, Sir?« fragte Tomas. Wird es mir je wieder gutgehen? dachte Jim. Laut sagte er: »Ja, Tomas.«

»Ihr Gesicht sieht schlimm aus. Oberstleutnant Henriquez wird es sicherlich sofort bemerken.«

»Wirklich?«

»Wir sollten uns für ihn lieber eine Geschichte ausdenken. Eine, die er auch glaubt.«

»Da müssen schon Sie sich eine ausdenken, mein Kopf schmerzt zu sehr.«

Tomas runzelte die Stirn. Fuhr schweigend weiter. Dann begann er zu lächeln.

»Verlegen wir uns auf die psychologische Kriegführung. Ich begleite Sie ins Büro. Wir werden aus den Aktenschränken alle Akten über ihre aktivsten Spione entfernen, über die Leute, die sie als Hauspersonal in die Botschaft eingeschleust haben. Einschließlich Henriquez'. Einschließlich meiner Person. Wie werden Oberstleutnant Henriquez erzählen, daß Sie in den Garten gegangen sind, um Luft zu schnappen. Als Sie ins Büro zurückkehrten, überraschten Sie zwei maskierte Männer, die die Aktenschränke durchsuchten. Einer von Ihnen schlug Sie mit dem Pistolenknauf ins Gesicht -«

»Mein Gott! Genau damit hat mich das Schwein geschlagen, fällt mir jetzt ein.«

»Natürlich. Ich habe diese Art von Verletzungen schon oft gesehen. Also weiter. Als Sie wieder zu Bewußtsein kamen, waren die beiden fort. Können Sie sich das alles merken, Sir?«

»Natürlich. Die Gehirnerschütterung, falls es überhaupt eine war, scheint abgeklungen zu sein. Zumindest habe ich kein Schwindelgefühl mehr. Also los. Inszenieren wir unsere kleine

Komödie. Ich hoffe nur, daß wir mit ihr Erfolg haben.«

»Das hoffe ich ebenfalls«, sagte Tomas.

Er gab Tomas eine gute halbe Stunde Vorsprung, bevor er Henriquez anrief. Als er die Stimme des »Chauffeurs« im Telefon vernahm, stöhnte er schwach. »Roberto - Roberto - «

»Ja, Sir?«

»Kommen - Sie rasch her«, flüsterte er, »bringen Sie - einen Polizisten - und einen Arzt - mit - ich - bin verletzt...«

Dann ließ er den Telefonhörer fallen, ohne ihn aufzulegen, so daß er am Kabel hinunterbaumelte, und sank auf dem Schreibtisch vor den durchwühlten Ordnern zusammen. Ihm war klar, daß diese Inszenierung, die er ausschließlich für Oberstleutnant Henriquez aufzog, echt Hollywood war und überdies aus einem zweitklassigen Thriller; außerdem war die Pose des sterbenden Gladiators, die er eingenommen hatte, verdammt unbequem. Er hoffte nur, daß Henriquez bald eintreffen würde. Aus dem baumelnden Telefonhörer konnte er die quäkende Stimme seines »Chauffeurs« hören:

»Sir! Sir! Herr Botschafter! Zum Teufel, was ist da wieder passiert?«

Er dachte: Warum scheint das Leben heutzutage die Entscheidungen und Taten eines Mannes immer auf das Niveau von Kinderspielen hinunterzudrücken? Und einige Minuten später vernahm er die Sirenen der Polizeifahrzeuge, die aus allen Himmelsrichtungen angerast kamen.

Henriquez hatte niemand Geringeren als Doktor Vincente Gómez Almagro persönlich mitgebracht, den Leiter der einzigen Institution in Costa Verde, von der man in ganz Lateinamerika mit Respekt sprach: dem mit Recht berühmten Spital Miguel Villalonga. Staatspräsidenten, Industriemillionäre, Geschäftsleute, Film- und Bühnenstars, die Berühmtheiten und

die Elite beinahe jeden Landes der westlichen Hemisphäre, in dem Spanisch oder Portugiesisch gesprochen wird, ihre Frauen, Kinder und sonstigen Familienangehörigen kamen mit dem Flugzeug über Tausende von Kilometern in dieses Spital, vor allem wenn Operationen notwendig waren. Vince - wie seine Freunde ihn nannten - Gómez' Ruf war nicht auf die südliche Hemisphäre beschränkt. Er hielt Vorlesungen, veranstaltete Kurzseminare, demonstrierte seine großartigen neuen Operationstechniken an der medizinischen Fakultät der Harvard-Universität, an der er studiert hatte, an der Mayo-Klinik, in Tufts und in Dr. Cooleys weltberühmtem Institut in Houston, Texas.

Und dennoch hatte Roberto Henriquez diesen großen Chirurgen, diese *Eminencia*, mitten in der Nacht aus dem Bett geholt, um eine Gesichtsquetschung zu behandeln, die jeder Medizinstudent im zweiten Semester mühelos hätte verarzten können.

»Ich bitte um Entschuldigung, Herr Doktor«, sagte Jim, »ich hatte keine Ahnung, daß Roberto Sie holen würde. Warum -«

»Er hat ganz richtig gehandelt. Er wußte nur, daß Sie verletzt sind, kannte aber nicht den Grad der Verletzung. Und außerdem hätte ich Sie sowieso gerne in meinem Spital untersucht, wenn Sie nichts dagegen haben. Ich möchte eine Röntgenaufnahme der verletzten Gesichtshälfte anfertigen lassen. Scheußlicher Schlag, den Sie da abgekriegt haben. Unter der Quetschung könnte der Knochen ohne weiteres einen Sprung abbekommen haben.«

»Gut, wenn Sie mir versprechen, daß Sie mich vor morgen nachmittag wieder entlassen. Ich muß einfach dem Begräbnis all der Menschen beiwohnen, die -«

»Sagen Sie bloß nicht, daß Sie das Gefühl haben, Sie tragen Schuld daran, Herr Botschafter.«

»In gewisser Hinsicht bin ich daran schuld. Es ist nicht angenehm, dreiundvierzig Tote auf dem Gewissen zu haben,

Herr Doktor.«

»Ich verstehe nicht, wieso Sie zu dieser Ansicht kommen; aber darüber können wir auch später streiten. Jetzt werde ich um einen Rettungswagen telefonieren.«

»Um Himmels willen, Herr Doktor! Selbst wenn ich einen gebrochenen Backenknochen hätte, ist das doch sicherlich kein Grund, ein Rettungsauto anzufordern. Roberto kann mich im Botschaftswagen ins Spital bringen. Ich möchte diesen Zwischenfall um keinen Preis hochspielen. Es ist nicht notwendig, daß man den Typen, die dafür verantwortlich sind, eine noch größere Genugtuung verschafft.«

Dr. Gómez überlegte.

»Gut«, sagte er; dann wendete er sich an Henriquez und fügte hinzu: »Aber fahren Sie langsam, Roberto. Sie dürfen nicht scharf anfahren oder plötzlich bremsen. Die Verletzung sieht nicht gefährlich aus, und Eile ist daher nicht notwendig. Aber falls innere Verletzungen vorhanden sind, könnten sich durch eine unregelmäßige Fahrweise verheerende Folgen ergeben.«

»Ja, Sir, Herr Doktor«, antwortete Henriquez, wieder ganz der ergebene, perfekte Chauffeur.

Aber *Capitán Carasco* von der Polizei warf scharf ein:

»Einen Augenblick, bitte! Herr Botschafter, haben Sie eine Ahnung, was aus diesen Ordnern fehlt?«

»Nicht die leiseste. Es scheint aber ziemlich viel zu sein.«

»Eure Exzellenz, hätten Sie etwas dagegen, wenn wir die Akten auf kurze Zeit in unser Hauptquartier bringen? Unsere Beamten könnten eine Liste der vorhandenen Unterlagen aufstellen, aufgrund deren Sie -«

»Ich habe nichts dagegen. Diese Akten enthalten keinerlei Geheimmaterial. Es scheint sich hauptsächlich um Personalbogen zu handeln. Namen, Adressen, Personenstandsregister. Bürger Ihres Landes, die für die

Botschaft arbeiten.«

Carasco und Henriquez sahen einander an.

»Das könnte wichtig sein«, meinte Carasco. »Sie bekommen die Akten früh zurückgestellt. Mit unserer genauen Liste.«

»Gut. Schicken Sie mir die Liste in meine Villa, nicht hierher. Ich rufe Sie an, wenn ich ihr irgendwelche Hinweise entnehmen kann.«

Es wurde zwei Uhr früh, bis Jim endlich ins Bett kam. Die Röntgenaufnahme ergab, daß der Backenknochen nicht gebrochen war, aber Jim hatte inzwischen das Gefühl, als ob alle anderen Knochen in seinem Körper zerschlagen worden wären. Seine übergroße Müdigkeit hatte aber auch ihren Vorteil. Er schlief tief und fest bis halb zehn Uhr vormittags. Wachte mit klarem Kopf auf, hatte den Eindruck, daß er die Lebensfunktionen einer Amöbe übertreffen und daß er beinahe, wenn man nicht allzu genau hinsah, als menschliches Wesen angesprochen werden konnte.

Tomas brachte ihm persönlich das Frühstück. Jim blickte ihn böse an: »Das war wirklich nicht notwendig, Tomas. Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich Sie erst zu Mittag benötige.«

»Das weiß ich, Sir, aber heute früh hörte ich im Rundfunk von diesem neuerlichen Anschlag auf Ihr Leben, deshalb rief ich Roberto an. Er holte mich ab und brachte mich hierher.«

Tomas stellte das Bettischchen über Jims Beinen auf. Dann drehte er sich um und schaltete das Radio auf dem Nachttisch ein. Es war Jim sofort klar, daß es sich um keine müßige Geste handelte. Vermutlich wird in den Frühnachrichten etwas Besonderes verlautbar, dachte er. Aber das Radio gab überhaupt keinen Ton von sich.

Tomas lieferte die Erklärung.

»Es ist ein genau auf 27.800 Kilohertz eingestellter Sender;

auf diese Frequenz sind alle versteckten Mikrofone und ihre Mittelwellenradios eingestellt, sagte Carlos. Der Sender erzeugt eine Rückkoppelung auf dieser Frequenz, die in den Mikrofonen eine Art Lawson-Effekt hervorruft. Mit anderen Worten, jeder, der in diesem Augenblick zuhört, vernimmt nur einen so intensiven Pfeifton, daß er nach dreißig Sekunden abschalten muß, wenn er keinen dauernden Gehörschaden riskieren will.«

»Du meine Güte!«

»Eine viel bessere Vorkehrung, als alle Wanzen zu entfernen, Sir. Wenn Sie wollen, daß sie etwas hören, schalten Sie den Sender ab. Ich würde überhaupt vorschlagen, daß Sie ihn nur dann einschalten, wenn Sie mir etwas Vertrauliches mitteilen wollen. Auf diese Art werden sie davon überzeugt sein, daß ihr Überwachungssystem funktioniert und daß nur gelegentlich eine Störung auftritt. Wenn wir alles genau planen, sollte es Monate dauern, bis ihnen klar wird, daß sie überhaupt nichts Wichtiges zu hören bekommen. «

»Vor allem, weil sie, zumindest gelegentlich, einige sehr wichtige Dinge hören werden.«

»Zum Beispiel?«

»Zum Beispiel, daß wir Joseph Harper für den Kopf von Costa Verdes Rauschgifthandel halten. Daß er nicht verhaftet wurde, weil er und General García sich den Profit teilen. Wir werden uns laut darüber wundern, warum niemand das besteingerichtete und größte Laboratorium der Welt zur Heroinerzeugung entdecken kann, obwohl es sich innerhalb eines Umkreises von zehn Kilometern von einem der drei wichtigsten Konzentrationslager befinden muß. Ich glaube nicht, daß Seine Hoheit es sich leisten kann, auch seine ergebensten Lakaien - die Jungen, die sein Überwachungssystem kontrollieren - über diese Information lange nachdenken zu lassen.« Über Tomas' Gesicht breitete sich langsam ein breites Grinsen aus.

»Wann, Sir?« fragte er.

»Innerhalb der nächsten zwei Wochen. Nachdem ich mein Beglaubigungsschreiben überreicht habe. Und nachdem sich die Lage ein wenig beruhigt hat. Nachdem wir über genauere Informationen, vielleicht sogar über Beweise verfügen. Können Carlos & Co. Harper rund um die Uhr überwachen? Wanzen in seinen Telefonen, seinem Haus, seinem Auto anbringen?«

»Ohne weiteres. Aber, Sir - in seinem Haus? Ich weiß nicht, Sir -«

»Etliches von dem, was Sie dort erfahren, könnte mir Kummer bereiten? Ja. Aber Sie müssen mir diese Einzelheiten ja nicht mitteilen. Ich bin an dem Sexualleben dieses Herrn nicht interessiert, Tomas. Ich bin daran interessiert, mein möglichstes zu tun, um den Schmuggel von Rauschgift aus Costa Verde in meine Heimat zu unterbinden. Obwohl das keinesfalls zu meinen Pflichten als Botschafter zählt. Ich handle da aus rein persönlichen Motiven. Und da ich auch nur ein Mensch bin, würde ich Herrn Harper gern demonstrieren, daß es ein sehr kostspieliger Zeitvertreib sein kann, gewisse Leute mit dem Pistolenknauf ins Gesicht zu schlagen. Außerdem möchte ich ihm beweisen, daß es sogar noch kostspieliger sein kann, eine junge Frau für persönliche Zwecke in einem Zustand absoluter Hörigkeit zu halten. Und jetzt lassen Sie mir bitte ein Bad ein und legen mir einen Anzug zurecht. Ich muß heute früh noch etwas erledigen.«

»Etwas erledigen, Sir?«

Jim zeigte auf den Sender. Bedeutete Tomas, ihn abzuschalten.

Tomas gehorchte und sagte dann laut:

»Und was haben Sie heute morgen vor, Sir?«

»Fünf oder sechs der reizvollsten weiblichen Anatomien von Costa Verde zu besichtigen. Und da fällt mir ein, daß Sie Roberto ausrichten können, daß ich den Wagen in einer

Dreiviertelstunde benötige.«

Er bemerkte mit aufrichtigem Vergnügen, daß Henriquez den Cadillac so nahe vom »Sieben M« parkte, daß er die Vorgänge in der Boutique mühelos verfolgen konnte. Jetzt wollen wir mal sehen, ob ich dich dazu bringe, meinen Namen aus der Liste der ehrwürdigen Schwesternschaft der Warmen zu streichen, dachte er. Und sagte: »Warten Sie hier, Roberto, ich werde nicht lange brauchen.«

Die Vorführung wurde ein voller Erfolg. Natürlich mußte Geri, wie es seiner Natur entsprach, jammern.

»Also paßt doch auf, meine Süßen, kann sich denn keine von euch etwas graziöser bewegen als eine Kuh?« flehte er affektiert.

»*O Maria Santissima*, was würde ich für ein Mannequin geben, das nicht wie ein schwangerer Elefant dahertrampelt.«

Jim beachtete sein Gemurre nicht. Geris Mannequins waren ausnahmslos auffallend hübsche Mädchen mit makellosen Körpern; leider bestand Geri wie alle Modeschöpfer tyrannisch darauf, daß sie viel zu dünn blieben.

Sie führten Seiner Exzellenz, dem Botschafter, Geris Badekostüme mit solchem Schwung vor, daß Jim amüsiert erkannte, daß sie tatsächlich einen Wettstreit um seine Aufmerksamkeit veranstalteten. Schließlich waren Gringos verrückt. Es war ohne weiteres möglich, daß dieser merkwürdige kleine Botschafter - der schließlich nicht einmal so schlecht aussah - von ihrem Charme so hingerissen war, daß er den sozialen Unterschied vergaß - der, wie sie gehört hatten, in seinem Land sowieso nicht sehr ins Gewicht fiel -, sich bis über beide Ohren in eine von ihnen verliebte und sie zur Frau nahm. Für ein Mädchen in ihrer sozialen Stellung wäre es ein sensationeller Erfolg, über den man in Costa Verde noch nach Generationen sprechen würde, ihn den aristokratischen Kundinnen der »Sieben M« vor der Nase wegzuschnappen. Das

wäre ein Theatercoup, den sie ganz besonders genießen würden, denn *las maniquíes,* die Mannequins, entstammten ausnahmslos den unteren Bevölkerungsschichten und haßten deshalb die vornehmen Damen der Oberen Zehntausend aus tiefster Seele.

Also war es kein Zufall, daß die Badeanzüge, die sie vorführten, von Auftritt zu Auftritt gewagter wurden. In stillschweigendem Übereinkommen hatten sie die Modelle nach ihrem Gewicht geordnet - für erfahrene Mannequins überhaupt kein Problem. Das hieß, daß jeder neue Badeanzug weniger Material, weniger Stoff aufwies, größere Teile der Körperfläche dem Tageslicht und Jims verwirrtem Blick darbot als der vorhergehende. Schließlich erschien eine von ihnen in einem Tanga, den sie, als sie durch Geri von der vorgesehenen Modeschau erfuhr, am vorhergehenden Abend aus der Boutique entführt und zur Erzielung des größtmöglichen Effekts abgeändert hatte. Ein Tanga ist an und für sich ein Bekleidungsstück, das beinahe unsichtbar ist, und es sollte deshalb unmöglich sein, ihn dahingehend abzuändern, daß er noch mehr nacktes Fleisch zeigt, aber ihr war dieses Meisterstück gelungen. Er bestand aus einem schwarzen, elastischen Cache-sexe, der jenen Körperteil gerade noch notdürftig bedeckte, der auch heutzutage noch in der Öffentlichkeit verhüllt wird. Von diesem Dreieck gingen Träger aus, die oben etwas breiter wurden und den Anschein erweckten, als fungierten sie als Büstenhalter.

Und nun zur Rückseite dieses Tangas. Von achtern gesehen und instinktiv ist jeder Mann bestrebt, einen Tanga aus diesem Blickwinkel zu betrachten - verschwand er vollkommen zwischen ihren entzückenden Gesäßbacken. Und da man etwas nicht Vorhandenes nicht mehr verkleinern kann, hatte sie ihre besondere Aufmerksamkeit den Trägern zugewendet. Das Ergebnis ihrer Bemühungen betrachtete Jim mit ausgesprochenem Vergnügen: zwei einheitlich zweieinhalb Zentimeter breite Streifen, die an dem mikroskopisch kleinen

Vorderteil begannen und in einer Schleife im Nacken endeten. Um sie auf einem weiteren, strategisch bedeutsamen Körperteil zu fixieren, hatte sie in jeden Träger einen Streifen Leukoplast eingenäht.

Jim warf den Kopf zurück und lachte laut.

»Bravo«, sagte er, streckte die Hand aus und tätschelte zärtlich jenen Körperteil des Mannequins, dessen Zurschaustellung der Hauptzweck eines jeden Tangas ist. Damit bewies er sich, daß seine peinliche Schüchternheit angesichts der besonderen Bedingungen in Costa Verde rasch dahinschwand. »Die hier ist die Richtige. Bring jetzt deine Anden-Modelle in ihrer Größe her und häng sie ihr um.«

Als er das Haus verließ, hatte er vier einmalig schöne Kleider für Alicia erstanden. Da er die augenscheinliche Enttäuschung des Mannequins bemerkte, hatte er sich veranlaßt gesehen, ihr zu erklären, daß er diese Kleidungsstücke für seine Nichte erstanden hatte, die genau ihren Maßen entsprach. Diese Ausrede war nicht sonderlich glücklich gewählt, denn sie bewies wieder einmal, daß es für einen Mann unmöglich ist, bei einer Diskussion mit einer Frau das letzte Wort zu behalten.

Das Mannequin blickte ihn boshaft an und sagte: »Aber Herr Botschafter, ich wußte gar nicht, daß Sie Priester sind!«

Und damit war er geschlagen. In ganz Lateinamerika - eigentlich überall, wo man Spanisch spricht - ist *sobrina,* Nichte, insofern es auf einen zölibatären katholischen Priester angewendet wird, ein Kodewort für *querida,* Geliebte. Und jedem Priester, vom Erzbischof abwärts, wird gütig und verständnisvoll mit allgemeiner Zustimmung mindestens eine Nichte zugestanden. Jim wies vergeblich darauf hin, daß er keine Geliebte habe, und noch weniger Erfolg hatte er mit der Erklärung, daß er die Kleider für die Frau seines besten Freundes kaufte, und zwar mit Wissen und Einverständnis dieses Freundes.

Als Jim zum Wagen zurückkehrte, stellte er fest, daß diese Runde seiner psychologischen Kriegführung gegen García und Konsorten eindeutig an ihn ging. Roberto Henriquez grinste über das ganze kräftige Polizistengesicht.

»Donnerwetter, Sir«, platzte er heraus, »jetzt ist mir aber wirklich ein Stein vom Herzen gefallen!«

»Wieso denn, Roberto?«

»Na ja, Sir, hier unten wird es oft mißdeutet, wenn jemand mit einem bekannten Homosexuellen freundschaftlich verkehrt, und -«

»Ach so! Hören Sie mal, Roberto, ist Ihnen nie der Gedanke gekommen, daß ein Mann, der seine sexuellen Neigungen geheimhalten muß, sich von diesen armen Teufeln so weit wie möglich distanzieren würde? Oder daß die Menschen immer jene Eigenschaften hervorstreichen wollen, über die sie im Grunde genommen gar nicht verfügen? Mir ist Geri sympathisch. Er ist ein geistreicher Mann. Sehr unterhaltsam. Seine sexuellen Neigungen halte ich für unglücklich. Aber sie sind allein sein Problem, nicht das meine. Ich muß mir über andere, ernstere Dinge Sorgen machen.«

»Ernstere Dinge, Sir?«

»Ja. Zum Beispiel, warum letzte Nacht jemand Ihren Akt aus meinen Ordnern gestohlen hat. Und den von Tomas. Und den des Dienstmädchens - wie heißt sie gleich? Ach ja, Maripaz. Und noch zwei oder drei Personen von meinem Hauspersonal. Ich möchte nicht, daß einer von euch verletzt oder gar getötet wird.«

»Ach, ich glaube nicht, daß wir für die Roten wichtig genug sind, um -«

»Waren die Menschen in jenem Flugzeug wichtig genug, Roberto? Verdammt noch mal, Mann, sie kannten nicht einmal ihre Namen.«

»Das stimmt, Sir«, gab Roberto voll Unbehagen zu. »Soll ich Sie ins Hauptquartier fahren?«

»Nein, natürlich nicht. Hören Sie, Roberto, es ist so spät geworden, daß Sie mich jetzt ohne weiteres im *Les Ambassadeurs* absetzen können. Dann fahren Sie zum Leiter des Sicherheitsdienstes. Ersuchen Sie ihn, wie zufällig in das Restaurant zu kommen. Sei es allein, sei es in Begleitung einiger seiner Beamten. Wenn er mich dann dort sitzen sieht, kann er den Maître d'hôtel an meinen Tisch schicken und mich ersuchen, ihm Gesellschaft zu leisten. Glauben Sie nicht, daß das besser aussieht? Daß das den hiesigen Sitten besser entspricht?«

Roberto starrte ihn an und sprach zum erstenmal seine Gedanken aus: »Sie - Sie wissen genau, wie Sie vorgehen müssen, nicht wahr?«

»Roberto, ich war schon in acht lateinamerikanischen Staaten tätig. Ich bin sogar in einem südamerikanischen Land auf die Welt gekommen, in dem mein Vater als Botschafter akkreditiert war. Deshalb neige ich dazu, genauso zu denken wie Sie.«

»Das tun Sie zweifellos. Aber, Sir, ich nehme an, Sie wissen, daß ich bewaffnet bin. Daß es zu meinen Pflichten gehört, Sie zu schützen.«

»Ja, das weiß ich. Und?«

»Und deshalb kann ich Sie nicht allein lassen, um zum Leiter des Sicherheitsdienstes zu fahren. Könnten Sie ihn nicht vom Restaurant aus anrufen?«

»Nein. Das sollten Sie eigentlich besser wissen, Roberto. Jede Leitung in dieser Stadt kann angezapft sein. Fahren Sie ein bißchen herum. Halten Sie Ausschau nach einem motorisierten Polizisten, den Sie kennen. Schicken Sie ihn mit einem Briefchen zum Leiter der Sicherheitsbehörde. O.K.?«

»O.K., Sir - solange Sie das Briefchen schreiben.«

Das Essen mit dem Leiter des Sicherheitsdienstes war ebenfalls außerordentlich erfolgreich. Jim stellte im richtigen Augenblick ein paar sehr unangenehme Fragen, die genau wie *Banderillas* wirkten jene mit bunten Bändern versehenen kleinen Speere mit Widerhaken, die in den Nacken des Kampfstiers getrieben werden. Jims Regierung war wegen des ständig steigenden Imports von Rauschgiften besorgt, die aus einer Quelle in Costa Verde kamen, wie die Sachverständigen des Dezernats festgestellt hatten. Er konnte und wollte sich nicht in die inneren Angelegenheiten einer befreundeten Republik einmischen, aber seine Regierung würde ein scharfes Durchgreifen der Sicherheitsbehörden von Costa Verde begrüßen, vor allem die Ausweisung oder Verhaftung gewisser Ausländer, von denen man annahm, daß sie die Drahtzieher der Organisation waren. General Garcías lobenswerte Einstellung dem Rauschgiftschmuggel gegenüber war ja wohlbekannt, aber in letzter Zeit hatte Washington den Eindruck, daß man Seiner Exzellenz vielleicht gewisse Tatsachen verschwieg, weil die illegale Einfuhr überaus stark zugenommen hatte...

Die kürzlichen Anschläge auf seine Person sowie der damit in Zusammenhang stehende tragische Tod so vieler unschuldiger Menschen konnte seiner Meinung nach einige seiner Bekannten im Kongreß alarmieren. Diese Männer, die gewissen Einfluß auf militärische Entscheidungen hatten, neigten daraufhin sicherlich zu der Annahme, daß die verzweifelten Taten, die die Roten setzten, mindestens zum Teil auf die Mißachtung der bürgerlichen Rechte durch die *Seguridad* und das angebliche Vorgehen der Polizeikräfte zurückzuführen waren.

Was man ruhig mit »Folter« übersetzen kann, dachte Jim grimmig.

Die Dinge würden natürlich ganz anders liegen, wenn ihm der Leiter des Sicherheitsdienstes die vertrauliche Zusicherung - und natürlich entsprechende Beweise - geben könnte, daß diese Mutmaßungen nicht zutrafen. Dann wäre es durchaus möglich,

daß die Zurückhaltung des Kongresses in bezug auf die Ausfuhr technisch hochentwickelten Kriegsmaterials nach Costa Verde, vor allem von Spezial-Antiguerilla-Waffen für die dortigen Streitkräfte, aufhörte, und daß eine rasche und großzügige Lieferung eben des Gewünschten einsetzen würde.

Der Leiter des Sicherheitsdienstes hörte ernst zu, nickte häufig und versprach, daß er die Anregungen des Herrn Botschafters persönlich an das Staatsoberhaupt weiterleiten würde. Als Jim Rush *Les Ambassadeurs* verließ - eines der besten französischen Restaurants der Welt außerhalb von Frankreich -, hatte er das angenehme Gefühl, daß er verdammt erfolgreich gewesen und sehr geschickt vorgegangen war. Das stimmte auch. Aber seine Selbstzufriedenheit hätte arg gelitten, wenn er die Bemerkung des *Director General de la Seguridad Nacional,* Don Raoul Pérez de la Valle, seinem Adjutanten gegenüber gehört hätte:

»Dieser kleine Mann ist gefährlich. Meines Wissens ist es das erstemal, daß uns Washington so jemanden schickt. Jemanden, der -«

»Spanisch spricht«, fiel der Adjutant ein, »es wirklich spricht. Bis zu *modismos,* idiomatischen Ausdrücken, Redewendungen, Wortspielen.«

»Und der außerdem über Verstand verfügt. Über einen funktionierenden Verstand. Zum Beispiel informierte mich SN-2 heute morgen, daß die Überwachungsmikrofone in der Villa und in der Botschaft scheußliche Pfeiftöne von sich geben.«

»Aber nicht die ganze Zeit.«

»Das stimmt. Aber in der Zeit, in der die Mikrofone funktionieren, ist die Unterhaltung immer von beinahe unerträglicher Banalität. Und außerdem stellt er Fragen, die ich nicht beantworten kann und die gefährlich sein könnten. Dieses große, blonde, nordamerikanische Schwein - Harper. Er fährt in einem Wagen zu den Docks hinunter, der nie angehalten oder

untersucht wird. Weil sogar ich aufgefordert wurde, ihn in Ruhe zu lassen.«

Pablos Fuentos Toralba, Adjutant des Leiters der Sicherheitsbehörde, sein Vertrauter und engster Freund, lächelte. Er war der einzige Mensch in Costa Verde, der das ehrgeizige Ziel von Pérez kannte und auf seine Verwirklichung hinarbeitete: nämlich Staatschef zu werden. Zu diesem Ziel führte in Costa Verde ein einziger Weg: die Absetzung und anschließende Ermordung des derzeitigen Staatschefs.

»Durch wen wurden Sie aufgefordert, Sir?« fragte er.

»Ah, das ist eine interessante Frage, nicht wahr, Freund Pablo? Aber ich habe sie nicht gestellt. Ein Instinkt warnte mich davor, und auch der ausgeprägte Wunsch, in meinem Bett an Altersschwäche zu sterben, umgeben von meinen weinenden Kindern und Enkeln. Sagen wir - die Aufforderung erreichte mich durch gewisse Kanäle.

Einer jener Vorschläge, deren Quelle nie mit vollkommener Eindeutigkeit angegeben wird, so daß der Überbringer geschützt ist, weil er immer sagen kann: ›Sie haben mich mißverstanden, *mi General.* Das habe ich nicht damit gemeint - auch nicht diese Person. ‹«

»Ich verstehe. Aber wenn man den allgemein bekannten Abscheu, den unser glorreicher Führer für den Rauschgiftschmuggel hegt, in Betracht zieht, die drakonischen Maßnahmen, die er angewendet hat, um ihn zu unterbinden, finde ich es merkwürdig -«

»Daß dieses arrogante Schwein von einem *Gringo* so ungeschoren davonkommt? Ich auch, Pablo, ich auch. Er fliegt mit den Helikoptern der Worldwide Petroleum ins Landesinnere, mit Helikoptern, deren normaler Verwendungszweck der Transport von Männern und Material zu den schwimmenden Bohrinseln ist; die Permits wurden ausschließlich für solche Flüge ausgestellt. Er reicht die

Flugroute weder bei den zivilen noch bei den militärischen Luftfahrtbehörden ein. Sobald er sich über den Sierras befindet, ist er natürlich außerhalb der Reichweite der Radaranlagen im Kontrollturm. Aber Hubschrauber sind langsam. Lange bevor er so weit draußen ist, hätten Kampfflugzeuge die Möglichkeit aufzusteigen, ihn abzufangen, ihn mittels Bordfunk zum Umkehren zu zwingen, ihn abzuschießen.«

»Aber sie tun es nicht, nicht wahr, Raoul? Hm - merkwürdig. Und jetzt befaßt sich Seine Exzellenz, der amerikanische Botschafter, mit dem Rauschgiftschmuggel und fordert ausdrücklich die Ausweisung oder Verhaftung gewisser Ausländer, die -«

»Genau. Sagen Sie, Pablo, kann ich mich darauf verlassen, daß Ihr besonders korrupter und machiavellistischer Verstand mich in dieser Angelegenheit unterstützen wird?«

»Raoul, sollten wir nicht lieber mit dem amerikanischen Botschafter zusammenarbeiten?«

»Pablo, Sie enttäuschen mich. Sollten wir nicht lieber den amerikanischen Botschafter benützen?«

»Das meinte ich ja damit, *mi General.«*

»Dann hätten Sie es auch deutlich ausdrücken sollen. Wir widmen uns diesem merkwürdigen angelsächsischen Gentleman. Wir bekommen heraus, was er weiß. Wenn das, was er weiß, zu dem Ort und zu der Person führt, an die ich denke, ermutigen wir ihn - mit Worten.«

»An irgendeinem nicht elektronisch überwachten Ort.«

»Das ist selbstverständlich, Pablo. Wir ermutigen ihn, von seinem Wissen Gebrauch zu machen, achten dabei aber darauf, daß unsere Hände vollkommen sauber bleiben.«

»So sauber wie die von Pilatus, nachdem er sie vor der Kreuzigung wusch.«

»Das ist kein besonders glücklicher Vergleich, Pablo.«

»Ich nehme ihn zurück, *mi General*. Es tut mir leid.«

»Gut. Bei der darauf folgenden Explosion gehen wir so vor, wie wir es bereits geplant haben; dabei ist uns die Unterstützung der Öffentlichkeit sicher, die über die Enthüllungen Seiner Exzellenz, des Botschafters, empört ist. Danach werden wir *Su Excelencia el Embajador Estadounidense* ebenfalls los.«

»Wie, Sir? Indem wir vielleicht die bewährten Mordanschläge der Roten etwas laxer abwehren?«

»Nein. Um Gottes willen, nein, Pablo! Wir wollen doch nicht die *Gringos* verärgern. Auch wir werden das hochentwickelte Kriegsmaterial brauchen, um die roten Schweine zu erledigen, sobald wir einmal an der Macht sind. Nein, wir werden seine eigene Regierung veranlassen, ihn abzuberufen. Irgendein saftiger Skandal -«

»Aber Henriquez behauptet, daß er sich nicht viel aus Frauen macht. Und außer seiner Freundschaft mit diesem Schneider gibt es keinen Hinweis darauf, daß er -«

»Henriquez ist ein Idiot! Ich habe das Telefongespräch abgehört, das unser Mini-Botschafter mit New York geführt hat. Ein Mann, der eine Frau, und noch dazu eine kaltschnäuzige *Gringa*, dazu bringen kann, so zu weinen, mag Frauen nicht nur, sondern weiß auch, wie er sie behandeln muß. Sagen Sie, haben Sie schon herausgefunden, wer die beiden Frauen auf dem Foto sind, das er zerrissen hat?«

»Noch nicht. Aber ich habe unsere Leute in den Staaten darauf angesetzt.«

»*La Morena* - die Dunkle -, das Gesicht verfolgt mich. Ich könnte schwören, daß ich sie schon früher irgendwo gesehen habe.«

»Ich auch. Aber -«

»Aber machen wir uns auf den Weg. Wir müssen zu dem idiotischen Begräbnis. Weil es unserem glorreichen Führer ganz

sicher einfallen wird, mein lieber Pablo, sich von den Fernsehleuten ein Videoband geben zu lassen, so daß er überprüfen kann, wer alles anwesend war. Die Abwesenden machen sich a priori der Gefühllosigkeit, des mangelnden Patriotismus und der ungenügenden Loyalität schuldig. Ich setze also voraus, daß Sie genausowenig Sehnsucht nach einem ständigen Aufenthalt im Himmel haben wie ich, mein Freund, und schlage deshalb vor, daß wir unverzüglich aufbrechen!«

Jim Rush stand schwitzend in Cut und gestreiften Hosen, den dunklen Homburg ehrfürchtig an die Brust gedrückt, unter den wachsamen Augen der Fernsehkameras inmitten der Trauergäste. Er lauschte der müden, krächzenden Stimme Seiner Exzellenz des Erzbischofs, bekannt als Padre Pió, des geliebten Paters aller Armen von Costa Verde, der die Totengebete intonierte. Und er wußte, daß das Gefühl von Glück, von Selbstsicherheit, von Selbstvertrauen, das ihn den ganzen Vormittag über beherrscht hatte, nur eine Illusion gewesen war.

Die Wirklichkeit sah anders aus. Die Wirklichkeit, das waren dreiundvierzig dunkle, längliche Holzkisten, die ordentlich ausgerichtet vor dreiundvierzig gähnenden Erdlöchern standen. Dreiundvierzig Klumpen verkohlten Fleisches, dreiundvierzig nicht identifizierte und nicht identifizierbare menschliche Körper, die ein unlösbares mathematisches Problem darstellten, denn man konnte sie weder dem lebenden Menschen Jim Rush zuzählen noch sie von ihm abziehen. Man konnte auch nicht den Atem, das Leben, den Geist, die Gedanken, die Hoffnungen, die Träume, die in ihnen gewesen waren, in Dreiundvierzigstel teilen und sie ihm zusprechen. Genausowenig, wie man ihre Liebe, ihre Begierden, ihre Sehnsucht mit Null multiplizieren, ein Universum mit einem Nichts füllen und diese schmerzende Leere in sein Herz pressen konnte.

Die Zeit, die ich noch zu leben habe, ist ein Geschenk, dachte Jim, es ist die Zeit, die ihr mir von eurem Leben geschenkt habt,

Freunde.

In seinen Augen brannten Tränen. Er schüttelte den Kopf, um wieder klar zu sehen, wendete den Blick von der etwa zehn Meter links von ihm liegenden, für die Feier errichteten Plattform ab, auf der sich General García und eine Anzahl hoher Offiziere postiert hatten. Hinter ihnen standen ihre Frauen, eine kompakte Gruppe ernster, dunkler Gestalten in Seide. Jims Augen wanderten weiter, zu der Vorhut des tropischen Regenwaldes, der beinahe täglich neu gerodet werden mußte, damit er Ciudad Villalonga nicht von der Landseite her zurückeroberte. Und er erblickte die kleine Gestalt in Tarnkleidung, die durch das Zielfernrohr des 25-Millimeter-Olympiagewehrs blickte - ein plump aussehender, einschüssiger Karabiner mit langem Lauf. Es war schwierig, die Waffe neu zu laden, aber wenn man ein halbwegs guter Schütze war, mußte man nicht nachladen, denn auf diese Entfernung - ungefähr zweihundert Meter - konnte man mit dem ersten Schuß ins Schwarze treffen.

Er sah, daß der Schütze sein Geschäft verstand: er lag auf dem Bauch, der Gewehrlauf ruhte auf einem Sandsack, der den Rückstoß auffangen sollte. Und Jim mußte nicht einmal den Winkel berechnen, um zu wissen, auf wen der ausgebildete Mörder zielte: auf ihn, Jim Rush. Der Winkel war viel zu flach für García oder den Erzbischof oder für sonst irgend wen.

Und als er das erkannte, war er unfähig, sich zu bewegen. Irgendwo, tief in ihm, nicht in seinem Verstand, sondern in seinem Gefühl, wollte er es gar nicht. All die Jahre der Enttäuschung, der Sorge, des Verlustes, der vernichteten Hoffnung, der Selbstverachtung hielten ihn festgebannt. Dreiundvierzig Särge ohne Namensschild lahmten seinen Willen. Der Brief, den Virginia ihm vor ihrem Selbstmord geschrieben hatte. Jennys hellbraunes Haar, das hin- und herwogte, als sie –

Er sah das Aufblitzen, die jähe grelle Flamme; fühlte einen

rasiermesserscharfen Schnitt über der linken Augenbraue, genau unterhalb des Haaransatzes, und hörte erst lange danach das dumpfe, nachhallende Krachen des Schusses. Die Welt verschwand in blendendem Schmerz, hinter einem heißen, nassen, roten Vorhang.

Er brach nicht zusammen. Der Homburg entglitt seinen Händen, er suchte nach seinem Taschentuch, wischte das strömende Blut von seinem Gesicht, hörte die Schreie, erkannte verschwommen die dunklen Gestalten, die auf ihn zustürzten, und dann empfand er eine andere Art von Schmerz, als er bemerkte, wie die Profis an den TV-Kameras ihre Gummilinsen auf ihn richteten, um sein blutiges Gesicht in Großaufnahme zu erfassen.

»Grace«, flüsterte er, »ich habe ihr gesagt -«

Dann fand er seine Stimme wieder, sprach klar und ruhig, ohne zu schreien, übertönte aber durch seine Autorität das anschwellende Stimmengewirr:

»Es ist alles in Ordnung, meine Herren. Ich bitte Sie, die Toten zu respektieren.«

Hinter ihm, auf dem bewaldeten Hügel, hörte er das Stottern der Maschinenpistolen: Schmeissers, nach dem Geräusch zu urteilen. Das bedeutete, daß die Soldaten, die General García um den Friedhof postiert hatte, bereits in Aktion traten. Das langsame, schwere, unregelmäßige Feuer aus den Ak 47 der Guerillas antwortete. Es dauerte nicht einmal eine Minute. Dann brach Stille über ihn herein. Klang in ihm nach.

Hände streckten sich nach ihm aus, um ihn zu halten, zu stützen, wegzuführen. Aber seine unbewegte, erschreckend ruhige Stimme wies sie zurück.

»Es ist nur ein Kratzer. Nichts weiter. Das Begräbnis soll nicht unterbrochen werden. Ich bleibe hier. Ich kann diesen Ort erst verlassen, wenn all diese Menschen, die für mich, an meiner Stelle, gestorben sind, zur Ruhe gebettet wurden.«

Sie traten zurück. Drei von den fünf TV-Kameras blieben auf sein Gesicht gerichtet. Er blieb stehen, preßte das blutdurchtränkte Taschentuch auf die Stirne, obwohl es zu nichts mehr nütze war, als den Blutstrom von seinen Augen abzuhalten.

Padre Pió sagte: »Vater, empfange diese deine unschuldigen Kinder, die so grausam ermordet wurden.«

Und die dreiundvierzig Särge wurden mit fast ungehöriger Eile in die gähnenden Gräber hineingeworfen. Vincente Gómez stand neben Jim, riß sich den Cut vom Leib, warf ihn auf den Boden, sagte: »Legen Sie sich hin, Jim. Auf meinen Cut. Ich schicke jemanden, um -«

»Nein, Vince. Noch nicht. Sagen Sie den *sepulceros,* sie sollen sie mit Erde bedecken. Es ist nicht recht. Ich habe ihnen ihr Leben genommen. Einfach dadurch, daß ich existiere. Ich kann ihnen nicht auch noch ihr Begräbnis stehlen. Das wäre nicht recht, Vince. Ich kann nicht -«

»Jim, es gibt Augenblicke, in denen es keinen Sinn hat, tapfer zu sein. Und das ist ein solcher Augenblick. Sie erleiden einen schweren Blutverlust. Also tun Sie mir den Gefallen, und legen Sie sich hin, ja?«

»Vince, Sie irren. Ich habe schreckliche Angst. Sie ist bloß noch nicht bis in mein Bewußtsein vorgedrungen!«

»Jemand soll meine Arzttasche holen«, befahl Vince. »Am besten gleich Sie, Soldat. Nehmen Sie diese Schlüssel. Holen Sie meine Tasche aus dem Kofferraum meines Wagens. Sie kennen ihn doch, nicht wahr? Gut. Laufen Sie! Ich muß diese Blutung stillen.«

»Doktor«, fragte der Leiter des Sicherheitsdienstes, »ist die Wunde -«

»Ich weiß es nicht. Hören Sie, *mi General,* Sie haben doch ein Polizeiauto vor dem Friedhofstor postiert, nicht wahr?«

»Ja, warum?«

»Sie sollen einen Krankenwagen anfordern. Er verliert zu viel Blut. *Amigo*, Jim, kennen Sie Ihre Blutgruppe?«

»Ja. A. 0. positiv.«

»Gut. Das wird also kein Problem darstellen. Hier kommt endlich diese militärische Schnecke mit meiner Tasche. Jim - Herr Botschafter -«

»Bitte nennen Sie mich nur weiter Jim. Der Herr Botschafter wurde gerade erschossen, Vince. Und - jetzt - werde ich mich hinsetzen - oder - hinlegen - wenn es Ihnen - recht ist. Ich - ich fürchte - ich - werde ohnmächtig.«

Der Rest war Verwirrung, verwischte Eindrücke, bei denen Zeit und Raum sich ineinander verschoben, zusammenbrachen. Als er wieder zu sich kam, befand er sich in einem weißgestrichenen Zimmer, im Bett, und oberhalb von ihm hing eine Blutkonserve. Ein durchsichtiger Plastikschlauch führte von der Flasche zu seinem Arm. Am Ende des Schlauchs befand sich eine Nadel, die ursprünglich sicherlich zum Ausweiden von Elefanten bestimmt war; zur Zeit steckte sie jedoch in einer Vene seines linken Armes.

Zwei junge Krankenschwestern, wahrscheinlich erst im Ausbildungsstadium, wie Jim wegen ihrer Jugend und sichtlichen Nervosität annahm, bemühten sich um ihn. Eine Nonne, ebenfalls eine Krankenschwester, saß in einem Stuhl neben seinem Bett und beobachtete ihn gespannt. Durch die offene Tür konnte er zwei uniformierte Gorillas sehen, die jeden der schlechten Witze rechtfertigten, die Costa Verdes Nachbarn über dessen Einwohner zu machen pflegten; sie fingerten am Abzug ihrer Maschinenpistolen herum, als bereite es ihnen unerträgliche Schmerzen, niemanden erschießen zu können.

Als die Krankenschwester bemerkte, daß Jim die Augen geöffnet hatte, hob sie den Kopf mit der gestärkten Haube, flüsterte *»Jesús y María«* und eilte mit flatternden Gewändern

aus dem Zimmer. Einige Sekunden später kehrte sie mit Dr. Gómez zurück.

»Sie scheinen also beschlossen zu haben, Ihre Abreise in eine bessere Welt aufzuschieben, was, Jim?« fragte Vince in seinem akzentfreien amerikanischen Englisch. »Gut. Nur müssen wir Ihnen jetzt ein paar Transfusionen machen. Die Verletzung ist nicht schwer, aber Sie haben zuviel Blut verloren. Es ist übrigens keine Schußwunde. Ein Stück Granit von dem Flügel einer Engelsstatue, das durch die Kugel abgesplittert wurde, hat Sie getroffen. Ich nehme an, daß der Schütze infolge der vor Hitze flimmernden Luft auf dem Friedhof nicht richtig zielen konnte.«

»Vince«, flüsterte Jim, »kann ich ein Telefon bekommen? Ich muß jemanden in New York anrufen.«

»Verdammt, nein. Nicht vor morgen, Jim. Wenn überhaupt. Vielleicht sogar erst übermorgen.«

»Mein Gott«, stöhnte Jim.

»Geben Sie mir nur die Nummer«, beruhigte ihn Vince. »Ich werde sie anrufen. Ihr sagen, daß es Ihnen gutgeht. Ich habe schon mit Peter Reynolds gesprochen. Er hat mich vor einer Stunde angerufen und gefragt, wie es um Sie steht. Er hat gesagt, daß Sie sein bester Freund sind.«

»Danke, Vince.«

»Alicia - seine Frau - war schrecklich aufgeregt. Sie hatten den Fernsehapparat eingeschaltet und -«

»O mein Gott«, sagte Jim noch einmal, noch schwächer. »Vince, rufen Sie 212-586-5959. Verlangen Sie Mrs. Nivens - Grace. Sagen Sie ihr, daß es mir - gut - geht. Ich habe - ihr gesagt, sie - soll das Fernsehen - einschalten -«

»Wird gemacht. Aber jetzt hören Sie auf zu sprechen, ja? Mein Assistent, Dr. Guttierez, wird in etwa zwanzig Minuten beginnen, die Transfusionen durchzuführen. Morgen werden Sie

sich schon großartig fühlen.«

Nach der ersten Transfusion kam Dr. Gómez zurück. Betrachtete Jim ungläubig und stellte fest:

»Jim, verdammt noch mal, Sie heiraten dieses Mädchen!«

Jim lächelte. »Das ist kein wissenschaftlich fundierter Ratschlag, Herr Doktor. Sie kennen sie nicht, haben sie nie gesehen.«

»Ist auch gar nicht nötig. Ich habe ihr telefonisch etwas verschrieben. Sie stand unter einem schweren Schock. Ihre Freundin - eine Engländerin, der Aussprache nach - griff ein und versprach mir, daß sie das Zeug besorgen würde. Nur schluchzte sie dabei so schrecklich, daß ich nur hoffen kann, daß sie mich richtig verstanden hat. Um Himmels willen, Jim - wie schaffen Sie das?«

»Gar nicht. Bei Frauen sind meine Chancen gleich Null, Vince«

»Mierda! Rufen Sie sie morgen mittag an, Jim, in der Wohnung. Ich habe sie ziemlich schroff behandelt. Habe ihr verboten, vor Mitte nächster Woche im Büro aufzukreuzen.«

»Danke, Vince.«

»Jim«, sagte Grace. Sie weinte nicht. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn sie es getan hätte, denn so war es viel, viel ärger.

Er zog die Luft in die Lungen, sagte tonlos, denn der Klang ihrer Stimme, als sie seinen Namen ausgesprochen hatte, hatte ihn erschüttert:

»Grace - es tut mir leid, daß ich dir vorgeschlagen habe, es dir anzusehen. Aber schließlich -«

»Du konntest es ja nicht wissen. - Wie geht es dir, Jim?«

»Gut. Ich habe natürlich Kopfschmerzen, aber ein Splitter aus einem Engelsflügel genügt nicht, um einen Rush-Schädel kaputtzuschlagen.«

»Ein Splitter aus einem Engelsflügel?« Er erklärte es ihr. Sie sagte nur: »Ach so.« Die Stille summte, die Pause wurde immer länger. Schließlich stieß er beinahe weinend hervor: »Grace - bitte.«

»Jim«, antwortete sie leise, deutlich, langsam. »Das ist ein Ultimatum. Es tut mir leid, aber es geht nicht anders. Entweder du dankst ab, und zwar sofort; nimmst das nächste Flugzeug nach Hause, zu mir - oder es heißt Lebewohl. Lebewohl für immer, Jim.«

»Grace!«

»Ich halte das nicht aus. Du hast nicht das Recht, mich so zu Tode zu quälen. Mich um den Rest meines Verstandes zu bringen. Ich mußte dasitzen und zusehen, wie du dort standest, wie das Blut über dein Gesicht strömte, wie tapfer du durchhieltest. Du warst kriminell, idiotisch tapfer. Ich brauche keinen Helden, Jim, sondern einen Mann. Einen einfachen, guten, zärtlichen Mann. Der mich nicht auf diese Art umbringt.«

»Grace, ich kann jetzt nicht zurückkommen. Hör mir doch zu, Grace. Ich kann einfach nicht.«

»Dann lebe wohl, Jim. Ich werde in Zukunft weder fernsehen noch Zeitung lesen. Und wenn es mir dann jemand anderer erzählt, wird es vielleicht schon lange danach sein und ich kann sagen kann sagen -«

»Was, Grace?«

»Daß du jemand bist, den ich einmal gekannt habe.«

»Grace!«

»Lebe wohl, Jim«, flüsterte sie.

Dann klickte es in der Leitung.

Und dann Stille.

Und so wird auch das Ende der Welt sein, nicht wahr? dachte er.

12

Er erinnerte sich an Peter Reynolds' Bemerkung, daß General García Padre Pió im Erzbischöflichen Palais gefangenhielt und ihn nicht herausließ. Aber die Beziehungen zwischen Kirche und Staat in Costa Verde mußten seither besser geworden sein oder sich zumindest geändert haben, denn der Erzbischof saß an Jims Bett - in einer alten, fadenscheinigen Soutane mit ausgefranstem Saum, wie ein gewöhnlicher Dorfpfarrer.

»Wie geht es Ihnen, mein Sohn Jim?« fragte der Erzbischof.

Jim mußte lächeln. Er hatte ihn nicht mit »Herr Botschafter«, sondern mit »Hijo Jaime« - »Sohn Jim« angesprochen. Das war für das Wesen des alten Priesters bezeichnend; Padre Pió hatte den Namen sicherlich von Vince Gómez erfahren. Und er verwendete ihn, denn da er in gottgefälliger Einfalt lebte, bedeuteten ihm Rang und Titel sehr wenig. Vielleicht genausowenig wie sie Gott bedeuten.

»Sehr gut, Vater«, erwiderte Jim. »Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind. Ihr Besuch ehrt mich.«

»Unsinn« lachte Padre Pió. Sein Lachen klang voll und kräftig. Wenn man ihn nicht sah, hätte man glauben können, daß ein viel jüngerer Mann lachte. Seine Augen waren klein und dunkel und fröhlich und listig und voll Mitgefühl und voller Liebe. Voll jener Liebe, die nicht mehr begreifbar ist, weil sie fortdauert, anhält, unerschütterlich besteht, obwohl man genau weiß, wie die Menschen wirklich sind. Die Augen gehörten zu einem Gesicht, das durch den sandigen Wüstenwind aus braunem Granit gemeißelt oder duch einen Blitz aus dem Stamm eines Tamariskenbaums gebrannt worden war.

»Sie sehen nicht gerade blendend aus, mein Sohn Jim«, sagte der alte Priester. »Eigentlich sehen Sie wie der leibhaftige Tod aus.«

»Aber in Wirklichkeit geht es mir recht gut, mein Vater. Doktor Gómez entläßt mich morgen schon nach Hause.«

»So? Aber das, mein Sohn, bedeutet nur, daß Ihr Körper wieder gesund ist - oder zumindest beinahe gesund. Und warum auch nicht? Sie sind jung und kräftig. Aber der Ausdruck Ihrer Augen gefällt mir nicht. Er zeigt mir, daß ich keine Zeit verlieren darf. Und in meinem Alter, mein Sohn Jim, tut Eile nicht gut. Meine alten Knochen knarren, wissen Sie. Und mein Atem geht mühsam.«

»Und was erblicken Sie in meinen Augen, mein Vater, das Sie zur Eile drängt?«

Padre Pió betrachtete Jim ernst. Seine Stimme, die heisere, atemlose Stimme eines alten Mannes, klang plötzlich ruhig, volltönend, beinahe musikalisch. Irgendwie wärmer, tröstlich.

»Die abgrundtiefe Traurigkeit, mein Sohn Jim. Die verlorene Hoffnung. Die gleichbedeutend mit einer Beleidigung Gottes ist.«

»Ich - ich bin kein gläubiger Christ, Vater.«

»Ach so? Hmmm - nun, das könnte sich sogar als günstig erweisen. Wenn ich es mir recht überlege, ist es sogar besser. In diesem speziellen Augenblick. Und für Sie persönlich.«

Jim beobachtete den alten Priester. Er begriff jetzt, was Alicia gemeint hatte. Verstand es sogar irgendwie. Dieser alte Mann war wirklich ein großartiger Mensch. Wenn der Glaube an ein Märchen eine solche Persönlichkeit formte, einen solchen Charakter heranbildete, dann mußte dieses Märchen etwas für sich haben.

Er fragte: »Vater, Sie überraschen mich. Sie halten es für besser, nicht zu glauben?«

»Nein, ich halte es nicht für besser. Ich will damit nur sagen, daß es in Ihrem Fall, jetzt, unter den gegebenen Umständen, das kleinere von zwei Übeln ist - jedenfalls, wenn Sie nicht zu lange

in diesem Zustand verharren. Denn wenn Sie sich der Vorstellung überlassen, daß das Leben keinen Sinn, daß es jeden Reiz verloren hat, ist es für Sie, als Ungläubigen, keine Gotteslästerung, vielleicht nicht einmal eine Sünde. Wenn ein Gläubiger dies täte, würde er dadurch Gottes Gnade, seine Vergebung, seine Liebe zurückweisen. Seine unendliche Macht, alles wieder zum Guten zu wenden. Und das, *Hijo Jaime*, wäre eine Sünde - eine Sünde, bei der es mir sehr schwerfallen würde, sie Ihnen zu vergeben, und bei der auch Gott gewisse Bedenken hätte.«

»Mein Vater, diese Überlegungen sind für mich zu kompliziert. Mein Kopf ist in Mitleidenschaft gezogen und funktioniert nicht sehr präzise. Das soll keine Entschuldigung sein. Was die Begriffe Religion und Gott betrifft, funktioniert er auch dann schlecht, wenn er vollkommen intakt ist. Ich verstehe sie einfach nicht - und auch Sie nicht, mein Vater.«

»Versuchen Sie es nicht erst, mein Sohn Jim«, lachte der alte Mann, »denn wenn ich so rede, spricht Gott aus mir. Und niemand erwartet von uns, daß wir ihn ganz verstehen. Nein, nein! Ich werde Ihnen keine Predigt halten. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß Predigten überhaupt keinen Sinn haben. Im Gegenteil, sie machen die Menschen widerspenstig und richten nur noch größeres Unheil an. Mein Sohn, ich war auf dem Friedhof in Ihrer Nähe, wahrscheinlich, weil Sie von der Plattform der Würdenträger hinuntergestiegen und zu den offenen Gräbern nach vorne gekommen sind, um jenen näher zu sein, die für Sie und an Ihrer Stelle gestorben sind. Habe ich recht?«

Jim blickte zu dem Gesicht des alten Mannes empor, das ihn an einen Wasserspeier erinnerte. In dieses großartige, häßliche alte Gesicht.

»Ja, mein Vater«, sagte er.

»Deshalb weiß ich, daß Sie Zeit genug gehabt haben, um

hinter einem Grabstein Deckung zu suchen, sich hinzuwerfen, wegzulaufen, zu entkommen. Und Sie haben es nicht getan. Ich frage Sie nur eines: War das ein Entschluß? Ich meine, haben Sie bewußt, überlegt darauf verzichtet, etwas Derartiges zu tun?«

»Und wenn es so gewesen wäre, mein Vater?«

»Würde es meine Aufgabe wesentlich erschweren. Aber ich würde deswegen keineswegs aufgeben, mein Sohn Jim. Gott bietet mir nicht täglich solches Menschenmaterial wie Sie.«

»Dann muß sich Gott in Schwierigkeiten befinden. Not leiden.«

»Oder er erkennt in seiner unendlichen Weisheit vielleicht viel besser als wir, welches Material gut und welches schlecht ist und welches sich ausgezeichnet eignet. Aber jetzt hören Sie auf, sich um eine klare Antwort herumzudrücken, mein Sohn. Hatten Sie beschlossen, gegen Ihre Ermordung nichts zu unternehmen, so daß es eigentlich Selbstmord war? Oder in Ihrem Fall zumindest ein Selbstmordversuch?«

Jim dachte nach und sagte dann langsam:

»Nein, mein Vater. Nicht bewußt. Die Frage ist schwer zu beantworten. Ich war entsetzt. Stand unter Schockwirkung. Ich konnte mich nicht bewegen, mein Vater. Aber - ja. Es gab einen Augenblick, ein Aufblitzen, einen halben Herzschlag, als ich mich nicht bewegen wollte. Als der Tod so einfach zu sein schien. Und eine solche Erleichterung bedeutete eine wahre Erleichterung.«

Padre Pió beugte sich vor und blickte Jim in die Augen.

»Und jetzt scheint er noch einfacher zu sein. Eine noch größere Erleichterung. Und diesmal ganz bewußt. Habe ich recht, mein Sohn?«

»Ja, mein Vater.«

»Warum?«

»Spielt das eine Rolle?«

Padre Pió dachte nach.

»Nein, es spielt keine Rolle. Wenn man unrecht handelt, sind die Gründe beinahe immer unwichtig. Mein Sohn Jim, glauben Sie an mich? Nicht als Diener Gottes, sondern als Mensch? Als Mensch, der Sie weder täuschen noch belügen will? Als uralten Gesprächspartner, der ein gewisses Maß an Erfahrung besitzt? Sie kennen das Sprichwort ›Der Teufel weiß eher deshalb so viel, weil er so alt ist, als deshalb, weil er der Teufel ist‹?«

»›*El diablo sabe mas por viejo que por diablo.*‹ Ja, mein Vater - auf beide Fragen. Ich kenne das Sprichwort und ich glaube an Sie.«

»Gut. Dann will ich Ihnen einen akzeptablen Vorschlag machen. Er ist sehr einfach: Sie sollen nur fair handeln. Gott eine Chance geben. Denn wenn Sie aus eigenem Antrieb diese Welt verlassen oder es unseren gemeinsamen Gegnern möglich machen, Sie aus dieser Welt zu entfernen, kann nichts mehr geändert, gelöst oder bewiesen werden. Denn ich bin bereit, jede Wette mit Ihnen einzugehen, daß sich innerhalb der nächsten zwei Wochen für Sie sehr viel geändert haben wird, daß Sie beginnen werden, das Leben als das zu sehen, was es ist - ein Vorrecht. Eine Gelegenheit zu dienen, Gutes zu tun, Ihre vergleichsweise kleinen Kümmernisse angesichts der ungeheuren Leiden der Menschheit zu vergessen.«

»Wird diese Änderung die Verantwortung für dreiundvierzig Tote von meiner Seele nehmen, mein Vater?«

»Nein. Und das soll sie auch nicht. Das sollte überhaupt nie geschehen, mein Sohn Jim. Diese Erinnerung soll Ihnen erhalten bleiben. Sie sollen an ihr leiden. Sie für ewig als Ihre Bürde tragen. Sollen sie sogar lieben lernen, wie die Heiligen ihre Stigmata, obwohl sie schmerzen und bluten. Gott hat Ihnen das gegeben, um Sie daran zu erinnern, wie sehr Sie ihm gehören. Und Sie müssen würdig werden - dieser Toten, mein Sohn.«

Nachdem Padre Pió gegangen war, lag Jim auf seinem schmalen Spitalsbett und stellte fest, daß er sich besser fühlte. Er wußte nicht, warum. Es gab keinen vernünftigen Grund dafür , außer vielleicht die Wirkung von Padre Piós Persönlichkeit. Er dachte darüber nach, versuchte zu analysieren, warum es so war, als Tomas mit einer rundlichen und hübschen Frau Anfang vierzig hereinkam. *»Laura, mi esposa«*, sagte er.

»Es ist mir eine Ehre«, erwiderte Jim.

»Encantarían, Señor Embajador«, sagte Laura.

»Jetzt setz dich hin und sei ruhig«, befahl Tomas seiner Frau auf englisch.

Dann nahm er ein kleines, schwarzes Transistorradio aus der Tasche und zeigte es Jim. Er schaltete es ein. Es gab genausowenig ein Geräusch von sich wie die Apparate in der Botschaft und der Villa. Tomas steckte es wieder in die Tasche, ohne es abzuschalten.

»Für alle Fälle«, erklärte er Jim.

»Die Wachen?« flüsterte Jim und deutete zur Türe.

»Sprechen nicht englisch.«

»Sind Sie sicher?«

»Vollkommen.«

»Gut. Was ist jetzt los?«

»Das ist ja die Schwierigkeit, Sir, ich weiß es nicht. Sie haben etwas vor, aber da sich ihre Pläne mit einer Person befassen, die nicht einmal in Costa Verde lebt, verstehe ich nicht...«

»Und diese Person ist?«

»Doña Alicia Villalonga, die Frau unseres gemeinsamen Freundes Peter Reynolds.«

»Mein Gott!«

»Sir - sie wissen von den vier Kleidern, die Sie für sie gekauft haben.«

»Woher zum Teufel können sie das wissen, Tomas?«

»Weil ich es ihnen gesagt habe, Sir. Erinnern Sie sich, daß Sie mir letzte Woche, genau an dem Tag, an dem man dann auf Sie schoß, befohlen haben, die Kleider einzupacken und mit Diplomatenpost an Mrs. Reynolds zu schicken? Ich mußte ihnen das sagen, Sir. Eines der Mannequins hatte geredet. Die kleine mit dem himmlischen Po.«

»Tomas, das Mannequin wußte nicht, wem ich die Kleider schicken wollte. Sie wußte nur, daß ich sie gekauft habe.«

»Das weiß ich, Herr Botschafter. Aber der Kauf selbst genügte, um ihre Neugierde zu erregen. Ein Botschafter kauft vier Damenkleider. Teure, sehr elegante Kleider. Ein Botschafter, der nicht verheiratet ist. Auch keine Schwester hat. Und keine Tochter. Überhaupt keine weiblichen Verwandten. Was bleibt dann übrig, Sir?«

»*Una Guerida*. Eine Geliebte.«

»Richtig, Sir. Logischerweise hätte ihr nächster Schritt sein müssen, daß sie sich mit der *Señora de Nivens* befassen, nicht wahr? Es besteht kein Zweifel daran, daß sie über Ihre Beziehungen zu Mrs. Nivens informiert sind. Ferngespräche abzuhören, ist für den Sicherheitsdienst eine Routinemaßnahme.«

»Und sie haben es nicht getan?«

»Das weiß ich nicht. Vielleicht haben sie sich mit ihr beschäftigt. Ich weiß nur, daß sie mich nicht nach ihr gefragt haben. Mit keinem Wort. Können Sie sich vielleicht denken, Sir, warum sie diese Möglichkeit ausgeschlossen haben?«

»Ja. Zwei. Wir haben unsere Beziehung abgebrochen.«

»Das tut mir leid, Sir.«

»Mir tut es noch mehr leid. Aber ein viel triftigerer Grund ist, daß ihre Leute in den Staaten Grace gesehen haben und daher genau wissen, daß die Kleider nicht für sie bestimmt sein

können.«

»Wieso können sie das genau wissen?«

»Mrs. Nivens ist einen Meter achtzig groß.«

»Du meine Güte, Sir! Dann muß es ziemlich unbequem für Sie sein, sie zu küssen, nicht wahr?«

»Nicht, wenn sie mir entsprechend entgegenkommt. Aber zurück zum Thema, Tomas. Warum mußten Sie ihnen sagen, daß ich diese Kleider für Alicia gekauft habe?«

»Weil ich mich sonst verraten und meinen Hals in *el Garrota Vil* gesteckt hätte. Sie haben mich gefragt, ob die Kleider vielleicht für Doña Alicia Villalonga bestimmt sind, die Witwe nach Don Emilio Duarte y Marin, die jetzt in zweiter Ehe mit dem berühmten nordamerikanischen Journalisten Don Peter Reynolds verheiratet ist. Wörtlich.«

»Also sagten Sie ›Ja‹. Nun, Sie haben recht. Sie mußten eine Antwort geben. Aber woher zum Teufel hatten sie -«

»Ihren Namen? Das weiß ich wirklich nicht, Sir, genausowenig wie mir bekannt ist, warum sie Mrs. Nivens ausgeschieden hatten, bevor sie mich zum Verhör holten. Haben Sie damals mit Doña Alicia telefoniert? Oder hat sie -«

»Mich je angerufen? Nein, keines von beiden, Tomas. Ich kann mir nicht vorstellen - o Gott!«

»Was haben Sie, Sir?«

»Weil mir gerade klar wird, woher sie Alicias Namen haben. Peter hat Vince Gómez angerufen und sich nach mir erkundigt. Er und Alicia sahen es im Fernsehen, als ich gerade in ›Tod am Nachmittag‹ mitwirkte. Und er erwähnte Vince gegenüber, daß Alicia sich fürchterlich aufgeregt hatte, als sie zusah, wie ich erschossen wurde.«

»Und deshalb nehmen sie wahrscheinlich jetzt an, daß Mrs. Reynolds die Frau in Ihrem Leben ist, Sir. Und nun stellt sich die Frage: Was wollen sie jetzt mit ihrem Wissen anfangen? Sie

ist dort, Sie sind hier. Außer sie planen, genau in diesem Punkt eine Änderung herbeizuführen, ich meine, die hinderliche Entfernung zu beseitigen.«

»Sie glauben, daß sie Alicia tatsächlich entführen würden?«

»Das weiß ich nicht. Es gibt nichts, was sie nicht wagen würden. Aber ich begreife nicht, worin der Vorteil einer solchen Taktik für sie bestehen würde. Daß sie drohen, Mrs. Reynolds zu töten, wenn Sie nicht tun, was sie wollen? Dazu müßten sie zuerst zugeben, daß sie sie entführt haben, und dadurch würden sie sich den Zorn Ihrer Regierung zuziehen. Daß sie Mrs. Reynolds ihrer Kleider berauben, sie dann in Ihr Schlafzimmer sperren und erklären: ›Hier, *Señor Embajador*, ein kleines Geschenk für Sie. Gute Unterhaltung! Aber danach beweisen Sie uns Ihre Dankbarkeit, indem Sie Ihre Kongreßabgeordneten dazu überreden, uns die Spezialwaffen zu liefern, die wir dringend benötigen!‹«

»Ergibt keinen Sinn. Der Schuß würde nach hinten losgehen. Wie kann ich ihnen nützen, wenn das Außenministerium mich abberuft, weil ich in einen derart saftigen Skandal verwickelt bin? Weil ich eine verheiratete Frau von ihrem Mann und ihren drei Kindern entführen ließ, um zu einem bißchen Geschlechtsverkehr zu kommen? Wenn ich so etwas Abscheuliches täte, würde meine Regierung mich nämlich todsicher zurückholen. Ich habe García & Co. nie für dumm gehalten, Tomas. Die wissen ganz genau, daß ein solcher Streich überhaupt keinen Sinn hat. Aber es wird auf jeden Fall besser sein, wenn ich Alicia und Peter warne.«

»Wie?«

»Du meine Güte, Tomas. Darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht.«

»Einen Brief würden sie jedenfalls öffnen. Von einem Telegramm würde derjenige, der es durchgibt, eine Kopie anfertigen. Telefongespräche und Funkverkehr werden abgehört.

Die Diplomatenpost? Zu langsam. Und wer weiß, ob sie sie wirklich respektieren.«

»Was bleibt also?«

»Ich bin dafür, daß wir gar nichts unternehmen. Zumindest im gegenwärtigen Augenblick. Bis wir echte Beweise dafür besitzen, daß sie etwas gegen Doña Alicia im Schild führen. Aber eigentlich glaube ich nicht daran. Ich bin auch nicht der Ansicht, daß sich Mrs. Nivens in Gefahr befindet. Wenn Sie jemanden in diesem Land hätten, der Ihnen nahesteht, besonders eine Einheimische, die sich überhaupt nicht wehren kann, würde das viel besser zu der von ihnen bevorzugten Vorgangsweise passen. Sagen Sie, Sir, Sie sind doch nicht ernstlich an dem kleinen Mannequin interessiert, oder? Roberto hat erzählt, daß Sie ihren süßen kleinen -«

»Tomas, ich bitte Sie!« rief Jim mit einem Seitenblick auf Laura.

»Ach, soviel Englisch versteht sie nicht. Also, Sir, zu der kleinen *maniquí.* Sie -«

»Nein, Tomas.«

»Das ist gut. Nun, Sir, ich nehme an, das war alles, außer Sie haben sonst noch Aufträge für mich.«

»Nein, Tomas. Bereiten Sie nur morgen in der Villa alles für meine Rückkehr vor.«

Als Tomas und seine Frau gegangen waren, überlegte Jim:

La República de Paranoica! Hier wird jeder verrückt. Vielleicht hat Grace recht. Vielleicht sollte ich doch aus diesem Irrenhaus fliehen. Zurücktreten. Nach Hause fahren.

Und die arme Jenny in den Händen dieses Schweinehundes lassen. Zulassen, daß Harper und seine Freunde die Ostküste der USA mit Heroin überschwemmen. Eine Regierung an der Macht lassen, für die Folterungen zum Alltag gehören. Oder zusehen, wie anständige Menschen, wie Vince, Padre Pió, Tomas, bei der

nächsten Revolution Mördern in die Hände fallen.

Größenwahn! Ein sechsundvierzigjähriger, schäbiger kleiner Kerl namens Jim Rush will das Unrecht beseitigen, Mädchen aus Bedrängnis retten, Drachen töten, gegen Windmühlen kämpfen.

Nein. Ein sechsundvierzig Jahre alter Mann will es versuchen, obwohl er Angst hat. Will sich wenigstens nicht vor dem Bösen ducken, wenn es mit überwältigender Macht angreift. Er wird es sicherlich nicht schaffen. Aber er wird aus seinem Versagen - wie hat es doch Padre Pió formuliert? O ja: er wird sein Versagen zu einem Fanal machen, das jener dreiundvierzig Toten würdig ist. Damit sie endlich aufhören, ihn in seinen Träumen heimzusuchen. Damit sie nur still auf seiner Seele liegen. Und sich und ihm etwas Ruhe gönnen.

Am nächsten Tag befolgte Jim bei seiner Rückkehr in den am Fuß der Sierra gelegenen Wohnsitz des Botschafters Doktor Gómez' Rat und legte sich wieder ins Bett, obwohl er sich eigentlich ganz wohl fühlte, bis auf unaufhörliche dumpfe Kopfschmerzen, die von dem Sprung in der Schädeldecke herrührten, den der Granitsplitter verursacht hatte.

Tomas brachte Jim einen leichten Lunch auf einem Tablett, aber noch bevor er essen konnte, hörte er schon wieder Schüsse. Auf dem Hügel hinter der Villa, nicht sehr weit entfernt. Genügend nahe, damit er zwischen dem scharfen Rattern der Schmeissers, mit denen die Polizei von Costa Verde ausgerüstet war, und dem viel langsameren, schweren Stackato der modernen, von den Guerillas verwendeten Ak 47 unterscheiden konnte. Die Ak 47 konnten sowohl für Einzel- als auch für Dauerfeuer verwendet werden. Sie waren viel treffsicherer als die Schmeissers, und deshalb hatte die Polizei von Tag zu Tag mehr Verluste. Aber bis jetzt hatten die Guerillas noch nie versucht, regelrechte Schlachten zu liefern. Sie schlugen rasch

zu und verschwanden ebenso rasch.

»Wieder?« fragte Jim.

»Ja«, antwortete Tomas. »Ich nehme an, es ist die gleiche Bande wie auf dem Friedhof, Sir. Sie haben sie nie erwischt. Hören Sie nur! Ein ganz schönes Feuergefecht, nicht wahr? Ich habe es noch nie erlebt, daß Guerillas so lange durchhalten.«

Der Kampf auf dem Hügel dauerte volle fünf Minuten. Jim saß schwitzend im Bett und versuchte, nicht zu auffallend zu zittern, bis es endlich vorbei war. Bis die Stille kaum mehr zu ertragen war.

»Tomas«, begann er, aber das schrille Läuten des Telefons unterbrach ihn mit einer Dringlichkeit, die, wie er jetzt wußte, auf ein Ferngespräch schließen ließ. Er hob ab.

»Mister Rush?« fragte Graces Stimme.

»Grace!« antwortete er, beinahe sprachlos vor Glück.

»Du bist selbst am Apparat! Gut! Ich habe mir geschworen, dich nie mehr anzurufen. Und nach diesem Gespräch werde ich mich an meinen Vorsatz halten. Nur kann ich noch immer nicht glauben, daß du solch ein Schweinehund bist, Jim!«

»Mein Gott!«

»Beantworte mir bitte nur eine Frage: Hast du bei Geri Pyle vier Kleider gekauft - für eine Freundin?«

»Ja, Grace.«

»Gestern abend kam ein merkwürdiges Paar in meine Wohnung. Sie fragten mich, ob ich die Kleider hätte, die du bestellt hast. Behaupteten, es wäre beim Versand ein Irrtum passiert. Daß die Größen und Farben nicht stimmten. Daß du etwas anderes bestellt hättest.«

Er dachte: Die dreckigen Schweine! Laut sagte er: »Hör zu, Grace -«

»Nein, jetzt hör du einmal zu, Jim. Ich erklärte den beiden, daß sie sich irren. Daß du keine Kleider geschickt hast -

jedenfalls nicht mir. Sie entschuldigten sich überschwenglich - sie sprechen Englisch mit einem leichten Akzent. Dann sagte die Frau: *›No puede ser ella. Mírela, Juan, esa es demasiada grande!‹«*

»Und du hast das verstanden?«

»Nein. Aber mein Gehör ist ausgezeichnet. Also habe ich den Satz vor Ruth Pinilla in unserem Büro wiederholt. Und sie hat ihn mir wortgetreu übersetzt: ›Sie kann es nicht sein. Sieh, Juan, sie ist zu groß.‹ Also spielte wieder einmal meine Größe eine Rolle.«

»Grace, bitte.«

»Es ist nicht weiter wichtig, Jim. Wichtig ist nur, daß es vorher ein anderes Mädchen gegeben hat. Ein süßes, kleines, romantisches Mädchen, denn wer sonst könnte Geri Pyles Anden-Modelle tragen? Sicherlich nicht jemand wie ich.«

»Grace, du irrst dich. Ich habe diese Kleider für die Frau eines guten Freundes gekauft, der -«

»Jim, müßiger Sex ist kein Zeitvertreib, dem ich nachsichtig gegenüberstehe. Du solltest das auf Grund meiner traurigen Lebenserfahrung wissen. Und du wolltest, daß ich es weiß, nicht wahr? Es erfahre? So daß du mir das Telefongespräch von neulich heimzahlen kannst, die Dinge, die ich sagte, weil ich unter Schockeinwirkung stand. Na schön, Jim, wenn es dich tröstet - es hat weh getan. Du hast mich noch ein paar Tränen mehr gekostet. Aber das wird nicht mehr vorkommen. Das verspreche ich dir. Nie wieder.«

»Grace -«, begann er, aber der Krach, mit dem sie den Hörer auf die Gabel warf, schnitt ihm das Wort ab. Er sagte leise »O verdammt« und wußte, daß es keinen Sinn hatte, sie nochmals anzurufen.

Am nächsten Tag, nachdem der Botschaftssekretär telefonisch

einen Termin vereinbart hatte, überreichte er Don Manuel García Herredia, Staatsoberhaupt der Republik Costa Verde und Oberkommandierender ihrer Streitkräfte, sein Beglaubigungsschreiben.

Da die Militärs, die einen solchen Rang erreichen, in Lateinamerika meist begüterten Bevölkerungskreisen entstammen und daher von frühester Kindheit an überreichlich ernährt werden, übertraf der General Jim körperlich in jeder Hinsicht. Da er außerdem ein *Mestizo* der gleichen tluscolanischspanischen Herkunft war wie Alicia Villalonga und die positiven körperlichen Anlagen beider Elternteile geerbt hatte, war er ein überaus gut aussehender Mann, was natürlich Jims immer latente Minderwertigkeitsgefühle verstärkte.

General García begrüßte den neuen Botschafter mit ernster Höflichkeit. Er beugte sich dabei vor und etwas hinunter, mit jener unwillkürlichen Geste, die große Menschen Jim gegenüber beinahe immer zeigten und die Jim jedesmal auf die Nerven ging. Der General befand sich in Begleitung seines Protokollchefs, Oberst Elias Garay Bustamontes, des Leiters der Sicherheitsabteüung, Don Raoul Pérez de la Valle, und seines Adjutanten Don Pablo Fuentes Toralba.

»Herr Botschafter«, eröffnete General García das Gespräch, nachdem alle Platz genommen hatten, »gestatten Sie mir, Sie zu Ihrer Haltung und Selbstbeherrschung beim Begräbnis zu beglückwünschen. Ich bin einer Meinung mit den Berichten in den Zeitungen. Bitte, Elias, zeigen Sie dem Herr Botschafter die Artikel.«

Oberst Garay reichte ihm die Blätter. *»Gasto Heroico del Embajador Estadounidense«* (Heroische Geste des US-Botschafters), lautete eine der Schlagzeilen; *»Valiente Comportamiento del Embajador Norteamericano«* (Tapfere Haltung des nordamerikanischen Botschafters) die nächste; *»Valor y Dignidad«* (Tapferkeit und Würde) hieß der Begleittext eines Fotos, auf dem sein blutüberströmtes Gesicht zu sehen

war.

»Ich danke Ihnen, Exzellenz«, erwiderte Jim.

»Deshalb«, fuhr General García fort, »ergreife ich die Gelegenheit, um Ihnen *La Orden del Mérito Caballeresco* zu verleihen, die höchste *Condecoración,* die wir Ausländern verleihen können. Elias, holen Sie bitte die Fotografen herein.«

Der Oberst macht ein Zeichen.

»Aber, Eure Exzellenz!« protestierte Jim. »Ich habe diese Ehre durchaus nicht verdient. Es scheint mir kaum passend, daß ich nur deshalb eine Medaille erhalte, weil ich einem Mörder als Zielscheibe gedient habe.«

»Überlassen Sie es bitte uns, Ihre Verdienste entsprechend zu würdigen. Ihre Weigerung, trotz Ihrer Verletzung den Friedhof zu verlassen und dadurch die Feierlichkeiten zu stören, sichert Ihnen den Respekt und die Bewunderung aller Einwohner von Costa Verde. Wenn Sie die Freundlichkeit hätten, sich zu erheben, Herr Botschafter...«

Jim stand auf. General García legte ihm das breite purpurrote Band mit dem großen, emaillierten Goldkreuz um den Hals und umarmte ihn mit einem *abrazo,* daß ihm die Rippen krachten, während die Blitzlichter der Pressefotografen aufflammten.

Jim war klar, daß dieses Bild am nächsten Tag in allen inländischen und zahlreichen ausländischen Zeitungen erscheinen würde. Und damit bin ich politisch abgestempelt, dachte er bitter. Eine costaverdianische Auszeichnung stößt auf Verachtung in jedem halbwegs liberalen Land. Jetzt brauche ich nur noch eine von Pinochet, dann bin ich erledigt.

Indessen verbeugte er sich: »Ich danke Eurer Exzellenz und dem Volk von Costa Verde für diese wirklich unverdiente Ehre.«

»Setzen wir uns und plaudern wir ein wenig, Herr Botschafter«, schlug General García vor. »Vielleicht finden wir

eine Lösung für das verteufelt schwierige gesellschaftliche Problem, das Sie für uns darstellen.«

»Ein Problem? Und noch dazu ein gesellschaftliches?«

»Die Tatsache, daß Sie keine Frau haben, Don Jaime«, erklärte General García überaus jovial. »Ein echtes gesellschaftliches Problem. Der Winter steht vor der Türe. Wir befinden uns südlich des Äquators, wie Sie wissen, also in der Ihrer Heimat konträren Jahreszeit. Und da unser Klima im Winter recht angenehm ist, ist er gleichzeitig unsere Saison für Festlichkeiten. Bälle, Theateraufführungen, Soirées, Opernabende, Ballettvorführungen, Pferderennen, Stierkämpfe, was immer Sie wollen.«

»Ich habe davon gehört.«

»Und da stellt ein unverheirateter Botschafter ein verteufeltes Problem dar. Sie haben leider bereits am eigenen Leib erfahren, daß wir praktisch mit einer permanenten roten Revolte leben. Aber wenn wir jetzt auch noch mit einem Bürgerkrieg innerhalb der weiblichen Bevölkerung fertig werden sollen, bin ich überfordert. Raoul, was schlagen Sie vor? Daß wir an einem schönen Sonntag alle nicht in festen Händen befindlichen jungen Damen zu einem Freistilringkampf in die Stierkampfarena sperren und der Gewinnerin der Konkurrenz Don Jaime als Siegespreis überreichen?«

»Das wäre Don Jaime gegenüber kaum fair«, meinte der Leiter der Sicherheitsabteilung. »Ich schlage vor, daß wir eine Schönheitskonkurrenz mit unserem ritterlichen Botschafter als einzigem Juror veranstalten. Die Gewinnerin erhält den Posten seiner offiziellen Begleiterin für die Wintersaison. Welche anderen Preise Don Jaime ihr noch zugesteht oder welche weiteren - äh - Pflichten er ihr auferlegt, wäre natürlich ihm allein überlassen.«

»Meine Herren, Sie erweisen mir zu viel Ehre«, protestierte Jim. »Aber gestatten Sie mir die Bemerkung, daß ich über Ihre

freundlichen Vorschläge erstaunt bin. Ich war schon in zahlreichen lateinamerikanischen Staaten im diplomatischen Dienst, bin sogar in Südamerika geboren, und habe als Kind Ihre Sprache gesprochen, bevor ich die meines Landes erlernte. Deshalb weiß ich, daß einer der wichtigsten Grundsätze in Ländern, in denen Spanisch oder Portugiesisch Staatssprache ist, folgendermaßen lautet: ›Kritisiere nie das Land und laß verdammt die Finger von den Frauen! ‹«

Alle lachten herzlich.

»Aber wir denken anders, Señor Embajador«, meinte Pablo Fuentes, »wir haben das Gefühl, daß die heftige Neigung unserer Nachbarn zur Eifersucht allzu primitiv und unzivilisiert ist. Ganz abgesehen davon, daß sie vor allem ein Beweis von Minderwertigkeitskomplexen ist.«

»Spaß beiseite, Don Jaime«, unterbrach General García jetzt in ernstem, väterlichem Ton, »man hat mir gesagt, daß Sie Ihre liebe Frau vor mehr als fünf Jahren verloren haben. Wenn ich auch Ihre Trauer respektiere, mein Freund, finde ich doch - obwohl ich nur ein rauher Krieger bin -, daß man auch in dieser Hinsicht zuviel des Guten tun kann. Glauben Sie nicht selbst, daß es höchste Zeit ist, etwas gegen Ihre bestimmt bedrückende Einsamkeit zu unternehmen?«

Also jetzt soll ich zur »Behandlung« überredet werden, dachte Jim, nicht wahr, meine Herren? Weil dieses ganze Gespräch, diese Witze abnormal sind. Dieses Gespräch könnte in keinem anderen mittel- oder südamerikanischen Land stattfinden. Kein *Latino* würde ein dreimal verfluchtes *Gringo*-Schwein auffordern, sich mit den Frauen seines Landes zu amüsieren. Aber hier paßt es euch in den Kram, was? Ihr überprüft sogar eine Gefälligkeit für einen Freund, schickt eure Spione aus, um eine Frau zu belästigen - die Frau, die ich liebe -, die viertausend Meilen entfernt in New York lebt. Jetzt werdet ihr mir gleich eine hausgemachte Mata Hari anbieten. Und nach dem, was Tomas mir erzählt hat, wird sie Alicia täuschend ähnlich sehen;

wahrscheinlich wartet sie schon im Nebenraum auf ihr Stichwort. Ein prächtiger Spaß, *Caballeros.* Ich soll wie ein Roboter ferngesteuert werden, und auf dem Umweg über mich auch mein Land. *De acuerdo,* ich werde mitspielen - zumindest so lange, bis ich sehe, wie ihr es anstellen wollt.

Er erwiderte: »Ich bin schon vor mindestens zwei Jahren zu dem gleichen Schluß gelangt, Eure Exzellenz. Aber da eine Heirat einen Vertrag darstellt, der die Zustimmung beider Partner erfordert, dürfte meine Erkenntnis keinerlei Ergebnisse zeitigen. Soweit ich feststellen konnte, ist nämlich die weibliche Hälfte der Erdbevölkerung nicht einmal bereit, mich als Weihnachtsgeschenk zu akzeptieren.«

»Unsinn!« lachte General García. »Sie unterschätzen sich, *amigo* Rush. Sagen Sie mir, was ziehen Sie eigentlich vor, *rubias o morenas?* Blondinen würden natürlich eine gewisse Schwierigkeit darstellen, weil es bei uns so wenige gibt.«

Das Foto! fiel es Jim plötzlich ein. Das Polaroid-Farbfoto, das Tim gemacht hat. Aber ich habe es doch zerissen. Wie, zum Teufel –

Er fragte: »Warum? Haben Sie die Absicht, eine Frau für mich aufzutreiben, *mi General?«*

»Um Himmels willen, nein. Die Ehe ist kein Zustand, den ich einem Mann aufzwingen möchte. Um die Wahrheit zu sagen, Don Jaime, ich gebe nur eine Frage weiter, die meine Frau mir gestellt hat. Ich regiere dieses Land, aber *mi* Luisa regiert mich. Und Ihr Junggesellentum ist Thema Nummer eins unter den braven Staatsbürgerinnen von Ciudad Villalonga. Die Damen haben seit Jahren keine so herrliche Gelegenheit mehr gehabt, sich als Heiratsvermittlerinnen zu betätigen. Ich werde natürlich mein möglichstes tun, um Sie vor ihnen zu schützen, aber das wird leider nicht viel helfen, Don Jaime. Wenn die Damen erst einmal die Fährte des Wildes aufgenommen haben, kann nur mehr ein Wunder das Opfer retten. Also was soll ich *mi*

adorable y adorada Luisa mitteilen, damit sie eine Liste wenigstens etwas zusammenstreichen kann, die jetzt schon fünf Foliobogen umfaßt?«

»Daß im Dunkeln alle Katzen grau sind, *mi General.«*

»Ha! Das ist gut. Und es stimmt außerdem. Aber Schluß mit diesem Thema - dem langweiligen Eheproblem. Ich möchte Ihnen viel lieber helfen, eine zärtliche, anschmiegsame Geliebte zu finden, obwohl Luisa und ihre Liga emanzipierter Frauen uns wahrscheinlich auf der Plaza de la Liberación vor ein weibliches Erschießungskommando stellen würden, wenn sie es erfahren. Jedenfalls habe ich ein Geschenk für Sie, und ich hoffe, daß Sie es verwenden werden, um weitere Zwischenfälle wie den auf dem Friedhof zu vermeiden.«

»Ein Geschenk, *mi General?«*

»Ja«, lächelte General García und läutete dem Butler. »Bringen Sie mir die Schachtel, Matías«, befahl er, als der Majordomo erschien.

Matías war nach kaum einer Minute mit einem großen Pappkarton wieder zurück. Er überreichte ihn Jim mit einer Verbeugung. Jim nahm ihn entgegen und öffnete ihn. Er enthielt eine Art khakifarbener Buschjacke, die genügend dick und schwer zu sein schien, um jedem Mann, der sie in diesem Klima trug, einen Hitzschlag zu garantieren.

»Es ist eine kugelsichere Weste«, erklärte der General. »Das neueste Modell. Heben Sie sie einmal hoch, Don Jaime. Bemerken Sie, wie leicht sie ist?«

Sie war tatsächlich überraschend leicht. Sie wog nicht einmal ein Drittel dessen, was Jim erwartet hatte.

»Die leichteste *Chaleco Antibala*-Ausführung«, dozierte der General. »Die Panzerschicht ist sehr dünn und flexibel. Hält die Kugeln nicht ab. Sie gibt nur nach, bremst sie ab, so daß die darunter befindliche Faserschicht sie auffängt. Die Kugeln spinnen sich in den Fasern in einen Kokon ein und bleiben

dadurch schon nach zwanzig Millimetern in dem hundert Millimeter starken Futter stecken. Funktioniert immer. Wir haben alle möglichen Kaliber daran ausprobiert, während ein Mann die Weste am Körper trug. Er bekam ein paar blaue Flecke von den schweren Kalibern ab, die aus nächster Nähe abgefeuert wurden, das war aber auch alles. Wollen Sie sie ausprobieren?«

Jim starrte ihn an.

»Wollen Sie damit sagen, daß ich das Ding anziehen und jemanden auf mich schießen lassen soll?« fragte er ungläubig.

»Natürlich nicht, wenn Sie nicht wollen, Don Jaime. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Raoul zieht die Weste an, und Sie schießen auf ihn.«

Jim sah, wie das Gesicht des Leiters des Sicherheitsdienstes grau wurde.

Aha, das ist also die Opposition, dachte er. Pérez de la Valle und Fuentes Toralba. Und der gerissene alte Schweinehund weiß es. Keine schlechte Idee, einen von ihnen durch den amerikanischen Botschafter umbringen zu lassen.

Er stellte bedauernd fest:

»Mi General, Sie haben den größten Feigling der westlichen Hemisphäre vor sich. Meine Hände würden so sehr zittern, daß niemand in meiner näheren Umgebung vor mir sicher wäre. Wahrscheinlich würde ich mir die große Zehe und Don Raoul die Nase wegschießen und dazu noch eine vorbeikommende Nonne ermorden. Ich danke Ihnen aufrichtig für ihr Geschenk, aber ich glaube Ihnen alles, was Sie darüber gesagt haben, und probiere es lieber erst aus, wenn unsere roten Freunde wieder einmal Lust verspüren, auf mich zu schießen.«

Sobald es ihm möglich war, verabschiedete er sich unter Hinweis auf eine gewisse Schwäche und Müdigkeit als Folge seiner Verwundung. General García umarmte ihn wieder, und die übrigen folgten seinem Beispiel. Der Leiter des

Sicherheitsdienstes vermutlich mit einem Gefühl echter Dankbarkeit, dachte Jim.

Roberto fuhr mit dem Wagen vor, und sie kehrten zu der knapp eine Fahrstunde entfernten Villa zurück. Jim lehnte sich in den beinahe sündhaft weichen Rücksitz der Limousine zurück und hielt die Schachtel mit dem unheilvollen Geschenk auf den Knien, einem Symbol für die Sackgasse, in die die westliche Zivilisation geraten war. Er hatte die eiskalte, unerschütterliche Vorahnung, daß sie die Villa nie erreichen würden, zumindest nicht lebendig, und außerdem noch die bittere Überzeugung, daß es überhaupt nicht der Mühe wert war, darüber nachzudenken, ob sie es schaffen würden oder nicht. Also dachte er gar nicht mehr daran. Er saß schweißüberströmt da, trotz der Luftkühlung, für die die Klimaanlage im Wageninneren sorgt, und wartete.

Aber seine Vorahnung erwies sich als falsch. Sie kamen pünktlich und ohne den geringsten Zwischenfall an. Als Jim Rush aber später die Ereignisse überdachte, die sich aus diesem Empfang ergeben hatten, fragte er sich, ob die Tatsache, daß er an diesem speziellen Abend heil und gesund heimgekehrt war, ein besonderes Glück oder ein besonderes Pech gewesen war.

Nach gewissenhafter Überlegung gelangte er zu dem Schluß, daß ein wenig von beidem zutraf.

Wie es das menschlich Schicksal ja im allgemeinen so an sich hat.

13

Das erste, was Jim sah, als sie sich der Residenz näherten, war ein VW-Golf, der vor der Einfahrt parkte. Dieses Fahrzeug wurde in keiner der Volkswagenfabriken außerhalb Deutschlands erzeugt, was bedeutete, daß der elegante kleine Wagen importiert war.

In der weiteren Folge war daraus zu schließen, daß das Fahrzeug einem Angehörigen der herrschenden Klasse Costa Verdes gehören mußte, denn die Einfuhrzölle für importierte Wagen waren exorbitant. Schließlich konnte man auf Grund der Lackierung des Wagens zu der Ansicht gelangen, daß er von einem Angehörigen der jüngeren Generation gefahren wurde. Das Fahrzeug war zitronengelb, mit einem grünen Streifen von fast zwanzig Zentimeter Breite, der sich auf beiden Seiten vom Kühler bis zum Heck erstreckte.

»Was soll das, zum Teufel, bedeuten?« sagte Jim zu Roberto.

Ein verständnisvolles Grinsen ging über Henriquez' Gesicht.

»Der Wagen gehört irgendeinem jungen Burschen, Sir«, sagte er, »dem das Benzin ausgegangen ist. Wenn Ihr Freund, Señor Crowley, einmal begonnen haben wird, das Öl zu fördern, das seine Leute an unserer Küste entdeckt haben, werden die Knaben ihren Vätern vielleicht genug *pesos* aus den Taschen ziehen können, um auch wieder heimfahren zu können...«

»Aber jemand, der sich ein solches Importfahrzeug leisten kann, kann doch auch...«

»Was Sie meinen, Sir, kann der Fahrer dieses Golf wahrscheinlich nicht«, belehrte ihn Henriquez. »Nur sein - oder ihr - Vater kann es. Und der benützt die schrecklich hohen Benzinpreise als eine Art von Erziehungsmittel. Er setzt Sohn oder Tochter auf schmale Ration, damit sie nicht zu weit herumfahren. Vielleicht bestraft er damit auch irgendwelche

Eskapaden, die er nicht verhindern konnte. Die heutige Jugend ist schwierig, Sir. Ich weiß das, ich habe auch solche Halbwüchsige zu Hause. Selbst wenn man sie mit einer sorgfältig geschälten Tamarindenrute prügelt, nützt es nichts...«

»Roberto«, unterbrach ihn Jim, »könnte das nicht ein Hinterhalt der Roten sein?«

»Sicher nicht, Sir! Sie würden niemals ein so auffallendes Fahrzeug benützen. Ein schwarzer Käfer mit gefälschtem Nummernschild, hinter einer Ecke geparkt, würde mich beunruhigen, aber dieser Wagen nicht. Sie können sich auf mich verlassen, Herr Botschafter. Ich habe Erfahrung in solchen Dingen...«

Das bezweifle ich nicht, dachte Jim, aber was ich bezweifle...

Wenn er ehrlich war, mußte er eingestehen, daß er nicht wußte, worauf sich seine Zweifel stützten. Es war eine Art von Vorahnung, die ihn nicht losließ, seit er den Präsidentenpalast verlassen hatte. Selbst Robertos Gelassenheit erschien ihm verdächtig. Er hatte den Chauffeur, der zugleich Leibwächter und Spion war, noch nie so gelassen gesehen. Dabei war er überzeugt, daß dieser Mann nichts dem Zufall überließ und nicht einmal seiner eigenen Mutter trauen würde. Aber jetzt auf einmal tat *Teniente Coronel Henriquez* von der *Seguridad Nacional*, als sei dieser kleine Wagen, unmittelbar neben der Einfahrt zur Residenz, die selbstverständlichste Sache der Welt.

Ganz so, als ob er längst gewußt hätte, er werde dort stehen. Je mehr Jim diese Möglichkeit erwog, desto plausibler erschien sie ihm. Das konnte die »Sonderbehandlung« sein. Jetzt, in dieser Nacht. Die Tochter einer wohlhabenden Familie, die sich einen importierten Wagen leisten konnte und gezwungen wurde, die Hure zu spielen, weil García und Genossen ihren Vater, Bruder oder Geliebten in ihren Folterkammern festhielten...

Der bloße Gedanke bereitete ihm Übelkeit. Wie wenig sie mich kennen, dachte er.

Roberto ließ die Hupe ertönen. Die Wachen kamen aus ihren Schilderhäuschen hervor und öffneten das Einfahrtstor. Der große Cadillac fuhr langsam zum Gebäude der Residenz empor.

Dort öffnete Roberto die Autotüre und sagte: »Sir, ich nehme an, daß Sie den Wagen heute nacht nicht mehr brauchen werden.«

Hatte er die Worte »heute nacht« besonders betont? Jim war nicht sicher. Vielleicht sind es nur meine überreizten Nerven, dachte er.

»Nein, Roberto«, sagte er zu dem Chauffeur, »alles, was ich brauche, sind zwölf Stunden Schlaf.«

»Den werden Sie haben«, erwiderte Roberto in einem Ton, aus dem man schließen konnte, daß er eher das Gegenteil meinte.

»Eine recht gute Nacht, Sir!«

Jim ging die Stiege hinauf. An der Eingangstür standen zwei amerikanische Marineinfanteristen, die hier Wachdienst versehen durften, weil die Residenz - ebenso wie die Botschaft - auf Grund eines bilateralen Abkommens als exterritorial galt. Sie salutierten und lachten ihn dabei an - zustimmend, wie es ihm schien. Sogar mit einem Übermaß an Zustimmung.

Wenn er in seiner fünfundzwanzigjährigen Tätigkeit in der Diplomatie etwas gelernt hatte, dann war es die Notwendigkeit, Abstand zu wahren. Er schätzte diese stämmigen, sauberen jungen Leute von der Marineinfanterie sehr, ja er bewunderte sie geradezu, aber er wußte, daß allzuviel Vertraulichkeit nicht am Platz war. Disziplin und Respekt konnten nur gewahrt bleiben, wenn es eine gewisse Distanz gab.

So sagte er nur »Gute Nacht, Leute«, und sie antworteten: »Gute Nacht, Herr Botschafter.«

Hatten sie dabei leise gelächelt oder bildete er es sich bloß ein? In der Halle erwartete ihn Tomas.

»Sir«, zischelte der Majordomo, »oben im Schlafzimmer. Ein junges Mädchen!«

Jim starrte Tomas an und sagte zögernd: »Sie haben sie nicht hinausgeworfen? «

»Das konnte ich nicht, Sir. Zuerst müßten wir doch feststellen, wer sie geschickt hat. Und warum sie geschickt wurde. Außerdem«, sagte Tomas lächelnd, »habe ich mir gedacht, Sie sollten sich das Mädchen ansehen, Herr Botschafter, bevor wir es hinauswerfen!«

»Um Himmels willen, Tomas«, erwiderte Jim, »sagen Sie nicht, daß es das kleine Mannequin ist!«

»Nein, Sir. Wenn Sie mich fragen, etwas Besseres, sogar etwas viel Besseres. Wenn die Rollen vertauscht wären, Sir, das heißt, wenn jemand ein derartiges Prachtstück aus meinem Schlafzimmer entfernen würde, ohne daß ich mir selbst ein Urteil hätte bilden können, würde ich sehr böse.«

»Seien Sie kein Narr, Tomas! Natürlich schicken sie eine Schönheit. Aber Sie hätten mir die unangenehme Aufgabe ersparen können, unhöflich zu sein. Übrigens: Wer weiß, daß sie oben ist? Außer Ihnen selbstverständlich!«

»Die Wachen am Eingang und die Marineinfanteristen.«

»Sehr fein! Natürlich die Marineinfanteristen.«

»Ja, Sir. Sie haben ihre Handtasche durchsucht. Sie hat ihnen aber auch gleich ihren Strumpfbandgürtel gezeigt, damit sie sehen, das sie dort kein Messer versteckt hat. Die Burschen haben das sehr genossen. Auch mit einem Abtasten, um festzustellen, ob sie nicht sonstwo eine Waffe verborgen hat, war sie einverstanden. Aber dabei dürfte der eine ein wenig zu weit gegangen sein - den Ausdrücken nach zu schließen, mit denen sie ihn belegt hat...«

»Und was hat sie den Wachen sonst gesagt?«

»Das sie Ihre kleine Freundin ist. Ich glaube, so hat sie sich

ausgedrückt...«

»Das ist ja großartig!« sagte Jim.

»Sir«, ermahnte ihn Tomas, »seien Sie nicht voreilig. Ich meine, werfen Sie das Mädchen nicht gleich hinaus.«

»Warum denn nicht, Tomas?« fragte er unwillig.

»Wenn sie ihren Auftrag nicht erfüllt, kann das schlimm für sie enden. Vielleicht steht sogar ihr Leben auf dem Spiel oder das einer ihr nahen Person. Das wissen Sie doch auch, Sir.«

Er wußte es tatsächlich. Er dachte an das, was ihm Alicia Reynolds und vor allem Marisol O'Rourke erzählt hatten. Mit welchen Mitteln Costa Verdes *Seguridad Nacional* Frauen, denen niemand die Erfüllung schmutziger Aufgaben zugetraut hätte, in ihre Dienste zwang. Diese Frauen waren in einem weit höheren Ausmaß die Opfer eines gnadenlosen und grausamen Systems als die ausländischen Geschäftsleute, Diplomaten, Offiziere und Wissenschaftler, die sie verführen, korrumpieren und ausspionieren sollten. Was ihn selbst betraf, so war das Vorhaben der Geheimpolizei in geradezu tragisch-ironischer Weise von vornherein zum Scheitern verurteilt, denn es beruhte auf einer Fehleinschätzung von gigantischem Ausmaß. Diese Fehleinschätzung, von der die Geheimdienstleute freilich selbst durch langatmige und eindringliche Erklärungen nicht abzubringen gewesen wären, lag darin, daß es einfach beim besten Willen nicht möglich war, ihn zu irgend etwas zu verführen oder ihn zu erpressen. Natürlich saßen in Senat und Repräsentantenhaus seine Freunde und Freunde seines Vaters. Natürlich hatten einige von ihnen, vor allem die älteren, wichtige Positionen inne, waren z.B. Vorsitzende von Ausschüssen, die über Wirtschafts- und Militärhilfe an ausländische Staaten entschieden.

Aber es war völlig unmöglich, Menschen von autoritärem Geist und diktatorischer Gesinnung, die ihr Leben lang ein Land wie Costa Verde beherrscht hatten, davon zu überzeugen, wie

wenig dies bedeutete. Wenn er, Jim Rush, seinem besten Freund im Kongreß das Ansinnen stellen würde, die Militärhilfe für Costa Verde zu erhöhen und diesem Land bestimmte, besonders für die Guerillabekämpfung geeignete Waffen zu liefern, würde dieser beste Freund bloß lachen, ihn zu einem Drink einladen und sagen: »Jim, von mir bekommen diese Schweinehunde nichts.« So und nicht anders würde die Antwort lauten, aber das konnte ein Mensch wie General García natürlich nicht verstehen. Selbst dann nicht, wenn Jim ihm persönlich diese Antwort übermittelte. Der General würde lediglich glauben, daß ihn Jim aus Gründen der Staatsraison anlüge, so wie er, Manuel García, es unter gleichen Umständen auch tun würde.

Die Frage, was er mit dem Mädchen im Schlafzimmer tun sollte, war jedenfalls kaum zu beantworten. Die meisten Männer hätten sich die Antwort leichtgemacht: Sie hätten mit ihr geschlafen, ohne ihr etwas zu versprechen. Aber er war nicht wie die meisten Männer. Was andere für selbstverständlich hielten, nämlich die reinliche Scheidung von Sex und Liebe, war für ihn unmöglich. Bei den anderen ist es eher so, dachte er, daß es ihnen schwerfällt, Sex und Liebe zu vereinen. Während ich, jedesmal wenn ich versucht habe, mit einer Hure zu schlafen...

Er hatte immer versagt. Dabei hatte er es versucht. Wiederholt sogar, wenn ihn abgrundtiefe Einsamkeit und äußerste Verzweiflung dazu getrieben hatten. Aber er konnte nicht. Nie hatte er bloß den Körper einer Frau begehrt. Vorher, dazwischen und nachher immer wollte er die ganze Frau - Leib, Seele und Geist. Er wollte mit ihr reden, lachen, streiten, weinen und sie vor allem begehren. Schweigend neben ihr sitzen und den Kopf an ihre Schulter lehnen. Durch eine Allee gehen, auf der, vom Herbstwind getrieben, die Blätter wirbelten. Mit einer Frau, die mitten im Satz zu sprechen aufhörte, um ihn anzublicken oder mit zärtlicher Hand sein Gesicht zu streifen. Was er suchte, war die Frau, die ihm das kleine, rosige faltige Bündel entgegenstreckte, in dem er und sie fortlebten - die einzige Art

von Fortleben, die seiner Meinung nach Wert hatte. Mit Grace hätte alles so kommen können...

Er seufzte und sagte: »Seien Sie unbesorgt, Tomas. Ich werde diese Person sanft anfassen.«

Dann ging er langsam nach oben.

Als er das Schlafzimmer betrat, lag sie ausgestreckt auf seinem Bett und rauchte eine Zigarette. Ihre Kleider hingen sorgfältig gefaltet über einem Stuhl.

Genauso, dachte er bitter, würde eine professionelle Hure ihre Kleider falten. Eine, die in dieser Nacht viel vorhat. So daß sie, wenn sie schließlich in der Wohnung des zehnten Kunden auftaucht, noch immer so ordentlich aussieht wie am Beginn ihrer Beischlaftour.

Sie lag nicht unter, sondern auf der Bettdecke und war splitterfasernackt. Zum ersten Mal kam ihm mit aller Deutlichkeit zu Bewußtsein, was es eigentlich bedeutete, wenn man dem Wort »nackt« diese beiden Begriffe voranstellte.

Während er das von Carlos Suarez installierte elektronische Störgerät anstellte, denn er dachte nicht daran, die kommende Unterhaltung für die Nachwelt aufzeichnen zu lassen, sagte er zu sich: Sie ist die nackteste Frau, die ich je gesehen habe. Zugleich fragte er sich, woran das Liegen mochte. Zum Teil, so vermutete er, in ihrer unverhohlenen Tierhaftigkeit. Fast alle Frauen, die er kannte, wirkten bekleidet oder halb bekleidet sinnlicher als nackt. Je schlanker, proportionierter und graziöser ihre Körper waren, wie Statuen; vor allem dann, wenn sie weißhäutig und blond waren, traten sinnliche Ausstrahlung und sexuelle Anziehungskraft im unbekleideten Zustand in den Hintergrund.

Ich habe einige wunderschöne Blondinen gekannt, dachte er, aber die blonde Sexbombe ist eine Erfindung Hollywoods. Im wirklichen Leben gibt es sie gar nicht. Dieses Geschöpf dagegen, dieser heidnische Fetisch, dieser Inbegriff

uneingeschränkter Fleischeslust, das ist bei Gott etwas anderes.

Das Mädchen auf dem Bett war keineswegs weißhäutig. Sie hatte sicherlich einige weißhäutige Vorfahren gehabt, wahrscheinlich Spanier. Aber dominierend war in ihr offensichtlich das Blut von Tluscolas und Negern. Ihre Haut schimmerte wie dunkles Gold. Sie hatte kein überflüssiges Gramm Fett am Leib. Sie war sogar mager, verdammt mager. Unter ihrem Brustkorb ragten die Rippenbögen hervor. Aber ihre Magerkeit war nicht abstoßend. Denn sie war... Er suchte nach dem richtigen Ausdruck. Geschmeidig? Wohlproportioniert? Nein, sie war durchgezüchtet, durchgezüchtet wie ein Rennpferd.

Und tierhaft. Das war bereits sein erster Eindruck gewesen. Beherrscht, doch im Grunde ihres Wesens ein Geschöpf des Dschungels. Katzenhaft. Lauernd. Und wild, wenn es gereizt wurde. Ungestüm. Hemmungslos. Das nackteste weibliche Wesen, das er je gesehen hatte, so lag sie auf seinem Bett. Auf ihrer Haut glitzerten Schweißperlen und über ihre kleinen, vollkommenen, von dunklen Warzen gekrönten Brüste hinweg sah sie ihn mit den schrägen, mandelförmigen Augen einer Indianerin vom Stamme der Tluscolas an. Um einen Finger ihrer ausgestreckten Hand hatte sie, und der obszöne Anblick traf ihn wie ein Faustschlag ins Gesicht, eine Locke des dichtesten Büschels von schwarzen Schamhaaren gewickelt, das er je gesehen hatte. War sie überhaupt ein Mensch, fragte er sich, oder ein Voodoo-Zauber, eine vom Teufel besessene Hexe?

Er wandte seinen Blick ab und sagte: »Stehen Sie auf, ziehen Sie sich an und gehen Sie.«

Sie lächelte, und sein Atem stand still. Das war Alicia. Fünfzehn, sechzehn oder siebzehn Jahre jünger. Und schöner, als Alicia je gewesen sein konnte.

»Ich mache das nicht zu meinem Vergnügen, Herr Botschafter«, sagte sie. »Ich finde auch *Gringos* gar nicht

attraktiv. Vor allem nicht kleine, vertrocknete, häßliche *Gringos*. Üblicherweise werde ich für solche Sachen bezahlt. Ihretwegen verliere ich meine kostbare Zeit.«

Gelassen fragte er: »Wieviel?«

»Hundert Dollar?« erwiderte sie zögernd.

Er wußte, daß sie nicht so viel bekam. Nicht in Costa Verde. Höchstens fünfundzwanzig. Vielleicht gelegentlich fünfzig.

Er zog seine Brieftasche heraus, zählte hundertfünfzig Dollar ab und sagte ruhig: »Fünfzig Dollar für die verlorene Zeit. Ich gehe jetzt, damit Sie sich anziehen können. In zehn Minuten sind Sie fort.«

Sie nahm das Geld und stopfte es in ihre Handtasche. Aber dabei änderte sie ihre Miene, und ihr hübscher, frecher Mund mit den dicken Lippen wurde hart.

Sicher aus Angst, dachte er. Sie denkt jetzt daran, was ein Fehlschlag für sie bedeutet.

»Don Jimmy«, flüsterte sie, »magst du mich gar nicht? Bin ich nicht hübsch?«

»Du bist schön«, sagte er aufrichtig, »aber ich mag dich trotzdem nicht. Ein Tier kann ich kaufen, aber ich möchte eine Frau. Das Schönste, was Gott geschaffen hat. Eine Frau, die eine unerläßliche Eigenschaft haben muß.«

»Und die wäre, Don Jimmy?«

»Eine Seele!«

Ihre Augen wanderten unstet umher, dann senkte sie die Lider, aber nicht ehe er den Schmerz in ihrem Blick entdeckt hatte. Tiefen, bitteren Schmerz.

»Du hast recht«, sagte sie. »Ich bin ein Untier. Ich habe keine Seele. Die Männer, angefangen mit meinem Vater, haben sie vor langer Zeit getötet.«

»Ich gehe nun«, sagte er. »Zieh dich an. Gehört der Wagen vor der Tür, dieser kleine gelbe Golf, dir?«

»Ja. Ein Freund hat ihn mir gegeben, der ein Regierungsmitglied war. Aber die Roten haben ihn im vergangenen Monat auf der Straße nach Chizénaya überfallen. Er ist tot.«

In ihrer Stimme war, als sie das sagte, nicht die geringste Spur von Bedauern.

»Gut«, sagte Jim ungerührt, »dann muß ich kein Taxi rufen, das dich heimbringt.«

Er wandte sich zur Tür, aber sie rief: »Don Jimmy, warte. Geh nicht! Nimm dein Geld zurück. Ich schlafe für nichts mit dir...«

Er deutete auf das Störgerät und sagte: »Sie können nicht hören, was wir sagen. Das Radio verhindert es. Es erstickt unsere Stimmen. Also werden sie nicht wissen, was du gesagt und getan hast. Und ich werde es ihnen bestimmt nicht sagen. Also sei vernünftig und geh!«

»Bitte, schlaf doch mit mir«, flüsterte sie und fügte voll Bitterkeit hinzu: »Auch wenn du mich nicht magst...«

»Ich kann nicht«, wies er sie ab.

»Ich bin nicht krank«, versicherte sie.

»Das weiß ich.«

»Warum dann nicht?«

Er zuckte die Achseln. »Schwer zu erklären. Aber du kannst unbesorgt sein. Ich sage ihnen nichts.«

»Warum nicht? Wieso wirst du mich nicht verraten?«

»Weil ich nicht will, daß du gefoltert wirst. Oder gar getötet. Auch nicht, daß jemand gefoltert oder getötet wird, der dir nahesteht. Ich habe schon genug Menschenleben auf dem Gewissen.«

»Oh«, sagte sie, »du weißt also alles.«

»Ja«, sagte er. »Ich weiß alles. Und zieh dich an.«

»Don Jimmy, schlafe trotzdem mit mir! Du wirst viel Spaß

haben.«

»Ich werde nicht Spaß, sondern nur Ekel haben. Weil Falschheit immer Ekel hervorruft.«

»Dann wirf mich wenigstens nicht hinaus, Don Jimmy. Wenn ich zu früh gehe, werden sie...«

Er sah sie prüfend an und sagte widerwillig: »Du darfst die Nacht hier bleiben. In einem anderen Zimmer. Und du kannst ihnen berichten, daß du mit mir geschlafen hast. Ich werde nichts Gegenteiliges sagen...«

Sie starrte ihn an und flüsterte: »Du bist ein außergewöhnlicher Mensch.«

»Ich bin sehr müde. Und habe schon genügend Probleme am Hals.«

»Don Jimmy«, sagte sie, »laß mich hier im Zimmer. Mit dir. Ich werde dich nicht anrühren. Und dich überhaupt nicht stören. Aber es ist so furchtbar, allein...«

Sie hielt plötzlich inne und flüsterte: »Dios mió!«

Der Ton ihrer Stimme ließ ihn herumfahren. In der Tür zum Badezimmer stand ein Bursche. Siebzehn oder achtzehn Jahre alt. In einem Kampfanzug. Er lehnte am Rahmen der Tür, die eben noch geschlossen gewesen war. Der Bursche zitterte und bemühte sich, nicht zu fallen. Blut quoll aus seinem Körper und hatte seine Uniform durchtränkt. Er stank nach getrocknetem Blut, Schweiß, Urin und Exkrementen. Vielleicht auch nach beginnendem Gasbrand.

Ein flaumiger Bart sproß ihm im Gesicht. Seine Augen waren blutunterlaufen und blickten unstet. In der Hand hielt er eine deutsche Walther-P-38-Pistole.

»Pueta!« stieß er hervor. »Hure!«

»Wer bist du?« flüsterte sie.

»Dein Henker«, krächzte er. »Der Henker, der Mädchen wie dich richtet. Dreck. Unwürdige. Frauen unseres Volkes, die so

ehrlos sind, mit *Gringos* zu schlafen.«

»Nein«, stammelte sie. »Oh, nein! Ich...«

»Wie heißt du?« fragte der Junge. »Wen werde ich das Vergnügen haben, zu töten? Sprich, sag mir: Wie heißt du?«

»Trini«, flüsterte sie fast unhörbar.

»Weiter! Alle deine Namen, du Hure! Damit ich weiß, ob du die bist, die ich gesucht habe. Hast du Ana Perrero gekannt?«

»Ich heiße María de la Sagrada Trinidad Alvarez Bermejo«, sagte sie voll Ruhe, Trauer und Resignation. »Ich bin die, die du suchst. Ich war die Freundin von Anita.«

»Sagrada! Sagrada Pueta! Du Hure! Machst es mit Gringo-Schweinen! Sprich ein Gebet, kleine Trini! Ich werde dich jetzt langsam töten, dir die Eingeweide herausnehmen, dir mit dem Messer all das herausschneiden, was der *Gringo* beschmutzt hat. Bete, daß Gott dir gnädig sein möge. So wie er Magdalena gnädig war. Ich glaube zwar längst nicht mehr an den einzigen Gott, aber bete trotzdem. Vielleicht...«

»Hör einmal zu, mein Junge«, sagte Jim nun.

»Schweig, *Gringo!* Du hast eine unserer Frauen geschändet. Glaubst du, daß ich dich am Leben lasse?«

»Laß sie gehn, mein Junge«, brachte Jim hervor. »Es ist nicht ihre Schuld. Sie ist gezwungen worden«, fügte er flüsternd hinzu.

»Du zitterst ja«, höhnte er. »Du bist feige, du fürchtest dich!«

»Ja«, sagte Jim langsam, und aus seiner Stimme sprach unendlicher Schmerz. »Ich fürchte mich. Niemand stirbt gern, mein Sohn. Aber ich spreche nicht für mich. Ich bettle nicht um mein Leben. Nur um ihres. Um Trinis Leben. Sie hatte ja keine Wahl.«

»Keine Wahl? Die Freundin meiner Schwester, die mit ihr im Blauen Mond war? Die der armen Anita Rauschgift gebracht hat, bis sie süchtig war? Diese Hündin? Diese geborene Hure?

Esa sin vergüenza? Esa impúdica, licenciosa, lasciva, deshonesta, deshonorada, vilemente vil cosa de toda mala leche? Decarada!« schrie er, sprang nach vorn und fegte Trini mit einem Schlag der Pistole vom Bett auf den Boden, wo sie zitternd liegen blieb, beugte sich über sie und richtete die Waffe gegen ihren Hinterkopf.

Jim aber stand da, kämpfte gegen den Ekel des Erbrechens, fühlte, wie der Harn, ohne daß er sich beherrschen konnte, aus seiner Blase floß und an seinen Beinen hinabrieselte, und rief sich, vielleicht nur in seinem Inneren, vielleicht auch laut und vernehmlich, zu: Tu etwas! Tu doch etwas, du miserabler Feigling. Vorwärts, du Weichling, pack zu!

Und so, sich selbst beschimpfend und verfluchend, gegen eine unsichtbare Gewalt kämpfend, die ihn zurückhielt, stürzte er wie in einem Alptraum vor und warf sich auf den Burschen, der, vom Blutverlust geschwächt, unter der Wucht des Aufpralls zusammenbrach und zu Boden stürzte.

Jim bettete ihn sorgfältig neben Trini, nahm ihm die Pistole aus der Hand und steckte sie in die Rocktasche.

»Du hast ihn getötet«, flüsterte Trini.

»Nein«, antwortete er müde. »Er lebt.«

»Und jetzt wirst du die Polizei rufen. Weißt du, was sie mit ihm machen werden?«

»Ich weiß es. Darum werde ich sie nicht rufen. Zieh dich an, Trini! Hörst du mich? Beeile dich!«

Sie sprang auf, wirbelte herum und griff nach ihren Kleidern. Mein Gott, dachte er, und ich habe geglaubt, Alicia sei anmutig. Dann griff er nach dem Telefonhörer, um Vincente Gómez anzurufen. Zu Hause und nicht im Krankenhaus. Nachdem er mit drei Dienstboten herumgeschrien hatte, hörte er schließlich Vinces Stimme, die schrecklich müde klang:

»Diga! Quien es?«

»Vince. Hier ist Jim. Jim Rush. Bitte, komm! Sofort. Bitte!«

»Jim? Guter Gott, was ist passiert? Ist dir schlecht? Siehst du doppelt? Hast du Sehbeschwerden? Oder Kopf...«

»Vince, bitte. In die Residenz! Sofort!« sagte Jim. »Oder es ist zu spät!«

»Ich habe alles getan, was ich hier tun kann«, sagte Vince. »Dieser närrische Knabe sollte mindestens seit gestern im Krankenhaus sein. Er braucht eine Bluttransfusion innerhalb der nächsten zwei Stunden oder er kommt nicht durch. Jim, du könntest ihm dein Blut geben. Auf seiner Erkennungsmarke steht, daß er Blutgruppe A positiv hat, so wie du. Aber ich habe keine Instrumente für eine Transfusion mit. Ich müßte einen Krankenwagen kommen lassen. Und wenn ihn die Wachen am Eingangstor sehen, rufen sie die Polizei an...«

Trini saß mit großen Augen da und hörte der Flut von englischen Worten zu, die sie nicht verstand.

»Tomas«, sagte Jim nun auf spanisch, »nimm ihm diese Fetzen ab. Und zieh ihm meinen Pyjama an. Der Bursche ist nicht größer als ich. Er wird ihm passen...«

»Aber...«, begann Vince.

Jim lächelte. »Ich war übereifrig. Habe es mit der lieben, kleinen Trini zu lange und zu heftig getrieben. Für einen Mann meines Alters war es eben zu viel. Noch dazu, da ich eine kaum verheilte Kopfwunde habe. Und klein, vertrocknet und häßlich bin, nicht wahr, liebe Trini?«

»Don Jaime, bitte«, sagte sie, und plötzlich füllten sich ihre Augen mit Tränen.

»Also bin ich zusammenbrochen. Ohnmächtig. Für meine Marineinfanteristen und die Wachen am Eingang werde ich es sein, der auf der Tragbahre hinausgetragen wird. Hier, Tomas, legen Sie ihm meine Armbanduhr um und stecken Sie ihm meinen Ring an den Finger. Sorgen Sie dafür, daß die Hand

herunterhängt. Aber legen Sie seinen Kopf auf die Seite und bedecken Sie sein Gesicht so weit wie möglich. Klar?«

»Gut«, sagte Vince. »Was immer dieser halbverhungerte kleine Schweinehund getan haben mag, er hat es jedenfalls nicht verdient, daß man ihn dafür zu Tode foltert. In dieser Hinsicht stimmen wir vollkommen überein, mein Freund. Auf meine Mitarbeiter kann ich mich verlassen, die haben sowieso fast alle gute Gründe, García und seine Genossen nicht allzu sehr zu lieben. Außerdem halten meine Leute zu mir, jeder einzelne von ihnen. Wenn mir dieses Stück Mensch, das stinkt wie ein verschimmelnder Käse, nicht auf dem Operationstisch stirbt, werden wir mit dieser Komödie spielend Erfolg haben...«

»Trini«, sagte Jim, »du wirst den Wachen sagen, daß du zu mir ins Spital gehst. Benimm dich recht aufgeregt! Sag einige Male, daß alles deine Schuld ist...«

»Das ist es auch«, sagte sie düster.

»Unsinn! Dann fahre mit deinem kleinen gelben Wagen um das Haus herum zum Dienstboteneingang auf der Rückseite. Dort stehen keine Wachen, nicht wahr, Tomas? Aber der Eingang ist wohl versperrt.«

»Noch«, sagte Tomas. »Doch bevor Sie unten ankommen, wird er geöffnet sein.«

»Aber geben Sie, verdammt noch mal, ein wenig Öl auf die Türangel«, sagte Jim. Dann wandte er sich wieder an das Mädchen.

»Paß auf, *Niña*. Ich gehe jetzt hinunter, zum Ausgang auf der Rückseite. Noch bevor der Krankenwagen eintrifft und die Wachen alarmiert. Du aber wartest, bis er eingetroffen ist, und kommst mich dann erst holen. Ich kauere mich zwischen den Sitzen auf die Erde und niemand wird mich sehen. Ist das klar?«

»Alles klar, Don Jaime«, sagte Trinidad.

Es funktionierte alles klaglos, weil sein Plan, wie alle guten

Pläne, von geradezu bestechender Einfachheit gewesen war. Eine Stunde später lag Jim auf einem Krankenbett neben dem Bett des bewußtlosen Jungen und sah, wie der dunkelrote Strom seines Blutes durch Röhren und Schläuche in den Arm des Verwundeten floß. Er und der Bursche waren in diesem Augenblick allein im Zimmer. Vince war gegangen, um zusätzliches Blutplasma zu holen. Aus Rücksicht auf seine Mitarbeiter machte er fast alles selbst. Nur später, wenn er operieren mußte, würde er seinen Assistenten, Dr. Gutturiez, einen Narkosearzt und eine Operationsschwester heranziehen. Um das Plasma war Vince aber lieber selbst gegangen, statt eine Schwester zu schicken. Was seine Leute nicht wußten, konnte ihnen nicht schaden. Und ihnen vor allem nicht den Tod bringen.

Jim blickte auf den schwerverletzten Jungen. Vielleicht rette ich sein Leben, dachte er. Besser, als es ihm zu nehmen. Viel besser. Ein Leben für ein Leben. Aber wo werde 42 hernehmen?

Während er diese Überlegungen anstellte, kam Trini in das Zimmer, blieb vor seinem Bett stehen und blickte ihn an. Der Name Trinidad gefällt mir nicht, dachte er. Aber wie soll ich sie sonst nennen? María? Zum Teufel, 97 Prozent der Frauen in spanischsprachigen Ländern heißen María, weshalb sie in Wirklichkeit nie so genannt werden. Verwendet wird immer nur der Vorname , der nach María kommt. Dolores statt María de los Dolores. Mercedes statt María de los Mercedes. Auncion. Anunciación. Carmen. Amparo. Consuelo. Und so weiter. Kenne ich auch nur zehn spanische Mädchen, deren Name nicht mit María beginnt? Oder auch nur drei? Also, kleine María von der heiligen Dreifaltigkeit, wir müssen heute, in Zukunft und für immer bei Trini bleiben. Da sind wir nun, du und ich. Im gleichen Zimmer, aber durch Lichtjahre voneinander getrennt. Es tut mir leid, sehr, sehr leid. Vielleicht hätten wir, du und ich, einander etwas geben können, das in unserer Erinnerung geblieben wäre...

Sie näherte sich seinem Bett. Eine Welle von Schmerz und Mitleid stieg in ihm hoch, als er sah, daß Tränen über ihr Gesicht strömten. Langsam, mit einer unglaublichen Anmut der Bewegungen, mit einer Anmut, die sie in seinen Augen mit Grace Nivens verband und zugleich auch von Grace unterschied, weil sie unterstrich, daß sie ansonsten nicht das geringste miteinander gemein hatten, sank sie nun wie ein Blatt im Herbstwind, federleicht wie eine Wolke, neben seinem Bett zu Boden, ergriff seine freie Hand und preßte ihren feuchten warmen Mund dagegen, bis das Mitleid, das ihn erfüllte, kaum noch zu ertragen war. »Trini, nein«, ermahnte er sie.

»Du hast recht, Don Jaime«, flüsterte sie und nannte ihn Du, seine Herkunft, sein Alter, seinen Rang vergessend, Du, obwohl sie dazu kein Recht katte, denn er war weder verwandt mit ihr noch ihr Geliebter, bestenfalls ein Freund. »Es ist anmaßend von mir«, sagte sie, »deine Hand zu küssen. Sie mit den Lippen einer Hure zu beschmutzen...«

»Trini!« sagte er.

»Aber erlaube mir es. Du kannst danach Wasser bringen lassen und sie abwaschen. Ich habe nie jemanden wie dich gesehen. Du liegst hier und gibst dein Blut her, um das Leben eines Menschen zu retten, der dir das deine nehmen wollte...«

»Er hat viel gelitten, der arme kleine Junge«, sagte Jim.

»Und du bist groß«, schluchzte sie. »Du, den ich klein, vertrocknet und häßlich genannt habe...«

»Dios!« sagte Jim. »Und jetzt bin ich nicht mehr klein, vertrocknet und häßlich?«

»Nein«, sagte sie feierlich. »Du bist schön, wenn man von einem Mann überhaupt sagen kann, daß er schön ist. Deine Seele ist schön, und darum bist es auch du in meinen Augen. Jetzt sehe ich erst, wie du wirklich bist. Darf ich etwas sagen, Don Jaime?«

»Natürlich, Kind«, antwortete er.

»Es ist etwas sehr Ernstes, Don Jaime!«

»Wie ernst?« fragte er.

» *Gravissimo.* Aber darf ich es sagen, bitte? Ich muß es sagen. Es schmerzt mich geradezu, so sehr muß ich es sagen.«

»Dann sage es doch, Kind«, ermutigte er sie.

»Und du wirst nicht böse sein? Nicht beleidigt? Wirst mich nicht beschimpfen oder schlagen?«

»Guter Gott«, sagte er. »Ich habe noch nie im Leben eine Frau beschimpft oder geschlagen, Trini. Und bei dir werde ich gewiß nicht damit beginnen.«

»Nein«, flüsterte sie. »Das wirst du sicher nicht. Denn du bist gut, ganz und gar gut. Und deshalb wage ich auch, es zu sagen: Don Jaime, ich liebe dich. Gehöre dir für immer. Solange ich lebe.«

Sie küßte neuerlich seine Hand und murmelte: »Du bist jetzt aufgebracht, ich weiß. Es ist nichts Ehrenhaftes an der Liebe einer Hure. Aber für mich ist das etwas sehr Ernstes. Es ändert alles für mich. Don Jaime, glaub mir, daß ich die Wahrheit spreche. Und höre mir zu: Ich habe nie zuvor einen Mann geliebt. Ich habe geglaubt, ich kann es nicht. Alles, was ich von den Männern gewußt habe, hat in mir Haß und Ekel erweckt...«

Sie sprach diese beiden Worte *»asco y odio«* so aus, daß er an ihrer Aufrichtigkeit nicht zu zweifeln vermochte. Woran er zweifelte, was er nicht akzeptieren konnte, war diese plötzliche Fixation, die geradezu klassische Freudsche Übertragung verletzter, fehlgeleiteter Gefühle dieses Kindes auf ihn. Das war falsch, völlig falsch und mußte zu einer Katastrophe führen. Er war sechsundvierzig Jahre alt. Und sie? dachte er. Achtzehn, neunzehn, nicht mehr, wenn nicht sogar weniger.

Aber er fragte sie nicht nach nach ihrem tatsächlichen Alter. In einem südlichen Land wie Costa Verde konnte sie leicht erst fünfzehn sein und viel älter aussehen. Und das wäre fürchterlich,

mehr als er ertragen konnte. Eine kleine Elektra, dachte er, und ich, die viel zu sehr geliebte Vaterfigur, der Ersatz für den toten Agamemnon. Nein, Kind, das kann nicht sein.

»Trini, hör auf«, sagte er sanft. »Das ist alles verrückt. Du weißt nicht...«

»Du bist doch der Mann, der sein Leben für mich opfern wollte. Das Leben eines Botschafters, eines großen Mannes, für das Leben einer Hure. Du hast doch gesagt: Ich spreche nicht für mich. Ich bettle nicht um mein Leben. Nur um ihres. Um Trinis Leben. Hast du das gesagt? Oder war ich verrückt und meine Ohren haben mich, betrogen?«

»Sieh zu, Trini, es gibt Dinge...«

»Und wer ist der geladenen Pistole entgegengetreten? Hat sie ihm aus der Hand genommen? Andere Leute? Die Wachen am Eingangstor? Oder deine schmutzigen Marineinfanteristen, die meine Brüste abgetastet und zwischen meinen Schenkeln herumgefingert haben?«

»Ich bin nicht der geladenen Pistole entgegengetreten. Er ist ja schon zusammengebrochen gewesen. Erst dann habe ich sie ihm weggenommen. Und du, die er ja auch umbringen wollte, hast mich gebeten, ihn vor der Polizei zu retten...«

»Ja, aber er gehört doch zu mir, zu meinem Volk, zu unserer Art. Er ist arm und hilflos wie ich. Und er hätte recht gehabt, mich zu töten. Ich hätte ihm dafür dankbar sein müssen.«

»Aber, Trini...«

»Ja, dankbar«, wiederholte sie mit einem Schauder in der Stimme, der erkennen ließ, wie bewegt sie war. »Dankbar für diese Gnade. Was bin ich schon? Eine Hure. Mist. Dreck. Zwei Brüste, damit man sie befingert und in sie beißt. Zwei Beine mit einem haarigen Schlitz dazwischen, in den die Männer - schmutzige, stinkende, hassenswerte Männer - ihren Dreck pumpen.«

Was kann ich dazu sagen, dachte er. Was, o Gott? Hast du nicht das Häßliche in die Welt gesetzt? Bist du als Schöpfer dieser Erde nicht auch für das Böse verantwortlich?

Sie blickte ihn an und sagte unter Tränen: »Willst du mich als Geliebte nehmen, Don Jaime? Wenn du es nicht willst, werde ich verhungern. Niemand wird mir Arbeit geben. Ich bin viel zu sehr als Hure bekannt. Aber ich will mich nicht mehr an Männer verkaufen. Ich liebe dich und ich will dir keine Schande bereiten. Und ich will mich auch selbst nicht länger mit Schande bedecken, denn nach den Gefühlen, die du in mir für dich erweckt hast, glaube ich, daß auch ich vielleicht etwas wert bin, wert sein muß.«

Vincente Gómez betrat das Zimmer.

»Verschwinde von hier, Trini«, sagte er, als er das Mädchen erblickte.

»Nein«, widersprach ihm Jim. »Laß sie hier, Vince. Ich freue mich, daß sie bei mir ist...«

»Gut. Aber hör auf zu plappern, Trini. Oder ich hole die Polizei und lasse dich verhaften, weil du in meinem Krankenhaus Männer ansprichst.«

»Vince!« ermahnte ihn Jim.

»Mein lieber Freund«, wies ihn Vince zurecht, »wenn man mit diesen kleinen Vagabundinnen nicht streng ist, bereiten sie einem nur Ärger und du kommst nicht zur Ruhe...«

Dann warf er einen Blick auf die Röhren und Schläuche und fuhr fort:

»Alles in Ordnung. Fünf Minuten noch. Eigentlich sollte eine Krankenschwester hier sein, aber es ist besser, wenn es bei der Transfusion keine Zeugen gibt. Offiziell ist der Bursche bei uns als Opfer eines Verkehrsunfalls eingetragen. Er wurde auf der Straße ohne Papiere aufgefunden. Trini wird sicher den Mund halten. Wenn sie das nicht schon gelernt hätte, wären ihr längst

alle Zähne eingeschlagen worden. Ich gehe jetzt in mein Zimmer, um die Polizei abzuwimmeln, falls sie kommt oder anruft. Und du, Trini, bist still und läßt Don Jaime in Ruhe!«

Nachdem Vince gegangen war, saß das Mädchen neben Jims Bett und weinte. Leise, wortlos, endlos und schrecklich. Ein Anblick, der nicht zu ertragen war. Zumindest Jim konnte ihn nicht ertragen.

»Trini«, sagte er.

»Siehst du, wie ich behandelt werde«, flüsterte sie. »Ach, wenn ich nur nicht so schlecht wäre. Wenn mich nur jemand, am besten der allmächtige Gott, wieder anständig machen könnte. *Una chica honesta!* Ein gutes Mädchen. Eine Jungfrau. Für dich, eine Jungfrau. Damit ich dir meine Jungfernschaft geben kann. Und meine immerwährende Liebe. Und Söhne! Viele Söhne!«

»Eine Tochter oder zwei nicht zu vergessen«, sagte er halb im Scherz.

»Ja, und Töchter! Die dich anbeten werden, wie Töchter immer ihre Väter anbeten. So wie ich den meinen, bis...«

»Bis was, Trini?«

»Nein. Es ist zu schändlich.«

»Sag es mir!« ermahnte er sie streng und befehlend.

»Mein Vater«, flüsterte sie, »mein Vater...« Sie saß da und zitterte am ganzen Leib, und das war fast das schrecklichste Bild, das er je gesehen hatte.

»Sag es mir!«

»Mein Vater hat mich vergewaltigt, als ich dreizehn Jahre alt war...«

»Mein Gott!« sagte er.

»Es gab einen Grund«, fuhr sie langsam und leise fort. »Als ich geboren wurde, war Miguel Villalonga noch an der Macht. Er und sein Halbbruder Luis Sinnombre pflegten durch die Stadt

zu fahren und nach Belieben jede *chica* mitzunehmen, die ihnen gefiel...«

»Und?« fragte Jim.

»Und eines Tages gefiel ihnen meine Mutter. Sie war sehr schön, Don Jaime. Und so wurde sie von ihnen in die Villa verschleppt, die sie eigens zu diesem Zweck unterhielten. Du verstehst, daß mein Vater nichts unternehmen konnte, um seine Frau zu schützen oder zu retten. Verstehst du das? Nachdem sie ihrer überdrüssig waren, wurde sie zurückgeschickt. Schwanger mit mir. Sie haben ihm einen eindrucksvoll klingenden Posten mit hohem Gehalt gegeben...«

»Und er hat ihn genommen?«

»Er mußte, Don Jaime. Oder er hätte sterben müssen. Sehr langsam und sehr qualvoll, verstehst du? Also nahm er ihn an, lebte weiter mit meiner Mutter zusammen, sah mich heranwachsen, sah mich *la muy zorra de mi tía Alicia* ähnlich werden!«

»Du bist ungerecht, Trini. Ich kenne deine Tante Alicia. Sie ist nicht schlecht.«

»Sie hat ihren eigenen Bruder verraten. Und ihr Land. Sie ist mit einem Schwein von einem *Gringo* davongelaufen...«

»Ich bin auch ein Schwein von einem *Gringo*, Trini«, unterbrach er sie.

»Nein, nein. Du bist meine Liebe, Don Jaime. Meine einzige Liebe, für die ich eher sterben würde, als sie zu verraten oder ihr Schande zu bereiten. Oh, wenn ich aus dieser *mala vida* nur herauskommen könnte. Damit du eines Tages vielleicht meine Vergangenheit vergeben oder vergessen könntest. Ich liebe dich doch so!«

Wissend, wie unsinnig es war, wenn sie solchen Gedanken und Gefühlen nachhing, sagte er: »Trini, erzähle weiter von deinem Vater!«

»Ja. Einmal ist er betrunken nach Hause gekommen. Wie fast immer. Ich habe mich dann versteckt, damit er mich nicht beschimpft und schlägt. Aber an diesem Tag haben wir nicht damit gerechnet, daß er nach Hause kommt, und so habe ich geschlafen, zur Siesta. Ich hatte nur ein sehr durchsichtiges weißes Hemd an, und da sah er die Haare, unten, zwischen den Beinen, merkte, daß ich eine Frau war, und das hat ihn so sehr erregt...«

Sie beugte den Kopf und weinte.

»Es ist schon gut, kleine Trini«, versuchte Jim sie zu besänftigen.

»Es ist nicht gut«, schrie sie. »Ich werde nie darüber hinwegkommen. Denn nachher, als er wieder zu sich gekommen war, hat er sich getötet. Hat die Mündung seines doppelläufigen Jagdgewehrs in den Mund gesteckt und den Abzug mit der großen Zehe betätigt!«

»Mein Gott«, sagte Jim.

»Meine Mutter hat mich danach gehaßt, Don Jaime. Ich bin von zu Hause weggelaufen. Ich mußte es. Ich konnte ihr nicht in die Augen sehen. Und ich war nicht tapfer genug, um mich selbst zu töten oder zu verhungern, so daß...«

Vince kam abermals ins Zimmer, um die Transfusion zu kontrollieren.

»Wir haben es geschafft«, sagte er, klemmte den Schlauch ab und nahm die Kanüle aus Jims Arm.

»Ich stecke dich jetzt für zwei Tage in ein abgesondertes Zimmer. Die kleine Dirne schicke ich nach Hause. Hat sie dir schon ihre Lebens- und Leidensgeschichte erzählt?«

»Sicher. Stimmt es, daß ihr eigener Vater...«

»Sie vergewaltigt hat? Ja. Inzest ist in Costa Verde wie in sämtlichem lateinamerikanischen Ländern nicht unüblich. Aber die Tatsache, daß ihre Geschichte wahr und tragisch ist, bedeutet

noch nicht, daß du Mitleid mit ihr haben mußt. Sie ist eine schmutzige, kleine Hure, mein Freund. Außerdem bin ich überzeugt - ich kann es nur nicht beweisen -, daß sie sich mit Rauschgift abgegeben hat. Wenn ich gewollt hätte, wäre es sogar zu beweisen gewesen, aber ich wollte es nicht. Sie ist viel zu klein und mager, urn fünfzig Streiche mit der Peitsche zu überleben...«

»Vince, kann ich Schreibzeug haben? Papier, Kuvert und Feder?«

»Natürlich. Aber heute mußt du Ruhe geben. Deine Briefe kannst du morgen schreiben...«

»Keine Briefe. Nur einen Brief. Eine Empfehlung. Für Trini. Für eine Beschäftigung, die sie ausüben kann. So daß sie nicht mehr auf den Strich gehen muß. Und auch nicht mit Rauschgift handeln muß, sofern sie das wirklich tut. Und diesen Brief möchte ich noch heute schreiben. Sie hat mir geschworen, daß sie ihr bisheriges Leben aufgeben will, Vince...«

»Das schwören sie alle. Und dann halten sie es in dem neuen Leben nur eine Woche aus. Höchstens zwei. Eine Hure wird man durch Veranlagung, Jim, und nicht durch mehr oder minder zufällige Anlässe. Man kann jede Frau zu Hurerei zwingen, aber wenn sie nicht eine geborene Hure ist, wird sie innerhalb von sechs Monaten an Ekel oder von eigener Hand sterben. Oder sie wird verrückt. Oder es gelingt ihr, sich freizumachen. Bleibt sie aber, dann deshalb, weil sie ihre natürlich Betätigung gefunden hat - Schmerz, Schmutz, Verachtung, all das, wonach sich ihre masochistische Persönlichkeit sehnt...«

»Du bist grausam, Vince«, sagte Jim ruhig.

»Ich bin Arzt, ein Mann, der gewohnt ist, in den Kategorien der Wissenschaft zu denken. Deshalb bin ich auch zu Experimenten bereit. Du bekommst Briefpapier und Feder, sobald ich dich in dein Zimmer gebracht habe. Soll sie auf das Empfehlungsschreiben warten?«

»Natürlich, Vince. Ich mag sie. Sie...«

»Dann schlaf mit ihr und vergiß sie nachher. Aber schlaf nicht mit ihr in meinem Spital, verdammt noch mal«, sagte Vincente Gómez.

14

»Peter«, sagte Jim am Telefon, »ich brauche den Lebenslauf Jenny Crowleys aus deinem Archiv. Mach eine Kopie und schick sie mir!«

»Ich habe keinen Lebenslauf von Jenny«, antwortete Peter. »Wir sind doch kein Skandalblatt. Leute wie deine reizende kleine Exfreundin interessieren uns nicht. Übrigens: Wie geht es dir, alter Junge? Haben sie dir noch kein Loch durch den Kopf geschossen, dort unten?«

»Nein. Mir geht es ausgezeichnet. Aber um Himmels willen - ich brauche den Lebenslauf von Jenny. Alles - vor allem ihre Ehen. Sie war doch zweimal verheiratet, nicht wahr?«

»Ja. Das erste Mal mit irgendeinem italienischen Jüngling. Damals war sie fünfzehn, und ihr Vater hat die Ehe annullieren lassen. Die zweite Hochzeit war eine große Sache. Sie hat den jungen Fitz-Gibbons geheiratet. Du weißt, Jim, die Reeder! Die einzige Familie in der Welt, die eine Flotte hat, obwohl sie keine Griechen sind. Die reichsten Amerikaner irischer Abstammung.«

»Peter«, flüsterte Jim ins Telefon, »die Fitz-Gibbons... sie sind doch katholisch... nicht wahr?«

»Natürlich. Hast du je einen Iren getroffen, der nicht Katholik ist? Wenn ich mich recht erinnere, haben sie in der St.-Patricks-Kathedrale in New York geheiratet. Aber schon ein Jahr später hat Bob Fitz-Gibbons sie mit einem anderen Burschen beim Flirten erwischt. Was heißt flirten! Splitternackt ist sie mit ihm auf einem Liegestuhl neben dem Swimmingpool gelegen. Er hat sich sofort scheiden lassen.«

»Das ist meine Jenny«, seufzte Jim. »Sag, Peter, kannst du mir Unterlagen zu dieser Geschichte liefern?«

»Natürlich, kann ich. Aber wozu brauchst du sie? Dieser

Anruf kostet dich schon ein Vermögen. Warum schreibst du mir nicht einen netten, langen, erklärenden Brief und dann...«

»Kümmere dich nicht um die Kosten. Es zahlt sich aus. Sieh mal, sie ist hier. Aber sag das niemandem, auch nicht Alicia. Bitte!«

»Okay, Jim. Ich schweige.«

»Ich muß sie herausbringen. Das habe ich ihrem Vater versprochen. Aber sie hat wieder geheiratet. Hier unten. Und du kennst die Gesetze dieses Landes...«

»Natürlich, Chub - ich meine Jim. Dort unten kann sie ohne seine schriftliche Genehmigung nicht einmal auf die Toilette gehen. Und er will sie nicht gehen lassen? Er kann sich nicht von ihren schönen, grünen, knisternden Dollarscheinen trennen?«

»Genau! Aber, Peter, was sagen die Gesetze von Costa Verde über die Möglichkeit einer Scheidung?«

»Ganz einfach«, antwortete Peter. »Sie sagen, daß es so etwas wie eine Scheidung nicht gibt. Ihr angeblicher Gatte dort unten ist deshalb nicht mehr als ein Freund und Spielgefährte. Den Trauschein kann er sich in ein gewisses Örtchen hängen. Solange hier oben noch Bob Fitz-Gibbons lebt, der erst 32 Jahre alt und kerngesund ist. Nur wenn der gute Bob gestorben ist, kann der kleine Freund und Spielgefährte dort unten eine Ehe eingehen, die in Costa Verde anerkannt wird. Darauf willst du doch hinaus?«

»Ja, Peter. Und das beste ist, daß dieser Fitz-Gibbons katholisch ist und die Ehe gemäß den Riten der alleinseligmachenden katholischen Kirche geschlossen wurde. Wäre er Protestant oder Jude und hätte sie in einer protestantischen Kirche oder in einer Synagoge geheiratet oder wäre es bloß eine Ziviltrauung gewesen, dann würde ihre gegenwärtige Ehe auf Grund der hiesigen Gesetze gültig sein. Ich muß beweisen, daß sie es nicht ist.«

»Also gut. Ich schicke dir, was du brauchst, morgen mit der Post. Das kriege ich alles aus dem Archiv des ›Examiner‹. Freundschaft unter Kollegen. Sie werden mich alles kopieren lassen; schließlich habe ich lange genug für diese Brüder gearbeitet. Noch etwas?«

»Nein. Oder doch! Sag Alicia, daß ich mich für die Horrorszenen im Fernsehen entschuldige. Ich wollte sie um nichts in der Welt erschrecken...«

»Aber du hast sie erschreckt, mein Junge. Sehr sogar. Ich habe den Arzt holen müssen. Dein Glück, daß du dort unten bist, sonst hätte ich meine Duellpistolen hervorgeholt. Sag, Jim, was ist eigentlich mit diesen Kleidern los? Ein paar schmierige Typen sind bei den O'Rourkes aufgetaucht und haben dumme Fragen gestellt. Marisol schwört, daß die Burschen aus Costa Verde waren...«

»Stimmt, Peter. Geheimdienst. SN-2.«

»Unsinn. Seit wann interessieren sich Geheimdienste für Damenkleider?«

»Hör zu, Peter«, sagte Jim brüsk. »Diese Leitung steckt voller Wanzen. Sie wird abgehört. *Intervinido.* Aber ich erzähle dir trotzdem alles. Ich glaube, sie haben die Aufnahme erwischt, die Tim gemacht hat. Dieses Polaroidfoto, auf dem ich mit ebenso lüsternem wie neidischem Gesichtsausdruck zwischen zwei großartigen Geschöpfen stehe, die ich unverschämt fest an mich presse. Sie wollten herausbekommen, wer die beiden Frauen sind und vor allem, welche von den beiden ich fester an mich presse. Damit sie dann ein Double bereitstellen können für eine ihrer berühmten ›Spezialbehandlungen‹.«

»Das ist ja eine tolle Sache«, sagte Peter interessiert. »Und ist das Double aufgetaucht?«

»Ja, Peter. Ein perfektes Double sogar. *Pluscumperfecto.* Alicia, wie sie leibt und lebt; nur jünger. Geradezu eine Kopie. Aber sie haben diese schmierigen Gesellen, die bei den

O'Rourkes waren, auch nach New York zu der Frau geschickt, die ich heiraten wollte. Jetzt ist es aus mit der Ehe. Grace ist wütend. Sie glaubt ganz einfach nicht, daß ein Mann mit Wissen und Zustimmung seines Freundes für dessen Frau Kleider kauft. Das schluckt sie nicht...«

»Wer ist Grace?« fragte Peter.

»Grace Nivens. Sie arbeitet für Crowley. Aber laß das sein, Peter. Weder du noch sonst jemand kann mir da helfen.«

»Ich und sonst jemand vielleicht nicht. Aber ich und Alicia - sieht das nicht anders aus, Jim? Wir werden die Dame einladen. Zu einem gemütlichen Essen und einem Gespräch bei einer Flasche Chianti Ruffino in Enricos Trattoria im Greenwich Village.«

Jim fühlte, wie sich ein Gefühl der Hoffnung in ihm regte.

»Wenn du das tust, dann sag bitte Alicia, sie soll dabei eines dieser Kleider anziehen«, bat er.

Kaum hatte er den Hörer aufgelegt, als er zu überlegen begann: Jetzt bekomme ich also, was ich wollte, und was werde ich nun damit anfangen? Gewünscht hatte er sich einen Beweis dafür, das Joe Harpers Ehe mit Jenny Crowley nach den Gesetzen von Costa Verde nicht gültig war. Diesen Beweis hatte er nun, denn in Costa Verde hielt man sich in allen Fragen von Eheschließung und Ehetrennung streng an das kanonische Recht der katholischen Kirche. Eine Wiederverehelichung war nur möglich, nachdem ein Ehepartner gestorben oder die Ehe annulliert worden war. Mit einer Annullierung konnten aber nur Multimillionäre rechnen, die bereit waren, Unsummen auszugeben. Außerdem gehörte eine übermenschliche Geduld dazu, den Gang des Verfahrens durch alle Instanzen der kirchlichen Gerichte abzuwarten; ganz zu schweigen davon, daß für eine Annullierung Voraussetzungen vorliegen mußten, die freimütig einzugestehen nicht jedermanns Sache war. Nach costa verdianischem Recht war Jenny Crowley jedenfalls noch

mit Bob Fitz-Gibbons verheiratet. Dieser Joseph Harper mochte zwar ihr Liebhaber sein, hatte aber keinerlei Recht, ihr zu verbieten, ein Schriftstück zu unterzeichnen, in dem sie sich bereit erklärte, zur psychiatrischen Behandlung und zur Entwöhnung von ihrer Rauschgiftsucht ein Spital aufzusuchen.

Aber das, dachte Jim, nützt auch nichts, solange ihr dieser Schweinehund ganz einfach sagt: Unterschreib nicht! Ich möchte nicht noch einmal mitansehen müssen, wie er sie vor mir zu den widerlichsten Scheußlichkeiten und Perversitäten zwingt. Darauf kann ich verzichten; zum Voyeur habe ich kein Talent.

Also muß Harper verschwinden. Am besten für immer; oder zumindest so lange, bis ich die arme Jenny ganz in meiner Hand habe. Sie will offensichtlich beherrscht werden. Will mit Prügeln dazu gebracht werden, Dinge zu tun, die sie aus eigenem Entschluß nie tun würde. Sie ist eine Masochistin, die dominiert werden will. O.K., das kann sie alles auch von mir haben, aber zu ihrem eigen Wohl, damit sie endlich aus dieser Herde von Untieren herausgebracht und in die menschliche Gesellschaft zurückgeführt wird. Also gut, kleine Freundin! Genug überlegt - kommen wir zu den nötigen Entschlüssen. Harper muß also verschwinden. An und für sich wäre das eine Angelegenheit von einer halben Stunde. Ich müßte nur mit Hilfe von Tomas, Suarez und ihren rötlichen Freunden für fünfzig knisternde, grüne US-Dollar einen Killer heuern. Fünfzig Dollar - mehr ist ein Leben hier nicht wert. Aber ich kann nicht. Ich wollte, ich könnte gerade in diesem Fall über meinen Schatten springen, aber ich kann's nicht. Er soll nicht liquidiert werden, doch er muß verschwinden. Und er wird verschwinden, sogar durch sein eigenes Zutun. Dank Suarez und seinen Elektronenspezialisten, die ihr Handwerk in Moskau und Prag ausgezeichnet gelernt haben, weiß ich, daß Joe das Rauschgift - Kiloladungen des reinsten Heroins - persönlich in seinem Wagen zu den Docks bringt.

Warum tut er das? Ist er so dumm? Oder am Ende so

geschickt? Hat er eine Zusage von *El Lider Glorioso* persönlich, daß die Polizei seinen schwarzen Buick unter keinen Umständen untersucht? Oder schert er sich bloß nicht um die »verdammten kleinen Affenmenschen«, wie er die Costaverdianer nennt?

Wie immer dem auch sei - hier liegt meine Chance. Mit der Hilfe meines roten Gehirntrusts, bestehend aus Tomas, Suarez und Genossen, kann ich arrangieren, daß die Polizei Harper ganz einfach verhaften muß. Und wenn ihn die Polizei einmal hat, kann ihm niemand, nicht einmal García, helfen, weil er sonst zugeben müßte, in den Rauschgifthandel verwickelt zu sein. Und während Joe hinter Schloß und Riegel sitzt, kann ich...

Er hielt inne, überlegte und flüstert:

»O Gott!«

Eines hatte er völlig übersehen: In Costa Verde wurde man wegen Rauschgifthandels nicht für ein paar Jahre ins Gefängnis gesteckt; in diesem Land wurde man dafür an die Wand gestellt, drei Meter vor einem Peloton von zwölf Scharfschützen, von denen jeder einen geladenen Karabiner in der Hand hielt. Und obwohl Jim Rush diesen Joe Harper haßte, obwohl er viele erstklassige, fundierte, ausgezeichnete Gründe dafür hatte, ihn aus ganzer Seele zu hassen, war er ganz einfach nicht bereit, die Verantwortung für den Tod eines Menschen zu tragen.

Also überlegte er: Es wird einen Kuhhandel geben müssen. Ich liefere Harper an Pérez de la Valle und Fuentes Toralba aus und gebe ihnen damit eine einmalige Chance: Sie können endlich General Gardas Männlichkeit in einen ihrer großen, hölzernen Nußknacker stecken und seine Stimme für immer in einen lyrischen Sopran verwandeln. Dafür müssen sie mir versprechen, Harper nur mit drei Jahren Gefängnis und anschließender Landesverweisung zu bestrafen...

Er griff nach der Klingelschnur, schellte, und fast im gleichen Augenblick erschien Tomas.

»Roberto soll mit dem Wagen vorfahren«, wies Jim den

Majordomo an. »Ich möchte den Generaldirektor für die öffentliche Sicherheit aufsuchen. In seinem Büro.«

»Sehr wohl, Sir«, sagte Tomas und stellte das elektronische Störgerät an.

Dann fuhr er fort: »Was gedenken Sie mit der kleinen Trini zu tun?«

»Um Himmels willen«, sagte Jim in ehrlicher Bestürzung. »Ich habe doch schon genug getan!«

»Nein, Sir, das haben Sie nicht. Denn Sie haben nichts getan, was ihr wirklich hilft. Es stimmt, daß Sie ihr eine Stelle als Mannequin bei Geri Pyle verschafft haben. Er ist übrigens begeistert von ihr und schwört, sie sei das beste Mannequin, das er je hatte. Außerdem ist sie für ihn ein kleines Vermögen wert. Alle Damen der Gesellschaft kommen jetzt, um *la Protegida del Embajador Estadounidense* zu sehen...«

»Guter Gott!« seufzte Jim.

»Aber das ist doch selbstverständlich. Natürlich erweckt Ihre Geliebte Neugierde und Neid noch dazu.«

»Verdammt noch mal, Tomas! Sie ist nicht meine Geliebte!«

»Das weiß ich, Sir. Was bedeutet, daß es in ganz Ciudad Villalonga zwei Leute gibt, die es wissen. Oder zumindest bereit sind, es zu glauben. Der andere sind Sie. Aber was nützt das schon! Außerdem ist es wirklich schade, daß Trini nicht Ihre Geliebte ist.«

»Tomas, sie ist doch noch ein Kind!«

»Aber ein wunderschönes Kind. Und ein Kind, das Sie geradezu verzweifelt liebt.«

»Tomas, sie lebt in einer Traumwelt. Sie ist das Opfer einer Autosuggestion, hervorgerufen durch die dramatischen Umstände, unter denen wir uns kennengelernt haben.«

»Und Ihr bewundernswertes Verhalten bei dieser Gelegenheit!«

»Unsinn! Aber was immer es auch sei, sie...«

»Sie liebt Sie. Sie liebt Sie wirklich. Ich habe sie ausgefragt und weiß, daß sie es ehrlich meint. Was bedeutet, daß sie leidet. Bedenken Sie doch: Sie hat all ihr Geld von der Bank abgehoben, um die Anzahlung für eine kleine Wohnung zu leisten. Wohnzimmer, Küche, Badezimmer. Aber sie hat die Anzahlung nicht selbst gemacht. Sie hat das Geld mir gegeben und mich gebeten, es einzuzahlen. Erraten Sie, warum?«

»Natürlich«, brüllte Jim. »Die ganze Stadt weiß, daß Sie mein Majordomo sind. Und jetzt glauben alle Leute, daß ich Trini aushalte. Genau das hat sie gewollt. Ist es so?«

»So ist es. Aber sie mußte ja ihr Gesicht wahren. Sie empfängt niemanden in dieser Wohnung. Sie sitzt dort Nacht für Nacht, wartet auf Sie und weint sich die Augen aus.«

»Ach was, Tomas!«

»Sir, Sie sind ungerecht. Wirklich ungerecht. Sehen Sie diesen Schlüssel da? Er gehört Ihnen. Sie schickt ihn durch mich. Es gibt nur noch einen zweiten Schlüssel, für Trini selbst. Und da ist ihre Telefonnummer. Eine Geheimnummer, die nicht im Telefonbuch steht. Aber Sie sollen die Nummer kennen. Und wenn ich mir noch eine Bemerkung erlauben darf: Die Art und Weise, in der sich Trini gezwungenermaßen ihr Leben verdient hat - Sie wissen, was ich meine -, gehört der Vergangenheit an. Endgültig. Sie macht das nicht mehr. Wirklich nicht...«

»Freut mich, das zu hören.«

»Bis jetzt hat man sie auch in Ruhe gelassen. Das ist der zweite Grund, weshalb Sie Trini von Zeit zu Zeit besuchen und mit ihr ausgehen sollten. Wenn die Brüder glauben, daß sie Ihre Geliebte ist, wird man sie auch weiterhin nicht belästigen. Und was die Hauptsache ist: Wenn die *Seguridad Nacional, Sección dos Actividades Políticas* zu dem Schluß gelangt, daß Trini ihren ursprünglichen Auftrag nicht erfüllt, wird es ihr schlechtgehen...«

»Sie haben recht, Tomas. Dieses Argument überzeugt mich. Verbinden Sie mich bitte mit der Boutique. Ich möchte zuerst mit Geri sprechen und dann mit ihr. Und dann soll Roberto endlich mit dem Wagen vorfahren, wenn Sie nichts dagegen haben, Tomas.«

Der Majordomo grinste ihn unverschämt an. »Ich muß mich ein wenig um Sie kümmern, Sir«, sagte er. »Sie bringen sonst alles durcheinander.«

»Nun verbinden Sie mich schon endlich«, erwiderte Jim.

»Jimmmyyy!« krähte Geri. »Welche Freude. Ich wollte dich schon anrufen, aber ich habe es nicht gewagt. Ein Botschafter ist so ehrfurchterweckend!«

»Ach, hör doch auf, Geri«, sagte Jim. »Ich rufe nur an, um mich nach Trini zu erkundigen. Was macht sie?«

»Sie ist ein Schatz«, sprudelte Geri Pyle hervor. »Ein absoluter Schatz. Hat einen wunderbaren Gang. Vollkommen! Graziös! Sie ist das beste Mannequin, das ich je hatte. Ich danke dir, lieber Junge, für sie, ich danke dir herzlich. Wo hast du sie gefunden? Nein! Sag es mir nicht! Ich will es nicht wissen! Ich hab sie so liebgewonnen, daß ich es nicht ertragen könnte, zu hören, daß du sie in irgendeinem Haus mit anderen Weibern gefunden hast.«

»Ich habe sie gar nicht gefunden«, sagte Jim sehr ernst. »Sie ist eines Tages zu mir gekommen und hat mich um einen Gefallen gebeten. Du weißt, Geri, so etwas kann vorkommen. Und da ich gewisse Möglichkeiten sah…«

»Natürlich, du schlimmer Junge, ich weiß schon, was du meinst. Deshalb habe ich ja auch Trini im Anfang vor den anderen Mädchen in Schutz nehmen müssen. Vor allem vor der kleinen Petra, die sich eingebildet hat, du habest ein Auge auf sie geworfen...«

»Das habe ich auch«, sagte Jim. »Aber nur auf einen bestimmten Körperteil. Wie ich mir dann aber ihr Gesicht näher

angesehen habe...«

»Jimmmyyy, du bist wirklich ein schlimmer Junge! Aber jetzt haben die Mädchen Trini schon akzeptiert. Sie ist ja auch wirklich süß. Und die Kunden! Weißt du, was sie sagen?«

»Na, was sagen sie?«

»Sie sagen: ›Señor Pyle, können Sie mir dieses Modell von der kleinen Freundin des Botschafters vorführen lassen?‹«

»Das ist ja sehr fein«, stöhnte Jim.

»Aber Jimmmyyy! Das ist doch kein Geheimnis: *La Querida del Embajador* oder *La Protegida de Su Excelencia* Don Jaime Rush. Ich bin begeistert! Das gibt der Boutique ein gewisses *je ne sais quoi.* Chic, Elegance...!«

»Also gut, Geri; kannst du mir einen Gefallen tun?«

»Natürlich, mein Lieber; was willst du?«

»Borge Trini ein Kleid. Für heute abend. Oder noch besser: verkauf mir eines für sie. Ich führe sie aus. Zuerst zu *Les Ambassadeurs* und dann in den *Obsidian Room* des Hilton. Aber ihre Kleider sind ganz einfach schrecklich. Tust du mir den Gefallen?«

»Was heißt Gefallen? Du tust mir einen! Das ist doch die beste Reklame für mich und meinen Laden. Mein guter Junge, ich lasse dir das Kleid zum Selbstkostenpreis. Und ich werde sie persönlich für heute abend zurechtmachen. Sie übertreibt beim Schminken noch ein wenig, aber sie ist ja auch noch so ein Kind, weißt du...«

»Danke, Geri. Kann ich jetzt mit ihr sprechen?«

»Selbstverständlich, mein Guter. Einen Augenblick!«

Er hörte das Klappern ihrer Absätze, wie sie zum Telefon stürmte.

»Trini«, sagte er.

»Don Jaime«, flüsterte sie. »Oh, Don Jaime...«

Ihre Stimme erstickte in Tränen, als sie seinen Namen aussprach.

»Trini!« ermahnte er sie.

»Ja, ja!« legte sie nun los. *»Estoy llorando!* Ich ruiniere mein Make-up und Señor Pyle, Don Geraldo, wird mich ausschelten. Aber Sie haben mich angerufen! Sie haben mich endlich angerufen! Ach, Don Jaime, ich bin so glücklich!«

»Und darum weinst du, Trini?«

»*Sí, si!* Darum weine ich. Auch zu viel Glück tut weh, Don Jaime! Wenn auch nicht so sehr wie die Einsamkeit! Don Jaime, ich... ich liebe Sie! Oh, wie ich Sie liebe! Vergeben Sie mir, daß ich das sage. Aber ich muß. Ich muß! Es ist ein so herrliches Gefühl, es zu sagen. Und wenn ich es nicht sage, bricht mir das Herz und ich sterbe!«

»Um Himmels willen«, sagte er lachend, um zu verbergen, wie sehr ihn ihr Ausbruch rührte. »Ich rufe dich heute abend nochmals an und dann...«

»Ohhhh!« stöhnte sie.

»Was ist denn jetzt schon wieder mit dir?« fragte er.

»Ich... ich muß mich setzen. Ich fürchte, ich falle in Ohnmacht.«

»Trini, untersteh dich nicht!«

»Gut, Don Jaime, ich werde nicht in Ohnmacht fallen. Wie Sie befehlen, Don Jaime!«

»Jetzt ist es genug«, wies Jim sie zurecht.

»Vergeben Sie mir, Don Jaime«, flüsterte sie.

»In Ordnung. Ich rufe dich um zehn Uhr an. In der Boutique, die ja die halbe Nacht offen hält. Mr. Pyle wird dir ein Kleid geben, denn wir gehen erst einmal essen und dann tanzen...«

»Wohin?« fragte sie blitzschnell.

»*Les Ambassadeurs.* Dann in den *Obsidian Room.* Du weißt:

Im Hilton.«

»Oh«, sagte sie begeistert. »Jetzt muß ich wieder weinen. Lieben Sie mich ein wenig, Don Jaime? Beginnen Sie, mich zu lieben? Ein ganz klein wenig? *Un poquitin?«*

»Ja«, sagte er leise. »Ich fürchte, mehr als nur ein klein wenig. Auf Wiedersehen, Trini. Bis heute abend!«

»Hasta esa noche!« flüsterte sie. »Möge diese Nacht nie zu Ende gehen!«

»Hm«, sagte der Generaldirektor für die öffentliche Sicherheit. »Sie sind also bereit, Ihren Landsmann Harper auf Grund eines unwiderlegbaren Schuldbeweises auszuliefern, sofern wir versprechen, daß wir diesen schmutzigen Schweinehund nicht erschießen. Aber warum eigentlich nicht? Ich meine, warum sollen wir Ihnen das versprechen?«

»Weil es verständlicherweise Schwierigkeiten zwischen Ihrem und meinem Land schaffen würde«, sagte Jim betont langsam. »Das möchte ich vermeiden. Und ich nehme an, Sie auch, Don Raoul. Ich bin lediglich daran interessiert, den Drogenhandel zu unterbinden...«

»Und vielleicht auch daran, die junge Person in Ihre Hände zu bekommen, die mit diesem Harper zusammenlebt. Er ist ja sogar mit ihr verheiratet. Sie erstaunen mich, Don Jaime! Ich hätte gedacht, Sie haben an der kleinen Trini mehr als genug! Ist sie nicht... ich meine, sind Sie nicht zufrieden mit ihr?«

»Trini ist eine Wonne«, sagte Jim behutsam, »eine reine Wonne! Trotzdem bin ich tatsächlich daran interessiert, Jenny Crowley in meine Hand zu bekommen. Aber nur, weil ich es ihrem Vater versprochen habe. Sie muß in ärztliche Pflege, hier in Ciudad Villalonga. Dr. Claudio López Basquez ist ein hervorragender Psychiater und ein Experte für Drogensüchtige. Doktor Gómez empfiehlt ihn wärmstens. Harper hält Miß Crowley vorsätzlich unter Drogeneinfluß...«

»Aber er ist ihr Mann und hat das Recht...«

»Nach den Gesetzen dieses Landes ist er nicht ihr Mann und hat gar kein Recht. In wenigen Tagen werde ich Ihnen den Beweis liefern, daß diese junge Frau bereits einmal katholisch getraut worden ist. Sie hat sich dann scheiden lassen. Aber das ist weder für die katholische Kirche noch für Costa Verde von Belang.«

»Da haben Sie natürlich recht, Don Jaime! Übrigens, lassen Sie mich einmal nachdenken... Könnten Ihre Freunde oder Helfer nicht dafür sorgen, daß wir bei Harper Marihuana statt Heroin finden?«

»Was soll das heißen! Ich will diesen Kerl ja nicht auf Grund gefälschter Beweismittel überführen! Er schmuggelt doch tatsächlich Heroin!«

»Das weiß ich. Ich mache ja nur einen Vorschlag, wie man sein mieses Leben retten könnte. Die Todesstrafe gilt nur Handel mit Heroin, Morphium und Kokain. Leichtere Drogen - leichtere Strafen. Wenn man im Augenblick der Verhaftung das Heroin irgendwie gegen Marihuana vertauschen könnte, müßten wir ihn nicht erschießen lassen. Verstehen Sie das?«

Jim saß schweigend da und dachte: Jetzt muß ich wieder einmal beweisen, ob ich ein Mann der Tat bin.

Dann sagte er: »Ich werde sehen, was sich machen läßt.«

15

Nachdem Jim Rush das Büro des Generaldirektors für die öffentliche Sicherheit verlassen hatte, wurde ihm unvermittelt bewußt, daß er nicht die geringste Lust hatte, in die Botschaft zurückzukehren. Trotz der Aufregungen, die man mir hier bereitet, dachte er amüsiert, vermag ich nur langsam zu vergessen, daß die Diplomatie eben doch der langweiligste Beruf der Welt ist...

Es lag aber auch nicht der geringste Anlaß vor, sich in die Botschaft zu begeben. Was zu erledigen war, vermochte selbst die nicht sehr intelligente Sekretärin des Vizekonsuls durch einige Telefonanrufe zu erledigen, und selbst diese Anrufe waren genaugenommen eigentlich überflüssig. So stand er vor dem Gebäude der Sicherheitsdirektion und dachte nach, was er wirklich machen wollte und mußte. Schließlich ging er auf den Chauffeur zu, der den Schlag des Cadillac offenhielt, und sagte:

»Bring mich zum Krankenhaus, Roberto. Ich muß mit Dr. Gómez sprechen.«

»Natürlich kannst du den Burschen sehen, Jim«, sagte Vince Gómez. »Es geht ihm gut. So gut, daß wir uns bald überlegen müssen, wohin und zu wem wir ihn bringen sollen…«

»Hat er noch immer die Absicht, mich zu durchlöchern? Und die arme kleine Trini auch?« fragte Jim.

»Dich nicht, ganz gewiß nicht. Was Trini betrifft, bin ich nicht so sicher. Er hat gute Gründe, dieses kleine käufliche Ding zu hassen«, antwortete Vince. »Du solltest dir diese Gründe einmal anhören. Er soll sie dir sagen, du sollst sie nicht aus zweiter Hand von mir erfahren. Ich möchte dir nur sagen, daß das, was du tust, nicht sehr klug ist.«

»Und was tue ich?« fragte Jim ruhig.

Vince sah ihn lange und eindringlich an, ehe er antwortete.

»Ich muß zugeben, daß ich es nicht genau weiß. Ich bin auf Gerüchte angewiesen, auf Weibertratsch, der leider auch Paloma zu Ohren gekommen ist. Ich sage leider, weil mir das ein häusliches Problem schafft. Paloma glaubt an die Emanzipation, und du weißt, Jim, daß diese Emanzipierten nicht sehr tolerant und zurückhaltend sind.«

»Tut mir leid«, sagte Jim.

»Laß nur! Ich muß mich bei dir entschuldigen. Ob diese Gerüchte nun wahr oder falsch sind, sie gehen mich jedenfalls nichts an. Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich sie überhaupt erwähnt habe. Es ist seltsam; ich glaube, ich habe meine freundschaftlichen Gefühle, meine Zuneigung zu Peter Reynolds auf dich übertragen. Genauer gesagt: Sie umfassen jetzt auch dich. Ihr seid zwar äußerlich recht verschieden, ähnelt euch aber auf seltsame Weise. Mir bleibt das Herz stehen, wenn ich daran denke, wie ihr beide immer wieder im denkbar ungeeignetsten Augenblick unglaublich tapfer seid. Das ist ein Benehmen, das ich bedaure, weil es völlig sinnlos ist und das ich zugleich - ich kann mir nicht helfen - bewundere...«

»Ich danke dir, Vince. Ich bin geehrt und gerührt. Deine Freundschaft und Zuneigung erwidere ich. Aber du kennst mich ja kaum. Ich müßte dir eine sehr lange und langweilige Lebensgeschichte erzählen, damit du verstehst, warum ich heute mehr denn je von einer Überzeugung erfüllt bin: Es ist mein gutes Recht, mich so dumm zu benehmen, wie es mir beliebt. Mein Leben lang war ich ein Muster an Bravheit, Vorsicht, Korrektheit und Höflichkeit; ich war der gute Junge, der nie aus der Reihe tanzte. Und was hat mir dieses mustergültige - sprich feige - Benehmen eingetragen? Narben hinten und vorne und eine Sammlung von Hörnern auf der Stirn. Du glaubst, es ist nicht klug von mir, mich mit Trini Alvarez einzulassen? Ich pflichte dir bei, pflichte dir zweihundertprozentig bei. Und wenn du mir nachweisen kannst, daß kluges Benehmen mir je auch

nur den geringsten Vorteil eingebracht hat, bin ich sogar bereit, dir dreihunderprozentig beizupflichten.

Übrigens, sofern es dich beruhigt, ich habe mich nicht mir ihr eingelassen. Es stimmt, daß ich sie in Geris Boutique untergebracht habe. Aber alles andere stimmt nicht. Ich habe auch nicht die Absicht, mich mit ihr einzulassen. Obwohl ich zugeben muß, daß ich nicht garantieren kann, ob es mir auf die Dauer gelingen wird, meine Willenskraft mit meinen Absichten in Einklang zu bringen. Sie ist so reizend...«

»Das ist sie«, pflichtete ihm Vince bei. »Sie ist außergewöhnlich schön, im rein physischen Sinne. Sehr exotisch. Und es soll ja Angehörige des ältesten Berufes der Welt geben, denen es tatsächlich gelingt, diesen Beruf aufzugeben. Ich habe allerdings noch nie eine Hure gesehen, die nicht früher oder später rückfällig geworden wäre, aber, rein statistisch gesehen, muß wohl auch das Gegenteil möglich sein. So gesehen, würde ich so weit gehen, dir sogar zu raten, ein nettes kleines Verhältnis mit Trini zu beginnen, vorausgesetzt, daß du dich nicht in sie verliebst.«

»Und was wäre so Furchtbares daran, wenn ich mich in sie verliebe?« fragte Jim ruhig. »Glaubst du, daß ich sie nicht heiraten könnte, weil sie eine Hure war?«

»Nein. Natürlich könntest du sie heiraten. So etwas haben schon viele Männer vor dir gemacht. Und du hättest sogar die Möglichkeit, sie von hier fort und in eine völlig neue Umgebung zu bringen, in der niemand ihre Vergangenheit kennt und in der nichts sie an diese Vergangenheit erinnert. Unter diesen Umständen würde ich der Ehe an und für sich gute Chancen zubilligen. Aber ich habe eine andere Sorge. Ich fürchte, daß dir die Bindung an ein Mädchen, das - drücken wir es zurückhaltend aus - schwere seelische Blessuren davongetragen hat, das Leben zur Hölle machen wird. Ich verzeihe ihr jederzeit, daß sie eine Hure war, denn dazu ist sie gezwungen worden. Aber daß sie einem Mädchen, das sich vom Rauschgift schon

fast befreit hatte, Heroin in die Hand gedrückt hat, das finde ich unverzeihlich...«

»Ich auch«, sagte Jim, »wenn es wahr ist. Aber weißt du das sicher, Vince?«

»Geh und sprich mit Alvara. So heißt der verwundete Junge - Alvaro Perrero Muñoz. Mach dir selbst ein Bild«, erwiderte der Arzt.

»Wie geht es dir, mein Junge?«

Jim streckte dem Verwundeten die Hand entgegen, der sie ergriff und sagte: »Wie Dreck. In Ihrer Gegenwart wie Dreck, Don Jaime. Ich wollte Sie umlegen. Mit voller Absicht.«

»Ich weiß. Aber du wolltest ja nur den amerikanischen Botschafter umbringen, was ich bis zu einem gewissen Grad verzeihlich finde. Ich persönlich bin grundsätzlich gegen das Umlegen, aber ich könnte eine beachtliche Liste von Botschaftern aufstellen, die es eigentlich verdienen würden, umgebracht zu werden. Außerdem glaube ich gar nicht, daß du mich töten wolltest. Warum auch? Du kennst mich ja gar nicht.«

»Aber ich habe Sie mit einer unserer Frauen angetroffen, Don Jaime. Genügt Ihnen das?«

»Trini ist doch nicht deine Frau! Außerdem habe ich mit ihr nicht das geringste angestellt. Dazu bist du viel zu früh aufgetaucht.«

»Sie haben einen feinen angelsächsischen Humor, Don Jaime. Sehr charmant, sehr ironisch. Aber beruhigen Sie sich - ich will Sie gar nicht mehr umlegen. Sie haben mich in Ihrem Pyjama durch die Wachen geschmuggelt. Haben mir sogar Ihre Uhr und Ihren Ring gegeben, um die Täuschung vollkommen zu machen. Und dann haben Sie Blut für mich gespendet und mir das Leben gerettet, obwohl ich Ihnen das Ihre nehmen wollte. Das ist alles sehr anständig von Ihnen gewesen...«

»Ich bin als Christ erzogen worden, mein Sohn«, antwortete Jim ruhig. »Davon bleibt etwas hängen. Und nun schließen wir Frieden. Wir garantieren uns gegenseitig, daß wir einander am Leben lassen, obwohl wir verschiedener politischer Meinung sind. Innerhalb der Grenzen dieser Meinungsverschiedenheit könnten wir sogar Freunde werden. Ich hoffe es zumindest, denn ich bewundere deinen Mut. Du warst sehr tapfer, Alvaro. Das imponiert mir.«

»Ich danke Ihnen, Don Jaime«, flüsterte der Junge.

»Kann sich unser Friedensschluß auch auf Trini erstrecken?« fuhr Jim fort. »Darf sie auch am Leben bleiben?«

»Nein, niemals. Sobald ich die kleine Hure erwische, stirbt sie.«

»Warum, mein Sohn?«

»Wegen meiner Schwester Anita. Nachdem mein Vater von *el Carneceros* Soldaten erschossen worden ist, bin ich mit meinem älteren Bruder in die Wälder gegangen. Daraufhin haben Garcías Leute unsere Schwester Anita verhaftet. Wissen Sie, was sie mit den Frauen der Guerillas machen?«

»Ja«, antwortete Jim. »Ich weiß es.«

»Sie lügen«, rief der Junge empört. »Sie können es nicht wissen. Kein Fremder weiß es.«

»Doch, ich weiß es. Ich nenne nur eine Tortur aus ihrem umfangreichen Repertoire. Die Behandlung mit der Bierflasche.«

»Also, Sie wissen es«, flüsterte Alvaro. »Wie ist es dann möglich, daß Ihre Regierung eine Bestie wie García unterstützt?«

»Meine Regierung kennt die Fakten nicht. Es ist sehr schwer, Beweise für sie zu erbringen. Und ich persönlich unterstütze General García nicht. Im Gegenteil, ich bemühe mich, die fehlenden Beweise zu beschaffen. Sobald ich sie habe, werde

ich sie meiner Regierung zugleich mit dem nachdrücklichen Vorschlag überreichen, die diplomatischen Beziehungen mit Costa Verde abzubrechen und jede Hilfe, insbesondere jede militärische Hilfe, einzustellen. Genügt dir das? Und nun sag mir eines: Würdest du noch am Leben und in relativer Sicherheit sein, wenn ich ein Freund García wäre?«

»Da haben Sie recht, Don Jaime«, flüsterte Alvaro.

»Erzähle mir weiter von deiner Schwester«, forderte ihn Jim auf.

»Mein Bruder, der schon gefallen ist, und ich konnten Anita nicht retten. Wir wollten uns stellen, damit man sie nicht foltert, aber unser Partisanenführer hat es verboten und uns bewachen lassen, damit wir nicht heimlich abhauen. Nach Monaten haben sie dann meine Schwester ins Spital geschickt. Dort wurde sie wieder ›verwendungsfähig‹ und gleichzeitig rauschgiftsüchtig gemacht. Dann hat man sie in *La Luna Azul* gesteckt. Der blaue Mond. Das ärgste, oder, wenn Sie wollen, das beste Bordell auf dem ganzen amerikanischen Kontinent. Trini war auch dort. Sie war damals noch kein Callgirl mit eigenem Auto, das seine Kunden in ihren Wohnungen besucht. Auch noch nicht die Geliebte eines Regierungsmitgliedes. Und auch noch nicht die Ihre, Don Jaime!«

»Das ist meine Sache«, sagte Jim nachsichtig, »und mein Problem. Glaubst du nicht auch? Aber sprich weiter!«

»Anita hat gegen die Drogensucht angekämpft. Verzweifelt. Sie hatte schon fast gewonnen. Sie brauchte das Zeug nicht mehr, hat es von sich aus gar nicht mehr gesucht. Aber die liebe kleine Trini hat es ihr im Auftrag eines ihrer Liebhaber gebracht. Kostenlos. In großen Mengen. Feinste Qualität. Da wurde Anita rückfällig. Sie hatte keine Chance mehr. Verstehen Sie jetzt, Don Jaime, warum Trini, diese *esa maldita zorra*, sterben muß?«

»Ich würde es verstehen«, antwortete Jim ernst, »wenn ich

nicht der felsenfesten Überzeugung wäre, daß kein Problem in der Welt gelöst werden kann, indem man einen Menschen umlegt. Alvaro, respektiere diese Überzeugung, konzediere mir eine menschliche Schwäche! Ich will nicht, daß Trini sterben muß, was immer sie auch getan hat. Laß uns ein Geschäft abschließen! Du verzichtest auf deine Rache, ich unterlasse es, dir zu sagen, daß Rache an einer Frau, meiner Meinung nach, eines Mannes unwürdig ist. Verzichte darauf, die arme kleine Trini abzuschlachten, und dafür garantiere ich dir, daß deine Schwester aus *La Luna Azul* herausgeholt und in die Psychiatrische Klinik von Dr. Claudio López Basquez gebracht wird. Ich arrangiere das und trage auch alle Kosten. Aber dafür wirst du Trini in Ruhe lassen.«

»Lieben Sie diese kleine Hure so sehr, Don Jaime?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht. Aber jedenfalls kann ich den Gedanken nicht ertragen, daß sie sterben soll. Liebst du denn deine Schwester nicht so sehr, daß du sie retten möchtest, Alvaro? Ist das Geschäft, das ich dir vorschlage, nicht fair?«

Alvaro starrte ihn lange an.

»Es wäre fair«, sagte er schließlich, »bis auf eine Kleinigkeit: Anita ist tot. Sie ist an einer Überdosis Heroin gestorben. Knapp zwölf Stunden bevor ich mich von meinen Freunden über die Mauer Ihrer Residenz heben ließ, um in Ihr Schlafzimmer einzudringen. Ich war so schwer verletzt, daß ich nicht mehr in den Wäldern kämpfen konnte. Aber wenn ich schon sterben mußte, wollte, ich wenigstens Sie und Trini in den Tod mitnehmen. Sie sehen, Don Jaime, ich kann kein Geschäft mit Ihnen machen, ich habe Ihnen nichts zu bieten. Sie lieben das Mädchen, das die Schuld am Tod meiner Schwester trägt. Wissen Sie jetzt, was Sie tun müssen, um Trini zu retten?«

»Nein«, flüsterte Jim. »Was soll ich tun, Alvaro?«

»Gehen Sie zum Telefon. Rufen Sie die Polizei an. Sagen Sie ihr, daß ich hier bin. Dann bin ich spätestens morgen früh tot.

Ich werde anständig sterben, Don Jaime, so anständig, wie es mir die Folter erlaubt. Daran werden Sie denken können. Und Trini wird Ihnen dankbar sein. Also gehen Sie! Worauf warten Sie? Rufen Sie an!«

Jim schüttelte müde den Kopf.

»Nein, Alvaro, das mache ich nicht. Ganz bestimmt nicht. Ich habe leider keinen Sohn, aber dich bewundere ich. Und es schmerzt mich zutiefst, daß wir uns jetzt bekämpfen müssen...«

Alvaro lag still.

»Sie haben den Kampf schon gewonnen«, sagte er schließlich leise und voll Bitterkeit. Dann nahm seine Stimme metallene Härte an, als er losbrüllte: »Behalte deine schmutzige *zorra!* Und alle deine Töchter sollen sein wie sie!«

Erschöpft sank er zurück und drehte das Gesicht zur Wand. Jim betrachtete den schmalen Körper lange, sehr lange. Schließlich sagte er leise: »Ich danke dir, Sohn!« Und verließ den Raum.

16

Auf dem Rückweg in die Residenz ließ Jim den Wagen vor einem Blumengeschäft halten und kaufte einen Strauß goldgelber, fast bräunlicher Orchideen für Trini. Die Blumen erinnerten ihn an das Mädchen, an die Farbe ihrer Haut, an ihre wilde, exotische, naturhafte Schönheit.

Als er mit dem Strauß in der Hand das Blumengeschäft verließ, ging ihm das Gespräch mit Alvaro durch den Sinn. Ob wohl alles, was der Junge erzählt hatte, stimmte? Wahrscheinlich - höchstwahrscheinlich. Und wenn es stimmte, was bedeutete es für Jim?

Wenig, dachte er, recht wenig. Es kann meine Gefühle für sie nicht ändern. Ich vergebe ihr, ich vergebe ihr, was immer sie auch getan hat. Ich bin nicht der liebe Gott und habe kein Recht, sie zu richten oder zu verurteilen. Aber ich vergebe ihr das Verbrechen, daß sie überhaupt geboren wurde, die Sünde, daß sie lebt, und den Wahnsinn, daß sie mich liebt. Für dieses Verbrechen, diese Sünde und diesen Wahnsinn will ich ihr heute abend danken.

Als der Wagen vor der Boutique hielt, stand Trini bereits in der Tür. Aber sie lief ihm nicht entgegen, sondern näherte sich ihm langsam, Schritt für Schritt, wie in Trance, wie eine Schlafwandlerin. In ihrem schmalen, feingeschnittenen Gesicht standen groß und schräg ihre Augen, und hinter ihren blutroten Lippen schimmerten schneeweiß die Zähne.

Ihr Kleid war ein Traum. Wie war es möglich, daß ein Mann wie Geri, der vorgab, die Frauen zu verachten, zugleich fähig war, sie derart zu verzaubern? Es war ein langes Abendkleid, in Weiß und Silber, und sie sah darin aus wie ein Mädchen aus längst vergangenen Zeiten. Ihre Accessoires, Schuhe, Handschuhe, Tasche und ein verrückter kleiner Hut waren

perfekt. Alles paßte, alles stimmte, und sie sah so vollkommen aus, daß es Jim Rush fast den Atem verschlug, als sie schließlich vor ihm stand.

Hastig und ungelenk, wie ein Schüler beim ersten Rendezvous, hielt er ihr die Orchideen entgegen.

»Für mich?« flüsterte sie und griff nach dem Strauß. »Oh, Don Jaime!« Sie beugte sich vor und beschwor ihn: »Küssen Sie mich! O bitte, Don Jaime, küssen Sie mich! Damit es alle Mädchen sehen! Damit sie mich morgen nicht ausspotten können. Küssen Sie mich bitte, bitte, bitte!«

Er küßte sie zart und liebevoll, während große Tränen über ihre Wangen rollten.

»Viva!« riefen die Mädchen im Geschäft, die alles durch die Auslagenfenster mitangesehen hatten. *»Bravo! Viva la Trina! Viva el Señor Embajador!«*

Er schob sie in den Wagen, nahm neben ihr Platz und befahl dem Chauffeur: »Zu *Les Ambassadeurs,* Roberto!« Dann zog er sein Taschentuch heraus und begann ihre Tränen zu trocknen.

»*Mí pequeña regadera!«* sagte er zärtlich. »Meine kleine Gießkanne!«

»Ay, si!« schluchzte sie. »Ich bin wirklich eine Gießkanne, nicht wahr, Don Jaime? Seit ich Sie kenne, weine ich nur. Zuerst vor Kummer, jetzt vor Glück.«

»Hör auf zu weinen«, sagte er mit gespielter Strenge. »Du wirst dein Make-up ruinieren. Wie sollen die Damen der Gesellschaft vor Neid zerspringen, wenn du mit geschwollenen Augen und verschmiertem Gesicht auftauchst?«

Sie drückte seine Hand und lächelte ihn unter Tränen an. »Weißt du, wie man bei uns in Costa Verde sagt?« fragte sie. »Wir sagen: ›Die ist verrückt wie eine Gießkanne. ‹Und ich bin wirklich verrückt, Don Jaime, nach dir!«

Sie blickte nach vorn, wo, durch eine dicke, kugelsichere

Glasscheibe von ihnen getrennt, Roberto am Steuer saß.

»Kann er uns hören?« flüsterte sie.

»Nein«, sagte Jim. Offengestanden wußte er nicht, ob das stimmte. Da in Costa Verde die Tendenz vorherrschte, alles abzuhören, was abgehört werden konnte, nahm er sogar eher an, daß sie vom Chauffeur belauscht wurden. Aber er hütete sich, Trini etwas von dieser Vermutung zu sagen; kein Verdacht und keine Furcht sollten ihr diesen Abend trüben.

»Ausgezeichnet!« fuhr sie unbekümmert fort. »Dann kann ich mich bei dir bedanken, Don Jaime! Du hast mich zart und lieb geküßt, und alle Mädchen haben es gesehen. Hat es dir Spaß gemacht? Hast du mich gern geküßt?«

»Sehr gern«, antwortete er würdevoll.

»Würde es dir etwas ausmachen, mich noch einmal zu küssen? Aber diesmal nur allein für mich? Bitte! Ich wünsche es mir so sehr!«

»Hör zu, Trini!«

»Bitte! *Per favor!«*

»Warte noch eine Weile! Es ist doch besser, wenn wir uns küssen, ohne daß uns ein Chauffeur im Rückspiegel beobachtet; glaubst du nicht auch, *Niña?«*

»Nein«, erwiderte sie, »das ist mir gleichgültig. Nur einen Kuß! Einen ganz kleinen, Don Jaime!«

Er küßte sie, und danach lehnte sie sich zurück, blickte ihn an und flüsterte:

»Genug! Ich komme mir sehr schlecht vor! Und ich möchte nicht schlecht sein, wenn ich mit dir beisammen bin. Ich möchte, daß du mich für deine *Novia* hältst. Die Frau, auf die du gewartet hast. Ein braves, ehrbares Mädchen, für das du dich nicht zu schämen brauchst.«

»Ich schäme mich nicht für dich«, sagte er nachdrücklich. »Wirklich nicht, Trini! Glaub mir!«

»Du bist so gut«, flüsterte sie. »Aber ich glaube dir nicht...«

»Dann glaub mir eben nicht«, sagte er. »Mir ist es gleich. Ich glaube es jedenfalls, und darauf kommt es an...«

»Du glaubst es wirklich?« fragte sie. »Wie kannst du? Ich bin eine verworfene Person, die einen schlechten Ruf hat, die...«

»Die noch nie bei *Les Ambassadeurs* und im *Obsidian Room* war. Und warum? Willst du mir das sagen?«

»Weil sich die Männer, meine früheren Liebhaber, geschämt haben, sich dort mit mir zu zeigen. Während du...«

»Weiter! Während ich...«

»Während du mich in diese Lokale führen willst, in denen die gute Gesellschaft verkehrt. Wo wir deine Freunde und deren Frauen treffen werden. Oh, Don Jaime, laß den Wagen umkehren! Du kannst das nicht machen! Ich werde dir Schande bereiten, ich werde dich ruinieren...«

»Liebst du mich?« fragte er leise.

»Ja, aber ich möchte dich in aller Heimlichkeit lieben. Es soll uns niemand sehen. Ich möchte dir keine Schande bereiten. Aber eines mußt du mir sagen.«

»Was, mein Kind?«

»Etwas sehr Ernstes, Don Jaime. *Gravissimo.* Aber ich muß es wissen, *mi amor! No! Mi Dueño y Señor!«*

»Mein Lieber«, korrigierte er sie, »nicht dein Herr und Meister. Sag das nie wieder, Trini!«

»Ja, gut. Aber du bist beides, und ich will, daß du es bist. Wirst du mir Antwort auf meine Frage geben? Es geht um etwas, was ich mir wünsche. Unendlich wünsche! Mir aber nie zuvor gewünscht habe. Im Gegenteil: Jedesmal, wenn ich glaubte, es sei soweit, war ich krank vor Angst.«

»Aber es war nie soweit?«

»Nein, Gott sei Dank. Aber nun soll es soweit sein, nun soll es

geschehen! Mein Wunsch soll in Erfüllung gehen, und du sollst ihn erfüllen. Aber nur, wenn du es willst, wenn du mir nicht böse bist, wenn du mich nicht verachtest...«

»Ja, um Himmels willen«, sagte er, »was ist es denn? Sprich doch, Trini!«

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und blickte ihn an. Aus ihren Augen sprachen Furcht, Zweifel und Hoffnung. Dann sagte sie, und ihre Stimme war leise wie das Knistern von Seide oder der Hauch des Windes über den Wassern: »Wenn wir ein Kind bekommen, Don Jaime, darf ich es haben? Darf ich es behalten? Wird es auch dein Kind sein? Wirst du ihm seinen Namen geben?«

»Ich werde es in meine Arme nehmen«, antwortete er, »und auf der Straße vor Freude tanzen und es der ganzen Welt zeigen!«

»Ach«, seufzte sie erlöst. *»Dios mió!* Warum tut es so weh, wenn man glücklich ist? Du hast dir doch immer einen Sohn gewünscht, Don Jaime, stimmt es?«

»Zeit meines Lebens. Aber jetzt wünsche ich mir eine Tochter, die so ist wie du.«

Sie schmiegte sich an ihn und flüsterte: »Dann wollen wir heute abend eine machen! Oder es zumindest versuchen...«

»Nicht heute abend«, sagte er entschieden.

»Warum nicht, Don Jaime?«

»Weil ich diese Nacht nicht verderben will. Nichts soll dich an die Nächte erinnern, wie du sie früher verbracht hast. Sie soll anders sein. Du sollst sagen können: Es gab einmal einen Mann, einen kleinen, alten, vertrockneten, häßlichen Mann, für den war ich eine Dame. Und er hat mich auch wie eine Dame behandelt...«

Nun schlang sie wieder die Arme um seinen Hals und schluchzte laut und unbeherrscht wie ein Kind.

»Hör doch auf!« mahnte er.

Sie ließ ihn los und starrte ihn an. Ihre Augen waren so groß und standen so schräg in ihrem schmalen Gesicht, daß sie einem Wesen aus einer anderen Welt glich.

Schminke sie grün und sie sieht aus wie eine Frau vom Mars, dachte er. Vorausgesetzt, daß Marsmenschen grün und klein und hilflos und von sagenhafter Schönheit sind...

»Ich habe schon aufgehört, Don Jaime«, flüsterte sie. »Bist du mir böse? *Por favor,* Don Jaime! Sei es nicht, ich könnte es nicht ertragen!«

»Ich bin dir nicht böse, Trini. Es fällt mir sehr schwer, es zu werden, und noch schwerer, es zu bleiben. Trotzdem möchte ich, daß du dich anders benimmst.«

»Wie anders? Sag mir, was ich tun soll, und ich werde es tun! Ich bin deine Sklavin, Don Jaime. Du kannst mir befehlen. An dem Tag, an dem du mir befiehlst, daß ich mir die Kehle durchschneide, werde ich ein Rasiermesser nehmen und - zshhhhh! - es tun. Und langsam verbluten, bis ich gestorben bin. Sag mir - wirst du dann weinen?«

»Trini«, wies er sie zurecht, »du bist verrückt!«

»Ja. Verrückt wie eine Gießkanne. Nach dir!«

»Aber ich werde dir nicht befehlen, dir die Kehle durchzuschneiden«, sagte er mit gespieltem Ernst. »Warum sollte ich? Ich sollte dir etwas anderes befehlen, als Strafe für dein schlechtes Benehmen. Ich weiß schon, was...«

Noch unter Tränen fragte sie ihn: »Was soll ich tun?«

»Du sollst lächeln! Lachen! Froh sein und dich amüsieren, damit ich meine Freude habe, wenn ich dich ansehe!«

Ihre Augen waren größer denn je und von einer unsagbaren Zärtlichkeit erfüllt, als sie sagte: »Ich werde es versuchen, Don Jaime!«

Sie saßen bei *Les Ambassadeurs,* und über den Tisch hinweg

konnte er am Zittern ihrer Hände erkennen, wie aufgeregt sie war.

»Trini!« ermahnte er sie.

»So viele Messer, Gabel und Löffel«, seufzte sie. »Ich weiß nicht, wofür sie gehören; ich werde dir Schande machen, Don Jaime!«

»Du mußt nur aufpassen, welches Besteck ich nehme, und nimmst dann das gleiche. Das ist doch einfach, nicht? Und du wirst jetzt Champagner trinken, aber nicht zu schnell und nicht zu viel, nur genug, um fröhlich zu werden. Und du wirst mir zulächeln, denn so wie du mich jetzt anstarrst, müssen alle Leute hier glauben, daß ich dich mindestens dreimal täglich blutig schlage.«

»Was Sie aber hoffentlich nicht tun, Don Jaime«, sagte eine Frauenstimme in fast akzentlosem Englisch hinter ihm.

Jim drehte sich um, stand auf und sagte: »Ich kann mich nicht erinnern...«

»Sie können sich nicht erinnern, mir je vorgestellt worden zu sein«, sagte die Frau, die groß, schlank und etwa vierzig Jahre alt war. Sie sah aus, wie sich die Amerikaner eine typische Spanierin vorstellen: schwarzes glattes Haar, dunkle Augen, olivenfarbener Teint. Was bedeutete, daß sie wie eine typische Andalusierin oder Zigeunerin, nicht aber wie eine typische Spanierin aussah, weil es die gar nicht gibt. Sieht man davon ab, daß sie häufiger dunkelhaarig als blond sind, sehen spanische Frauen auch nicht viel anders aus als die meisten übrigen Europäerinnen.

Völlig ungewöhnlich für ein lateinamerikanisches Land war aber, daß eine Frau, die offensichtlich der guten Gesellschaft von Costa Verde angehörte, sich in einem Restaurant allein und unaufgefordert dem Tisch eines Mannes näherte und mit ihm eine Konversation begann, was selbst dann noch unerhört gewesen wäre, wenn ihr dieser Mann bereits vorgestellt worden

wäre.

»Ich habe vielleicht kein absolut zuverlässiges Gedächtnis«, meinte Jim kühl, »aber...«

»An Ihrem Gedächtnis liegt es nicht, Don Jaime«, sagte die Frau lachend. »Wir sind einander tatsächlich noch nicht begegnet. Aber das ist nicht meine Schuld. Sie scheinen eine so beliebte Zielscheibe für die hiesigen Kommunisten zu sein, daß Vince bis jetzt ausschließlich damit beschäftigt war, Sie zusammenzuflicken. Hätte er einmal Zeit gehabt, Sie zu uns zum Abendessen zu bringen, hätten wir schon längst Bekanntschaft miteinander geschlossen!«

»Ach so«, sagte Jim, »Sie sind...«

»Paloma Gómez. Vinces bessere Hälfte. Besser gesagt, seine besseren drei Viertel, wie ich ihm immer vorhalte. Haben Sie etwas dagegen, wenn ich mich setze? Keine Angst, ich bleibe nicht lange und will Sie vor allem nicht von Ihrem Vergnügen abhalten. Zwar bin ich die Vizepräsidentin der Frauenbefreiungsliga von Costa Verde, aber so unfreundlich sind wir Emanzipierten wieder auch nicht. Außerdem: Wenn ich zu lange bleibe, werden Vinces primitive Urinstinkte wach - von seiner Abneigung gegen meine politischen und sozialen Aktivitäten ganz zu schweigen -, und er prügelt mich blutig. Was Sie übrigens diesem armen kleinen Ding auch gerade angedroht haben...«

»Nehmen Sie doch Platz«, unterbrach Jim und gab einem Kellner zu verstehen, er möge einen Sessel bringen. Zugleich hielt er im Speisesaal vergebens nach Vince Ausschau.

Paloma, die seinen Blick bemerkt hatte, meinte lächelnd, nachdem sie Platz genommen hatte:

»Mein Herr und Meister ist vermutlich nach draußen verschwunden und schäumt vor Wut über mich. Er ist, wie man heutzutage sagt, ein ›altes, reaktionäres, männlich-chauvinistisches Schwein‹, das meine emanzipatorischen

Aktivitäten verabscheut. Eine dieser Aktivitäten ist übrigens, daß ich Präsidentin von Luisa Gardas Organisation für Schutz, Hilfe und Rehabilitation gefallener Mädchen bin. Wir nehmen uns armer Geschöpfe an, die mit Schlägen, Hunger und anderen Mitteln zur Prostitution gezwungen worden sind - so wie du!« Dabei warf sie Trini über den Tisch hinweg einen Blick voll aufrichtigen Mitleids zu.

Jim sah, wie das Mädchen zitterte und ihr Gesicht unter dem Make-up schneeweiß wurde. Mein Gott, dachte er, sie wird in Ohnmacht fallen!

»Du bist doch Trini, nicht wahr«, sagte Paloma auf spanisch mit sanfter Stimme zu dem Mädchen. »Wie geht es dir?«

»Danke vielmals, sehr gut, gnädige Frau«, antwortete Trini fast unhörbar.

»Hab keine Angst, mein Kind«, fuhr Paloma fort. »Ich werde dir nichts tun...«

Trini senkte den Kopf, und als sie wieder aufblickte, flossen Tränen über ihre Wangen.

»Ich weiß, *mi Señora«,* sagte sie langsam. »Sie können mir auch gar nichts tun, denn es gibt keinen Schmerz und kein Leid im Leben, das mir nicht schon einmal zugefügt worden wäre.«

»Aber ich kenne dich, mein Kind, ich kenne dein Schicksal und ich weiß, daß nichts von dem, was du erlebt hast, deine Schuld war. Du brauchst deshalb wirklich nicht zu weinen...«

»O doch, Señora, leider doch! Sie haben mir wieder zu Bewußtsein gebracht, welche Schande ich Don Jaime bereite, heute und hier. Bloß dadurch, daß ich mit ihm beisammen bin, ihm gegenübersitze. Aber ich liebe ihn eben, ich liebe ihn wirklich. Das müssen Sie mir glauben, *mi Señora,* bitte, glauben Sie mir es, bitte!«

Paloma sah sie an, aus ihrem Blick sprachen anfänglich Zweifel, dann Verstehen und Zuneigung, bis sie schließlich

sagte:

»Ich glaube dir, Kind, wirklich!«

»Ich danke Ihnen, gnädige Frau! Ich habe geglaubt, es genügt, wenn ich ihn liebe, von ganzem Herzen liebe. Und ich war so froh, daß er sich meiner nicht schämt und mich nicht verstecken will. Aber jetzt sehe ich, daß es nicht geht. Ich hätte zu Hause bleiben und mich mit ein paar Stunden heimlichen Beisammenseins begnügen sollen. Das, was ich getan habe, wird ihm nur schaden.«

»Nicht in meinen Augen«, sagte Paloma. »Außerdem bin ich hier, um dich in Schutz zu nehmen und nicht ihn oder irgendeinen anderen *maldito* Mann!«

»Paloma, ich meine Mrs. Gómez«, sagte Jim ärgerlich.

»Seien Sie still, Jim!« wies sie ihn zurecht.

»Aber sehen Sie sich doch um«, fuhr Trini fort, »sehen Sie sich doch die Leute an!«

Unwillkürlich ließ Jim den Blick durch den Raum wandern, und wohin er auch fiel, überall sah er Entrüstung auf den Gesichtern der Frauen und hämisches Grinsen der Männer.

»Ich glaube nicht, daß diese Leute so wichtig sind, wie du meinst, Trini«, sagte Paloma. »Aber nun entschuldige, daß ich mit Don Jaime in seiner Sprache spreche, aber ich will ihn etwas fragen.«

»Nein«, sagte Jim bestimmt. »Sie werden entweder spanisch sprechen, damit Trini jedes Wort versteht, oder ich werde Ihnen keine Antwort geben.«

»Sie sind ein tapferer Mann!« sagte Paloma, nachdem sie ihn lange und schweigend betrachtet hatte. »Tapfer oder verrückt. Was ja manchmal das gleiche ist. Nun gut, in Spanisch: Was gedenken Sie mit diesem armen Kind zu tun?«

Nun war es Jim, der Paloma anstarrte, ehe er schließlich betont langsam sagte: »Ich verstehe Ihre Frage nicht. Was

meinen Sie damit?«

Ihre Stimme war von schneidender Schärfe, als sie antwortete: »Ich meine: Werden Sie Trini heiraten? Werden Sie Kinder mit ihr haben?«

Jim saß schweigend da und dachte: Werde ich sie heiraten? Kann ich es? Bin ich noch fähig, so viel Liebe, Güte, Mitgefühl und Zärtlichkeit aufzubringen? Gewiß, Grace ist dahin, für immer. Und dieses arme, verlorene, gemarterte Kind glaubt, daß es mich liebt. Verwechselt dabei wahrscheinlich Dankbarkeit für Hilfe, Herzlichkeit und Freundlichkeit mit Liebe. Ich aber...

Er spürte geradezu, wie ihn Trini betrachtete. Er hob den Kopf, und seine Augen trafen die ihren, große, dunkle, weit aufgerissene Augen - Augen eines Geschöpfes aus einer anderen Welt - Augen einer Tluscola - Augen, die voll Schmerz und Hoffnung waren und versuchten, in seinem Gesicht zu lesen, seine Gedanken und Gefühle zu erraten.

Er griff nach ihrer Hand und sagte: »Trini! Ich werde dir die Wahrheit sagen! Auch wenn es sehr hart für dich ist! Ich sage dir ganz offen: Ich weiß nicht, was ich auf Doña Palomas Fragen antworten soll. Ich weiß nicht, ob in mir noch genug Liebe vorhanden ist, um etwas davon an dich oder an irgendeine andere Frau weiterzugeben.

Vielleicht ist sie längst vertrocknet, vielleicht ist sie aus den vielen Wunden, die man mir zugefügt hat, verströmt, ich weiß es nicht. Aber vielleicht habe ich sie noch, vielleicht habe ich noch das, was du brauchst und was du dir wünschst...«

»Dein Kind, Don Jaime, deine Kinder, das ist es, was ich mir wünsche«, flüsterte Trini. »Kinder wie du, blond wie du, häßlich und schön wie du, mit deiner Seele, mit deiner großen, gütigen Seele. Sie sollen sein wie du, nicht wie ich...«

»Dann mag ich sie aber nicht«, sagte er.

»Sie sollen aber so wenig wie möglich mir gleichen«, schluchzte sie, »damit sie *honorados y honestas y decentes*

sind...«

»Hör auf, Trini!« sagte er.

»Ich höre auf, Don Jaime«, flüsterte sie, beugte sich vor und küßte seine Hand.

»Und damit hör auch auf!« wies er sie zurecht.

»Gut. Auch damit. Aber ich will deine Kinder, Don Jaime! Viele Kinder! Zehn! Zwanzig!«

»Guter Gott!« sagte er. »Da werde ich einen Assistenten brauchen!«

»Nein! Ich will nur dich! Dich allein! Wenn je ein Mann versuchen sollte, mich zu berühren, obwohl ich dir gehöre, werde ich ihn töten. Denn ich gehöre nur dir allein! Aber du mußt mich nicht heiraten, *mi amor!* Ich würde dich nur ruinieren, dein Leben zerstören. Es genügt, wenn du unsere Kinder anerkennst.«

»Sei still, Kleines!« fuhr sie Paloma an. »Und Ihnen, Jim, gratuliere ich. Sie sind ein bemerkenswerter Mann. Natürlich sind Sie verrückt, wie ich schon gesagt habe, aber Ihre Verrücktheit imponiert mir. Das ist es ja, was ich Vince seit vielen Jahren vorwerfe - die Passivität, mit der er hinnimmt, wie in diesem Lande Frauen mißbraucht werden...«

»Ich danke Ihnen, Paloma«, sagte er.

»Aber eines müssen Sie mir versprechen! Wenn ihr tatsächlich ein Kind bekommt, wählen Sie nicht den bequemen Ausweg, den sie Ihnen offeriert hat. Bringen Sie Trini heraus aus diesem Land, am besten in Ihre Heimat, wo niemand sie kennt. Erziehen Sie dieses Geschöpf, geben Sie ihm Bildung. Merken Sie nicht, wie intelligent die Kleine ist? Sie werden sehen: Sie wird die beste Frau, die Sie sich wünschen können. Und jede Frau, die diesen Namen verdient, wird Ihnen dankbar sein.«

»Die Frauen, die hier in diesem Raum sitzen, auch?« fragt er.

»Das sind keine Frauen. Die zählen nicht. Sie zählen ganz und gar nicht.«

Sie beugte sich vor, küßte Trini auf die Wange und sagte: »Ich werde Taufpatin bei eurem ersten Kind.« Im Aufstehen, ehe sie den Tisch verließ, fügte sie hinzu: »Gott schütze euch!«

17

Im *Obsidian Room* tanzten sie.

Tanzen ist eigentlich nicht das richtige Wort, dachte Jim. Was Trini hier treibt, ist Schwarze Magie, Voodoo-Zauber. Mich hat sie jedenfalls verzaubert. Nie habe ich tanzen können und jetzt auf einmal...

Sie verschmolz mit der Musik und mit ihm zu einer Einheit. Mit geschlossenen Augen und leicht geöffnetem Mund schmiegte sie sich an ihn. Als Sohn eines Diplomaten hatte er natürlich Tanzunterricht erhalten. Aber was war das, was er gelernt hatte, gegen dieses traumhafte Dahingleiten im Takt der Musik, im Rhythmus ihrer Herzschläge, im Wallen ihres Blutes...

Die Musik hatte aufgehört, doch sie blieben regungslos auf der Tanzfläche stehen.

»Trini«, sagte er.

Langsam öffnete sie die Augen und flüsterte ihm zu: »Ich liebe dich, Don Jaime!«

»Und ich dich auch«, antwortete er und war ehrlich überzeugt davon. Vorsicht und Rücksicht, Bedachtnahme auf seine Karriere, all das hatte er längst über Bord geworfen. Er liebte sie wirklich, was immer auch daraus entstehen mochte.

Behutsam löste er sich aus ihren Armen, um sie zum Tisch zurückzuführen.

»Nein, Don Jaime«, bat sie. »Tanzen wir weiter! Hören wir nicht auf! Nie! Niemals!«

»Niña«, ermahnte er sie, »ich bin ein alter Mann. Ich kann nicht soviel mit dir tanzen. Noch so ein Tanz und ich bekomme einen Herzanfall. Dann kannst du morgen an meinem Grab weinen.«

»Ich werde nicht weinen, *mi amor«,* sagte sie feierlich. »Und

weißt du, warum nicht?«

»Wahrscheinlich, weil du mich nicht mehr liebst. Vorausgesetzt, daß du mich je geliebt hast.«

Ihre Antwort war, daß sie ihn mitten auf dem Tanzparkett im Angesicht aller Leute küßte. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und küßte seinen Mund, wild, zärtlich, sinnlich, warm, weiblich, voll sexueller Lust, bis sie schließlich die Lippen spitzte und den Kuß sanft und scheu, als wäre sie ein Kind, enden ließ. Als sie ihn losließ, konnten sie von den Tischen kaum verhohlenes Gelächter aufsteigen hören.

»Trini«, ermahnte er sie.

»Das war ein ganz kleiner Beweis dafür, wie sehr ich dich liebe«, erwiderte sie. »Aber an deinem Grab könnte ich nicht weinen, denn ich würde im Sarg neben dir liegen. Oder, wenn man es erlaubt, neben dir, in deinem Sarg. Deshalb mußt du sehr vorsichtig sein, Don Jaime! Du darfst nicht sterben, denn du würdest mich um die Babies betrügen, die du mir versprochen hast. Mindestens zehn!«

»Um Himmels willen«, lachte er. »Dann ist es besser, wenn wir uns setzen, damit ich zu Kräften komme. Außerdem verdurste ich. Ich brauche Champagner.«

»De acuerdo!« sagte sie. »Trink viel Champagner, damit du betrunken wirst und ich dich leichter verführen kann. Denn heute nacht will ich dich verführen. Das ist ja nötig, wenn man ein Baby bekommen will, *no es así, mi amor?* Es wird mir nicht schwerfallen, denn wenn ich mit dir tanze, kommt es mir bereits vor, als wärest du ganz bei mir und ganz in mir...«

»Um Himmels willen«, sagte er neuerlich. »Du bist unmöglich, Trini!«

»Nein, das stimmt nicht, Don Jaime, großer Don Jaime, *Embajador Extraordinario de los Estados Unidos de Norte América!* Heute nacht bin ich für dich das Möglichste und Gewisseste, was es gibt. Du kannst dich auf mich verlassen, Don

Jaime. Und du, was bist du für mich?«

»Ich weiß nicht, Trini«, sagte er leise und von einer plötzlichen unerklärlichen Angst erfüllt. »Du bist so jung, so zart, daß...«

»Was meinst du, Don Jaime?«

»Daß ich Angst habe; Angst, ich könnte dir ein Leid zufügen.«

»Ja«, sagte sie ernst, »du könntest mir ein Leid zufügen. Das stimmt. Das ärgste Leid, das es gibt. Eines, das mein Leben sofort beenden würde. Indem du micht verläßt. Das würde ich nicht überleben, nicht eine Stunde!«

»Trini«, ermahnte er sie.

Wieder füllten sich ihre Augen mit Tränen, die ihn rührten.

»Don Jaime«, flüsterte sie. *»Mi querido, amado y adorado.* Don Jaime, weißt du nicht, daß ich ohne dich sterben würde?«

»Sag das nicht«, wies er sie zurecht. »Mal den Teufel nicht an die Wand. Komm jetzt, laß uns etwas trinken...«

Und damit war der Augenblick gekommen, in dem der Abend zur Katastrophe wurde, denn als sie an ihren Tisch zurückkehrten, saß dort Jenny Crowley.

Sie war nicht betrunken und stand auch nicht unter Drogeneinfluß; sie war vielmehr nüchtern, ordentlich gekleidet, parfümiert, geschminkt und frisiert. Wäre sie nicht so schrecklich mager gewesen, weil sie wie alle Süchtigen fast nichts aß, hätte sie ganz normal ausgesehen. Ihre Augen waren nicht ausdruckslose Scherben aus getöntem Glas, sondern klar und wach, doch von einer unendlichen Traurigkeit erfüllt.

»Onkel Chub«, rief sie, »Verzeihung! So darf ich dich nicht mehr nennen. Du bist schlank geworden und siehst blendend aus. Direkt sexy. Also nenne ich dich lieber Onkel Jim, einverstanden?«

»Einverstanden. Jenny, das ist...«

»Trini. Die Leute am Nebentisch haben es mir bereits gesagt. Ich bin mit Joe hier, aber er hat einen seiner geheimnisvollen Telefonanrufe bekommen und ist verschwunden. Wird aber bald wieder da sein. Aber wo bin ich stehengeblieben? Ach ja, bei diesem Mädchen. Die Leute am Nebentisch haben mir alles über sie erzählt, als sie dich nach dem Tanz so sinnlich küßte. Sie haben gesehen, wie schockiert ich war, und da sie englisch sprachen, haben sie mir gesagt...«

Also du warst schockiert, dachte er voll Grimm. Wie wenn das, was du mit Joe vor mir aufgeführt hast, nicht viel schockierender gewesen wäre. Aber wahrscheinlich war es für dich gar nicht so, denn um schockiert zu sein, muß man wissen, was man tut. Und du hast es nicht gewußt und hast es wohl auch schon längst vergessen. Worauf er zu ihr sagte: »Sprich weiter, Jenny!«

»Ich wette, daß du gar nicht weißt, wer sie ist, Onkel Jim. Sie ist die Geliebte des amerikanischen Botschafters, haben mir die Leute gesagt. Das hast du wohl nicht gewußt, Onkel Jim, sonst hättest du nicht gewagt, mit ihr herzukommen. Sie ist eine Dirne, eine ganz gewöhnliche Dirne, Onkel Jim!«

Er war froh, daß Trini nicht Englisch verstand, aber er sah auch, daß das nicht viel ausmachte, denn schon Jennys Anwesenheit machte sie halb wahnsinnig.

»Wer ist diese Frau?« fragte sie, und ihre Augen waren vor Schreck geweitet. »Wer ist diese *Gringa,* Don Jaime? Deine Frau kann es nicht sein, denn du hast gesagt, du bist Witwer. Doch wenn du mich angelogen hast, wird deine Lüge sofort Wahrheit sein, denn wenn sie nicht sofort diesen Tisch verläßt, bringe ich sie um!«

»Was sagt sie, Onkel Jim?« fragte Jenny. »Ich verstehe zwar Spanisch, aber sie spricht schneller als ein Maschinengewehr.«

»Später, Jenny«, wies er sie zurück. »Und du, Trini, sei, bitte, still, benimm dich und höre eines: Du wirst niemanden

umbringen, insbesondere nicht dieses arme, kranke Mädchen...«

»Oh, Don Jaime«, rief sie nun. »Sie ist deine Freundin. Dieses Skelett in der faltigen Haut, dieses Viertelpfund Knochen, dieses häßliche, abscheuliche...«

»Das darfst du nicht sagen, Trini! Hast du kein Mitleid mit ihr? Sag lieber: Dieses, arme, kranke Geschöpf. Außerdem ist sie die Tochter eines meiner besten Freunde, und ich bin nicht zuletzt in dieses Land gekommen, um ihr zu helfen. Aber sie ist weder meine Frau noch meine Freundin oder meine Geliebte. Und wird es auch nie sein...«

Trini starrte ihn an und sagte schluchzend: »Sie ist deine Freundin. Don Jaime, sie ist es! Ich hätte nie gedacht, daß du mich belügen und betrügen wirst.«

»Sei endlich still!« fuhr er sie an. »Du spielst Theater und das hasse ich. Also, hör auf!«

»Ich höre auf«, flüsterte sie. »Aber mein Leben wird jetzt auch aufhören.«

»Was will sie eigentlich, Onkel Jim?« fragte nun Jenny. »Ich verstehe diese Szene nicht. Man könnte glauben, sie schlafe mit dir und nicht mit dem amerikanischen Botschafter.«

»Ich bin der amerikanische Botschafter, Jenny«, sagte Jim Rush. Jenny schlug die Hände vors Gesicht und rief: »Mein Gott, bin ich dumm! Als du hereingekommen bist, habe ich noch überlegt, wie ich heute abend mit dir flirten könnte. Aber das ist ja aussichtslos; sie ist viel zu hübsch, verdammt hübsch!«

»Ja, sie ist sehr schön«, sagte Jim ruhig, »aber das kann dir gleichgültig sein, denn du bist ja wieder verheiratet, du bist Joe Harpers Frau!«

»Aber ich hasse ihn! Er hat mich hineingelegt, er hat mich gezwungen...«

»Wer, zum Teufel, hat dich je zu etwas zwingen müssen, du Hure«, erklang in diesem Augenblick Joes Stimme hinter ihnen.

»Aber ich pfeife ohnehin auf dich. Ich schenke dich her, ich schenke dich deinem verkrachten Onkel. Oder noch besser: Ich tausche dich ein, gegen die da!«

Damit griff er über den Tisch hinweg nach Trinis Kinn, drehte ihr Gesicht zu sich und betrachtete es eingehend, wie ein Interessent, der ein Pferd kaufen will.

»Nimm die Hände weg, Joe«, sagte Jim.

»Sei still, alter Knacker«, lachte Joe. »Verschwinde und nimm dir deine Jenny, diese Hure, gleich mit. Aber die Kleine da, die gehört mir.«

Jim saß regungslos und spürte zu seinem Erstaunen, daß er keinerlei Furcht empfand. Furcht hatte er nur vor den Gefühlen, die nun in ihm aufwallten und all das, was Verstand und Erziehung aus ihm gemacht hatten, hinwegzuschwemmen drohten.

Ich werde diesen Schweinehund töten, dachte er. Ich weiß nicht wie und womit, aber ich werde ihn töten. Sofort und auf der Stelle. Ich darf nicht zögern wie Hamlet, ich muß ihn umbringen.

»Komm, Baby, wir verschwinden«, sagte Joe jetzt.

»*No hablo Inglés! No lo entiendo!«* antwortete Trini.

»Das macht nichts, Baby! *Ven con migo, gatita mía! Vamos, zorrita linda, ven oca!«* fuhr Joe fort.

»Ich bin nicht deine Katze«, sagte sie ruhig, »und ich habe nichts mit dir zu tun. Ich gehöre Don Jaime. Nur ihm. Hast du verstanden, Gringo-Schwein? Hast du richtig verstanden?«

»Natürlich«, lachte Joe. »Aber das macht nichts. Weiß du, wie lange ich brauche, um das zu ändern, *putita mia!* Fünf Minuten, nein, nicht einmal das, drei genügen!«

Jim Rush wußte, daß er sich in einer verzweifelten Situation befand. Um Trini zu schützen, mußte er sich mit Joe Harper prügeln, aber dieser trainierte, professionelle Leibwächter würde

ihn mit dem ersten Schlag niederstrecken und dann mit Trini entkommen. Und weil er der amerikanische Botschafter war, konnten die Konsequenzen eines solchen Zwischenfalls nicht ausbleiben. Man würde ihn innerhalb von drei Wochen abberufen, weil er sich - anders ließ sich das nicht ausdrücken - in einem Nachtlokal wegen einer Hure geprügelt hatte.

Während ihm diese Gedanken durch den Kopf schossen, fiel sein Blick auf den unbesetzten Nebentisch, auf dem neben den Gedecken scharf geschliffene Steakmesser lagen. Freilich, nichts würde sich ändern, wenn er nach einem dieser Messer griff, außer daß eine ordinäre Prügelei in einem Nachtlokal die Dimensionen einer Tragödie annahm.

Er wußte, daß er zu einem dieser Messer greifen mußte, um seine Selbstachtung, seine Würde und seinen Stolz zu wahren. Das mochten veraltete, überholte Werte sein, die nicht in diese Zeit paßten, aber er wollte sie bewahren. Und zugleich mit ihnen seine Liebe zu dieser Frau, diesem verschrien, mißbrauchten Stück Mensch, dieser kleinen Hure!

Langsam und vorsichtig, um nicht Joes Aufmerksamkeit zu erwecken, ließ er seine Hand auf den Nebentisch gleiten. Seine einzige Chance gegenüber diesem primitiven Neandertaler lag in der Überraschung, in einem blitzschnellen Überfall im rücksichtslosen Zustoßen.

Trini, die von Joe noch immer mit eisernem Griff am Kinn gehalten wurde, sah Jim voll Liebe und Verzweiflung an und begriff, was er vorhatte. Mit einem Ruck riß sie sich aus der brutalen Klammer Joes los, stürzte sich auf den Tisch, warf ihn fast um und bedeckte ihn mit ihrem Leib. Joe reagierte blitzschnell, packte sie an der Schulter, riß sie herum, doch da hielt sie bereits eines der Messer in der Hand.

»Oho«, grinste er, »wirf das Ding weg, oder ich breche dir den Arm!«

Ihre Hand fuhr empor, die Klinge blitzte, doch sie war nicht

gegen Joe gerichtet. Ihr Arm ragte für einen Augenblick steil in die Höhe, dann stieß er nieder, und das Messer fuhr mit voller Wucht in die zarte, kindliche Wölbung ihrer linken Brust.

»Trini!« schrie Jim Rush.

Sie hob die andere Hand und legte sie auf den Griff des Messers, den sie nun fest mit beiden Händen umklammerte.

»Versuch es mir wegzunehmen, *Don Cerdo«,* flüsterte sie. »Versuch es, du Schwein. Weißt du, was dann geschieht?«

»Ja, Baby. Sí, *Chiquita.* Ich weiß es. Dann stirbst du. Wenn du nach dem, was du getan hast, nicht ohnehin auf jeden Fall krepierst. Okay. Du hast gewonnen. *Tú ganas la partida!* Aber warum machst du das? *Quieres explicármelo?«*

»Weil ich ihm gehöre, nur ihm. Und weil ich ihn liebe. Und weil ich eine Tluscola bin. Nicht ganz, aber zum Teil. Wir bereiten den Männern, die wir lieben, keine Schande. Wir sterben lieber.«

Jim war aufgesprungen. Er schlang seine Arme um sie und hörte aus weiter Ferne - aus tausend Kilometern Entfernung - das Kreischen von Frauen, das Schreien von Männern, das Trampeln von Füßen, die sich näherten. Der Raum drehte sich um ihn, die Sinne schienen ihm zu schwinden, doch mit erschreckender Deutlichkeit sah er vor sich das Messer, das aus ihrer Brust ragte, und darunter den Strom von Blut...

»Ich habe mein Kleid ruiniert«, flüsterte sie mit der Stimme eines Kindes und fügte hinzu: »Nein, Don Jaime, weine doch nicht. Ein Mann darf nicht weinen. Vor allem meinetwegen nicht - wegen einem kleinen Stück Dreck.«

Dann fiel sie in Ohnmacht.

Er hob sie auf, blickte um sich, um den nächsten Ausgang zu finden, und sah, wie sich vier Kellner auf Joe Harper stürzten, ihn zu Boden warfen und festhielten. Das heißt: Die vier Männer trugen zwar Kellnerkleidung, waren aber offensichtlich keine

Kellner. Zugleich stürzte ein Mann in der Uniform eines Chauffeurs in den Saal und setzte mit einem einzigen gekonnten Karateschlag Joe Harper endgültig außer Gefecht. Der Mann in der Chauffeuruniform war Roberto oder, genauer gesagt, es war der *Teniente Coronel* Roberto Henriquez vom Nationalen Sicherheitsdienst, der nun den verkleideten Geheimagenten zurief: »Bringt dieses Schwein hinaus und brecht ihm alle Knochen im Leib!«

Dieser Ausruf genügte, um in Jim Rush endgültig die Überzeugung zu festigen, daß die Zusammenarbeit von García und Harper im Rauschgiftgeschäft eine entscheidende Schwäche hatte: Sie war Staatsgeheimnis. Ein so perfekt gehütetes Geheimnis, daß offensichtlich nicht einmal der Sicherheitsdienst darüber Bescheid wußte. Damit war für einen gewiegten Diplomaten wie Jim Rush die Chance gegeben, diesen Joe Harper durch ein geschicktes Manöver aus dem Weg zu räumen und Jenny zu befreien.

Diese Überlegungen stellte er freilich erst viel später an, als längst alles vorüber war. In diesem Augenblick dachte er nur an Trini, die ohnmächtig in seinen Armen lag, und der er helfen mußte, aber auch daran, daß er all das, was sich eben in diesem Raum ereignet hatte, endlich in seinen Griff und unter seine Kontrolle bringen mußte, wenn das Geschehen nicht unabsehbare Folgen haben sollte.

»Nein, Roberto«, befahl er deshalb. »Lassen Sie diesen Mann in Ruhe! Mit einer Verhaftung ist niemandem gedient; sie ist sinnlos. Bringen Sie ihn an seinen Tisch und zu seiner Frau zurück«, wobei er auf Jenny deutete. »Und rufen Sie sofort das Spital an. Dr. Gómez soll einen Krankenwagen schicken!«

»Mit unserem Wagen sind wir schneller dort«, erwiderte der Chauffeur. »Und Dr. Gómez brauchen wir nicht anzurufen. Er ist hier und hat seine Tasche bei sich; er holt sie schon. Darf ich mir jetzt die Wunde ansehen? Ich habe ein wenig Erfahrung in solchen Dingen.«

Zahlreiche Neugierige drängten sich um Jim Rush und Trini, deren Finger noch immer das Messer umklammert hielten.

»Se ha suicidado«, flüsterten sie. *»Pero por que?* Wegen diesem großen blonden Gringo wahrscheinlich. Wahrscheinlich ein Geliebter von ihr. Tauchte *inoportunamente* auf und störte das Beisammensein mit *Su Excelencia el Embajador! Seguramente* hat sie sich deshalb umbringen wollen. *Pobre zorrita!* Sie ist viel zu jung und zu hübsch, um so zu sterben.«

»Treten Sie zurück«, befahl Roberto den Neugierigen, »machen Sie doch Platz für die Verletzte.«

Kellner, richtige Kellner, nicht jene, die Joe festhielten, rückten drei Tische zusammen, warfen Gläser, Teller, Servietten und Tischtücher auf die Erde, breiteten neue, saubere Tücher auf, und dann bettete Jim das verletzte Mädchen auf den improvisierten Untersuchungstisch. Als er aufblickte, sah er Dr. Gómez, der sich, mit der Tasche in der Hand, einen Weg durch die Menge bahnte.

»Du kannst dich bei Paloma bedanken, daß ich hier bin«, raunte er Jim aus dem Mundwinkel zu. »Sie wollte dabei sein, wenn du zum ersten Mal mit deiner Geliebten öffentlich auftrittst. Habe ich dir nicht gesagt, daß dich diese kleine zorra ruinieren wird? Und jetzt mach mir gefälligst Platz!«

Dann beugte er sich über Trini, blickte noch einmal auf, sah Jim an und sagte nur: »O Gott!«

Hierauf öffnete er die Tasche, entnahm ihr eine Schere und begann das wunderschöne Geri-Pyle-Kleid bis zu den Hüften aufzuschneiden, als wäre es ein Mehlsack. Dann durchschnitt er Trinis trägerlosen Büstenhalter, löste ihn vom Körper und warf ihn achtlos hinter sich. Nun lag die arme Trini nackt vor allen Leuten, doch ihr Anblick war kaum erregend: Über Brust und Bauch floß das Blut, und sie sah aus wie ein geschlachtetes Lamm.

»Ich brauche mehr Licht«, rief Vince.

Zwei Kellner hielten Lampen von benachbarten Tischen hoch. Der Arzt löste die Finger vom Messer, zog es heraus, streute Sulfonamidpulver in die Wunde. Das noch immer sickernde Blut wusch es innerhalb von Sekunden davon. Er langte nach Klammern und schloß die Wunde. Nachdem er mit Tupfern das Blut weggewischt hatte, konnte man sehen, daß es ein langer, glatter diagonaler Schnitt war. In der Tasche suchte er nach Nadel und Catgut und blickte in Trinis Augen, die nun weit geöffnet waren.

»Trini, *Niña«,* sagte er fast zärtlich, »ich muß dich nähen. Und es wird weh tun. Ich kann dir kein Betäubungsmittel geben. Möchtest du einen Schluck Kognak oder Whisky?«

»Nein, danke, Doktor«, flüsterte sie. »Machen Sie, was Sie müssen. Ich bin eine Tluscola. Und die Tluscolas können Schmerz ertragen.«

Sie ertrug den Schmerz nicht nur ganz gut, sondern sogar großartig. Aber Jim zitterte und bebte und war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen, bis Vince schließlich die Wunde mit sieben Nähten geschlossen hatte.

Mit fast zornigen Bewegungen, wie es Jim schien, packte Paloma das Mädchen in die Reste ihres blutgetränkten Kleides und in zwei reine Tischtücher, während Vince sagte:

»Ich telefoniere jetzt wegen eines Krankenwagens. Du kannst mit ihr fahren, wenn du willst. Ich werde euch beide ins Bett stecken aber in getrennte Zimmer, Jim Rush! Du darfst sie mindestens eine Woche lang nicht anrühren. Ich gebe dir eine Injektion, die dich so lange außer Aktion setzt. Du weißt ja, daß du unter einem schweren Schock stehst, mein Freund!«

»Kann ich sie nicht in meinem Wagen transportieren?« flüsterte Jim.

»Natürlich. Das ist sogar besser, wenn man bedenkt, wo dieses verdammte Hotel liegt. Auf der anderen Seite von Bahía Linda, eine Stunde von der Stadt entfernt. Wir gewinnen die

Hälfte der Zeit, wenn wir gleich fahren, statt auf den Krankenwagen zu warten. Sie braucht eine Bluttransfusion und Vitamin-Injektionen. Aus irgendeinem rätselhaften Grund gerinnt ihr Blut viel zu langsam. Vielleicht falsche Ernährung oder ganz einfach Unterernährung. Mein Gott! Seit ich dich kenne, mache ich nichts anderes als Blut in Leute zurückzupumpen. Und dieser Fall ist, ästhetisch gesehen und vom Standpunkt eines männlich-chauvinistischen Schweines, das ich laut Paloma ja bin, der allerschlimmste. Wie kann man nur einen so herrlichen Busen ruinieren! Warum hat sie das getan? Warst du grob mit ihr, oder was?«

»Das erkläre ich dir später, Vince. Wenn es überhaupt zu erklären ist. Manchmal ist das fast unmöglich.«

»Jim«, sagte Paloma nun, »darf ich mitfahren? Wissen Sie, ich bin ausgebildete Krankenschwester. Ich habe zwar seit Jahren nicht praktiziert, aber eine Blutung während der Fahrt könnte ich stillen. Sie scheint eine Bluterin zu sein. Außerdem muß ja jemand auf den herrlichen Busen achten. Im Interesse der nächsten Generation von männlich-chauvinistischen Schweinen und ihrer kleinen Schwestern.«

»Paloma, hör doch auf!« sagte Vince.

»Ich danke Ihnen, meine Liebe«, flüsterte Jim. »Bitte, kommen Sie mit.«

Im Wagen legten sie Trini quer; ihr Kopf ruhte in Jims Schoß, ihre Beine ruhten auf Palomas Knien. Sie war ja so klein. Paloma hatte die Tasche ihres Mannes bei sich, der vorausgefahren war, um im Krankenhaus alles Nötige vorzubereiten. Roberto war beauftragt, so langsam und vorsichtig wie möglich zu fahren.

»Don Jaime, bist du böse auf mich?« flüsterte Trini.

»Nein - oder ja! Das war eine Männersache. Du hättest sie mich allein erledigen lassen sollen«, meinte er.

»Eine Männersache? Vielleicht. Aber vor allem eine Sache

von *brutales y bestias* wie Joe. Also keine Sache für einen Mann wie dich, Don Jaime!«

»Du meinst«, sagte er mit schmerzlicher Bitterkeit, »es war keine Sache für Feiglinge.«

»Un corbade tu!« rief sie mit ungespielter Entrüstung. »Du bist der tapferste Mann, den ich je gekannt habe, Don Jaime! Und der beste. Aber du bist ein Gentleman. Ein großer Gentleman. *Un Caballero. Un Hidalgo. Un Grande* in deinem Land, denn bist du nicht Botschafter? Ich konnte nicht zulassen, daß du hineingezogen wirst in das« sie unterbrach sich und schluchzte -, »was die Zeitungen morgen *›Una palea entre un chulo y una puta* -, nennen werden.«

»Trini!« mahnte er mit erstickter Stimme, denn was sie gesagt hatte, bedeutete: ein Kampf zwischen einem Zuhälter und einer Dirne.

»Ja, machst du denn das noch, Trini?« fragte Paloma. »Sprichst du Männer an? Gehst mit ihnen ins Hotel? Oder bist du noch im Blauen Mond?«

»Nein, Doña Paloma«, flüsterte Trini. »In der Nacht, in der ich Don Jaime begegnet bin, habe ich dieses schlechte Leben aufgegeben. Ich arbeite jetzt als Mannequin in der Boutique von Don Geraldo Pyle. Ich habe Don Jaime, diesem *gran Caballero*, den zu lieben ich mich anmaße, gesagt...«

»Sei still«, sagte Paloma brüsk. »An der Liebe irgendeiner Frau zu irgendeinem Mann ist nichts Anmaßendes. Wir geben unseren Männern viel Freude und Fortleben in unseren Kindern. Die Anmaßung liegt auf ihrer Seite, wie mir scheint. Denn was geben sie uns schon außer Leiden und Schmerzen?«

Trini starrte sie an.

»Ich verstehe nichts von solchen Dingen, Doña Paloma«, sagte sie. »Aber Don Jaime gab und gibt mir Leben. Ich lebe nun endlich voll und ganz, innerlich und äußerlich, zum ersten Mal, seit ich geboren wurde. Ich atme und singe, ich tanze, statt

zu gehen, nur weil er da ist. Nur weil ich in der selben Welt lebe wie er. Ist das nicht seltsam? »

»Nein, mein Kind, das ist es nicht. Ich habe genauso gefühlt, als ich jung war. Gott möge dir dieses Gefühl erhalten. Aber was ich dir ins Bewußtsein rufen wollte, ist, daß du keine Prostituierte mehr bist. Du bist ein anständiges Mädchen, Trini. Vince, mein Mann, hat sich mit Dr. Basquez in der Bar unterhalten und deshalb nicht gesehen, was geschehen ist. Aber ich habe es gesehen. Kind, du hast alle Unehre der Vergangenheit in dieser Nacht mit deinem eigenen Blut abgewaschen.«

»Das gebe Gott!« sagte Jim.

»Nein«, flüsterte Trini, »es ist nicht genug. Ich habe ihm, ich habe Don Jaime versprochen, daß ich lieber sterbe, als zuzulassen, daß mich ein anderer Mann berührt. Und dieses Versprechen werde ich halten, Doña Paloma. Aber das ist nicht genug. Es betrifft ja nicht meine Vergangenheit. Was gibt es, das die Schichten von Schmutz von meiner Seele wäscht?«

»Trini, bitte!« sagte Jim.

»Hör zu! Ich wollte, ich wäre eine vollkommene Tluscola und nicht nur eine halbe. Denn sie haben ein Mittel...«

»Du fieberst«, sagte Paloma. »Von welchem Mittel sprichst du?«

»Wenn eine Frau schlecht war *deshonesta, inmoral* -, wenn sie mit anderen Männern statt mit ihrem *novio* oder ihrem Ehemann geschlafen hat, machen die Tluscolas mit ihr etwas sehr Grausames: Sie setzen sie auf einen Stock. Er ist dreißig Zentimeter hoch, aus Eisenholz und sehr scharf...«

»Sie pfählen sie«, sagte Jim schaudernd. »Peter Reynolds hat darüber in seinem Buch geschrieben. Ich habe es mit Schaudern gelesen. Aber diese Frauen sterben alle!«

»Nicht alle, *mi amor.* Vielleicht eine unter tausend überlebt.

Und die Tluscolas kleiden diese eine in Weiß. Erklären sie wieder zur Jungfrau. Sie ist rein. Sie kehrt zu ihrem Mann zurück. Ihr *novio,* falls sie noch nicht verheiratet ist, vergibt ihr. Sie wird im Pueblo geehrt und sündigt nie wieder.«

»Wir sind da!« rief Roberto durch das halb geöffnete Fenster der Trennwand. Er hielt den Wagen an, stieg aus, öffnete die Tür und streckte die Arme aus, um Trini auf die wartende Tragbahre zu heben.

»Nein«, flüsterte sie. »Don Jaime soll mich tragen, das heißt, wenn er will...«

»Ich will«, sagte Jim und stieg aus. Er hob sie auf und trug sie zu der fahrbaren Krankenbahre, an der zwei Pfleger warteten. Er stand einen Augenblick still und hielt sie in den Armen, als wolle er sie nicht niederlegen. Was auch stimmte, denn am liebsten hätte er sie für immer in seinen Armen gehalten.

»Ich würde es für dich tun, Geliebter«, murmelte sie. »Ich würde die Strafe der Tluscolas annehmen. Mit Freuden. Damit du nicht betrogen bist. Damit du eine *chica casta, pura, decente, honesta, buena* hast.«

Er vermochte diese Worte nicht zu ertragen. Schnell beugte er sich über sie und verschloß ihren Mund mit seinen Lippen.

18

»Wo ist der Junge, dieser Alvaro?« fragte Jim. »Ich möchte mich bei ihm verabschieden, ehe ich gehe.«

»Alvaro ist nicht mehr hier«, antwortete Vincente Gómez. »Wir haben ihn schon entlassen. Vorher hat er mich gebeten, dir seine Grüße und seinen Dank zu bestellen.«

»Entlassen? Wohin und wie? Vince, er war doch nicht in der Verfassung...«

»Du hast recht. Aber ihn zu entlassen, war noch immer das kleinere unter mehreren Übeln und Gefahren. Auf seinen Wunsch habe ich ihm ein Taxi organisiert. Der Chauffeur, den ich kenne, weil ich im Lauf der Jahre sämtliche Mitglieder seiner riesigen Familie behandelt habe, hat mir später erzählt, daß er den Burschen an einer Straßenecke abgesetzt hat. Dort ist er in einen Kastenwagen eingestiegen. Er gehörte den Elektrizitätswerken. Einige Männer im blauen Overall haben ihn erwartet. Merkwürdig, nicht wahr?«

»Nein«, sagte Jim. »Eigentlich nicht.«

Vince blickte ihn an und meinte: »Du scheinst mehr zu wissen als ich.«

»Ich weiß vieles, was du nicht weißt, Vince. Es ist auch besser so. Und sicherer. Vor allem für dich. Wobei ich davon ausgehe, daß Paloma viel zu jung und viel zu hübsch ist, um Witwe zu werden. Stimmt's?«

»Ich fürchte«, sagte Vince düster, »sie wäre die lustigste Witwe von ganz Costa Verde. Seit sie mit dem Versuch begonnen hat, meine Ansichten zu ändern und aus mir einen Befürworter der Gleichberechtigung der Geschlechter zu machen, ist unsere Ehe ruiniert, Jim!«

»Was hast du gegen Gleichberechtigung? Ich bin dafür, Vince.«

»Du bist ein munterer alter Esel«, erwiderte Vince. »Und außerdem ein Romantiker, was wahrscheinlich noch schlimmer ist. Aber hör zu! Erstens: Die Natur spricht dagegen. Das Menschenweibchen, falls dir das noch niemand erklärt hat, ist mit einem Schoß ausgestattet...«

»Und mit einem bezaubernden kleinen Loch sowie zwei hinreißenden Brustwarzen«, sagte Jim mit ernstem Gesicht. »Außerdem hat es auch noch eine wunderbare Rückseite.«

»Ja«, sagte Vince, »einverstanden. Aber die Frau hat das alles, Herr Botschafter Rush, damit die menschliche Rasse erhalten bleibt; dazu ist sie hervorragend geeignet. Das bedeutet, daß sie die meiste Zeit einen zwei bis drei Kilo schweren Embryo in sich herumtragen muß oder einen Säugling im Arm oder manchmal sogar beides zur gleichen Zeit. Eine Folge dieses Zustandes ist, daß sie nicht gut laufen kann. So ist sie eine leichte Beute für jeden Säbelzahn-Tiger und für seine derzeitigen Rassengenossen vom Schlage eines Joe Harper. Folglich muß sie seit eh und je von ihrem Herrn und Meister mit Holzkeule oder Steinaxt geschützt werden. Diesen Schutz wird sie immer brauchen, und wenn sie klug ist, verzichtet sie darauf, sich dieses Schutzes zu berauben, indem sie ihren Herrn und Meister psychologisch kastriert.«

»Herr Doktor«, sagte Jim, »da mögen Sie gar nicht so unrecht haben.«

»Ich weiß, daß ich recht habe. Womit wir bei der kleinen Trini angelangt wären. Sie liebt dich, stimmt das?«

»Vince...«

»Ich werde jetzt sehr brutal sein. Ich tue dir sogar die Ehre an, unsere Freundschaft aufs Spiel zu setzen. Ich glaube, das hast du dir verdient, Jim. Ich glaube auch, daß du intelligent genug bist, nicht böse zu sein, weil ich dir helfen will. Kurz und gut: Ich möchte dir die Augen öffnen, die vor Liebe blind sind!«

»Ausgezeichnet. Der Beginn ist interessant. Und eine Gefahr

für unsere Freundschaft besteht nicht. Also, was weißt du über Trini, was ich nicht weiß?«

»Wenig. Es gibt Probleme mit ihrer Gesundheit, mit ihrem körperlichen Zustand, aber da wir sie nun kennen, können wir mit ihnen fertig werden. Sie beunruhigen mich ein bißchen, denn wenn man nichts unternimmt, können sie gefährlich werden. Wir werden aber etwas unternehmen. Was mir wirklich Sorge bereitet, mein lieber Freund Jim, ist der psychologische Aspekt der ganzen Angelegenheit. Hör einmal zu! Ist die folgende These falsch oder richtig? Liebe ist die schlechteste aller Voraussetzungen für eine Ehe.«

Jim dachte nach. Dachte an Virginia. An Grace. Und an Trini. Die Antwort war schwierig, denn sie erforderte eine nüchterne, in die Zukunft reichende Beurteilung, und Romantiker haben eine Abneigung gegenüber nüchternen Beurteilungen; sie sind geradezu unfähig dazu. Trini - jetzt. Großartig. Aber Trini in zehn Jahren? Nach vergeblichen Versuchen, die englische Sprache zu meistern, zu verbergen, daß sie kaum eine Pflichtschulerziehung und keine feinere Bildung irgendwelcher Art hatte? Und daß ihre Seele Narben aus der Vergangenheit trug, daß sie von Minderwertigkeitsgefühlen, Ängsten und bösen Erinnerungen geplagt war?

»Ich würde sagen, deine These stimmt«, meinte er schließlich.

»Gut! Die Menschheit hat sich jahrtausendelang ohne Inanspruchnahme dieses offensichtlichen Unsinns namens Liebe fortgepflanzt. Ich, zum Beispiel, hätte nie Paloma heiraten sollen, und sie hätte mich nicht heiraten sollen. Ich brauche eine sanfte, unterwürfige Frau. Sie braucht einen liberalen und toleranten Mann. Aber wir haben uns geliebt, und ich glaube, wir lieben uns noch immer. Na und? Ein feines Rezept fürs Glücklichsein! Und nun zwei weitere Thesen! Trini liebt dich. Du liebst Trini. Falsch oder richtig?«

Jim saß da und schüttelte den Kopf.

»Du simplifizierst zu sehr, Vince«, sagte er ruhig. »Das sind keine Thesen, die man als falsch oder richtig klassifizieren kann.«

»Was sind sie denn?« fragte Vince.

»Ein unendlich kompliziertes Hexengebräu. Was Trini liebt, wirklich liebt, ist ein Freudsches Vater-Image, das sie sich zurechtgelegt hat. Ein Vater-Surrogat, genauer gesagt, ein Surrogat des Mannes, von dem sie glaubt, er sei ihr Vater, den sie als solchen in ihren Gefühlen akzeptiert hat und der sie zerstörte. Weißt du, daß sie zu zittern beginnt, wenn sie an ihn denkt oder von ihm spricht? Am ganzen Körper! Es ist der schrecklichste Anblick, den man sich denken kann. Er ist für sie die leibhaftige Verkörperung des Bösen, zumindest in seiner männlichen Form! Ihre Tante Alicia - Alicia Villalonga de Reynolds, Peters Frau…«

»Ich kenne sie gut. Sie ist eine der besten Freundinnen Palomas, eine großartige Person. Ganz anders als ihr verstorbener Bruder, dieser Schweinehund, dem niemand nachgeweint hat. Aber ich wußte nicht, daß sie als die Tante der kleinen Trini gilt. Doch du hast recht, sie könnte es sein.«

»Hast du je zwei Menschen gesehen, die nicht eineiige Zwillinge sind und die einander so ähneln wie Alicia und Trini?«

»Verdammt nochmal, nein. Ich weiß, daß mir irgend etwas aufgefallen ist, als ich euch beide im *Obsidian Room* tanzen sah. Was heißt, tanzen? Das war eine private kleine Porno-Show. Jim, sie ist dir so nahe an den Leib gerückt, daß sie fast hinten wieder herausgekommen ist.«

»Ja«, sagte Jim mit unbewegtem Gesicht. »Und es war ein sehr angenehmes Gefühl, Herr Doktor!«

»Gut! Also ist die kleine Trini das Produkt einer Eskapade von Miguel und Luis? Das erklärt manches. Es gab damals einen enormen Skandal. Der Selbstmord von Teófilo Alvarez und die

hysterischen Versuche von Margerita Balmes, Trinis Mutter, zu erklären, warum er sich in den Schädel schoß, daß das Hirn an die Zimmerdecke spritzte... in solchen Familien passiert Derartiges üblicherweise nicht...«

»Du meinst, daß sie zur guten Gesellschaft gehörte?«

»Zumindest zu deren Randschichten. Jedenfalls ist Trini das erste Mädchen aus diesen Kreisen, von dem ich je gehört habe, daß es freiwillig die Prostitution ausübte. Allerdings hat Miguel Villalonga viele Frauen der sogenannten guten Gesellschaft zu einer Art Prostitution gezwungen.«

»Ich kenne diese Geschichte. Alle diese Geschichten. Ich habe Peter Reynolds' Buch über Costa Verde gelesen. Aber gegen den Ausdruck ›freiwillig‹ muß ich Protest einlegen. Und jetzt erzähl' weiter!«

Vince sah ihn prüfend an und sagte: »Ich ziehe den Ausdruck ›freiwillig‹ zurück, Jim. Im übrigen aber veranlaßt du mich zu einem Eingeständnis. Ich war immer ungerechtfertigt grob mit dieser armen Trini; das sehe ich jetzt ein. Aber es ist für mich fast so, als ob meine eigene Tochter ins Nachtgeschäft gegangen wäre. Irgendwie glaube ich, daß Trini es nicht tun hätte dürfen. Ein Mädchen aus unseren Kreisen hätte...«

»... verhungern oder Selbstmord begehen sollen, nachdem es von der Mutter auf die Straße gesetzt worden ist?«

»Ich kenne ihr Schicksal nicht in allen Einzelheiten, aber irgend so etwas hätte sie tun müssen. Eher könnte ich mit dem Faktum leben, daß sich meine Tochter das Leben genommen hat, als daß sie lebt und sich prostituiert.«

»Sag das nicht, Vince«, wies ihn Jim zurecht. »Du hast bisher nie ein solches Faktum mit dir herumtragen müssen, also weißt du auch nicht, was es bedeutet.«

»Und du weißt es?«

»Ja, ich weiß es«, sagte Jim ruhig. »Und deshalb kann ich

Trini ihre Entscheidung, überleben zu wollen, vergeben.«

»Entschuldige«, sagte Vince nun. »Ich habe mich wohl im Ton vergriffen. Sprich weiter! Du glaubst also, daß Alicia Villalonga Trinis Tante ist...«

»Ja und nein. Ich sage lediglich: Die Tatsache, daß die beiden einander so ähneln, ist eine der Ursachen für Trinis tiefgreifende psychopathische Probleme; wohlgemerkt, ausgesprochen psychopathische und nicht bloß psychologische Probleme. Trinis Mutter hat doch offenbar dafür gesorgt, daß Alicia für das Mädchen geradezu das Gegenstück zu ihrem Vater wurde, nämlich die Verkörperung des Bösen in weiblicher Form. Und darum haßt sie es, Alicia so sehr zu ähneln.«

»Schwer vorzustellen, daß eine Frau es hassen kann, so blendend auszusehen. Aber ich räume diese Möglichkeiten ein. Weiß Gott, ich habe schon genug junge Menschen mit völlig verwirrtem Gemüt gesehen. Eines verstehe ich trotzdem nicht: Inwieweit bedrückt es dich, daß sie Alicia ähnlich sieht?«

»Sehr. Diese Ähnlichkeit beeinflußt meine Beziehung zu Trini wesentlich, aber das ist ein Detail, über das ich noch reden werde. Zunächst einmal genügt die Feststellung, daß ich existiere und so aussehe, daß ich ihren Elektra-Komplex fördere. Ich bin alt genug, um ihr Vater zu sein. Aber ich bin klein, vertrocknet, häßlich. Das sind ihre eigenen Worte, Vince. Das heißt, ich sehe so aus, daß ich die in ihr schlummernden Abwehrmechanismen gegen die Männer im allgemeinen nicht aktiviere. Außerdem begegneten wir uns unter dramatischen, ja geradezu melodramatischen Umständen. Da stand Alvaro, blutend wie ein gestochenes Schwein, mit einer Walther P-38 in der Hand! Ich war zu Tode erschrocken, aber man merkte es mir offensichtlich nicht an. Hätte sie genau aufgepaßt, hätte sie gesehen, daß ich mir vor Angst die Hose naß gemacht habe. Aber da ich ein weichlicher Mensch bin, konnte ich mich nicht dazu aufraffen, diesen armen, kleinen Schweinehund der Polizei zu übergeben.«

»Mierda!« sagte Vince. »Ein zu zweihundert Prozent anständiger Mensch wie du konnte das natürlich nicht. Also hast du ihn verschont. Hast ihm sogar noch dein Blut gespendet und damit in der *pobre zorrida* die Überzeugung geweckt, du seist ein Märchenprinz! Mich hast du jedenfalls überzeugt. Paloma auch. Und uns beide von ein und derselben Sache zu überzeugen, ist eine große Leistung, Jim!«

»Danke. Aber: Liebt mich Trini? Einige meiner Eigenschaften und Ansichten sicherlich, ja. Aber liebt sie auch mich, so wie ich bin und lebe, atme und leide in dieser Welt? Nein. Sie kennt mich ja gar nicht. Wie könnte sie auch? Deshalb lautet die Antwort auf deine These, Vince: Falsch und richtig zugleich.«

»Gut, das nehme ich dir ab. Und liebst du sie?«

»Ja. Aber wieder muß ich definieren und qualifizieren. Ich liebe Jugend, Schönheit, Frische. Und sie, Vince, hat trotz allem, was sie mitgemacht hat, noch den Atem des Frühlings. Ich habe nie mit einer Hure schlafen können, weil sie in meinen Augen abgegriffen war. Ich stellte mir immer vor - ja ich spürte geradezu den Schweiß von Tausenden von Männern, den säuerlichen Geruch von halbgetrocknetem Sperma, den Ziegengestank armer, kranker Teufel, die sich diese kümmerliche Imitation wahrer Liebe erkaufen mußten. Aber Trini...«

»Mit ihr kannst du schlafen, also...«

»Ich weiß es nicht. Du wirst's nicht glauben, aber ich habe es noch nicht versucht. Will es auch gar nicht versuchen. Träume sind so zerbrechlich, mein Freund! Weißt du, was eine Hure alles vortäuschen kann? Wilde Erregung, Bewegungen von professionellem Geschick, um die Sache schneller hinter sich zu bringen. Damit der Kunde in weniger als zwei Minuten fertig ist, sie sich wieder anziehen, hinauslaufen und einen neuen Beischläfer suchen kann? Das auch nur im entferntesten erleben zu müssen, würde alles zerstören, was zwischen uns ist. Wenn

überhaupt etwas zwischen uns ist. Ein anderer Aspekt der Sache ist das Mitleid, Vince. Mitleid, das mich geradezu schmerzt; mein Inneres blutet vor Mitleid für dieses arme, verlorene, mißbrauchte, gequälte und zerstörte Kind. Würde ich dieses gleiche Mitleid auch empfinden, wenn sie weniger schön wäre? Ich weiß es nicht. Offen gestanden, ich bezweifle es. Das heißt: Ich liebe, aber in Wirklichkeit liebe ich ein Traumbild, das ich mir zum größten Teil selbst erschaffen habe. Sie, das heißt dieses Traumbild, entzückt mich. Alles an ihr entzückt mich. Aber inwieweit ist es Wirklichkeit?«

»Okay. Du bist nicht blind«, sagte Vincente Gómez langsam. »Zumindest nicht so blind, wie ich dachte. Aber ich muß noch einige Fragen stellen, Jim. Wie bist du ihr begegnet? Wirklich nur durch Zufall? Oder war diese Begegnung nicht der Beginn dessen, was man hier die ›Sonderbehandlung‹ nennt?«

»Natürlich war es kein Zufall. Es war die ›Sonderbehandlung‹. Das hat sie mir noch in der ersten Nacht gestanden. Obwohl dieses Geständnis überflüssig war. In dem Augenblick, da ich sie zum ersten Mal sah, wußte ich, was los war.«

»Wieso?«

»Jetzt kommt das Detail, das ich bereits erwähnt habe. Weil sie so sehr Alicia ähnelt. García und Genossen sind durch eine Kette von völlig zufälligen Details zu der Ansicht gelangt, daß ich Alicia verehre, was auch stimmt. Und aus der geradezu grotesken Mentalität der Machthaber von Costa Verde sind sie zu dem Schluß gelangt, daß zwischen ihr und mir in aller Heimlichkeit ehebrecherische Beziehungen bestehen. Ich hoffe, ich muß dir nicht versichern, daß das nicht der Fall ist.«

»Haha, du kennst Peter nicht. Der würde nicht danebenschießen wie die Roten!«

»Ich kenne ihn. Peter Reynolds ist ein Gentleman. Ein vorbildlicher Gentleman und ein wenig ein Don Quijote. Er

würde sich an Rudyard Kipling halten:

Laß ihn sie nehmen und behalten, Und du bist beide los...«

Vince grinste und sagte: »Ich muß mich über dich wundern, Jim!«

»Aber García und Genossen kennen Alicia nicht. Und ich glaube, auch mich nicht. Denn wenn ich der Typ wäre, der mit den Frauen seiner Freunde schläft, dann würde dir Paloma vielleicht einmal eine Nacht lang abgehen.«

»Ich werde ihr erzählen, daß du das gesagt hast«, erklärte Vince feierlich. »Sie wird unendlich geschmeichelt sein, Jim. Aber jetzt weiter. Du glaubst und vermutest also, daß man die kleine Trinidad ausgesucht hat, weil sie Alicia Villalonga so ähnlich sieht!«

»Ich glaube und vermute es nicht, ich weiß es.«

»Und die ›Sonderbehandlung‹ hat keine Auswirkungen auf euer Verhältnis? Jetzt ist Trini so sehr von wahrer und echter Liebe zu dir erfüllt, daß...«

»Ich weiß es nicht, Vince, ich weiß es schlicht und einfach nicht. Aber welche Schlüsse ziehst du aus der dramatischen, an die besten Stummfilmzeiten erinnernden Szene, die wir im *Obsidian Room* improvisiert haben? Wäre es für sie nicht einfacher und billiger gewesen, ganz einfach stillzuhalten? Dann hätte ich einen ebenso ungelenken und ungeübten Versuch gemacht, sie zu verteidigen, wäre mit einem gebrochenen Kinn am Boden gelandet und sie hätte mit Harper verschwinden können. Was hätte es für sie schon bedeutet, vergewaltigt zu werden oder sich ihm hinzugeben?! Was hat sie schon verteidigt? Ihre längst verlorene Tugend? Ihre nicht vorhandene Ehre?«

»Sag nicht, daß die nicht vorhanden ist, Jim. Sie hat ein gegebenes Wort verteidigt. Ein Wort, das sie dir oder dem Vater-Image gegeben hat. Und wenn das nicht Ehre ist, was ist dann Ehre, zum Teufel? Aber wie sie diese Ehre verteidigt hat,

das bereitet mir Sorge, mein Freund. Es ist ihr gar nicht erst eingefallen, das Messer gegen diesen Schweinehund Joe zu richten und die Welt von dieser Bestie zu befreien. Sie richtete die Klinge vielmehr instinktiv gegen sich. Das ist Masochismus, Jim, tiefverwurzelter Selbsthaß, hervorgerufen durch das, was sie tun und wie sie leben mußte. Deshalb weitere Fragen! Kannst du sie retten, heilen, pflegen und gesund machen?«

»Ich weiß nicht«, flüsterte Jim.

»Wer weiß so was schon, verdammt noch mal. Eine andere Frage, die ebenfalls nicht zu beantworten ist: Sollst du es überhaupt versuchen? Werdet ihr bei dem Versuch beide untergehen oder beide gerettet werden? Ist das Risiko nicht viel zu groß?«

»Das überlasse ich dir. Diese Frage solltest du beantworten, Vince.«

»Ich kann nicht. Ich bin nicht der liebe Gott. Nicht einmal der Pater Pió. Jim - sie hat Ana Perrero auf dem Gewissen. Sie hat sie umgebracht. Daran gibt's keinen Zweifel. Nicht den geringsten. Sie hat wahrscheinlich auch Juan Comancho Zoraya, *Ministro de Hacienda,* den Burschen, der ihr das Auto geschenkt hat, an die Roten ausgeliefert. Sie war seine Geliebte, so wie sie jetzt die deine ist oder zumindest werden wird. Er ist von der Wohnung, in der er sie installiert hat, nach Chizénaya gefahren. Die Roten haben ihn an der richtigen Stelle erwischt. Sie haben gewußt, daß er mit dem Auto kommt, statt ein Flugzeug zu nehmen, und sie haben auch genau gewußt, wann.«

»Ich kann beide Behauptungen ganz einfach nicht glauben«, sagte Jim ruhig. »Aber ich bin zu ihren Gunsten voreingenommen. Ich sage dir etwas. Fragen wir sie doch! Auf der Stelle!«

Vincente Gómez betrachtete Jim lange und eingehend und sagte schließlich: »Gut. Aber auf deine Verantwortung, amigo!«

Als sie ins Krankenzimmer kamen, saß Trini angekleidet auf

der Bettkante. Ein Mädchen aus der Boutique war bei ihr; ausgerechnet Petra, Petra *Culo lindo,* Petra mit dem hübschen Po, wie Jim sie insgeheim stets nannte. Aus den Plastiksäcken, in denen beide kramten, schloß er, daß ihr Petra die Kleider gebracht hatte, die sie nun trug. Dazu Schuhe, Strümpfe und Unterwäsche. Es lagen aber auch zwei volle Säcke auf dem Bett, die wahrscheinlich die blutigen Kleidungsstücke enthielten, die Trini in jener Nacht getragen hatte.

Sie sprang auf und kam ihm entgegen; ihre Augen waren groß und bittend. Er wußte, was sie wollte. Er sollte sie küssen, hier vor Petra, gleichsam als Demonstration. Er küßte sie auch, aber er dachte dabei nicht an Petra.

Das Mädchen, das mit vollständigem Namen Petra Stevenson Verlayo hieß, was gar nicht so ungewöhnlich war, weil viele angelsächsische Geschäftsleute und Techniker in Lateinamerika einheimische Frauen heirateten, stand auf und wollte gehen.

»Warten Sie in der Halle auf uns, Petra«, sagte Jim. »Wir nehmen Sie im Wagen mit.«

»Danke vielmals, *Señor Embajador«,* antwortete Petra begeistert. Jim stellte amüsiert fest, wieviel es für sie bedeutete, im Cadillac der Botschaft nach Hause oder ins Geschäft gebracht zu werden.

Nachdem Petra gegangen war, wobei sie die vollen und die leeren Plastiksäcke mitgenommen hatte, wandte sich Jim an Trini und sagte: »Dr. Gómez möchte dir einige Fragen stellen.«

»Nein, das will ich nicht«, korrigierte ihn Vince. »Du sollst fragen, Jim!«

»Also gut«, sagte Jim. »Trini! Was ist wirklich zwischen dir und Alvaros Schwester vorgegangen?«

Sie sah ihn an, und aus ihren Lippen wich die Farbe. Aber sie weinte nicht. Diesmal nicht.

»Ich habe sie getötet«, sagte sie langsam. »Ich habe ihr

Rauschgift gebracht, und sie ist daran gestorben. Das hat man Ihnen ja wohl erzählt, Don Jaime, oder nicht?« Sie sagte Sie zu ihm und nicht du. *»A usted, se han informado así, no, Don Jaime?«*

»Ja«, flüsterte Jim, »aber ist es wahr?«

Ihr Mund wurde hart. Sie sah nun böse, verschlagen, geradezu häßlich aus.

»Ja, es ist wahr«, sagte sie leise, ruhig und resigniert. »Es stimmt alles.«

»Gut«, fuhr Jim fort, »und dieser Señor...«

»Comacho«, sagte Vince. »Don Juan Comacho, der Finanzminister.«

»Ja. Was war mit ihm?« fragte Jim.

»Das gleiche. Ich habe den Roten gesagt, daß er nach Chizénaya fahren wird. So haben sie ihn umgebracht. Ich war froh darüber, denn ich habe ihn gehaßt.«

»Und ich?« fragte Jim. »Werde ich der nächste sein?«

»Ja. Nein. Ich weiß es nicht. Ich habe noch keinen Befehl erhalten.«

Aber er kannte sie. Er wußte genau, was sich hinter diesen knappen, scheinbar so ruhigen und beherrschten Worten verbarg. Er beugte sich vor und blickte ihr eindringlich in die Augen. Sah, was in ihnen vorging. Erriet es. Sie starb. In diesem Augenblick war sie buchstäblich am Sterben. Vor Schmerz. Einen Schmerz erleidend, der unglaublich und unvorstellbar war.

Er lächelte sie an und sagte sanft:

»Trini, ich liebe dich. Mir ist gleich, was du getan hast und was du noch tun wirst. Mit dir und an dir ist alles gut. Selbst der Tod, wenn er aus deinen Händen kommt...«

Sie stand da und begann zu zittern. Ihre Augen schlossen sich, und ihr Gesicht wurde schneeweiß. Ihr Mund zuckte haltlos, als

wäre sie ein idiotisches Kind. Sie machte einen Schritt auf ihn zu, dann noch einen.

Er streckte ihr die Arme entgegen, in die sie sank, während sie ihn mit ihren Armen umklammerte. Sie küßte ihm Ohren, Nase, Augen, Hals, Mund, jede Stelle, die sie erreichen konnte, sie bedeckte sein Gesicht mit stürmischen, heißen, nassen salzigen Küssen, weinte, stöhnte und sagte:

»Ich liebe dich! Oh, wie ich dich liebe! Ich liebe dich, verehre dich, bewundere dich, bete dich an...«

»Trini«, ermahnte er sie.

»Ich liebe dich. Ich bin deine Sklavin. Dieses Leben, mein Leben, gehört dir, und du kannst mit ihm machen, was du willst. Dieses arme schmutzige Leben einer schäbigen Fetzenpuppe gehört dir, Don Jaime, denn du hast es eben gerettet. Ich hätte keine Stunde länger gelebt, wenn du mir jetzt nicht geglaubt hättest!«

»Was geglaubt?« fragte Vince streng. »Du hast bisher keine Erklärungen abgegeben. Es sei denn, Don Jaime ist bereit, die schrecklichen Dinge, die du gesagt hast, diese fürchterlichen Verbrechen, als wahr und richtig hinzunehmen.«

Sie ließ Jim los und wandte sich Vincente Gómez zu.

»Er glaubt mir«, schrie sie. »Er glaubt mir, und er glaubt an mich! Und wenn er das nicht täte, was würden dann alle Erklärungen nützen!?!« Sie hielt inne, zitterte wie ein nasser Hund, krümmte sich vor Vince wie eine geprügelte Kreatur.

»Warum hassen Sie mich so, *Señor Doctor?«* flüsterte sie.

»Ich hasse dich nicht, Kind«, antwortete er. »Im Gegenteil. Ich bin dir gut. Aber Don Jaime ist mein Freund. Ich will nicht, daß er Schmerz und Leid ertragen muß. Und du könntest ihm beides zufügen...«

Sie starrte Vincente Gómez an und flüsterte:

»Wissen Sie nicht, sehen Sie nicht, daß ich eher sterben

würde?«

»Ja. Und trotzdem kannst du ihm Leid zufügen. Ohne es zu wollen und ohne es zu wissen. Trinidad, meine Liebe, du bist krank. Nicht im physischen Sinn. Das heißt, das bist du auch, aber das läßt sich behandeln und wahrscheinlich sogar heilen. Aber du bist gemütskrank, vielleicht sogar geisteskrank...«

»Sag doch, verletzt«, warf Jim ein. »Verletzt, verwundet, getroffen...«

»Wie du willst. Auf die Terminologie kommt es nicht an. Das Resultat ist ja doch das gleiche, und es ist ein gefährliches Resultat, Jim. Siehst du denn nicht, daß sie nicht bereit ist, zu kämpfen, sich zu verteidigen, daß sie sich statt dessen immer gegen sich selbst wendet?«

»Sie sagen, daß ich verrückt bin, Doktor«, unterbrach ihn Trini. »Ich bin es. Verrückt. Irrwitzig. Wahnsinnig. Verrückt - nach Don Jaime!«

»Das gehört dazu«, fuhr Vince fort. »Nehmen wir an, ich würde Don Jaime jetzt verbieten, dich nach Hause zu bringen. Was ist, wenn ich dich einsperre? Was würdest du tun?«

»Mich umbringen«, sagte sie ohne Zögern.

»Obwohl du weißt, wie mich das treffen würde?« fragte Jim. »Obwohl du erkennst, daß ich deinen Tod nicht ertragen kann?«

»Don Jaime«, schluchzte sie, »ich...«

»Trini, *maldita sea!* Hör zu«, schrie sie Vince an. »Sag jetzt die Wahrheit, oder ich stecke dich in eine Zwangsjacke! Warum hast du Ana Perrero das Heroin gegeben?«

Sie starrte den Arzt an.

»Sag die Wahrheit, Trini!« ermahnte er sie.

»Bitte, Trini«, sagte Jim sanft. »Mir zuliebe.«

»Dir zuliebe gebe ich selbst mein Leben, Don Jaime. Also gut. Ich werde die Wahrheit sagen. Ich schwöre bei meiner Liebe zu dir. Das ist der heiligste Eid, den es jetzt für mich gibt.

Wenn ich lüge, soll ich deine Liebe verlieren und das bedeutet, daß ich verrückt werde und sterbe.«

Sie wandte sich wieder Dr. Gómez zu.

»Wissen Sie, was die Polizei, die Abteilung für politische Aktivitäten, mit Ana gemacht hat, Doktor?« flüsterte sie.

»Ja, Trini, ich weiß es«, antwortete Vince.

»Und danach hat man sie zur weiteren Behandlung an diesen Arzt aus Deutschland weitergegeben, Doktor!«

»Um Himmels willen«, sagte Vince. »An dieses Schwein, diesen Hurensohn, diese Mißgeburt einer syphilitischen Mutter, diesen...«

»Vince!« unterbrach ihn Jim.

»Es war in Ravensbrück, Jim. Führte dort Experimente mit Frauen durch. Mit Jüdinnen, Polinnen, Zigeunerinnen. Gasbrandversuche, Knochenentfernungen, selbstverständlich ohne Narkose. Unterkühlungen. Bei Kriegsende floh er nach Spanien. Aber mit einem solchen Mann wollte selbst die *Falanje* nichts zu tun haben. Außerdem waren ihm israelische Hinrichtungskommandos auf den Fersen. Und nachdem ihn auch Länder wie Brasilien und Chile, in denen die Folter eine alltägliche Routine ist, nicht haben wollten, landete er dort, wo seine sadistischen Techniken und Neigungen hochgeschätzt werden. Wenn es einen Mann gibt, von dem ich am Grabe meiner Mutter geschworen habe, daß ich ihn erschieße, ist er es!«

Er wandte sich an Trini und fragte:

»Deine Freundin Ana hat starke Schmerzen gehabt, nicht wahr?»

»Ja, Doktor. Schmerzen, die nicht zu ertragen waren.«

»Und du hast ihr die Drogen gebracht, damit sie die Schmerzen ertragen kann?«

»Ja, Doktor. Und auch, um sie zu töten. Damit sie sterben

kann. Sie hatte die Grenze dessen erreicht, was der Mensch ertragen kann. Hatte sie schon überschritten. Ich habe sie geliebt, und deshalb habe ich ihr das Rauschgift gegeben. Es war ein guter Tod, Doktor.«

»Um Himmels willen«, sagte Jim und nahm sie in die Arme.

»Sie hat mich darum gebeten, Don Jaime! Ich habe herausgefunden, wieviel sie nehmen muß, um zu sterben. Durch einen Freund. Nein! Ich darf nicht lügen. Durch einen Kunden. Einer dieser Männer, mit denen ich für Geld ins Bett ging. Ein Arzt. Ein verrotteter alter Mann, der immer betrunken war und scheußlich stank, weil er sich nie wusch. Und dann gab es noch ein anderes Schwein, das mir die Drogen gab. Laß mich jetzt los, Don Jaime, *por favor*, denn das, was ich jetzt sage, kann ich nicht sagen, wenn du mich in den Armen hältst. Wenn du mich berührst, fehlt mir jede Kraft. Ich bin der Ohnmacht nahe. So etwas zu sagen ist fast jenseits *mis fuerzas...*«

Er ließ sie los.

»Dieses unglaubliche Scheusal, dieses größte aller Schweine, gab mir die Drogen, damit ich sie unter den Mädchen verteile. Die wiederum sollten damit Offiziere rauschgiftsüchtig machen.«

»Und du hast es getan?« fragte Vince.

Sie wandte sich wieder Jim zu, lehnte sich an ihn, blickte ihm in die Augen und sagte:

»Ja. Ich habe es getan. Ich habe diese Offiziere gehaßt. Sie waren solche Bestien. Und so schmutzig. Gemein. Sie haben von uns alle möglichen Perversitäten verlangt. Und ich, Don Jaime, hör mir nun zu, höre gut zu und töte mich auf der Stelle, wenn du willst. - Ich habe alle diese Perversitäten mitgemacht. Um am Leben zu bleiben. Um dieses Nichts zu erhalten, das ich bin, das ich war, bevor ich dir begegnet bin. Ich habe so schreckliche Dinge gemacht, *tan nauseabunda, tan viles, tan...«*

»Sprich nicht davon«, sagte Jim, »denke nicht einmal daran.

Sie sind dahin. Vorüber. Abgetan. Für immer.«

»Du kannst mir selbst das vergeben?« flüsterte sie.

»Es ist nichts zu vergeben. Du bist Trini. Und ich liebe dich.«

Ehe er sich's versah und sie daran hindern konnte, fiel sie vor ihm auf die Knie, ergriff seine Hände, preßte sie an ihren zitternden Mund und küßte sie, küßte sie immer wieder, heiß und brennend, Handfläche und Handrücken. Zugleich floß ein Strom von Tränen aus ihren Augen. Es war erschütternd, es war mehr, als selbst eine Statue aus Stahl ertragen hätte können. Er befreite seine Hände aus ihrem Griff, grub seine Finger in ihre Arme, riß sie unsanft empor, zog sie an sich und hielt sie fest.

»*Mi muñeca de trapo«,* murmelte er, »meine Flickenpuppe.«

»Einige der Mädchen, deine Freundinnen, sind ebenfalls süchtig geworden, Trini!« sagte Vince Gómez streng.

Ihre Fäuste fuhren empor, bohrten sich in ihre Augen und machten sie noch röter, als sie schon waren. Sie schüttelte den Kopf; ihre Tränen versiegten. Schließlich gewann sie ihre Beherrschung wieder. Leise und langsam sagte sie:

»Ich weiß. Deshalb habe ich mich geweigert, das Rauschgift noch länger zu verteilen, Doktor. Aber er, dieses Schwein, hat mich fürchterlich geschlagen. Fragen Sie Ihren Kollegen, Dr. Luis Moreno, ob es nicht so war. Ich bin mehr als einen Monat in seiner Klinik gelegen. Dieses Schwein hat mir mit seinen Fußtritten drei Rippen gebrochen.«

»Verdammt!« sagte Vince. »Trini, noch eine, die allerletzte Frage: Hast du dich, nachdem du Dr. Morenos Klinik verlassen hast, noch immer geweigert? Warst du so tapfer?«

»Ich habe mich geweigert. Aber ich war nicht tapfer. Wissen Sie, er - *el Cerdo este*- ist in einer Schießerei mit Polizisten getötet worden. Noch bevor ich aus der Klinik gekommen bin, Doktor. Ich brauchte also gar nicht tapfer zu sein. Ich glaube auch nicht, daß ich tapfer genug gewesen wäre, um noch einmal

solche Prügel zu ertragen. Aber er war tot, und so konnte ich mich weigern. Das habe ich auch getan. Ich hatte ja längst begriffen, was Drogen anrichten.«

Jim blickte auf Vince und sagte dann ärgerlich, mit rauher Stimme:

»Genügt das, Herr Doktor? Kann ich sie jetzt nach Hause bringen?«

»Ja, ich habe dir gesagt, daß ich sehr brutal sein werde. Und ich glaube, du wirst mir noch dankbar dafür sein. Denn selbst in meinen Augen steht sie jetzt hervorragend da. Darf ich zum Ende kommen? Ich möchte alles geklärt haben. Da ist noch der Fall des Juan Comacho. Trini, du hast gesagt, du hast ihn verraten. Stimmt das?«

Sie beugte den Kopf, blickte schließlich auf und sagte: »Ja, Doktor.«

»Trini!« sagte Jim.

»Ich habe Don Juan ein wenig betrogen. Er war ein recht guter Mann, Doktor. Ich habe ihn gemocht. Aber er war klein und dick und häßlich, und sein Körper hat mich mit einem Ekel erfüllt, den ich nie überwinden konnte. Ich bin nur seine Geliebte geworden, um dem Blauen Mond zu entkommen. Zur gleichen Zeit habe ich einen Burschen kennengelernt. Vergib mir, Don Juan! Aber ich habe dir ja gesagt, was ich war und wie ich war. Dreck. Mist. Eine Lügnerin. Eine Betrügerin. Eine Hure, eine richtige Hure!«

»Trini, hör auf«, sagte Jim.

»Ich höre auf, Don Jaime!«

»Sprich weiter, Kind«, sagte Vince.

»Ich habe mich mit diesem Jungen getroffen. Er hieß Felipe. Ein sehr netter Junge. Hübsch. Erst zweiundzwanzig Jahre. Ich habe ihn sehr gemocht. Ich habe geglaubt, ich werde ihn lieben können, obwohl er auch ein Mann und damit ein Tier war. Sie

wissen, Doktor, Sie müssen aus Ihrer Praxis wissen, daß wir alle die Männer hassen und deshalb viele von uns *Marimachos, Tortilleras, Lesbianas* werden?«

»Du auch?« fragte Jim halb im Scherz.

»Nein. Ich bin nicht so, Don Jaime. Wer, wenn nicht du, sollte das wissen!«

»Ich will dich nicht quälen, Kind«, sagte Jim. »Bitte, sprich weiter.«

»Ich habe Felipe gemocht. Er war immer gut zu mir. Und ich habe nicht gemerkt, *zorra estupida,* die ich war und die ich noch immer bin, daß er....«

»Daß er was?« fragte Vincente Gómez.

»Daß er zu mir geschickt worden ist. So wie ich zu Don Jaime geschickt worden bin.«

»Warum?« fragte Vince weiter. »Warum hat man dich zu Don Jaime geschickt? Und wer hat dich geschickt, Trini?«

»Ich weiß nicht«, flüsterte sie, »ich weiß nicht, warum, und ich weiß nicht, wer. Die Abteilung für politische Aktivitäten hat mich kommen lassen. Hat mir befohlen, wo ich hingehen soll, nämlich in deine Residenz, Don Jaime. Und was ich dort tun soll. Sie glaubten, und ich glaubte es damals auch, alles werde ganz einfach sein: Ich sollte dich dazu bringen, mit mir zu schlafen. Du solltest mir hörig werden. Aber da du ein Mann von Ehre, ein wirklicher Gentleman bist, ist es nicht gelungen.«

»Außerdem ist Alvaro dazwischengekommen«, sagte Jim trocken. »Aber sprich weiter, Trini.«

»Sie müssen dir doch etwas gesagt haben«, meinte Vince. »Was waren genau deine Aufträge?«

»Was ich Ihnen schon gesagt habe. In seine Residenz zu gehen und ihn zu verführen.«

»Sonst nichts?«

»Und was mit mir geschehen würde, falls ich mich weigerte

oder versagen sollte. Ich nehme an, sie hätten mir später weitere Instruktionen gegeben. Sobald ich ihrer Meinung nach genügend Erfolg bei Don Jaime gehabt hätte.«

Vince sah Jim an und meinte: »Sie hat recht; so dürfte es sein. So machen sie es immer.«

»Und sobald sie dir diese Instruktionen geben, *Muñeca«,* fragte Jim, »was wirst du dann tun?«

»Dann werde ich dir Wort für Wort sagen, was sie mir aufgetragen haben. Ehrlich. Und dann, es tut mir sehr leid, Don Jaime, denn ich weiß, daß du beginnst, eine gewisse Zuneigung zu mir zu empfinden - dann werde ich mich töten. Was sonst kann ich tun? Ich bin nicht stark und tapfer genug, auch nur fünf Minuten lang zu ertragen, was diese *bestias* von der Abteilung für politische Aktivitäten mit Frauen machen.«

»Mein Gott«, sagte Vince.

»Du wirst nichts dergleichen tun«, sagte Jim. »Denn am selben Tag, an dem sie dir die Instruktionen geben, bringe ich dich in die Botschaft und gewähre dir politisches Asyl, was ich nach internationalem Recht kann. Und dann schmuggle ich dich mit Hilfe von Freunden, die klüger sind als die hiesige Polizei, außer Landes nach New York, wo du auf mich wartest, bis ich zu dir kommen kann. Ist das klar?«

»Clarísimo. Ich danke dir, Don Jaime. Du bist so gut«, flüsterte sie.

»In Ordnung«, sagte Vince, »das ist also geklärt. Und nun wieder zu Don Juan Comacho Zoraya, *Ministro de Hacienda,* und diesem Burschen, mit dem du ihn betrogen hast. Mit dem du ihm Hörner aller Größen und Arten aufgesetzt hast, weil der arme Don Juan klein, dick und ekelerregend war. Ganz zu schweigen davon, daß er, wie die meisten dicken Männer, in der Erfüllung seiner männlichen Pflichten einiges zu wünschen übrig ließ. War es so, Trini?«

»Oh«, schrie sie. »Daß ich mir das anhören muß! Das die

Menschen sich herausnehmen können, mir so etwas zu sagen!«

»Vince, hör doch auf!« wies ihn Jim zurecht.

»Du hast ihn also nicht betrogen?« fragte Vince streng.

»Ich habe ihn nicht betrogen. Niemals. Ich war Don Juan treu, solange ich mit ihm beisammen war. Nur«, und nun wandte sie sich mit schmerzerfülltem Gesicht an Jim, »wenn ich auch damit die volle Wahrheit sage, so ist es doch zugleich eine Lüge, Don Jaime. Denn ich war daran, ihn zu betrügen. Wollte ihn betrügen. Felipe war sehr hübsch, und selbst Geschöpfe wie ich haben Sehnsucht nach ein bißchen Schönheit. Vielleicht sogar mehr als andere Frauen, weil wir uns mit soviel Häßlichkeit abgeben müssen.«

»Das finde ich vollkommen verständlich. Aber das gehört alles der Vergangenheit an und hat nichts mit dir und mir zu tun. Nicht jetzt«, sagte Jim.

»Eres un Angel? Y un Santo! Dafür, für diese Güte, liebe ich dich«, sagte Trini.

»Eres un Idiota! Y un Bobo!« spottete Vince. »Und außerdem ein Esel mit langen, haarigen Ohren! Aber welcher verliebte Mann ist das nicht? Ich fürchte, ich auch. Sprich weiter, Trini!«

»Dieser Felipe hat so getan, als wolle er mich sehen. Mit mir beisammen sein. Und mit mir schlafen, auch das, Don Jaime!«

»Das ist nur zu natürlich, Kind«, sagte Jim. »Du bist sehr schön.«

»Es war nicht natürlich, und ich war eine Närrin, denn ich habe nicht erkannt, daß die ›Sonderbehandlung‹ auch umgekehrt angewendet werden kann, daß man einen Mann ausschicken kann, um eine Frau zu verführen, damit sie dann einen Beschützer, der fast ihr Freund gewesen wäre, verrät...«

»Trini, *Niña«,* sagte Jim traurig, »es liegt ein Widerspruch in dem, was du erzählst. Du hast gesagt, daß du Don Juan treu warst. Und jetzt sagst du, Felipe hat dich verführt, damit du...«

»Du wirst Klassenbester«, höhnte Vince. »Ich verkürze deine Eselsohren um ganze zwei Zentimeter.«

Sie beugte das Haupt und blickte zu Boden. Zitterte. Weinte. Richtete sich auf und blickte ihn an.

»Es ist so schwer, Don Jaime«, flüsterte sie. »Ja, beides ist wahr. Ich habe Don Juan verraten. Habe ihm den Tod gebracht. Aber ohne es zu wollen und auch ohne zu wissen, daß ich es tue. Ich habe ihn niemals körperlich betrogen. Doch das war eher zufällig. Ich war ja dazu bereit, wie ich schon gesagt habe. Nach so vielen alten, häßlichen, stinkenden Männern habe ich geglaubt, es würde schön sein, mit einem hübschen, schlanken und sauberen Jungen wie Felipe zu schlafen...«

»Aber du hast es nicht getan«, sagte Vince. »Warum nicht, Trini?«

»Als es soweit war« - sie hielt inne und errötete bis in die Haarwurzeln - »habe ich gerade diese *maldición* der Frauen gehabt. Was für mich besonders schlimm ist, weil ich jedesmal so blute, daß ich fast sterbe. Ich habe Ihnen das gesagt, erinnern Sie sich?«

»Ja, und wir werden etwas dagegen unternehmen«, sagte Vince. »Sprich weiter, Trini.«

»Ich habe Felipe versprochen, ihm zu sagen, sobald Don Juan nicht in der Stadt ist. So habe ich ihn angerufen, obwohl ich ja nicht mit ihm schlafen konnte. Ich wollte nicht, daß er böse ist, wenn er irgendwie erfährt, daß Don Juan verreist war, ich ihn aber nicht verständigt hatte. Es ist besser, ich sage ihm die Wahrheit, dachte ich. Also habe ich ihn bei den Elektrizitätswerken, wo er arbeitete, angerufen.«

»Aha«, sagte Jim. Und Vince meinte: »Jetzt wird mir manches klar. In den Elektrizitätswerken gibt es eine rote Zelle, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Jim. »Erzähle weiter, Trini.«

»Ich habe ihn angerufen und ihm ganz offen gesagt, warum ich die nächsten fünf, sechs Tage nicht mit ihm zusammen sein kann. Darauf er: ›Warum rufst du mich dann an?‹ Ich: ›Wir können uns ja trotzdem sehen. Einen Drink nehmen und plaudern. Don Juan ist am Wochenende nicht da. Er fährt heute weg.‹«

»Und?« fragte Vince.

»Und Felipe fragte *con grand interés,* mit so viel Interesse, daß ich es hätte merken müssen, wenn ich nicht fast verliebt in ihn und daher noch dümmer als üblich gewesen wäre: ›Wo fährt er hin, Trini?‹ Ich antwortete: ›Nach Chizénaya.‹ Darauf er: »Mit dem Auto?‹Und ich: ›Ja, Felipe.‹ Wieder er: ›Wann fährt er weg?‹ ›Mittags‹, antwortete ich.«

»Und am gleichen Abend ist Don Juan Comacho Zoraya gestorben«, sagte Vince. »Nicht wahr, Trini?«

»Ja. Als ich das hörte, habe ich Felipe wieder angerufen und ihn gefragt, ob er das war. Er hat gesagt: ›Ich habe die Nachricht an meine Freunde weitergegeben. Und du, Trini, hast dem Volk von Costa Verde einen großen Dienst erwiesen. Du bist eine Heldin, eine Jeanne d Arc. Kannst du nicht noch ein paar fette Schweine für uns fangen, Liebling?«

Sie blickte Jim in die Augen und sagte dann langsam und mit Nachdruck: »Ich habe den Hörer aufgelegt und Felipe nie wieder gesehen. Ich habe nie wieder einen Burschen wie ihn auch nur angeblickt. Ich habe weiter mein schmutziges Leben gelebt; im Schmutz, in der Schande. Bis du kamst, Don Jaime, und mir gezeigt hast, daß ein Mann gut, sanft, freundlich, anständig und schön sein kann. Innerlich schön. So schön, daß du auch äußerlich schön erscheinst, weil die *esa hermosura* aus deinen verwitterten Zügen leuchtet. Ich liebe dich. Meine Liebe ist immerwährend. Glaubst du das? Nein! Glaubst du mir und glaubst du an mich, Don Jaime?«

»Ich glaube dir, Trini. Und ich liebe dich auch«, sagte Jim.

Dann wandte er sich an Vince und fragte: »Sind Sie jetzt zufrieden, Herr Doktor?«

»Ja«, sagte Vince, »völlig.« Als er sah, wie Jim nach Trinis Arm griff, um sie aus dem Zimmer zu führen, fügte er Englisch hinzu: »Warte, Jim! Du kannst noch nicht gehen. Es gibt noch ein Problem. Sogar ein großes, obwohl es anfänglich nicht danach ausgesehen hat. Ich spreche von ihrer Gesundheit, Jim!«

»Ihre Gesundheit?«

»Ja. Ihre körperliche Verfassung. Wenn du mit ihr in Beziehungen trittst, legal oder illegal, wirst du auf ihren Zustand Rücksicht nehmen müssen. Um es kurz zu machen: Du darfst sie nicht schwängern, Jim. Ich gebe ihr einen Jahresvorrat an Pillen. Und du, mein Freund, solltest darauf achten, daß sie die Pillen auch tatsächlich nimmt.«

Jim starrte ihn an und fragte: »Warum, Vince?«

»Ihr Blut gerinnt nicht. Das heißt, es gerinnt, aber viel zu langsam. Aus dem, was sie erzählt hat, schließe ich, daß sie seit ihrem dreizehnten Lebensjahr alle 28 Tage fast zu Tode blutet und diesen miserablen Zustand als normal hingenommen hat. Ich wäre ja nie daraufgekommen, wenn sie sich nicht, verrückt wie sie ist, in diesem verdammten Nachtlokal fast erstochen hätte, statt diesen Harper aufzuschlitzen. Sie ist erschreckend blutarm und...«

»Eine Bluterin?« fragte Jim.

»Nein. Natürlich nicht. Frauen sind niemals Bluterinnen, Jim. Sie tragen den Krankheitskeim in sich und vererben ihn an ihre Söhne. Aber unsere Trini hat einen angeborenen oder vererbten Defekt oder einen obskuren Virus oder irgendeine andere von den zwei Millionen Sachen, von denen die medizinische Wissenschaft noch immer nicht das geringste weiß. Das Ergebnis ist jedenfalls die längste Blutgerinnungszeit, die ich je bei einer erwachsenen Frau gefunden habe. So wie sie heute ist, könnte sie die Geburt eines Kindes wahrscheinlich nicht

überleben. Ich sage dir das, weil ich aus unseren früheren Gesprächen weiß, wie sehr du dir einen Sohn wünschst.«

»Eine Tochter. Die Trinis Ebenbild ist.«

»Und was sagt sie dazu!«

»Frage sie! Und sage ihr die Wahrheit, Vince. Bürde mir diese Last nicht allein auf!«

»Trini«, sagte Vince, »wenn es zwischen dir und Don Jaime klappt und wenn ihr heiratet, möchtest du dann ein Kind?«

»Ein Kind? Nein, Doktor. Zehn Kinder. Alle wie er. Gut, gescheit, anständig, tapfer. Mit einer großen Seele.«

»Trini«, sagte Vince traurig. »Das kannst du nicht, das ist nicht möglich.«

Sie wurde zur Statue. Holz. Bronze. Elfenbein. So still und bewegungslos.

»Ich kann Don Jaime nicht zehn Babys schenken?« flüsterte sie.

»Du kannst ihm nicht einmal eines schenken, Trini. Du würdest sterben daran. Würdest bei der Geburt zu Tode bluten. Wegen dieses Defekts in deinem Blut.«

Sie stand regungslos, atmete langsam und schwer und fragte: »Und das Baby? Würde das Baby leben?«

»Ich weiß nicht. Ich bin nicht der liebe Gott, Trini. Möglicherweise, wahrscheinlich sogar. Dein Becken ist ja in Ordnung. Wenn das Blut nicht wäre, dieser Gerinnungsdefekt, würde ich sagen...« Sie drehte sich um und ging zur Stirnwand des Bettes, wo, wie in fast allen Krankenhäusern Lateinamerikas, ein Kruzifix hing. Sie nahm es herunter, küßte es innig, drehte sich wieder um und ging auf Vincente Gómez Almagro zu.

»Schwören Sie darauf«, sagte sie mit hoher, scharfer, fast schneidender Stimme, »daß Sie mich entbinden werden, Doktor. Und daß Sie mein Baby retten werden. Damit Don Jaime den

Sohn bekommt, nach dem er sich schon so lange sehnt. Schwören Sie, daß Sie auf mich keine Rücksicht nehmen werden, denn wenn ich das vollbracht habe, ist mein Leben nicht mehr wichtig.«

»Verdammt noch mal, Jim«, schrie Vince. »Sie ist verrückt. Siehst du, wie verrückt sie ist?«

»Schwören Sie, Doktor!« mahnte Trini.

»Ich soll schwören, dich zu töten? Dein Mörder zu werden? Geh, such dir einen anderen Henker, du dumme kleine Närrin. Außerdem bin ich nicht gläubig. Also halte mir nicht dieses barbarische Abbild der Irrationalität, einer grausamen Irrationalität übrigens, unter die Nase!«

»Oh, Doktor!« schrie Trini.

»Paß auf, Kind«, sagte Vince schließlich, und Jim sah, wie feucht seine Augen waren, »ich sage dir etwas: Du wirst jetzt bei diesem verwitterten Stück Holz, das du verehrst, schwören, daß du die Behandlung, die ich dir verschreibe, genau befolgen wirst. Sechs Monate lang wirst du täglich eine massive Vitamin-Dosis nehmen. Dann werden wir eine Blutuntersuchung machen. Und wenn wir einen Fortschritt erzielt haben, kannst du mit der Pille aufhören. Einverstanden?«

»Wie groß wird das Risiko nach dieser Behandlung sein, Vince?« fragte Jim.

»Noch immer zu groß, um beruhigt zu sein. Aber ich habe noch etwas anderes vor. Sobald ihre Periode zum ersten Mal ausbleibt, bringst du sie mir und ich mache eine Totaltransfusion. Wir wechseln ihr schlechtes Blut aus. Auch das ist zwar anstrengend und riskant, aber noch immer einige tausend Prozent weniger als eine Geburt, selbst wenn das Kind sehr klein ist, wie bei euch zu erwarten.«

Jim hielt Trini im Arm und begann plötzlich glücklich zu lachen.

»Auf eines kannst du wetten, Vince«, sagte er.

»Und zwar?«

»Wenn Trini schwanger wird, hat sie mich betrogen.«

»Das wird sie nicht. Ich bin jetzt ein genauso sentimentaler Esel wie du. Sie hat mich überzeugt. Ich glaube ihr.«

»Ich danke dir. Du kannst dir nicht vorstellen, was es für mich bedeutet, wenn du das sagst. Und es wird auch ihr viel bedeuten, wenn ich es ihr erkläre. Aber laß mich ausreden. Nach dem Schrecken, den du mir eingejagt hast und nach all deinen Warnungen, kann ich nur eines sagen: Wenn Trini trotzdem schwanger wird, hast du alle Chancen, sehr berühmt zu werden.«

»Wieso?« fragte Vince.

Jim lachte über das ganze Gesicht.

»Weil du dann nämlich den ersten Fall von Jungfernzeugung in der Geschichte der Medizin entbinden würdest.«

19

Nachdem Roberto den Wagen vor dem bescheidenen, aber sauber und ordentlich gehaltenen Apartmenthaus angehalten hatte, schmiegte sich Trini an Jim und flüsterte ihm ins Ohr:

»Kommst du noch ein wenig herauf zu mir, *mi amor*?«

Irgend etwas in ihrer Stimme irritierte ihn; Zögern, Zweifel oder Furcht, und so blickte er ihr in die Augen, um zu ergründen, was es war. Er sah sofort und deutlich, daß sie gar nicht meinte, was sie gesagt hatte, daß sie geradezu fürchtete, er werde zu ihr kommen.

»Nein, danke, meine Liebe«, sagte er deshalb.

»Oh«, flüsterte sie. »Warum nicht, Don Jaime?«

Sofort merkte er, daß ihre Stimmung umgeschlagen war. Innerhalb eines Herzschlages, eines Atemholens hatte sich die Furcht, er werde in ihre kleine Wohnung kommen, in die Angst verwandelt, er werde sich, vielleicht für immer, weigern, zu kommen.

Aber noch hatte er das Gefühl, daß sie ihn gar nicht bei sich haben wollte. Zumindest nicht in diesem Augenblick. Und daß sie lediglich gewillt war, ihr Zögern, was immer auch seine Ursachen waren, zu überwinden, weil sie Angst hatte, ihn zu verlieren. Er lächelte, strich ihr über den Arm und kniff sie zärtlich.

»Aus zwei Gründen will ich nicht kommen, *Trinita mia«*, sagte er. »Erstens, weil ich eine Woche lang nicht in der Botschaft war und mich ein bißchen um meine Arbeit kümmern muß, damit mich meine Regierung nicht herauswirft, weil ich mich zuviel in Krankenhäusern und mit hübschen Mädchen in Nachtlokalen herumtreibe.«

»Das werden sie nicht tun«, sagte sie energisch. »Sie wissen, daß du der beste Botschafter der Welt bist. Aber was ist der

zweite Grund, Don Jaime?«

»Daß du mein Kommen gar nicht wirklich willst«, sagte er.

»Oh«, erwiderte sie, »du durchschaust mich wie ein Stück Glas, Don Jaime, nicht wahr? Du hast recht. Ich möchte nicht, daß du jetzt mit mir in *mi pisito* kommst. Weißt du, warum?«

Er lachte.

»Niña, manchmal werde ich das unerfreuliche Gefühl nicht los, daß ich die Frauen viel zu gut kenne. Ich wollte, dem wäre nicht so. Wenn man sie genau kennt, verlieren sie an Mystik und Charme. Du warst eine Woche lang nicht in deiner Wohnung. Also haben sich inzwischen mindestens zwei Staubflecken auf der Kommode und drei am Speisezimmertisch gebildet, und der Spiegel muß geputzt werden. Da du außerdem unfreiwillig abwesend warst, hängen mindestens drei Höschen, sechs Paar Strümpfe, zwei Büstenhalter und ein bis zwei Unterröcke im Badezimmer. Während in der Küche...«

Sie warf sich auf ihn, umschlang ihn mit den Armen und küßte ihn.

»Du *Brujo!«* lachte sie. »Du Hexer. In der Küche steht das schmutzige Geschirr einer ganzen Woche! Und die Wohnung ist ein Misthaufen! Nein, sie ist das, was die Zeitungen ein Katastrophengebiet nennen. Ich werde Doña Paloma bitten, sie soll Doña Luisa, der Frau von General García, sagen, er möge mir eine Katastrophenhilfe zuerkennen.«

Unvermittelt hörte sie zu lachen auf.

»Aber ich werde etwas Besseres machen, Don Jaime«, sagte sie ernst. »Von jetzt an werde ich sehr ordentlich sein. Dir zuliebe werde ich eine vollkommene Hausfrau, damit du dich nicht beklagen mußt. Ich werde dir deine Wünsche von den Augen ablesen.«

»Niña«, sagte er zärtlich, »ändere dich nicht. Ich mag dich, wie du bist.«

»Don Jaime«, flüsterte sie, »wirst du mich heute nacht besuchen?«

»Willst du es, Trini?«

»Ja, o ja. Bitte, Don Jaime. *Por favor.«*

»Gut. Wann?«

»Zehn Uhr dreißig. Nein, elf Uhr.«

»Ist das nicht sehr spät, Trini?«

»Keineswegs. Wir haben einen elektrischen Portier. Du weißt, wie er funktioniert? Neben der Eingangstür ist eine Reihe von Knöpfen. Neben jedem Knopf steht der Name des Wohnungsbesitzers. Über den Knöpfen ist ein kleines Gitter und dahinter ein Lautsprecher. Du drückst den Knopf neben meinem Namen und dann wirst du meine Stimme im *alta voz* hören. Ich werde sagen: *›Qien es*? Juan? José? Fernándo?‹ Oh, Don Jaime, vergib mir! Das war ein sehr schlechter Scherz. Oh, demonios! Wie konnte ich so etwas sagen?«

»Es macht nichts, Trini«, beruhigte er sie.

»Oh, ja, es macht etwas«, rief sie. »Kein Mann war je in meiner Wohnung, Don Jaime! Und kein Mann wird sie je betreten, außer dir, Geliebter! Nur dafür habe ich sie gekauft. Damit sie dir und mir gehört, ohne böse Erinnerungen, ohne Geister der Vergangenheit. Damit wir dort glücklich sind, du und ich! Aber ich frage mich, ob wir es je sein können. Denn wohin man auch geht, man nimmt ja immer sich selbst mit - oder nicht? Und ich nehme Trini, *la Zorra, la Ramera, la Fulana, la Qualquiere, la Puta,* mit!«

Er packte sie bei den Schultern, drehte ihr Gesicht zu sich, hielt sie fest und blickte ihr in die Augen. Vier Synonyme für das formelle spanische Wort Prostituierte hatte sie gewählt, vier Synonyme aus Dutzenden, ja Hunderten von Ausdrücken der vielfaltigsten Sprache der westlichen Welt, und der letzte, *»Puta«,* war der häßlichste; allein der Klang des Wortes war

bereits obszön. Dumpfe Traurigkeit erfüllte ihn, umhüllte ihn wie die Nacht. Konnte ein derart zerstörtes Mädchen, ein derart gequältes Kind je wirklich geheilt und gesund werden? Er bezweifelte es. In diesem Augenblick bezweifelte er es zutiefst.

»Trini«, sagte er ruhig, »ich liebe dich. Und was ich liebe, hat nichts mit alldem zu tun. Ich liebe die Flickenpuppe, der das Stroh aus allen Nähten quillt. Die Gießkanne, die voller Löcher ist. Den kleinen verrückten Vogel. Und das brave Mädchen. Wirklich ein braves Mädchen, vor allem deshalb, weil sie eines sein will. Ich glaube an das Gute in dir, Trini. Ein Mädchen, das dazu bereit war«, er schob den Ausschnitt ihres Kleides ein wenig beiseite und berührte den Verband auf ihrer Brust, »ist sehr viel wert. Macht so etwas eine gewöhnliche, billige, käufliche Frau?«

»Oh«, heulte sie, »nun bin ich beschämter denn je, Don Jaime. Ich liebe dich, du weißt, daß ich dir gehöre und für dich sterben würde. Aber das ist nicht genug. Ich muß auch für dich leben. Was bedeutet, daß ich mich ändern muß, lernen und wachsen muß. Damit ich die Frau bin, die du haben sollst und die du lieben kannst. Nein, mehr als lieben, denn Liebe ist ja viel Gefühl und wenig Verstand, und so will ich dich doch nicht einfangen! Du sollst mich bewundern und respektieren, sollst stolz auf mich sein! Glaubst du, ich werde das alles erreichen?«

»Du kannst es versuchen, Kind«, sagte er. »Das ist alles, was man von einem menschlichen Wesen verlangen kann. Selbst Gott verlangt nicht mehr. Vollkommenheit erreicht man nie. Wollen und versuchen ist genug. Selbst wenn man versagt. Du wirst auch manchmal versagen. Jedem geht es so. Und jetzt komm und kümmere dich um dein Katastrophengebiet. Damit ich heute nacht kommen kann, ohne über etwas zu stolpern. Und dann lege dich ein wenig nieder. Nimm eine *siesta*. Und deine Pillen. Zumindest die Vitamine...« Die anderen, dachte er, wirst du nicht brauchen. Nicht heute nacht. Und noch lange nicht, wenn es nach mir geht...

»Don Jaime«, flüsterte sie, »küsse mich. Hier im Wagen. Ich möchte nicht, daß es die Nachbarn sehen.«

Er lächelte und fragte: »Warum nicht, Trini?«

»Sie glauben, daß mich ein reicher Mann aushält. Und ich will nicht, daß sie wissen, wer du bist. Sie sollen deinen Namen nicht mit ihren schmutzigen Lippen nennen.«

Er küßte sie und murmelte: »Trini. Meine arme kleine Trini. *Mi muñeca de trapo,* der das Stroh herausquillt...«

Sie erdrückte ihn fast in ihrer Umarmung und murmelte:

»Oh, wie ich dich liebe.«

Dann sprang sie aus dem Wagen und lief ins Haus.

»Wir fahren zur Residenz, Roberto«, befahl Jim Rush dem Chauffeur.

»Es ist ein Brief für Sie gekommen, Sir«, empfing ihn Tomas.

Jim sah ihn an und fragte: »Hierher? An die Adresse der Residenz?«

»Ja Sir. Ich habe das auch merkwürdig gefunden, da ja Ihre gesamte Post an die Botschaft geht. Aber er war hierher adressiert. Er ist von unserem gemeinsamen Freund Peter Reynolds. Ich nehme an, er hat geglaubt, daß Sie ihn so schneller bekommen.«

»Da hat er recht. Ist er geöffnet worden?«

»Sir, haben Sie je einen Brief erhalten, der nicht geöffnet worden ist? Diesmal haben sie es sogar besonders sorglos gemacht. Sieht so aus, als wollten sie, daß Sie wissen, der Inhalt des Briefes sei der Polizei bekannt...«

»Warum, Tomas?« fragte er.

»Ich weiß nicht, Sir. Das hängt wohl davon ab, was in dem Brief steht, glauben Sie nicht auch? Etwas anderes, Sir: Ich habe mit Carlos gesprochen. Er hat alles organisiert. Es wird ein

Verkehrsunfall sein, ein Zusammenstoß zwischen einem Lastwagen der Elektrizitätswerke und Harpers Buick. In der Aufregung - es wird wie immer in solchen Fällen viel Schreien, Schimpfen und Fäusteschütteln geben - wird der Austausch vorgenommen.«

»Wie?« fragte Jim.

»Carlos ist in Harpers Garage eingedrungen, während sich dieses Tier mit Miß Crowley vergnügt hat. Es soll toller denn je gewesen sein, wie ich hörte. Die Aufpasser von Carlos haben jedenfalls mit größtem Vergnügen zugeschaut und...«

»Komm zur Sache, Tomas«, sagte Jim.

»Gerne, Sir. Carlos hatte genügend Zeit, um das Schloß aus einer Wagentür und das Schloß des Kofferraums auszubauen. Das war alles, was er brauchte, denn der Zündschlüssel sperrt sämtliche Türen; nur Kofferraum und Handschuhfach haben ein anderes Schloß, so daß insgesamt zwei Schlüssel für den gesamten Wagen genügen. Er hat die Schlösser auseinandergenommen und Wachsabdrücke für die Anfertigung der Schlüssel gemacht. Dann hat er alles wieder zusammengebaut und ist verschwunden. Carlos ist also im Besitz der Wagenschlüssel, und das wird, sobald der geplante Unfall stattfindet, den Austausch sehr erleichtern.«

»Verdammt noch mal, Tomas, wenn er schon in der Garage war, warum hat er nicht gleich dort ausgetauscht?«

Tomas lächelte.

»Aus zwei Gründen, Sir. Harper steckt das Heroin immer erst im letzten Augenblick vor der Ablieferung in den Wagen. Es gab also nichts, was Carlos gegen das Marihuana hätte tauschen können. Und der zweite Grund sind Sie, Sir!«

»Wieso ich?«

»Ja, Sie, Sir. Einige Kellner des *Obsidian Room* sind Freunde von Carlos und mir. Der Elektriker des Hotels ist sogar der

Stellvertreter von Carlos in technischen Angelegenheiten. Und sie alle haben ihm und mir erzählt, was in der Nacht passiert ist, in der Sie mit der lieben kleinen Trini dort waren. Deshalb möchte Carlos Ihnen die Freude machen, Augenzeuge zu sein, wenn Harper das Handwerk gelegt wird. In der weiteren Folge bedeutet dies aber, daß ein zu früher Austausch zu riskant gewesen wäre. Wegen des Zeitfaktors, Sir. Bevor alles organisiert gewesen wäre, hätte dieses raffinierte Schwein Gelegenheit gehabt, den Austausch zu entdecken. Und jetzt hören Sie zu, Sir, wie alles organisiert wurde: Harper liefert das Rauschgift jeweils am Dienstag im Hafen ab, und zwar immer pünktlich um 16 Uhr 30. Verläßlich wie die Uhr. Und da heute Dienstag ist und die Uhr jetzt elf Uhr vormittag zeigt, muß ich nur einen Telefonanruf machen und sagen: ›Der Onkel meint, er möchte den neuen Film im Bijou sehen.« Dann läuft alles wie geplant, Sir!«

Jim dachte nach und sagte schließlich: »Und es wird keine Pannen geben? Ich will nicht, daß Harper stirbt, Tomas. Er soll auf lange Zeit hinter Gitter kommen, aber nicht sterben!«

»Keine Pannen, Sir! Dafür garantiere ich!«

Trotzdem hatte Jim ein ungutes Gefühl. Irgendwo, irgendwie stimmte obskurerweise etwas nicht. Erst als alles vorüber war, wurde ihm bewußt, daß es die *hubris* in der Garantie von Tomas war, es werde keine Pannen geben. Jeder vernünftige Mensch weiß, daß die Götter *hubris* erbarmungslos strafen. In diesem Augenblick aber schrieb er die Beunruhigung seiner Nervosität zu und schob sie beiseite. Er schüttelte den Kopf, als wollte er seine Vorahnungen als puren Unsinn abtun und sagte: »Ja, Tomas, ruf an!«

Der Brief von Peter Reynolds war ein Schock. Der dumpfe, bleierne Schmerz, der langsam und würgend sein Herz umschloß, brachte ihm zum Bewußtsein, wie sehr er trotz allem

gehofft hatte, seine vormals so vielversprechenden Beziehungen zu Grace Nivens zu erneuern und schließlich zu einer verspäteten, herbstlichen Ehe mit einer kultivierten, klugen, blendend aussehenden, warmherzigen Frau aus seinen eigenen Gesellschaftskreisen auszuweiten, zu einer Ehe, die seinen Lebensabend geruhsam erfüllen würde. Trotz allem - das bedeutete, trotz Trini. Oder am Ende, wegen Trini? Hatte er nicht im Unterbewußtsein gehofft, vor den Konsequenzen eines Vorgehens gerettet und erlöst zu werden, von dem er im Innersten genau wußte, daß es dem Wahn eines alternden Mannes entsprang?

Aber Peters Brief zerstörte alle Hoffnungen. Für immer. Seine entscheidenden Stellen lauteten:

»Sie hat ihren neuen Freund mitgebracht. Groß und gut aussehend. Ein netter Kerl, Jim. Er gefiel mir, offengestanden. Solide, ehrlich und sauber. Ich glaube, er ist das, was viele Frauen als eine gute Partie bezeichnen würden. Ist Techniker. Arbeitet auch für Wildcat. Allerdings in einer anderen Abteilung.

Merkwürdig war, daß Alicia diesen Wilkenson nicht mochte. Das ist nämlich sein Name, George Wilkenson. Sie schwört, jede Frau, die ihn dir vorzieht, sei eine komplette Närrin. Womit ich bei dem Hauptgrund dafür angelangt bin, daß unser Vermittlungsversuch scheitern mußte.

Zwischen Alicia und Grace war es Haß auf den ersten Blick! Sie haben den ganzen Abend damit verbracht, giftigsüße Höflichkeiten auszutauschen und dabei einander aus den Augenwinkeln heraus wachsam zu beobachten. Und weißt du, warum, mein kleiner Freund, vormals Chubby genannt? Deinetwegen. Diese lange, große, prächtige Champagnerflasche von einer Frau liebt dich noch immer. Unbewußt, so hoffe ich zumindest, und in sehr sublimierter Form - was ich noch mehr hoffe - liebt dich aber auch mein treues Eheweib. Deine Grace - sie ist übrigens wirklich toll und du solltest dir Urlaub nehmen,

nach Hause kommen und um sie kämpfen - hat irgendeine Bemerkung in dem Sinne gemacht, sie hätte immer insgeheim befürchtet, es wäre irgendwo eine wilde, kleine Geliebte von dir versteckt. Was sie genau gesagt hat, weiß ich nicht mehr; jedenfalls hat sie sich typisch weiblich, katzenhaft und kompliziert ausgedrückt. Alicia ist ihr die Antwort nicht schuldig geblieben, und wenn ich nicht genau wüßte, daß ihr beide niemals auch nur fünf Minuten allein beisammen wart, hätte ich diese Antwort als einen Beweis dafür genommen, daß ihr während meiner häufigen Reisen verbotene Spiele aller Art getrieben habt, die üblicherweise zu scheußlichen Scheidungen und/oder zu noch scheußlicheren Schießereien führen. Mit dem unschuldigsten Gesicht der Welt hat sie vor mir und Grace diesen Eindruck erweckt; als ob sie nicht genau wüßte, daß ich sie, seit wir beisammen sind, immer auf Reisen mitgenommen habe; auch wenn sie mit einem der Kinder im Bauch rund wie eine Tonne war und zuletzt dann immer mit der ganzen kreischenden Kinderschar, der im Auto schlecht wird und die mich verrückt macht.

Es ist zum Verzweifeln. *Gringos* werden nie verstehen, was es heißt, sich mit einer lateinamerikanischen Frau einzulassen. Sie sind von Anbeginn deklassiert. Das müßte man ihnen beibringen. Man müßte ihnen vor allem erklären, woher sowohl Machiavell als auch die Borgias kommen. Die Borgias waren Spanier. Pontius Pilatus übrigens auch. Ich wette, eines Tages wird man sogar entdecken, daß Judas Ischariot ein Sepharde war!

Es war ein hoffnungsloser Kampf! Meine süße kleine Hexe - vergiß nicht, daß Alicia schließlich eine Villalonga ist - hat deine Freundin den Tränen nahe gebracht. Und alles, was ich zur Rechtfertigung aus ihr herausbekommen konnte, nachdem wir in unsere zweihundert Jahre alte, termitenzerfressene Hütte zurückgekehrt waren und ich ihr wegen ihres Verhaltens Vorhaltungen gemacht hatte, war: »Sie hat ja nichts anderes

hören wollen, Peter! Hätte ich sie enttäuschen sollen? Sie soll nur ein wenig leiden. Vielleicht wird sie dann lernen, welche Männer etwas wert sind und welche nicht!‹

Es tut mir leid, Jim. Wir haben alles verkehrt gemacht. Ganz verkehrt. Ich fürchte, Grace wird sich jetzt diesem Wilkenson in die Arme werfen. Kannst du dir nicht Urlaub nehmen?«

Nein, dachte Jim traurig, das kann ich nicht. Und bis ich nach New York käme, wäre es zu spät. Deshalb...

Deshalb blieb ihm nur seine traurige, liebliche, gequälte und käufliche Trini. Nie konnte etwas aus dieser Beziehung werden. Ein halbes Menschenalter trennte sie und dazu eine gesellschaftliche Kluft von geradezu planetarischen Ausmaßen. Nicht einmal unbekümmert schlafen konnte er mit ihr, ohne ihr Leben zu riskieren. Sie war seine Flickenpuppe, sein armseliges Spielzeug.

Seine Liebe zu ihr war zu drei Viertel Mitleid, ein Gefühl der Zuneigung, umgürtet von Schmerz. Erschreckend war, wie sehr sie ihn brauchte, wie sehr sie das brauchte, was sie irrtümlich, fälschlich und blindlings für ihn hielt, und deshalb war die Verantwortung, sie zu seiner Geliebten zu machen, kaum zu tragen.

Er konnte nicht. Er würde...

Er würde dieses Kind verlassen, das sich ein Messer bis ans Herz gestoßen hatte, damit nicht eine andere Hand als die seine ihr Fleisch berührte. Er würde sie verlassen, obwohl sie ihn liebte, wirklich liebte. Aber sie liebte ja den Mann, der nur in ihrer Vorstellung existierte, den Mann, der er nie sein würde.

Wie hieß es so schön im Lied, dachte er, als er die Treppe hinunter zu dem wartenden Wagen ging: Heil dem Helden, der da kommt! An der Tür hielt ihn Tomas auf.

»Sir«, sagte er, »ich habe heute morgen vergessen, Ihnen etwas mitzuteilen. Ihre Sekretärin ist gerade von ihrem Heimaturlaub zurückgekommen. Mrs. Clyde ist ihr Name.

Martha Clyde. Eine Witwe. Kennen Sie die Dame?«

»Nein. Aber Sie doch sicher. Hat sie nicht schon unter meinem Vorgänger gedient, Tomas? Wie ist sie?«

Der Majordomo überlegte kurz und sagte dann: »Im Mittelalter hätte man sie auf einem Scheiterhaufen verbrannt, Sir. Und zwar mit Recht!«

»Sie ist also eine Hexe. Mit denen habe ich immer zu tun. Fünfzigjährig und fett, nicht wahr, Tomas?«

»Nein, Sir. Späte, sehr späte Vierzigerin und schlank. Gar nicht übel aussehend. Aber ihr Temperament ist ein Problem. Sie ist darauf erpicht, einen Botschafter zu heiraten. Und da alle ihre Vorgänger verheiratet waren, ist sie frustriert. Sie hat die ausgeprägte Eigenschaft, ihre Nase in Angelegenheiten zu stecken, die sie nichts angehen. Es wäre sehr empfehlenswert, sie niemals die kleine Trini begegnen zu lassen. Sie sollte nicht einmal etwas ahnen von ihr, Sir!«

»Oh Gott«, seufzte Jim, »ich bin im Bilde. Danke, Tomas, Glauben Sie mir, ich werde auf der Hut sein.«

Der Cadillac parkte an der Kreuzung der Avenida Juan Perón und der Calle General Pinochet. Von diesem Platz konnte Jim die Zufahrt zum Hafen und einige Hafenarbeiter sehen, die in etwa fünfhundert Meter Entfernung einen kleinen Dampfer beluden. Viel näher, nur etwa fünfzehn Meter entfernt, stand, zwischen zwei Lagerhäusern, mit laufendem Motor ein Lastwagen. Die Seitenwand trug die Aufschrift: *»Unio de Electricia Costa Verdense.«*

Genau davor waren drei Arbeiter damit beschäftigt, das Straßenpflaster aufzureißen. Sie wurden von einem kleinen Mann mit katzenartigen Bewegungen beaufsichtigt. Als er sich umdrehte, erkannte ihn Jim: Es war Carlos. Alles war also in Ordnung. Carlos lachte ihm zu und wandte sich schnell wieder um.

Jim berührte den Knopf an seiner Digitaluhr. In flammendem Rot leuchtete die Uhrzeit auf: 16 Uhr 29. Als er den Knopf wieder losließ, hörte er in der Ferne das Geräusch eines sich nähernden starken Wagens. Der Auspuff war ausgebohrt. Sehr selbstbewußt! Ein gewöhnlicher Buick hätte nicht ein Zehntel dieses Lärms gemacht. Aber war es nur Selbstbewußtsein? Hatte Harper den Wagen nicht so hergerichtet, weil er damit rechnete, eines Tages damit flüchten zu müssen? Ein ausgebohrter Auspuff machte einen Wagen nicht nur lauter, sondern auch schneller. Außerdem klang auch der Motor so, als ob er mit allen Mitteln hochgekitzelt wäre: Spezialzylinder, Zusatzvergaser, Rennkolben - eine wahre Bombe auf Rädern.

Nun kam der Buick in Sicht; schwarz wie der Tod und dröhnend vor verhaltener Kraft.

Joe saß am Steuer. Er hatte, wie Jim mit ehrlichem Neid zugeben mußte, ein zwar grobes, aber männliches Gesicht, wie aus Granit geschnitten, ein Gesicht, in dem irgendwelche genetische Mutationen, verursacht durch irgendein zusätzliches Y-Chromosom, den Ausdruck der Männlichkeit bis zur Bestialität gesteigert hatten. Er trug eine dunkle Sonnenbrille und war wie üblich ohne Kopfbedeckung. Seine blonde Wikingermähne, die in der Nachmittagssonne leuchtete, war modisch geschnitten; lange Koteletten reichten auf beiden Wangen fast bis zum energischen Kinn. Im Mundwinkel steckte eine dicke Zigarre. Jim sah zum ersten Mal, wie dünn seine Lippen waren. Geradezu messerscharf - die Lippen eines geborenen Sadisten.

Er wendete den Blick von dem herannahenden Buick ab und sah, wie Carlos Suarez die Hand hob, um sie dann befehlend fallen zu lassen. Der Motor des Lastwagens heulte auf, und das Fahrzeug schoß vor.

Der Zeitpunkt war perfekt gewählt. Der Lastwagen rammte den Buick seitlich und warf ihn um. Der Knall des Zusammenstoßes, die Kakophonie der Geräusche, hervorgerufen

durch splitterndes Glas und berstendes Metall, der Aufprall des Buicks auf dem Pflaster und das Aufheulen des Motors, ehe er abstarb, waren einige hundert Meter weit zu hören.

Jim sah, wie sich Joe an dem geöffneten Fenster des zertrümmerten Wagens aufrichtete. Seine Sonnenbrille, die zerbrochen war, fegte er weg und zugleich das Blut, das aus einer Schnittwunde oberhalb des Auges sickerte. Mit einer einzigen kraftvollen Bewegung stemmte er die Wagentüre aus den Angeln, sprang auf die Straße und lief auf den Lastwagen zu. Er riß die Türe auf, griff hinauf, holte den Fahrer heraus, warf ihn mit einem Schlag der linken Hand gegen das Vorderrad des Lastwagens und stieß das Knie zwischen die Beine des Mannes, der einen langen, schrillen Schmerzensschrei ausstieß. Aber Joe ließ ihn nicht los; er warf ihn neuerlich gegen den Wagen und bedeckte sein Gesicht mit Fausthieben, von denen jeder einzelne genügt hätte, einen Menschen zu töten.

All das hatte nur Sekunden gedauert, doch noch waren Carlos, seine Helfer und der Beifahrer des Lastwagens da. Zu seinem Entsetzen mußte Jim aber erkennen, daß sie so gut wie nicht vorhanden waren. Angehörige der werktätigen Bevölkerung von Costa Verde sind zwar meist kräftig und drahtig, aber von kleinem Wuchs. Insgesamt waren sie fünf: Carlos Suarez, die drei Straßenarbeiter und der Beifahrer, aber sie waren Liliputaner, die versuchten, Gulliver zu bezwingen, Ameisen, die gegen einen Elefanten kämpften. Nüchtern betrachtet, war es jedoch gar nicht Joe Harpers ungeheure Größe und Stärke, die den Ausschlag gab. Fünf entschlossene Männer können immer einen einzelnen niederringen, auch wenn er jedem von ihnen physisch überlegen sein mag. Aber Joe Harper war ein Meister; er beherrschte Karate, Boxen, Savate, Nahkampftechnik und alle nur erdenklichen, in Wirtshausschlachten und Straßenkämpfen erprobten Methoden, um einen Mann mit bloßen Händen, starken Armen, beschuhten Füßen sowie mit Kinn- und Kopfstößen niederzuschlagen, zu lahmen, zu verkrüppeln, zu

blenden und zu töten. Er war eine Klasse für sich, ein menschlicher Computer, der auf Mord programmiert war. Und wenn dieses unerschöpfliche Repertoire an Fertigkeiten zu töten mit eiskaltem Killerinstinkt gepaart war, den genetische Mutation, der Überfluß an Y-Chromosomen, in dieser Bestie erweckt hatte, dann hatten nicht einmal zehn, geschweige denn fünf unbewaffnete und ungeübte Männer die geringsten Chancen gegen ihn.

Wieder einmal - und diesmal unter den abschreckendsten Umständen - mußte Jim Rush eingestehen, wie sehr er, der körperlich Ungeübte, die ästhetisch geradezu vollkommene Geschicklichkeit bewunderte, mit der Joe Harper seine Gegner präzise und mühelos niederschlug, als sei er der gefeierte *Premier Danseur* in einem infernalischen Ballett. Mit fünf Schlägen innerhalb von fünf Sekunden, mit einer Selbstverständlichkeit, die Jim seine eigene Hilflosigkeit, seine bereits überwunden geglaubten Minderwertigkeitsgefühle erneut und bitter zu Bewußtsein brachte. Dann wandte sich Harper abermals dem Lastwagenchauffeur zu, der heulend und blutspuckend am Griff der Wagentür hing, und ging daran, ihn vorsätzlich und kaltblütig zu ermorden. Genau die Distanz messend, traf er den völlig hilflosen Mann mit zwei Karateschlägen. Der erste traf die Nasenwurzel, zwischen den Augen, und führte zu einer sofortigen Gehirnblutung, die selbst Vince Gómez, wäre er auch mit allen ärztlichen Instrumenten zur Stelle gewesen, nicht hätte stillen können. Aber der Nahkampftaktik des »Overkill« folgend oder von seiner unersättlichen Mordlust getrieben, gab sich Joe damit nicht zufrieden. Der zweite Schlag traf den Adamsapfel, zerschmetterte den Kehlkopf und bedeutete sicheren Tod durch Ersticken.

Joe ließ den sterbenden Mann neben dem Lastauto auf der Straße liegen und wandte sich seinem schwer beschädigten Auto zu. Sein Gesicht war ruhig, friedlich, ja geradezu glücklich, wie

Jim mit Entsetzen feststellte. Nun wollte er offensichtlich das Heroin bergen und dann...

Bevor er noch den Buick erreicht hatte, fiel sein Blick auf den Cadillac, und er erkannte Jim, der ihn durch das geöffnete Seitenfenster anstarrte.

»Nein, so was!« grölte er. »Ist das nicht der gute alte Onkel Creepie-Po?« Er blieb stehen, sein Gesicht verzerrte sich und er zischte: »Verdammt! Du hast das arrangiert, Onkel Creep!« Und dann grinsend: »Eine tolle Sache! Alle Achtung, Creepie-Po! Nur deshalb, weil ich dir diese kleine Hure weggeschnappt habe! Großartig, Onkel! Ich schwöre, das hätte ich dir nicht zugetraut!«

Noch immer grinsend näherte er sich dem Cadillac.

»Trotzdem glaube ich, es ist besser, wenn ich dir ein bißchen Manieren und Vernunft beibringe, alter Schleicher. Wegen einer kleinen Hure, halb Indianerin und halb Negerin, darf man sich nicht an Joe Harper wagen. Weißt du was? Du schickst sie mir heute nacht ins Bett, und ich laß dich laufen. Das schwöre ich. Zum Trost schicke ich dir sogar Jenny. Sie ist die richtige für dich. Brauchst dich nicht einmal anzustrengen. Sie macht's dir großartig mit dem Mund. Was sagst du zu dem Tausch, alter Schleicher?«

Roberto, *Teniente Coronel* Roberto Henriquez vom Nationalen Sicherheitsdienst, war zu diesem Zeitpunkt - die große, unförmige Pistole M 2 deutscher Herkunft in der Hand - bereits aus dem Wagen gesprungen.

»Sie sind verhaftet, Harper!« rief er auf englisch, obwohl es bisher stets geheißen hatte, daß er diese Sprache weder spreche noch verstehe.

»Nein, so was!« lachte Harper ausgelassen. »Der tapfere Chauffeur. Wenn ich mich recht erinnere, waren Sie es, der mich letzte Woche in diesem verdammten Nachtlokal niedergeschlagen hat. Hör einmal zu, du Hanswurst! Hat dir

niemand gesagt, daß Kreuzungen zwischen Indianern, Negern und Affen gefälligst die Hand von einem weißen Mann lassen sollen? Du solltest bei mir Lektionen nehmen. Ich bringe dir ein Liedchen bei:

Meine Mutter ist ein Affe, Ich fick' sie jede Nacht, Natürlich nur von hinten, Wie man's mit Affen macht.

Ist es nicht so, du kostümierter Schimpanse? Deine Mutter hat doch einen großen, schönen, schwarzen Affenarsch!«

Er ist verrückt, dachte Jim, vollkommen verrückt.

»Harper, bleiben Sie stehen! Halt, oder ich schieße!« rief Henriquez.

»Schieß nur, du Schimpanse! Ihr Affen trefft ja nicht einmal die linke Backe vom dicken Arsch eurer Mutter!«

Dann machte er einen Schritt nach vorne, dann noch einen und noch einen.

Das war ein Schritt zuviel, denn nun ging die Pistole in Henriquez' Hand los.

Aber der Schuß ging daneben. In diesem Augenblick wurde Jim bewußt, daß Joe nicht verrückt, sondern schlau wie ein Fuchs war. Daß er einen raffinierten psychologischen Trick angewendet hatte, denn seine gezielten Beleidigungen mußten ganz einfach jeden Costaverdianer in unkontrollierbare, zitternde Wut versetzen. Der Beweis für den Erfolg seiner Taktik war erbracht: Roberto Henriquez, ein hervorragend geschulter Sicherheitsbeamter und damit, was nicht gesonderter Erwähnung bedurfte, ein ausgezeichneter Pistolenschütze, hatte Joe Harper aus einer Entfernung von sieben Metern nicht getroffen.

Aber Joe Harper traf. Blitzschnell, ehe Jim noch erkennen konnte, was vorging, hatte er seine riesige Smith & Wesson 357 Magnum aus der Rocktasche geholt und abgefeuert. Ein 357-Magnum-Geschoß wirft einen Mann selbst dann zu Boden,

wenn es ihn nur an der großen Zehe trifft, von anderen Körperteilen ganz zu schweigen, denn diese Feuerwaffe ist mehr als eine Pistole, sie ist geradezu eine Handkanone. Die beiden Schüsse, die Joe abfeuerte, warfen Henriquez mit solcher Wucht gegen den Cadillac, daß die Seitenwand eingebeult wurde. Sie rissen faustgroße Löcher in seinen Unterleib, traten am Rücken aus, durchschlugen das Wagenfenster und blieben in der Türfüllung stecken.

Unter der Wucht der Schüsse, buchstäblich im Augenblick des Todes hatten sich aber Henriquez' Finger um den Abzug seiner Waffe gekrümmt und seine M 2 war ebenfalls kein Spielzeug; ihr Lauf war aufgebohrt, so daß sie 9-Millimeter-Geschosse statt der üblichen 7,9-Millimeter-Patronen verfeuerte. Der Schuß, den Henriquez noch im Fallen abgefeuert hatte, traf Joe in die rechte Schulter und warf ihn zu Boden. Der große, kurzläufige Revolver fiel aus seinen plötzlich gelähmten Fingern, denn Henriquez' Geschoß hatte offensichtlich den Armnerv getroffen.

Jim sprang aus dem Wagen. Er stand nun unter dem *Zwang,* zu handeln, weil handeln, jetzt oder nie, erforderlich war. Für Nachdenken, für feige, hemmende, lähmende Spekulationen war keine Zeit. Er beugte sich nieder, entwand Robertos Fingern die Pistole, richtete sie auf Joe Harper und befahl:

»Bleiben Sie, wo Sie sind, Joe! Rühren Sie sich nicht!«

»Alter Schleicher«, brüllte Joe. »Schieß lieber! Wenn du nicht schießt, wird deine alte, vertrocknete, aristokratische Hure von einer Mutter verfluchen, daß sie deinen Vater oder einen seiner lieben Freunde je an ihre Spitzenhöschen herangelassen hat. Und du wirst sie verfluchen, daß sie dich geboren hat, du miserabler kleiner Dreckhaufen! Hörst du mich, alter Idiot?«

Während diese Flut von Verwünschungen von seinen Lippen kam, suchten seine Augen - und Jim merkte es - das Pflaster nach der 357 Magnum ab. Beide sahen die Waffe zur gleichen

Zeit; sie lag etwa drei Meter von der Stelle entfernt, an der sich Joe vor Schmerz krümmte. Ein Neunmillimetervollmantelgeschoß, das Schultergelenk und Nerv zerfetzt hatte, versetzt selbst einen Mann von der Stärke Harpers in einen derartigen Schockzustand, daß Jim als erster zur Stelle war und den Revolver mit einem Fußtritt weit weg schleuderte. Dann sagte er:

»Seien Sie kein Narr, Joe! Rühren Sie sich nicht!«

Aber Joe Harper war bereits aufgesprungen und rannte davon. Auch Carlos Suarez und einer seiner Männer waren inzwischen wieder zum Bewußtsein gekommen und versuchten taumelnd ihn einzuholen. Vergeblich. So blieb nur eine Möglichkeit, aber Jim konnte sich nicht dazu aufraffen. Noch war er nicht so weit, noch vermochte er nicht abzuwerfen, was man ihm anerzogen hatte. Er war außerstande, dem Flüchtenden eine Kugel nachzujagen, mochte auch der breite Rücken Joes ein äußerst verlockendes Ziel sein. Er war ein dezenter, zivilisierter Mensch, und dezente, zivilisierte Menschen sind meist armselige Helden. Es wäre ein leichtes gewesen, Joes nutzloses, parasitäres, kriminelles Mörderleben auszulöschen. Zumindest im rein physisch-technischen Sinn; dafür schoß er gut genug. Er war oft mit seinem Vater vor Kälte zitternd auf einem Hochstand gesessen; er hatte diesen würdigen Herrn aus dem viktorianischen Zeitalter zur Entenjagd nach Schottland, zur Rotwildjagd nach Kanada und zur Wildschweinjagd in den Schwarzwald begleitet, aber für ihn war die Jagd nichts anderes als ein barbarischer Mannbarkeitsritus der herrschenden Klasse und deshalb hatte er diese Ausflüge von der ersten bis zur letzten Minute gehaßt. Auch jetzt, in diesem Augenblick, vermochte er nicht zu töten, war er völlig außerstande, vorsätzlich und kaltblütig die Waffe gegen ein menschliches Wesen zu erheben.

So ließ er Joe Harper laufen. Der riesige Mann hatte das Ende des Kais erreicht und tauchte mit einem gewaltigen Sprung, der

trotz seines gelähmten Armes, wie alle körperlichen Bewegungen Joe Harpers, von perfekter Eleganz war, ins Wasser.

Selbst in diesem Augenblick hätte er ihn noch töten können. Vor dem Hintergrund des tiefblauen Wassers bildete der blonde Haarschopf des Flüchtenden ein perfektes Ziel. Aber er stand da, hielt den Finger am Abzug und wartete, bis Harper von einem Motorboot aufgenommen wurde, das im Hafen versteckt gelegen war.

Ohne sich zu rühren, starrte er dem eleganten, schmalen Boot nach, das mit einem lauten Heulen seiner beiden Außenbordmotoren, eine doppelte Schaumspur hinter sich herziehend, davonraste. Er sah es kleiner und kleiner werden, bis es schließlich im Sonnendunst am Horizont verschwand.

Er ist der ärgste Feind, den ich je hatte, dachte er. Außer mir selbst. Dann drehte er sich langsam um und ging niedergeschlagen zu den Wartenden zurück.

20

An diesem Abend kam er erst nach 21 Uhr in die Residenz. Mit sich brachte er Roberto Henriquez' M 2 und Joe Harpers 357 Magnum. General García hatte ihm die beiden Waffen zur Erinnerung an sein heldenhaftes Verhalten persönlich übergeben.

Er ließ Tomas kommen, übergab sie ihm und sagte:

»Nimm diese verdammten Dinger und wirf sie in den Mülleimer. Vorher zerbrich aber den Abzughahn, verstopfe den Lauf und die Patronenkammer.

»Nein, Sir«, erwiderte Tomas. »Ich lege sie in den Kasten zur *Chaleco Antibalas.* Wer weiß? Vielleicht werden wir eines Tages alle drei brauchen. Besonders die kugelsichere Weste.«

»Herrgott, soviel ich weiß, habe ich dir doch befohlen, dieses idiotische Stück wegzuwerfen, Tomas!«

»Das haben Sie auch, Sir. Aber ich habe nicht gehorcht. Sie leben in einem verrückten Land. Idiotische Stücke sind oft sehr nützlich in dieser *República de Paranoia,* Sir!«

»Da haben Sie recht, Tomas«, seufzte Jim.

»Und diese Pistolen werden wir auf ein Brett montieren und in Ihrem Arbeitszimmer aufhängen. Ausgezeichnete Werbung, Sir! Erinnert die Leute daran, mit wem sie es zu tun haben.«

»Schon gut, Tomas«, unterbrach ihn Jim.

»Im übrigen, erlauben Sie, daß ich gratuliere, Sir. Die ganze Stadt spricht von Ihnen. Das Radio, wissen Sie. Die Sechs-Uhr-Nachrichten. Die kleine Trini hat angerufen. Sehr aufgeregt und sehr verängstigt. Hat geplappert: ›Tomas, geben Sie acht auf ihn. Bewachen Sie ihn. Lassen Sie ihn nicht noch einmal solche Sachen machen.«

»Sonst noch etwas?« fragte Jim.

»Ihre Sekretärin, Mrs. Clyde. Sie wollte herkommen, um Ihnen persönlich zu gratulieren. Ich habe ihr gesagt, daß sie die Nacht über in der Stadt bleiben. Mit Freunden…«

»Was hat sie dazu gesagt?« fragte Jim.

»›Mit Freunden, Tomas? Oder mit einem Freund? Einem, der Röcke trägt?‹«

»Und was haben Sie darauf geantwortet? Sicher etwas Treffendes.« , »Ob sie Röcke hat, kann ich nicht garantieren, habe ich ihr gesagt. Zumindest nicht dort, wo sie hingehören. Darauf hat sie gleich weitergefragt: ›Sie meinen, emporgehoben? Oder gar ausgezogen?‹ Und darauf habe ich ihr sehr von oben herab geantwortet: ›Gar nicht erst angezogen, Mrs. Clyde, da Seine Exzellenz seinen Besuch ja angekündigt hat...‹«

»Sehr gut«, sagte Jim lachend. »Das war bis jetzt das einzig Erheiternde am heutigen Tag.«

»Dafür haben Sie Joe Harper das Handwerk gelegt, Sir...«

»*Mierda!* Es ging doch alles schief, Tomas. Harper hat zwei Leute getötet und die anderen niedergeschlagen. So daß am Ende nur ich übrigblieb, der ihn festhalten oder töten hätte können. Aber Sie kennen mich jetzt bereits gut genug: Ich konnte es nicht. Könnte es einfach nicht. Ich ließ das Schwein laufen.«

»Sir, Augenzeugen sagen…«

»Welche Augenzeugen? Die Hafenarbeiter waren fünfhundert Meter weit weg und haben olympische Schnelligkeitsrekorde aufgestellt, um sich noch weitere ein oder zwei Kilometer zu entfernen, sobald die Schießerei begann. Wenn sie nicht Augen im Hintern haben, können sie gar nichts gesehen haben. Carlos und seine Freunde lagen alle bewußtlos auf dem Pflaster. Der Lastwagenfahrer und Roberto waren tot. Also gibt es nur einen Augenzeugen: Mich!«

»Aber die Hafenarbeiter haben geschworen, daß Sie dem toten Henriquez die Waffe abgenommen haben…«

»Das stimmt.«

»Und daß Sie Harper angeschossen haben, so daß er seine Pistole fallen ließ...«

»Falsch. Nichts dergleichen habe ich getan. Henriquez hat ihn bevor er starb, angeschossen. Alles, was ich getan habe, war, Robertos Pistole mit sehr zitternder Hand auf Harper, der zu diesem Zeitpunkt bereits verwundet und waffenlos war, zu richten um ihm zu befehlen, stehenzubleiben. Aber dieser Harper hat offensichtlich eine sehr richtige Einschätzung meiner kriegerischen und männlichen Qualitäten gehabt. Er hat mich ausgelacht und ist davonspaziert, das heißt, er war anständig genug, so viel Respekt vorzutäuschen, daß er davontrabte. Aber daß ich nicht den Mut aufbringen würde, ihn niederzuschießen, hat er offensichtlich genau gewußt...«

»Vielleicht wußte er nur, daß Sie zu anständig dazu waren«, meinte Tomas.

»Na schön. Ich danke Ihnen, daß Sie das so wohlwollend ausdrücken. Anständigkeit ist ein nobler Euphemismus für Feigheit. Aber sagen Sie mir eines, Tomas: Was nützt es, in einer unanständigen Welt anständig zu sein?«

»Ich fürchte, nicht viel«, antwortete Tomas. »Aber wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich jedenfalls der Legende von Ihrem heldenhaften Verhalten nicht allzusehr widersprechen.«

»Und warum nicht?«

»Die Leute brauchen Helden. Genauso wie sie Religion brauchen.«

»Weshalb die Geschichte zum größten Teil nichts anderes ist, als eine Sammlung schändlicher Lügen.«

»Ja. Aber die Wahrheit ist doch so unbequem, so brutal. Wenn Sie den Menschen ihre Mythen nehmen, was bleibt ihnen

dann noch?«

»Sehr wenig«, pflichtete ihm Jim bei. »Vielleicht sogar nichts. Die Erkenntnis, daß das Leben nichts als eine immerwährende Übung in Verzicht, Dummheit und Feigheit ist und daß wir alle als *Pièce de résistance* des Mahles enden, zu dem sich Polonius begibt. Sie kennen ja Hamlets Worte: ›Bei jenem Nachtmahl, wo er nicht speist, sondern gespeist wird.‹ ... Und so weiter. Und nur damit die Leute das alles nicht erkennen, soll ich den Helden spielen?«

»Sie können ja alles leugnen, aber mit einem Augenzwinkern. Mit charmanter jungenhafter Bescheidenheit. Wenn Sie verärgert dementieren, glaubt Ihnen erst recht niemand. Man braucht einen Helden als Kompensation für das eigene eintönige Leben. Was immer Sie auch machen und wie immer Sie es auch machen, man wird Ihnen nicht glauben. Sie kommen mir vor wie das junge Mädchen, das vergewaltigt werden sollte und dem ein vorbeikommender Mann den Rat gab: ›Helfen kann ich Ihnen nicht. Also legen Sie sich zurück und versuchen Sie, es zu genießen.‹«

»Tomas«, sagte Jim lachend, »Sie sind unbezahlbar. Wenn es Sie nicht gäbe, wäre alles viel trauriger. Übrigens: Könnten Sie heute nacht Überstunden machen? Ich brauche Sie als Chauffeur. Ich muß Trini besuchen, ich habe es ihr versprochen. Gescheiter wäre es freilich, wenn ich sie anrufen und ihr sagen würde, daß ich nicht komme.«

»Sir, tun Sie das nicht! Sie ist so aufgeregt. Am Telefon hat sie herzzerreißend geschluchzt. Fahren Sie doch zu ihr und seien Sie lieb mit ihr.«

»Tomas, es wäre korrekter gewesen, wenn Sie gesagt hätten, ich soll lieb zu ihr, statt mit ihr sein.«

»Zu oder mit - das wird ganz von Ihnen abhängen, Sir. Wann werden Sie den Wagen brauchen?«

»Um 22 Uhr 30 Uhr. Und Ihr Auto, nicht den Dienstwagen!«

»Meinen, Sir?«

»Ja. Der Cadillac hat zwei Einschußlöcher und außerdem wird noch niemand Zeit gefunden haben, das Blut des armen Roberto von der Wagentür und vom Seitenfenster abzuwaschen. Er ist zwar fahrbereit, aber sein Anblick wird mir nicht gerade Nerven und Gemüt stärken. Morgen müssen Sie ihn zur Reparatur bringen. Am liebsten würde ich ihn verkaufen und mir einen neuen Wagen anschaffen. Von dem da habe ich genug...«

»Sehr wohl, Sir. Für alle Fälle sollten Sie aber auch Robertos Pistole mitnehmen. Ich glaube, sie hat neun Millimeter Kaliber, und dafür gibt es genug Munition. Nachdem Ihr lieber und treuer Freund Harper noch immer frei herumläuft, muß man vorsichtig sein. Ich selbst habe eine spanische 7,9 Millimeter Astra. Aber zwei Pistolen sind besser als eine.«

»Mein Gott, warum muß ausgerechnet ich ständig Räuber und Gendarm spielen! Ich denke nicht daran, eine Waffe mitzunehmen, Tomas! Ich habe ja heute schon einmal bewiesen, daß ich nicht zum Revolverhelden tauge. Stecken Sie diesen blöden Schießprügel in meine Nachttischlade, bis ich mir überlegt habe, was wirklich mit ihm geschehen soll. Auf jeden Fall, nehmen Sie die Dinger weg. Wenn ich sie nur sehe, werde ich nervös!«

Knapp nach 22 Uhr 30 hielt Tomas mit seinem kleinen schwarzen Volkswagen vor dem Apartmenthaus, in dem Trini wohnte.

»Ich werde hier parken, Sir«, sagte er. »Von dieser Stelle kann ich die Straße gut überblicken. Und lassen Sie sich Zeit, Sir. Ich habe es im Wagen ganz bequem.«

»Schon gut, Tomas«, erwiderte Jim Rush.

Er war unendlich müde und hatte nicht die geringste Absicht, mit Trini zu schlafen, selbst wenn sie darauf bestehen sollte. Was zu erwarten war. Nicht aus dem einfachen, unkomplizierten

Grund der körperlichen Begierde. Vielmehr weil sie ihn an sich binden, ihn hindern wollte, sie zu verlassen, was sie offensichtlich befürchtete.

Er ging zur Eingangstür. Sie war, wie ihm Trini gesagt hatte, mit einem *Portero electrónico* ausgerüstet, denn bei den hohen Personalkosten konnten sich nur die besonders teuren Apartmenthäuser einen Portier leisten.

Aber als er auf den Klingelknopf drückte, geschah gar nichts. Durch die Glasscheibe der Tür sah er Licht in der Eingangshalle. Er hatte auch, als sie sich dem Gebäude näherten, in einigen Fenstern Licht oder das bläuliche Flackern von Fernsehschirmen gesehen. Um einen Stromausfall handelte es sich also nicht. Noch dazu konnte er von seinem Platz neben der Türe sehen, daß auch in den umliegenden Häusern die Lichter brannten. Er läutete nochmals und diesmal so lange, daß ihn der Finger schmerzte. Versuchte es neuerlich. Zweimal. Fünfmal. Zehn-, zwanzigmal. Der Schweiß lief ihm herunter.

Noch ein letztes Mal versuchte er es. Keine Antwort. Er trat an den Rand des Gehsteigs und winkte in Richtung des schwarzen Volkswagens. Tomas sprang heraus, kam gelaufen und fragte:

»Was ist geschehen, Sir?«

»Sie antwortet nicht. Und sie weiß doch, daß ich komme. Sie hat mich doch erwartet.«

»Ich weiß. Das hat sie auch am Telefon gesagt.«

»Sie könnte krank geworden sein oder...«

»Ich glaube eher, daß die Glocke nicht funktioniert. Das kann vorkommen.«

»Und was, zum Teufel, macht man in einem solchen Fall, Tomas? In diesem Haus gibt es ja keinen Portier!«

»Läuten Sie beim Nachbar an. Lassen Sie mich sehen! Hier: Sr. Fernando Roja Lupe, 7 B.«

Tomas drückte auf den Klingelknopf und sofort antwortete eine Männerstimme: *»Quien es?«*

»Ich bin der Chauffeur der amerikanischen Botschaft und habe eine Nachricht für Señorita Alvarez. Aber sie antwortet nicht auf das Läuten. Man hat mir aber gesagt, daß sie um diese Zeit zu Hause sein wird.«

»Ich weiß von nichts! Ich möchte in nichts hineingezogen werden! Lassen Sie mich in Ruhe! Gute Nacht!«

Nun bestätigte Jim Rush den Klingelknopf. Anhaltend.

»Maldita sea! »fluchte jetzt die Männerstimme. »Ich habe Ihnen gesagt...«

»Hören Sie«, sagte Jim, »ich bin der Botschafter der Vereinigten Staaten. Ich möchte mit Señorita Alvarez sprechen! Und wenn sie nicht da ist, mit Ihnen!«

Er hörte den schweren Atem des Mannes und dann flüsternd seine Stimme: »Sagen Sie etwas auf Englisch! Aber warten Sie noch! Ich hole erst meinen Sohn, der Englisch versteht!«

Sie warteten. Jim zitterte bereits. Schließlich sagte eine Knabenstimme: *»Diga*!« Dann auf englisch: »Würden Sie die Güte haben, zu sprechen, Herr Botschafter!«

»Hör zu, mein Sohn«, sagte Jim. »Ich heiße James Rush, bin der Botschafter der Vereinigten Staaten in diesem Land und...«

»Sind Sie Trinis Beschützer?« fragte der Junge. »Zumindest hat man uns das gesagt, und alle Leute glauben das, Señor...«

Jim zögerte ein wenig und sagte dann:

»Ja, das bin ich, mein Junge.«

»Gut. Ich werde jetzt die Türe öffnen. Vielleicht kommen Sie noch zurecht, um sie zu retten...«

»Um Himmels willen!« schrie Jim.

Der elektrische Öffnungsmechanismus summte, sie drückten die Türe auf und Jim sah, daß Tomas nach seiner Pistole griff.

»Nein, Tomas«, sagte er, »wir werden sie nicht brauchen. Ich fürchte, wir kommen zu spät.«

Fernando Rojas erwartete sie mit seinem Sohn in der Eingangshalle. Er hatte den Finger auf die Lippen gelegt und wies ihnen mit einer Kopfbewegung den Weg in seine Wohnung. Sie traten ein und trafen im Wohnzimmer seine Frau, eine gutaussehende Person von etwa fünfzig Jahren, die weinend an einem Tisch saß.

»Pobrecita!« schluchzte sie. »Das arme kleine Ding! Sie war so süß. Und so eine angenehme Nachbarin! Niemals Herrenbesuche! Nur hin und wieder eine Freundin. Kein Lärm, kein schlechtes Benehmen, keine Skandale. Und jetzt werde ich sie nie mehr sehen. Das arme, arme Kind!«

»Beruhige dich, Mama«, sagte der Knabe. »Das ist ein sehr bedeutender Herr. Vielleicht kann er...«

»Darf ich Sie um einen Ausweis bitten«, sagte nun der Vater. Jim nahm seine Brieftasche heraus, zeigte ihm die mit Foto und Fingerabdruck versehene Indentitätskarte des Nationalen Sicherheitsdienstes und seinen amerikanischen Paß.

»Danke vielmals«, sagte Rojas. »Ich bitte um Vergebung, Exzellenz, aber Sie sind sicher lange genug in diesem Lande, um zu wissen, daß man in solchen Fällen nicht vorsichtig genug sein kann.«

»Was ist mit Trini?« fragte Jim ungeduldig. »Wo ist sie? Was ist mit ihr geschehen?«

»Die Polizei hat sie abgeführt. Ich glaube, sie waren von der Abteilung für politische Aktivitäten, denn sie trugen Zivilkleidung. Und wie üblich waren sie sehr brutal, Señor. An Ihrer Stelle würde ich so rasch wie möglich zum Polizeipräsidium fahren. Das arme Ding machte einen sehr zerbrechlichen Eindruck und...«

»Danke, Señor Rojas«, flüsterte Jim. »Kommen Sie, Tomas!«

»Sir, werfen Sie noch einen Blick in ihre Wohnung. Nur für eine Minute, höchstens zwei. Diese Verzögerung macht gar nichts aus und vielleicht entdecken wir etwas...«

»Also gut, Tomas«, sagte Jim. »Aber schnell.«

Die Tür war offen, denn sie war wie üblich von dem Verhaftungskommando eingetreten worden. Die Wohnung war ein Trümmerfeld. Alle Möbelstücke waren demoliert. Der Fernsehapparat und der Radioempfänger zertrümmert. Die Kleider zerrissen, die Spiegel zerbrochen, die Bilder zerfetzt. Alles war zerstört, nichts, buchstäblich nichts, unversehrt.

»Das sieht mir gar nicht nach Polizei aus«, sagte Tomas.

»Trotzdem müssen wir bei ihr beginnen. Fahren wir sofort ins Präsidium!«

»Nein, Sir. Sie würden ganz einfach behaupten, sie seien nicht dagewesen. Und Sie könnten nichts dagegen tun. Fahren wir lieber zu Don Raoul Pérez de la Valle. In seine Villa.«

»Gut. Es ist noch nicht zu spät, er wird gerade beim Abendessen sein. Meiner Meinung nach wird er ein wenig Verständnis für mich haben. Ich glaube jedenfalls nicht...«

»Kommen Sie, Sir!« drängte Tomas.

Der Generaldirektor für die öffentliche Sicherheit war sichtlich verwirrt. »Aber ich habe keinen solchen Befehl gegeben, Herr Botschafter!« sagte er. »Sie schienen doch mit der jungen Dame sehr zufrieden zu sein. Und wir freuen uns, wenn unsere Freunde zufrieden sind. Ich kann mir nicht vorstellen...«

»Vielleicht Ihr Freund Fuentes Toralba? Don Pablo?«

»Warum sollte er so etwas machen? Aber ich kann ihn anrufen, wenn Sie wollen. Kommen Sie in mein Arbeitszimmer.«

Jim hörte die Frage. Dann das Krächzen, das die Antwort war.

Der Generaldirektor hielt den Hörer ein wenig von seinem Ohr weg, und nun war Fuentes Toralbas Stimme deutlich zu vernehmen.

»Wann habe ich dich je hintergangen, Raoul? Außerdem, warum, zum Teufel, hätte ich es gerade in diesem Fall tun sollen? Das Mädchen hat unsere Erwartungen sogar übertroffen. Unser Freund hat sie ganz offen in die besten Restaurants und Nachtklubs mitgenommen...«

»War es vielleicht General García?« fragte Jim, nachdem Pérez de la Valle den Hörer aufgelegt hatte. »Ich habe den Eindruck, daß Sie, Herr General, und Ihr Freund Don Pablo mit Ihrem glorreichen Führer nicht immer übereinstimmen.«

»Das stimmt«, sagte Raoul Pérez de la Valle freimütig, »aber bis jetzt waren unsere Meinungsverschiedenheiten immer freundschaftlich beizulegen. In diesem Falle hat es aber gar keine Meinungsverschiedenheit gegeben. General García hat meiner Wahl zugestimmt. Zögernd, aber doch...«

»Warum zögernd?« fragte Jim.

»Ihm wäre ein Mädchen aus der allerbesten Gesellschaft lieber gewesen. Mit einem makellosen Ruf. Mir auch. Aber wir haben keines gefunden, das die erforderliche Ähnlichkeit mit der Dame hatte, von der wir feststellen konnten, daß sie von Ihnen sehr geschätzt wird. Unser Führer, der General, wollte auf die Ähnlichkeit verzichten. Ich erklärte, daß sie wesentlich sei. Es scheint, daß ich recht hatte...«

»Das hatten Sie. Und sehr bald werden wir uns mit der Frage beschäftigen müssen, was Ihr Preis für das Geschenk, das wirklich wunderbare Geschenk, ist, das Sie mir mit Trini gemacht haben, Herr General. Aber jetzt ist nicht die Zeit dazu. Sind Sie sicher, daß der General nicht...«

»Mein lieber Don Jaime, wenn der General gewollt hätte, daß diese junge Person verhaftet wird, dann hätte er mich angerufen und den Befehl dazu gegeben. Das hätte er selbst dann getan,

wenn er genau gewußt hätte, daß ich mit dem Befehl an sich, oder dem Zeitpunkt, zu dem er gegeben wird, nicht einverstanden bin. Ich hätte mit ihm darüber sogar debattieren können, denn unsere Beziehungen sind ja recht freundschaftlich. Vielleicht wäre es mir sogar gelungen, ihn zu überzeugen, denn ich muß zu meinem Stolz sagen, Don Jaime, daß der General meinen Rat in den meisten Fällen befolgt und nur selten zurückweist. Aber wenn es mir nicht gelungen wäre, ihn zu überzeugen, dann hätte er ganz einfach gesagt: ›Es tut mir leid, Raoul, aber ich will, daß es geschieht.‹ Und damit wäre die Sache erledigt gewesen. Mit anderen Worten, Don Jaime: Er würde mich nicht umgehen, weil er genau weiß, daß es nicht nötig ist. Außerdem kennen Sie unser politisches System gut genug, um sich vorstellen zu können, daß mich General García an dem Tag, an dem er zu dem Schluß kommt, er könne sich auf mich nicht länger verlassen, meines Postens entheben und mich - wenn ich Glück habe - ins Exil schicken würde.«

Da hast du recht, dachte Jim, fuhr sich mit trockener Zunge über die noch trockeneren Lippen und fragte:

»Wer war es dann?«

»Ich würde sagen, die Roten. DRAP, EMMA oder ERL. In Ihrem Interesse hoffe ich, daß es DRAP oder EMMA waren...«

»Warum?« fragte Jim weiter.

»Weil sie ihr nichts tun und sie nur als Geisel halten würden. Sie brauchen ständig Geld, um ihre Bewaffnung und ihre Propaganda zu bezahlen. Außerdem würde man Sie erpressen, uns in einer öffentlichen Erklärung als faschistische Schweine und Folterer zu bezeichnen. Was wir Ihnen allerdings nicht gestatten würden. Das verstehen Sie doch, Don Jaime?«

Vor allem deshalb, sagte Jim zu sich, weil es zweihundertprozentig stimmt. Was allerdings die Roten in meinen Augen um keinen Deut besser macht.

Laut sagte er dagegen:

»Warum nicht, Don Raoul? Oder besser gesagt: Wie wollen Sie mich davon abhalten, wenn Trinis Leben auf dem Spiel steht?«

Der Generaldirektor für die öffentliche Sicherheit zuckte die Achseln. »Wir könnten Sie natürlich nicht davon abhalten. Aber Sie könnten Ihrerseits nichts gegen die Konsequenzen einer solchen Erklärung tun. Wir würden Sie sofort zur *persona non grata* erklären und Ihnen einen Freiflug mit einer unserer Militärmaschinen nach Miami gewähren. Ergebnis: Sie würden die liebe kleine Trini nie wiedersehen. Außerdem sind Sie ein erfahrener Diplomat! Sie wissen also, daß Ihre eigene Regierung in einem solchen Fall hinter uns stehen würde. Ganz zu schweigen davon, daß man Sie aus dem Auswärtigen Dienst entlassen würde, was allerdings für einen Mann mit einem Vermögen wie dem Ihren nicht viel bedeuten könnte.«

»Es würde gar nichts bedeuten. Ich würde mir nur ersparen, um meine Entlassung zu bitten, um die ich nach diesem Posten auf jeden Fall ersuchen werde.«

Er betrachtete Raoul Pérez de la Valle eingehend und fuhr fort:

»Aber Trini bedeutet mir viel. Obwohl Sie mir im Augenblick kaum eine Wahl lassen. Aus dem, was Sie gerade gesagt haben, müßte ich schließen, daß ich Ihnen keine Schwierigkeiten machen, ruhig bleiben und zusehen soll, wie die Roten Trini töten.«

»Nein, warum denn? Natürlich nicht. Sie sollen lediglich uns die Angelegenheit in die Hand nehmen lassen. Dazu würde gehören, daß wir Sicherheitsbeauftragte in Zivil in der Botschaft und in Ihrer Residenz unterbringen dürfen, um alle Telefonanrufe aufzunehmen. Am besten weibliche Sicherheitsbeamte, die wir als Sekretärinnen und Dolmetscherinnen ausgeben könnten und die weit weniger Aufsehen erregen würden. Das alles kann selbstverständlich nur

mit Ihrer Zustimmung geschehen, da ja beide Plätze nach internationalem Recht als amerikanisches Hoheitsgebiet gelten.«

»Die Bewilligung ist hiermit erteilt«, sagte Jim. »Und was geschieht dann?«

»Wir können jeden Anrufer innerhalb kürzester Zeit eruieren und unsere Sondereinheiten werden ihn verhaften, ehe er noch den Hörer aufgelegt hat. Von ihm werden wir erfahren, wo Trini ist.«

»*Mi General«,* sagte Jim, »ich werde nicht zustimmen oder dulden, daß Folter angewendet wird. Nicht einmal Trini zuliebe. Ich weiß, daß sie genauso denkt.«

Der General lächelte und sagte: »Aber, Don Jaime! Es ist ein Verbrechen begangen worden. Eine junge Dame, Bürgerin der Republik Costa Verde, wurde, wie wir annehmen, entführt. Es handelt sich um eine vollkommen interne Angelegenheit. Kein Ausländer, auch wenn er in hoher Position ist, auch wenn wir ihn persönlich schätzen und respektieren, hat damit auch nur das geringste zu tun. In diese Angelegenheit können Sie uns ganz einfach nichts dreinreden, Exzellenz!«

Peter hat recht, dachte Jim. Das sind Leute wie die Borgias, wie Machiavelli, Pontius Pilatus, Judas Ischariot. Und wie der Teufel. Dann sagte er:

»Don Raoul, ich ziehe nichts zurück. Ich habe zwar meine Kompetenzen überschritten, aber ich ziehe nichts zurück. Das ist für mich eine Frage der persönlichen Überzeugung. Außerdem werden Sie keinen Erfolg haben. Selbst wenn Sie den Mann Millimeter für Millimeter in Stücke schneiden. Er wird Ihnen nichts sagen. Er kann es gar nicht. Weil er nichts weiß. Jede Untergrundorganisation beherrscht doch diese Taktik längst: Ein Überbringer von Nachrichten darf nichts wissen, was der Zelle schaden könnte. Dazu gibt es eine Variante: Den Überbringer von Nachrichten, der mit irreführenden Informationen vollgestopft ist. Mit Informationen, von deren Richtigkeit er

ehrlich überzeugt ist, da sie ihm von Leuten gegeben wurden, denen er - idealistischer junger Esel, der er meist ist - bedingungslos glaubt.«

»Sie scheinen sehr viel von solchen Dingen zu verstehen, Don Jaime«, sagte der General.

»Ich habe den Großteil meines Lebens in Ländern verbracht, in denen der Respekt vor der Würde und dem Leben des Menschen gleich Null ist«, erwiderte Jim kühl.

»Trotzdem werden Sie die Angelegenheit uns überlassen müssen«, sagte der General. »Sie haben keine andere Möglichkeit. Ich werde jetzt meine jüngste Tochter rufen, die ausgebildete Sekretärin ist, und sie wird nach Ihren Angaben in englischer und spanischer Sprache je ein Schriftstück ausfertigen, das uns die Erlaubnis erteilt, in der Botschaft und in Ihrer Residenz Beamte zu unterhalten, bis *la Señorita Alvarez* befreit oder die Angelegenheit auf andere Weise erledigt worden ist.«

»Sie meinen durch die Auffindung des Leichnams«, sagte Jim voll Bitterkeit.

»Ja, durch die Auffindung des Leichnams. Deshalb habe ich ja eingangs gesagt, Don Jaime, daß ich hoffe, sie sei nicht von der ERL entführt worden. Wenn die es sind...« Er brach ab, schüttelte sich, wie von Ekel gepackt, und Jim hatte das niederdrückende Gefühl, daß sein Verhalten nicht gespielt, sondern echt war.

»Was ist, wenn die es sind?« fragte er.

»Dann werden sie den Leichnam abliefern. Morgen früh. Aber er wird nicht zu erkennen sein«, sagte der General.

Jim Rush saß in einem Lehnsruhl am Fenster seines Schlafzimmers. Es war fünf Uhr morgens und nun mußte sich zeigen, ob Maráa de la Sagrada Trinidad Alvarez Bermejo

tatsächlich von der *Ejercito Roja de la Liberación,* der Roten Armee der Befreiung, kurz ERL genannt, entführt worden war.

Von seinem Platz am Fenster konnte Jim den Garten und vor allem das Eingangstor überblicken. Was er nicht sah, waren die zahlreichen Polizeibeamten in ihren Verstecken, aber er wußte, daß sie da waren. Desgleichen wußte er, daß Tomas an einem der Fenster der Rückfront des Gebäudes wachte, von wo er die gewundene Bergstraße überblicken konnte, die zu den Diener- und Lieferanteneingängen der Residenz führte. Der Majordomo war überzeugt, daß eine Botschaft oder - aber das wagte er nicht zu sagen, obwohl Jim es von seinen Augen ablas - der verstümmelte Leichnam der armen Trini dort deponiert würde, weil die Annäherung für die Terroristen wesentlich leichter und sicherer war. Am Vordereingang führte eine der belebtesten Autostraßen Costa Verdes vorbei, und Tomas war der Ansicht, daß sie nur ein Verrückter benützen würde. Hauptmann Caraso, der die zur Bewachung der Residenz und der Botschaft eingesetzten Sicherheitsorgane befehligte, pflichtete ihm bei.

Jim war in seinem Sessel nahe am Einschlafen. Zu schlafen schien ihm zwar mehr als schändlich, aber er war 46 Jahre alt und seit den Morgenstunden des vergangenen Tages praktisch ununterbrochen auf den Beinen. Gegessen hatte er in dieser Zeit fast nichts, dafür war er in Kriminalaktionen verwickelt worden, für deren Aufregungen und Gefahren er seelisch und körperlich kaum gerüstet war. All das dürfte ich, genauer gesagt dürfte der Botschafter der Vereinigten Staaten nicht tun, dachte er. Die nächste Weisung, die ich vom Ministerium, vielleicht vom Minister höchstpersönlich erhalte, wird mich darauf hinweisen. Es ist Ihre Aufgabe, wird man schreiben, die politischen, wirtschaftlichen und militärischen Interessen der Vereinigten Staaten zu vertreten und amerikanischen Staatsbürgern, die in Costa Verde leben oder das Land besuchen, Schutz zu gewähren, nicht aber den Helden in einer Kriminalserie zu spielen. Und wenn das Ministerium von der Existenz Trinis

wußte oder darüber informiert wurde, mußte er mit noch viel schärferen Ausdrücken rechnen...

Er riß die Augen auf. Trini, um Himmels willen!

Am Vordereingang war die Hölle losgebrochen. Maschinenpistolen knatterten; langsamer als eine Schmeisser, aber schneller als eine AK-47. Wahrscheinlich waren es Waffen vom Typ Mauser. Dazu das dumpfe Bellen von doppelläufigen Gewehren, die man durch Absägen auf etwa dreißig Zentimeter verkürzt und mit grobem Schrot geladen hatte. Nach 25 Jahren in Lateinamerika wußte er Bescheid. Dort unten im Garten war ein Massaker im Gang. Die Sirenen der Polizeijeeps heulten auf, das Feuergefecht erstarb. Dann das Röhren und Donnern eines Automotors. Wo hatte er diesen Klang schon gehört? Das Quietschen von Reifen in einer Kurve. Letztes Aufheulen des Motors; das Fahrzeug, von geübten Händen gelenkt, verschwand offensichtlich in der Ferne. Dahinter die Polizeijeeps in vergeblicher Verfolgungsjagd. Auf der Autostraße würden sie einen Wagen mit dieser Motorenstärke niemals einholen, dachte Jim.

Er war längst aufgesprungen und zur Stiege gerannt. Im Korridor raste Tomas an ihm vorbei. Zwei, drei Stufen auf einmal nehmend, blieb er ihm auf den Fersen.

Als sie die Eingangshalle erreichten, flammten im Garten Scheinwerfer auf. Tomas hob die Hand und sagte in befehlendem Ton:

»Bleiben Sie hier, Sir! Lassen Sie mich zuerst nachsehen. Ich rufe Sie, wenn alles klar ist!«

Jim sah, daß Tomas seine Astra Star-Pistole in der Hand hielt und dachte: Dieser Motor klang wie Joes Buick. Aber er kann es doch nicht gewesen sein; der Wagen blieb ja als Wrack im Hafen zurück. Dann sah er die kleine Gruppe von Männern den Weg emporkommen, der vom Gartentor zum Residenzgebäude führte. Voran Tomas, dann die beiden Polizeiwachen, die sonst

am Eingangstor standen, und seine beiden amerikanischen Marineinfanteristen. Die beiden Polizisten trugen ein in eine Decke eingeschlagenes Bündel.

Sein Herz, sein Atem, seine Gedanken standen still. Er verharrte regungslos, war nicht fähig, sich zu rühren.

Sie näherten sich der Treppe. Einer der jungen Marineinfanteristen weinte. Jim sah, wie ihm die Tränen die Wangen herunterliefen und hörte ihn sagen:

»Diese Schweine. Diese Hunde. Diese verfluchten Hunde.« Jim beugte sich über das Bündel und wollte die Decke beiseite schieben.

»Sir«, sagte Tomas mit erstickter Stimme, »bitte, schauen Sie nicht hin.«

Ohne auf ihn zu hören, schob Jim das verschmutzte, blutige Tuch, das Trinis Gesicht verdeckte, zur Seite.

Ein Blick genügte, und dann begann er haltlos zu schreien, wie eine kreißende Frau, wie ein Tier in Todesangst, wie ein Gefangener, der in den schalldichten Zellen der *Direcion General de Seguridad* von General Gardas Schergen gefoltert wird.

Er fiel nach vorne, stürzte über die Stufen vor der Tür, erbrach sich und blieb mit blutendem, tränenüberströmtem Gesicht auf dem Kies des Weges liegen. Dann wurde er ohnmächtig.

Eiskaltes Wasser klatschte auf sein Gesicht. Schläge trafen ihn links und rechts auf die triefenden Wangen. Er spürte sie, aber die Augen öffnete er nicht. Er konnte nicht und er wollte es auch gar nicht. Er wollte nicht sehen, nicht denken und vor allem sich nicht erinnern.

Wieder traf ihn ein Schlag ins Gesicht, und er hörte Tomas sagen: »Sir, wachen Sie auf! Sie müssen! Trini braucht Sie. Sie ist nicht tot. Sie lebt!«

Sofort war er bei Bewußtsein, starrte Tomas an und murmelte: »Sie ist nicht tot?«

»Nein, Sir«, antwortete der Majordomo, dem die Tränen über die Wangen flossen. »Sie lebt; sie ist sogar bei Bewußtsein. Diese Schweine waren Spezialisten. Sie zu töten, war ihnen offensichtlich zu wenig. Es ist schrecklich, sie so leiden zu sehen. Dabei klagt sie nicht einmal. Vergießt keine Träne und stößt keinen Schrei aus. Jesus und Maria! Sie ist wirklich eine Tluscola!«

Jim sprang auf, beugte sich über das Sofa, auf das man sie gebettet hatte, nahm ihren kleinen, nackten, blutenden, von Wunden übersäten Körper in seine Arme und preßte ihn an sich.

»Sir«, mahnte ihn Tomas, »Sie bringen sie ja um!«

Er ließ sie los und bettete sie sanft wieder auf das Sofa. Sie versuchte ihm zuzulächeln. Drei Zähne waren ihr ausgeschlagen worden, und beide Augen waren schwarz angelaufen und so geschwollen, daß sie wie Schlitze wirkten. Einer ihrer Folterer hatte in ihren Busen, rund um die Warzen, tiefe Schnitte gezogen, aus denen das Blut hervorquoll. Als Demütigung und zum Hohn hatte man ihr ein Hundehalsband umgeschnallt, und mit jedem Atemzug quoll blutiger Schaum über ihre Lippen.

»Ich liebe dich, Don Jaime!« flüsterte sie mit kaum vernehmbarer Stimme. Dann verlor sie das Bewußtsein. Als sie nach einiger Zeit wieder zu sich kam und sah, wie er in hilfloser, blinder Wut die Fäuste in seine Augen bohrte, raunte sie ihm zu: »Nicht, Don Jaime! Mir geht es jetzt gut, ich bin ja bei dir!«

»O Gott«, vermochte er nur zu stammeln, »o Gott, Maria und Jesus.«

In der Ferne ertönten Sirenen von Polizei- und Ambulanzfahrzeugen.

»Ich habe das Krankenhaus angerufen«, sagte Tomas. »Und Doktor Gómez! Noch bevor ich begonnen habe, Sie wieder zum Bewußtsein zu bringen.«

»Ich danke Ihnen, Tomas«, erwiderte Jim.

Vincente Gómez traf mit seinem dunkelroten Lincoln Continental noch vor dem Krankenwagen in der Residenz ein. Paloma war mit ihm gekommen. Der Arzt sprang aus dem Wagen, lief die Stufen hinauf, kam in das Zimmer und rief:

»Verdammt nochmal, Jim, man sollte dich als unerwünschten Ausländer abschieben. Nie kannst du Ruhe geben...«

Dann blieb er wie angewurzelt stehen, sein Gesicht lief purpurrot an, er machte einen Schritt zurück und fiel in einen Sessel. »Vince!« sagte Jim.

»Laß mir eine Minute Zeit«, flüsterte der Arzt. »Ich brauche sie. So kann ich nicht helfen. Wir Ärzte müssen jenseits von Mitleid und Wut stehen. Aber jetzt...«

Paloma sank neben ihm auf die Knie, faßte ihn an beiden Schultern und schrie ihn weinend an:

»Vincente, steh auf! *Maldita sea!* Hilf ihr doch! Laß sie nicht sterben!«

»Ja, Paloma«, stöhnte er, »ich werde ihr helfen. Ich muß ja.« Er stand auf, ging zum Sofa und beugte sich über Trini. Als erstes nahm er das Hundehalsband ab, gab es Jim und sagte: »Es hängt eine Kapsel dran. Wahrscheinlich mit irgendeiner Mitteilung. «

So war es auch. Die Mitteilung war kurz und unmißverständlich: »Ich habe dir gesagt, du sollst die Hände von ihr lassen.« Die Unterschrift lautete: »Joe Harper.«

In diesem Augenblick beschloß James Randolph Rush, alles über Bord zu werfen, was ihn Erziehung und Zivilisation gelehrt hatten!

Wenn die Welt, in der er lebte, brutal war, dann blieb ihm keine Wahl, als ihr mit gleicher Brutalität gegenüberzutreten.

Paloma stand neben ihrem Gatten und half ihm. Sie reichte ihm Instrumente und Medikamente zu, Salben,

Sulfonamidpulver, Penicillin.

Sie sah ihn an, und er sagte seufzend: »Ich weiß nicht, Paloma. Bis zum Krankenhaus bringen wir sie lebend. Aber du solltest Padre Pió anrufen. Man muß für sie beten, und das ist sein Ressort...«

»Vincente!« rief Paloma.

»Und noch etwas, meine Liebe«, sagte Vince ätzend. »Laß uns einmal sehen, ob deine emanzipierten Damen nicht nur zum Reden, sondern auch zum Tun bereit sind. Ihr behauptet doch immer, eure Aufgabe sei es, arme, mißbrauchte Geschöpfe wie dieses da, zu schützen und ihnen zu helfen. Gehört dazu vielleicht auch, daß ihr Blut spendet?«

Spontan, ohne zu zögern, streckte Paloma ihren Arm aus.

»Sei nicht verrückt«, wies er sie zurecht. »Du weißt so gut wie ich, daß ich hier keine Transfusion machen kann. Außerdem weiß ich nicht mehr, welche Blutgruppe sie hat. Ich muß im Krankenhaus nachsehen. Und nicht zuletzt, meine Gute, braucht sie mehr Blut als du in deinem ganzen Körper hast. Was bedeutet, daß wir mindestens zwanzig Spender nötig haben, vielleicht sogar fünfzig.

Ich muß nicht nur das Blut ersetzen, das sie bereits verloren hat und noch verlieren wird. Ich muß auch das Blut, das ihr verbleibt, herauspumpen und die gleiche Menge neues Blut hineinpumpen. Was sie braucht, ist Blut, das, im Gegensatz zu ihrem, anständig gerinnt. Damit sie mir nicht verblutet, wenn ich sie operiere, was wahrscheinlich notwendig sein wird. Ich muß jedenfalls sofort eine Röntgenaufnahme ihres Beckens machen, das möglicherweise gebrochen ist. Jemand scheint auf ihr herumgetrampelt zu sein. Mit beiden Füßen! Wiederholt!«

»Um Himmels willen!« stöhnte Jim.

»Es tut mir leid«, sagte Vince. »War eine Mitteilung in der Kapsel?«

»Ja«, antwortete Jim. »Von Harper. Joe Harper.«

»Du hättest dieses dreckige Schwein erschießen sollen«, meinte Vince.

»Ich weiß. Das nächstemal werde ich es tun«, sagte Jim ruhig.

»Wo kann ich hier telefonieren?« fragte Paloma.

»Dort drüben«, antwortete Jim und wies ihr den Weg ins Nebenzimmer.

Durch die offene Tür hörte er, wie sie eine Nummer wählte. Dann begann sie zu sprechen:

»Hola! La residencia de Su Excellencia General García, verdad? Que se la Señora! Was heißt das? Ich weiß, daß es sechs Uhr früh ist und daß sie schläft. Wecken Sie die Señora auf, Sie Kretin! Hier spricht Paloma San Gines. Ja, die Frau von Doktor Gómez, und mein Anruf ist *urgentissima! Maldita sea!* Wenn Sie mich nicht sofort mit ihr verbinden, werde ich dafür sorgen, daß Sie noch heute nacht erschossen werden! *Comprendes?«*

Wärter kamen mit einer Tragbahre in den Raum. Jim erhob sich, aber Vince sagte:

»Warte, bis Paloma fertig ist und bringe sie dann mit. Ich kann nicht warten. Du kannst.«

»Gut«, antwortete Jim.

»Luisa«, war jetzt wieder Paloma zu vernehmen. »Entschuldige, aber das ist ein Notruf. Ja, meine Liebe, ernst genug, um dich um sechs Uhr früh zu wecken. Es geht um das Leben eines Mädchens. Es ist eines von den Mädchen, um die ich mich kümmere. Danke, Luisa! An dem Tag, an dem wir Frauen mit unserer Revolution siegen, werden wir dich zum Staatsoberhaupt machen. Dann brauchst du Don Manuel nicht mehr in der Illusion leben zu lassen, er sei es. Aber nun hör zu…«

Sie erklärte schnell und präzise, was geschehen war.

»Ja, gefoltert. Fast zu Tode. Das heißt, nicht fast, sondern tatsächlich, wenn wir nicht sofort etwas unternehmen, um sie zu retten. Die üblichen Grausamkeiten, aber besonders gemein. Das Werk eines Verrückten. Warum? Nur weil sie *la querida* des amerikanischen Botschafters ist. Was? Du hast nicht gewußt, daß Don Jaime eine Geliebte hat? Aber natürlich. Das arme Kind. Eine geringfügige Sünde, die ich ihr bereits vergeben habe, weil sie ihn ehrlich und aufrichtig liebt. Ja, natürlich ist es verständlich. Don Jaime ist ein sehr charmanter Mann. Ohne Blut wird sie sterben, Luisa. Wir brauchen literweise Blut. Fünfzig Spender! Hundert! Was? Du wirst dem General sagen, er soll durch die Polizei alle Mitglieder unserer Liga zusammentreiben lassen? Luisa! Das ist unbezahlbar! Du bist das achte Weltwunder!«

Zum ersten Male sah Jim, daß die Diktatur einen Vorzug hat: Sie vermag schneller und unbekümmerter zu handeln als die Demokratie. Und sie kann die Meinung der Bürger in einem Maße mißachten, das jede gewählte Regierung zu Fall bringen würde, wodurch sie große, wenn auch meist unmenschliche Leistungen zu vollbringen imstande ist. Obwohl in diesem besonderen Falle von Unmenschlichkeit kaum die Rede sein konnte.

Bereits um acht Uhr drängten sich in den Wartesälen des Krankenhauses Miguel Villalonga die bekanntesten und elegantesten Damen der guten Gesellschaft von Costa Verde. Sie waren nur allzugerne bereit, Blut für dieses arme, gemarterte Kind zu spenden, obwohl sie eine ehemalige Prostituierte und, wie es hieß, die Geliebte des amerikanischen Botschafters war. Schließlich waren sie ja moderne Frauen, die mit der Zeit gingen, und die ganze Angelegenheit war vielleicht außergewöhnlich, aber dafür auch chic. Jedenfalls würden sie damit Gesprächsstoff auf Monate hinaus haben. Auch diejenigen, die zögerten, taten es nicht aus Verachtung für Trini, sondern weil sie sich vor der Blutabnahme fürchteten.

Verachtung der Demimonde hatte Miguel Villalonga der guten Gesellschaft von Costa Verde ausgetrieben; er hatte zu viele ihrer Mitglieder gezwungen, ihr anzugehören.

Nachdem die Totaltransfusion vorüber war, konnte Jim, während die Ärzte die Gerinnungszeit des neu gespendeten Blutes kontrollierten, eine halbe Stunde bei Trini bleiben. Dann betrat Vince im Operationskittel das Zimmer; in seiner Begleitung befanden sich sein Assistent, Dr. Guttierez und Dr. Moreno, Costa Verdes führender Gynäkologe.

»Das Blut gerinnt sehr gut«, sagte Vince. »Wir bringen sie jetzt in den Operationssaal und flicken sie für dich zusammen.«

»Vince«, fragte Jim, »welche Chancen hat sie?«

»Zu überleben? Gute Chancen, sehr gute. Sie wird nicht sterben. Aber wenn du sie heiratest, und ich finde, das hat sie sich nach all dem, was sie mitgemacht hat, verdient, dann hoffe nicht auf Kinder. Außer du adoptierst welche. Ihr Becken ist zertrümmert. Ein schwerer Schaden. Ich glaube, dir versprechen zu können, daß sie wieder wird gehen können. Ich wage sogar zu sagen, fast normal. Vielleicht wird sie ein wenig hinken. Aber keine Babys, Jim!«

»Gut«, antwortete er. »Aber sag ihr das erst später, Vince. Sie wünscht sich so sehr möglichst viele Kinder.«

»Einen Augenblick, Herr Botschafter«, meldete sich nun Dr. Moreno zu Wort. »Vielleicht tröstet es Sie zu wissen, daß sie jetzt ohne Gefahr schwanger werden kann. Ihr Blut gerinnt normal. So gesehen, könnte sie ein Kind haben. Das Problem liegt woanders!«

»Ja, wo denn?« fragte Jim unwillig.

»Wenn wir im Verlauf der Operation nicht ein Wunder vollbringen«, antwortete Moreno, »bleibt ihr Becken so deformiert, daß jede, absolut jede Schwangerschaft innerhalb der ersten zwei Monate mit einer Fehlgeburt enden wird. Sie wird ganz einfach keine Kinder bekommen, das ist alles!«

»Jim«, ergänzte Vince, »ich werde nicht versuchen, mit dieser Operation Wunder zu wirken. Ich könnte es, und nach Studium der Röntgenbilder müßte ich diesen Versuch sogar an und für sich unternehmen. Aber es wäre zu gefährlich, *amigo*. Die Operation würde sehr, sehr lange dauern. Ich glaube nicht, daß sie durchhalten könnte. Also...«

»Also verzichten wir auf Kinder. Die Erde ist ohnehin übervölkert. Ich will Trini haben. Lebend!«

In diesem Augenblick öffnete sie die Augen und blickte um sich, bis sie Jim sah.

»Geliebter«, flüsterte sie mit kaum vernehmbarer Stimme, so daß er sich über sie beugen mußte, als wolle er sie küssen. »Was ist mir dir? Warum bist du so blaß?«

Er wußte nicht, was er antworten sollte, aber schließlich sagte er: »Man wird dich jetzt operieren, Trini. Und obwohl nicht der geringste Grund dafür vorhanden ist, habe ich Angst, *Muneca!«*

Sie lächelte ihn mit ihren gräßlich geschwollenen Lippen an, drückte seine Hand und zog ihn noch näher heran.

»Hab' keine Angst, *mi amor*!« flüsterte sie. »Ich werde nicht sterben. Ich verspreche dir, daß ich am Leben bleibe. Ich schulde dir ja zehn Babys. Weißt du das noch?«

»Ja«, sagte er und verschloß ihren Mund mit seinen Lippen.

21

»Aber Onkel Chub, ich meine, Onkel Jim«, sagte Jenny, »das kann ich nicht unterschreiben. Ich habe Angst! Joe wird mich zu Tode prügeln!«

»Joe ist gar nicht in Costa Verde, Jenny«, antwortete Jim. »Ich bezweifle auch, daß er jemals in dieses Land zurückkehrt. Er wird es nicht wagen.«

»Das wäre das erste Mal, daß Joe irgend etwas nicht wagt, Onkel Jim«, sagte sie. »Das solltest du wissen. Denk' nur daran, wie er dir in diesem Nachtlokal fast dein Mädchen weggenommen hätte. Wie geht es ihr übrigens?«

»Besser«, antwortete Jim. »Aber nicht dank Joe. Und du schweife nicht von der Sache ab, Jenny.«

»Onkel Jim, woher weißt du, daß Joe nicht im Land ist? Kannst du das beweisen?«

»Ich habe mit Charlie Marriotti gesprochen. Du kennst ihn; er ist der beste Hubschrauberpilot in der Firma deines Vaters.«

»Ja«, seufzte Jenny. »Der arme Charlie! Er hat den gleichen Fehler gemacht wie du, Onkel Jim. Hat sich mit einer Eingeborenen eingelassen. Zugegeben, Charlie lebt schon seit sechs Jahren hier, aber eine dieser kleinen Affenfängerinnen zu heiraten, das geht wirklich zu weit. Und jetzt treibt es Joe mit Charlies Frau. Sie heißt Mariluz. Charlie ist natürlich selten zu Hause, das bringt sein Beruf mit sich. Sie und mein Jo-Jo haben es wild getrieben; mit grünem Pfeffer und Chilisauce sozusagen. Heiß genug, um mitten in der Regenzeit den Dschungel in Brand zu setzen.«

»Charlie weiß nichts davon«, sagte Jim, »und die Affäre ist jedenfalls zu Ende, denn dein sogenannter Ehegatte hat Charlie fünftausend Dollar in bar gezahlt, damit er ihn nach Kolumbien fliegt. So ist er zumindest vorübergehend dem Zugriff der

hiesigen Polizei entzogen. Was bedeutet, und das sage ich jetzt laut und deutlich, damit es dein drogenverseuchtes Gehirn kapiert, daß dein lieber und treuer Jo-Jo, der Affenmensch, für längere Zeit keine Möglichkeit hat, es mit einer Frau oder einem Mädchen in Costa Verde zu treiben. Einschließlich seiner eigenen, nämlich dir. Wahrscheinlich für alle Zeiten nicht!«

»Aber, Onkel Jim, Kolumbien ist doch nicht aus der Welt! Joe könnte jederzeit, wenn es ihm beliebt, über die Grenze kommen und...«

»Er könnte, aber er wird nicht wollen. Am Tag des Unfalls fand die Polizei in seinem schwarzen Buick sieben Kilo Heroin, Jenny. Weißt du, was sie mit einem Mann machen, bei dem sie auch nur fünf Gramm irgendeiner harten Droge finden?«

Jenny ließ die Zunge über die Lippen gleiten; sie waren nicht rosa oder rot oder auch nur weiß, sondern blau. Wie bei einem Leichnam, dachte Jim.

»Ja«, flüsterte sie. »Sie erschießen ihn.«

»Hast du schon einmal eine Hinrichtung gesehen?« fragte er weiter. »Du lebst ja lange genug hier.«

»Ja. Zwei. Beide scheußlich. Ich hätte mir fünf ansehen sollen. Joe hatte jedenfalls fünfmal einen Balkon zum Zusehen gemietet. Aber nach der zweiten habe ich genug gehabt. Die erste war nur eine Erschießung. Wie im Fernsehen. Das war zu ertragen. Besonders nach den vielen Stierkämpfen, die ich miterlebt hatte. Aber den zweiten armen Teufel haben sie erwürgt. Mit dieser schrecklichen Maschine...«

»Mit der *Garrota Vil.*«

»Ja, damit. Und weißt du was, Onkel Jim? Es ist ihm gekommen. In die Hose ist es ihm gekommen. Wie wenn er von seinem Mädchen geträumt hätte. Sein Ding wurde ganz hart, und wie der Bursche, den sie *el Verdugo* nennen oder so...«

»Du meinst den Henker, Jenny. Aber sprich weiter...«

»Jedenfalls, wie der Henker an dem Rad gedreht hat, das die Stahlschlinge um seinen Hals zusammenzieht, ist er ihm in der Hose geradezu in die Höhe gesprungen und dann ist es ihm gekommen. Er war unten ganz naß, und Joe hat sich fast krankgelacht. Er hat gemeint, das sei ein schöner Tod. Aber das war es nicht. Der arme Teufel hat auch in die Hose gemacht. Der Balkon, den Joe gemietet hat, war direkt über der Maschine. Ich bin ohnmächtig geworden, wie ich den fürchterlichen Gestank gerochen habe.«

»Das ist eine Folge des Erwürgens, Jenny. Alle Schließmuskeln geben nach. Aber ich hoffe, Joe hat alles gut gesehen. Denn das gleiche wird mit ihm geschehen, wenn er zurückkommt.«

»Um Himmels willen«, sagte Jenny. »Drogenhändler werden doch nur erschossen, Onkel Jim. Und Joe kennt ein ganz hohes Tier in der Regierung.«

»Hoch genug, um ihn freizubekommen, obwohl er einen Lastwagenchauffeur und einen Oberstleutnant des Sicherheitsdienstes von Costa Verde erschossen hat? Darauf steht Todesstrafe und Hinrichtung durch jene kleine teuflische Maschine, die du eben beschrieben hast.«

»Oh, Gott«, sagte Jenny. »Das hat Joe getan, Onkel Jim?«

»Ja, Vor meinen Augen. Man würde mich als Zeugen aufrufen. Und selbst wenn ich bereit wäre, einen kleinen Meineid zu schwören, um seinen schmutzigen Hals zu retten, würde es nichts nützen, Jen. Denn es gibt fünf weitere Augenzeugen, und einer davon ist der Beifahrer des Lastwagenchauffeurs, der zugleich sein bester Freund ist.«

»Und nicht einmal du wärest bereit, Onkel Jim, Joe zu retten. Vor allem nicht, seit er und seine netten Freunde dein Mädchen fertiggemacht haben. Sie ist für immer ruiniert, nicht wahr, Onkel Jim?«

»Ja, für immer. Sie wird nie mehr ein Baby haben können,

obwohl sie es sich so sehr gewünscht hat und mir eines schenken wollte.«

Jenny grinste plötzlich. Ein seltsam böses Grinsen, dachte Jim.

»Dann braucht sie eine Stellvertreterin, eine Art von Ersatzspielerin. Sage ihr, daß ich mich freiwillig melde. Ich war immer verrückt nach Kindern. Du weißt das, Onkel Jim. Und mit dir ein Baby zu machen, wäre ein Vergnügen. Warum fangen wir nicht gleich an damit? Du kannst es ihr ja später erzählen. Weißt du, daß du dich sehr verändert hast? Soviel ich höre, klettern die süßen kleinen Affenweibchen von Costa Verde in Scharen von den Bäumen, um nach dir zu schnappen. Du bist jetzt sehr sexy, weißt du das?«

»Aber du bist es nicht«, sagte Jim. »Zumindest dann nicht, wenn du das Wort sexy fälschlicherweise mit dem Begriff begehrenswert gleichsetzt. Du bist es nicht mehr, Jenny. Kein Mann, der im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte ist, würde eine Drogensüchtige zur Mutter seiner Kinder machen. Außerdem weißt du, daß ich ein Sauberkeitsfanatiker bin, und du hast dich oft genug darüber lustig gemacht. Erinnerst du dich noch, wie du einmal einer deiner kleinen ausnehmend schmutzigen Hippie-Freundinnen gesagt hast, ich würde von meiner Frau verlangen, in der Hochzeitsnacht ein Bad zu nehmen und dann die einschlägigen Körperstellen mit einem Vergrößerungsglas betrachten, bevor ich mit ihr schlafe?«

»Nicht mit einem Vergrößerungsglas, mit einem Mikroskop habe ich gesagt! Und daß eine einzige Mikrobe bereits ein Scheidungsgrund wäre. Genauso bist du, Onkel Jim!«

»Es freut mich, daß du dich daran erinnerst. So brauche ich also nicht zu betonen, daß ich Drecklöcher nicht mag, und ich gebrauche diesen Ausdruck im buchstäblichen Sinn des Wortes. Auch nur der Versuch, mit einer Frau zu schlafen, die wie eine Ziege stinkt, weil sie sich seit Wochen nicht gewaschen, nicht

ihre Haare gekämmt und nicht ihre Unterwäsche gewechselt hat, würde mir Übelkeit bereiten. Wenn du jemals lange genug drogenfrei bist, um dich im Spiegel anzusehen oder noch besser, deine eigenen Ausdünstungen zu riechen, wirst du entdecken, daß eine Heroinsüchtige eine ganz und gar unbegehrenswerte Person ist. Jenny, so wie du jetzt bist, mag dich doch kein Mann. Ja selbst wenn du bezahlst, würdest du niemanden finden, der mit dir schläft.«

Sie starrte ihn an, verzog das Gesicht und heulte los: »Oh, Onkel Jim!«

»Schau, Kind«, sagte er sanft, »eines will ich dir schon die ganze Zeit sagen: Es ist höchste Zeit, daß du in die Klinik von Dr. Claudio López Basquez gehst. Du brauchst psychiatrische Behandlung. Ohne eine solche Behandlung ist noch niemand von der Drogensucht befreit worden. Schau doch, daß du diese teuflische Gewohnheit loswirst. Ohne daß du gleichzeitig wieder ein Sexobjekt wirst, obwohl es schlimmere Dinge gibt. Zum Beispiel das, was du jetzt bist. Ich fordere dich auf, aus freiem Willen ein neues Leben zu beginnen. Du bist großjährig und Herrin deiner eigenen Entschlüsse. Joe Harper kann dich an überhaupt nichts hindern, denn er ist ein flüchtiger Verbrecher, der wegen Rauschgifthandel und Doppelmord gesucht wird. Außerdem ist er in Costa Verde, wo du dich jetzt aufhältst, auf Grund der hiesigen Gesetze gar nicht dein legitimer Ehegatte.«

Er hielt inne, holte Atem und fuhr fort: »Möchtest du nicht wieder ein menschliches Wesen werden? Eine normale, verdammt hübsche Frau, wie du sie einmal warst? Das Mädchen, in das ich - was immer dieses verspätete Kompliment bedeutet - einigermaßen verliebt war?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Nein«, sagte sie düster. »Warum sollte ich? Nur damit sie mich auf den elektrischen Stuhl schicken oder ins Gefängnis stecken, für etwas, was ich gar nicht getan habe?«

Jim stand da, und trotz der tropischen Hitze überfiel es ihn plötzlich eiskalt. Es war einer jener seltenen Augenblicke der blitzartigen Erkenntnis, des plötzlichen Einfalls, der instinktiven Gewißheit.

»Jenny«, flüsterte er, »es war Joe, der Spearman getötet hat, nicht wahr?«

»Ja«, antwortete sie. »Ich habe erwartet, daß du es herausfinden wirst. Joe hat Neger gehaßt. Konnte sie nicht ausstehen. Dabei ist er nicht einmal ein Südstaatler, aber...«

Jim überlegte, wie er ihr die nächste Frage stellen sollte.

»Ich nehme an«, sagte er, »Joe wollte nicht, daß du mit einem Neger schläfst. Das verstehe ich. Mir wäre es auch nicht recht. Und dabei habe ich eigentlich nur wenig Vorurteile.«

»Die kannst du auch gar nicht haben. Dein Mädchen ist ja praktisch auch eine Negerin.«

»Nein. Trini ist eine Tluscola. Obwohl ich annehme, daß sie ein wenig Negerblut in den Adern hat. Aber sag mir jetzt eines, Jenny. Hat Joe diesen Spearman mit der Pistole getötet, die er immer bei sich trägt? Mit dieser großen, schweren, kurzen...«

»357 Magnum? Ich weiß, wie sie heißt. Joe hat mit dieser Kanone oft genug angegeben. Er schwört darauf, daß er mit ihr den stärksten Elefantenbullen umlegen kann.«

»Hat er Spearman mit dieser Pistole erledigt, Jenny?«

»Ja. Und dieses riesige Ding hat den armen kleinen Ron ganz scheußlich hergerichtet. Die Magnum war damals Joes einzige Pistole. Er hat sogar einen Waffenschein für sie gehabt. Jetzt hat er viele Pistolen, und hier herunten braucht er dafür nicht einmal einen Waffenschein.«

Jim stand regungslos da und sagte nur: »Um Himmels willen.«

»Ich wüßte nicht, was der Himmel damit zu tun hat. Und was Ron betrifft, so war ich nicht...«

»Was warst du nicht, Jenny?«

»Ich war nicht seine Freundin. Habe nicht mit ihm geschlafen. Habe nichts mit ihm gehabt und nichts mit ihm gemacht.«

»Jenny! Du hast mehrere Monate...«

»Ja, ich habe mehrere Monate mit Ron zusammengelebt. Das stimmt. Aber weißt du auch, warum, Onkel Jim?«

»Nein. Aber du wirst es mir ja sagen.«

»Weil ich es schon satt hatte, mir die anderen Burschen vom Leib halten zu müssen. In Kalifornien glaubt jeder, die Mädchen sind nur für ihn da. Glaubt, daß die Mädchen danach lechzen, ins Bett zu gehen. Aber so schön ist das ja auch wieder nicht, zum Teufel. Deshalb bin ich zu Ron gezogen, der schwul war. So schwul, daß er kotzen mußte, wenn ihn ein Mädchen auch nur küßte. Wir haben ein Abkommen getroffen, haben eine große Schau aufgezogen. Wir haben das feurige Liebespaar gespielt, damit ich die anderen Burschen vom Hals bekomme. Was heißt vom Hals, vom Hintern! Ich weiß nicht, warum, aber die Leute glauben immer, ein Neger und eine Weiße machen es besonders gut, gerne und oft. Aber dann hat uns eines Tages Joe im Wagen gesehen und hat den armen kleinen Ron über den Haufen geschossen. Mir war elend zumute, aber ich habe mich so vor Joe gefürchtet.«

»Jenny«, sagte Jim. »Unterschreibe dieses Papier!«

»Ach, Onkel Jim, laß mich doch in Frieden. Ich weiß, ich bin süchtig. Aber was macht das schon? So fühle ich mich wenigstens die meiste Zeit gut und...«

Er hob die Hand und schlug ihr ins Gesicht. So heftig, daß sie stürzte, liegenblieb und ihn entsetzt anstarrte. »Du unterschreibst, Jenny«, befahl er ihr. »Onkel Jim«, heulte sie.

Er bückte sich und grub seine Finger in ihre Haare, die so schmutzig waren, daß sie anstatt ihrer natürlichen Honigfarbe fast braun wirkten. Langsam und geradezu mit Genuß zog er an

ihren Haaren und bewegte ihren Kopf hin und her. Es hat schon etwas für sich, dachte er, Erziehung und Manieren über Bord zu werfen. »Du tust mir weh, Onkel Jim!«

»Ich werde dich nicht in die Klinik von Dr. López bringen«, sagte er, »sondern in ein ganz gewöhnliches Irrenhaus. Und dort lasse ich dich in eine Zwangsjacke stecken. Hast du gehört, Jenny? Und jetzt steh auf!«

Sie taumelte empor, schwankte, starrte ihn an und weinte.

»Gib mir deine Feder, Onkel Jim«, sagte sie schließlich.

Er hatte sie zur Klinik von Dr. López gebracht. Erstaunlich, wie viele gute Krankenhäuser es in Costa Verde gibt, dachte er, aber wahrscheinlich werden sie auch gebraucht. Zwei grimmig dreinblickende Krankenschwestern hatten Jenny in Empfang genommen. In ihren Gesichtern war zu lesen gewesen, wie sehr es sie entsetzte, daß ein weibliches Wesen einen derart üblen Geruch verbreiten konnte. Nun stand er vor dem Eingang der Klinik und überlegte, was er als nächstes tun sollte.

Er beschloß, Hans Horst aufzusuchen, den gemütlichen dicken Bayern, dessen Firma die Fahrzeuge der Firmen Volkswagen, Porsche und Mercedes importierte. Endlich habe ich es geschafft, dachte er. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich etwas getan, nicht weil es klug oder angezeigt war, sondern einzig und allein, weil es mir Spaß gemacht hat. Und ich fühle mich wunderbar dabei.

Der Spaß bestand darin, daß er sich für seinen privaten Gebrauch einen Porsche Carrera und als Dienstwagen einen Mercedes 450 SEL bestellt hatte. Selbstverständlich beide mit Diplomatenkennzeichen, so daß er sich die ruinösen Einfuhrzölle ersparte. Wenn er später einmal das Land verließ, würde er, wenn er den Porsche lange genug gefahren hatte, nur einen Bruchteil des Zolls nachzahlen müssen. Möglicherweise würde er den Wagen aber auch an seinen Nachfolger

weitergeben. Um den Mercedes anschaffen zu können, hatte er einigermaßen übertrieben nach Washington berichtet, der Cadillac sei so schwer beschädigt worden, daß eine Reparatur unrentabel sei. Das Ministerium würde sicherlich ungehalten sei, denn es vertrat die Auffassung, ein amerikanischer Botschafter müsse sich amerikanischer Erzeugnisse bedienen. Aber verglichen mit einem Mercedes, waren nach Jims Ansicht alle Autos, die Detroit erzeugte, ein Dreck, den sich das Ministerium gefälligst in den Hintern stecken konnte.

Als er bei Hans Horst eintraf, erwartete ihn der Porsche bereits. Er setzte sich an Steuer und startete. Mit kehligem Röhren sprang der Motor an. Jim legte den ersten Gang ein und fuhr an. Hans Hörst winkte, er winkte zurück, legte den zweiten Gang ein, beschleunigte und fuhr davon.

Das ist, dachte er voll Glück, wirklich das beste, was es außer Sex gibt, und für einen Mann meines Alters ist es vielleicht sogar noch besser als Sex.

Aber nachdem er den kleinen Wunderwagen über eine Strecke von etwa zehn bis zwölf Kilometern durch die Kurven einer gewundenen Bergstraße gejagt hatte, erwachte in ihm das Pflichtgefühl. Reumütig fuhr er zur Botschaft zurück. Er wußte, was er als nächstes zu tun hatte. Er wußte sogar mehr oder minder, wie es zu tun war.

»Schicken Sie mir diesen jungen Neunmalklugen in mein Zimmer, Martha«, befahl er der Sekretärin, sobald er in der Botschaft angelangt war. Er hatte den Ausdruck sorgfältig gewählt; seine Mitarbeiter sollten ständig daran erinnert werden, daß ihr Botschafter ein alter, erfahrener, etwas mißtrauischer Profi war. »Sie wissen, diesen sogenannten Kulturattache, den mir Washington angehängt hat. Wie heißt er gleich? Der, der immer fotografiert.«

»Schuyler«, sagte Martha Clyde. Tomas hat sie sehr gut beschrieben, dachte Jim. In Wirklichkeit war sie sogar noch viel

ärger. »Sein Vorname ist Van. Für Vanderbilt, glaube ich.«

»Vanderbilt Schuyler«, sagte er. »Welch schöner Name! Also, lassen Sie ihn hereinkommen.«

»Jawohl, Herr Botschafter«, erwiderte Martha, und fügte hinzu: »Gehen Sie heute nicht ins Krankenhaus, Sir?«

Jim sah sie an und dachte: Man sollte sie wirklich auf den Scheiterhaufen bringen. Aber er muß aus grünem Holz sein, das schön langsam brennt. Laut sagte er dagegen:

»O ja, nachdem ich mit Schuyler gesprochen habe. Genaugenommen, nach den Dienststunden. Warum, Martha?«

»Nur so, Herr Botschafter. Aber ich glaube, es ist besser, ich lege ein Geständnis ab. Sie würden es ja doch herausbekommen. Ich war gestern im Krankenhaus und habe dieser jungen Person einen Besuch abgestattet. Ich hoffe, Sie vergeben mir, aber meine weibliche Neugierde hat gesiegt.«

Man sollte sie nicht auf dem Scheiterhaufen verbrennen, überlegte er, sondern in siedendem Öl kochen. Mehrere Stunden lang, bis sich das Fleisch von den Knochen löst.

»Ich kann Ihnen nicht vergeben«, sagte er ganz, ganz ruhig, »und weiß auch nicht, ob ich Ihnen überhaupt vergeben werde, bevor ich nicht von ihr einen Bericht bekommen habe, wie Sie sich aufgeführt haben, Martha. Diese junge Person, wie Sie sich auszudrücken belieben, ist wegen mir bereits von zu vielen Personen schlecht behandelt worden.«

»Oh, ich war sehr nett zu ihr, Herr Botschafter, obwohl ich gestehen muß, daß ich ein wenig schockiert war.«

Das interessiert mich nicht im mindesten, sagte er zu sich. Aber es ist besser, ich finde heraus, was dir nicht gefallen hat. Vielleicht kann mir das einmal nützlich sein. Also zog er die Augenbrauen hoch und fragte gedehnt: »Schockiert, Martha?«

»Ja. Sie ist so dunkelhäutig, Herr Botschafter. Fast *mulata*, nicht wahr?«

Er verzeichnete amüsiert, daß Martha nicht in den üblichen Fehler der Amerikaner verfallen war, das Wort *mulato* zu gebrauchen, wenn sie von einer Frau sprach. Einem unwiderstehlichen Impuls folgend begann er zu grinsen und sagte:

»Nicht nur fast, Martha!« Er versuchte sich vor seinem geistigen Auge vorzustellen, wie die Halbbrüder Miguel Villalonga und Luis Sinnombre, von denen einer, allen Fakten nach zu schließen, für Trinis bejammernswerte Existenz verantwortlich gewesen war, ausgesehen haben mochten. Nachdem er aber zu der Ansicht gelangt war, daß es hier, wie so oft im Leben, auf vollkommene Wahrheit nicht ankam, fuhr er unbekümmert fort: »Ihr Vater ist schwarz wie Schuhwichse. Ein netter alter Kerl. Ich mag ihn sehr. Und ihre Mutter ist Mestizin: Halb Spanisch, halb Tluscola. Tolle Sache, nicht wahr? Ich bin sehr gespannt, wie unsere - ich meine, ihre und meine - Kinder aussehen werden.«

Dann ging er zur Tür seines Arbeitszimmer, blieb noch einmal stehen und sagte:

»So, und jetzt schicken Sie mir den jungen Schuyler!«

Während er die Türe hinter sich schloß, konnte er hören, wie sie laut und vernehmbar ein- und ausatmete. Das war eine Yogaübung zur Erhaltung und Wiederherstellung des seelischen Gleichgewichts, denn Martha war eine *chela*, eine Schülerin des Gurus Hriday Hanuman, den es in Ciudad Villa Longa gab. Aber die Übung schien nicht viel zu helfen; Martha vermittelte den akustischen Eindruck eines gestrandeten Wales.

Jim betrachtete eingehend den jungen Schuyler; studierte das Gesicht des charmanten jungen Mannes, der so aussah, wie man sich in Hollywood den vornehmen Erben eines großen Vermögens vorstellt. Er sah geradezu unglaublich gut aus. Jim selbst war, für amerikanische Begriffe, das, was man einen

Aristokraten nennt. Deshalb wußte er aus eigener Anschauung, daß Angehörige der Oberschicht eigentlich nicht so aussahen. Sie waren unscheinbarer und schmächtiger, verschrumpelt und abgenutzt, ein wenig dekadent.

»Nehmen Sie Platz, Mr. Schuyler«, sagte er. Van Schuyler setzte sich, lächelte ungezwungen und erwiderte: »Sie haben mich rufen lassen, Sir?«

»Offensichtlich«, antwortete Jim. »Darf ich fragen, wozu, Herr Botschafter?«

»Vielleicht, um sie in Geri Pyles Boutique zu schicken. Damit Sie dort die lispelnde Sprechweise und den leicht wiegenden Gang erlernen, den man von einem Kulturattache erwartet.«

»Sir!« sagte Van Schuyler, »wollen Sie mir unterstellen...«

»Ich unterstelle gar nichts. Ich stelle lediglich fest, daß Ihre Tarnung miserabel ist. Ganz und gar miserabel. Was sind Sie wirklich? Der Mitarbeiter des Rauschgiftbüros, den mir Bill Carter mitgeben wollte? Oder sind Sie von der CIA?«

»Ach Gott«, seufzte Schuyler.

Lächelnd fuhr Jim fort: »Keine Sorge, mein Sohn. Meine frühere, dem ganzen Ministerium bekannte Meinung, daß ihr Burschen ein Haufen von üblen Paranoikern seid, die man allesamt in spitzenbesetzte Zwangsjacken stecken und denen man stumpfe Kinderscheren geben sollte, damit ihr Papiermännchen ausschneiden könnt, habe ich längst über Bord geworfen. Seit ich in diesem Land bin, habe ich einige meiner Ansichten geändert. Darunter auch diese.

Interesse selbstverständlich. Ausgelöst durch die Tatsache, daß ein gewisser Dr. Andreas Palayo Martin, der in Wirklichkeit Andrej Pawlowitsch Semanow heißt, ebenfalls großes Interesse an solchen Krankheiten zeigt. Besonders für jene, die große und unheilbare Epidemien unter der Bevölkerung von Großstädten mit tropischem Klima hervorrufen können. Ich habe Grund zur Annahme, daß dieser Dr. Semanow zur Zeit der berühmten

Tagung der amerikanischen Veteranenlegion in Philadelphia in einem Hotel dieser Stadt abgestiegen war. Sie erinnern sich sicher, Sir. Eine beträchtliche Anzahl der Tagungsteilnehmer ist damals gestorben, ohne daß man die Ursache je feststellen konnte.«

»Mein Gort!« sagte Jim.

»Amen!« bekräftigte Schuyler und fuhr fort: »Was Ihr kulturelles Attachement betrifft, Sir, so war ich ganz einfach verpflichtet, eine Überprüfung vorzunehmen. Sie wissen ja, wenn das Mädchen eine Agentin gewesen wäre, hätte das endlose Verwicklungen heraufbeschwören können. Natürlich war sie eine Agentin. Aber es scheint, daß sie das bereits nach fünf Minuten herausgefunden hatten. Weshalb ich Sie vorhin zu ihrem Verstand beglückwünscht habe. Was mir besonders imponiert hat, waren die Gegenmaßnahmen, die Sie ergriffen haben. Darf ich fragen, ob ich bei Ihnen nicht noch Stunden nehmen kann? Ich würde wirklich gerne lernen, wie Sie es machen.«

»Wie ich was mache?«

»Neutralisieren, entschärfen, umerziehen und dann umdrehen, Sir! Sie haben SN-2 diesmal wirklich das Handwerk gelegt. Aus welchen Gründen auch immer diese kleine Voodoo-Puppe ausgeschickt wurde, heute ist jedenfalls alles in Ordnung. Ich gestehe offen, daß ich mir mit ihr ein Rendezvous ausmachen wollte, für die Zeit ihrer Entlassung aus dem Spital, die, wie ich höre, bald kommen soll.«

»Heute oder morgen«, sagte Jim. »Ich muß noch mit Vince sprechen.«

»Zu meinen eher unangenehmen Aufgaben gehört es, tatsächliche oder potentielle *Agents provocateurs* von bedeutenden Persönlichkeiten fernzuhalten. Es freut mich, Ihnen sagen zu können, Sir, daß ich aber in diesem speziellen Fall vollkommen versagt habe. Ich ein vernünftiger Mensch mit

vernünftigem Benehmen hätte gegen SN-2 nicht die geringste Chance.«

»Gegen den KGB auch nicht. Desgleichen nicht gegen die Volkspolizei, SIPO 4, gegen Special Operations in Whitehall, gegen La Seconde Bis am Quai d'Orsay und ganz sicher nicht gegen Jerusalems Ha Mossad L'Tafkidim Meyuhadim, der wahrscheinlich der beste Geheimdienst der Welt ist. Wir leben in einer verrückten Welt, Herr Botschafter. Aber Sie erwarten doch nicht, daß ich irgend etwas zugebe? Ich kann es nicht, Sir. Auch Ihnen gegenüber nicht.«

»Nein, natürlich nicht. Ich will aber auch etwas ganz anderes, etwas viel Ausgefalleneres von Ihnen. Das FBI soll einen Mann zu uns schicken. Ja, Sie haben richtig gehört: Das FBI, nicht die CIA. Ich möchte ihm etwas geben. Eine 367 Magnum von Smith & Wesson. Ich möchte, daß er dieses verdammt häßliche und verölte Ding in seine Zentrale mitnimmt und eine ballistische Untersuchung vornimmt. Ich werde nämlich das Gefühl nicht los, daß mit dieser Waffe ein armer, kleiner, homosexueller Neger namens Ron Spearman getötet wurde. Und daß Jenny Crowley nicht die Schützin war, weil sie eine so schwere Kanone nicht einmal heben könnte. Außerdem wette ich, sie versteht von Waffen so wenig, daß sie den Schießprügel nicht einmal entsichern hätte können. Schließlich wird das FBI feststellen können, daß der Kerl, der Spearman durchlöchert hat, einen Waffenschein für die Pistole und zugleich ein sehr plausibles Motiv, sie zu benützen, hatte: Er wollte Jenny Crowley und durch sie die Millionen der Crowleys in seine Hand bekommen. Aber von hier aus kann ich das alles nicht feststellen lassen. Dazu habe ich nicht genug Kultur, mein Sohn.«

Schuyler warf den Kopf zurück und lachte schallend. »Vielleicht sind Sie auch ein wenig zu sehr attachiert, Sir«, sagte er vergnügt. »An eine junge Dame der einheimischen Bevölkerung. Sir, ich möchte Ihnen sagen, daß es wirklich ein

Vergnügen ist, für einen Botschafter zu arbeiten, der so viel Verstand und Geschmack hat wie Sie.«

»Was wollen Sie damit sagen, Schuyler?«

»Ich mache hin und wieder einen Besuch im Krankenhaus. Um zu sehen, ob unser gemeinsamer Freund Vince Gómez am Ende neue Arten von tropischen Krankheiten entdeckt hat. Ein rein kulturelles habe meine kulturellen Kenntnisse durch eine Einführung in die Geisteswelt einer Tluscola ein wenig erweitern wollen. Aber das einzige, was ich gelernt habe, war, daß es strikte Tabus gibt. Tabu ist zum Beispiel ganz einfach alles, was nicht Botschafter James Randolph Rush heißt. Ich gratuliere Ihnen, Sir! Sie ist wirklich eine bemerkenswerte Person!«

Jim sah ihn an und dachte: Er hat einen geradezu unwiderstehlichen jungenhaften Charme. Dann sagte er: »Ich danke Ihnen, Schuyler. Aber was sagen Sie zu meinem Wunsch wegen der Waffe?«

»Lassen Sie mich nachdenken, Sir. Kultur ist ein so weites Feld, und meine Interessen sind so vielseitig. Ich komme mit allen möglichen Leuten in Kontakt, vielleicht auch einmal mit einem Waffensammler, der sich für die Smith & Wesson interessiert. Übrigens etwas anderes, Sir...«

»Ja, Schuyler?« fragte Jim.

»Finden Sie noch immer, daß ich eine *Persona non grata* bin? Offengestanden möchte ich ganz gerne ein wenig hierbleiben. Um von Ihnen zu lernen. In jeder Hinsicht. Das ist die eine Seite...«

»Und die andere?« fragte Jim.

»Es könnte nützlich sein, wenn ich bleibe. Für Sie, meine ich. Um zur Abwechslung von Politik zu sprechen: Haben Sie gewußt, daß García und Genossen in New York Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um eine Regierungsanleihe zu bekommen? Eine ganz große; mehrere Millionen Dollar!«

»Ich hätte nicht gedacht, daß sie Geld brauchen«, sagte Jim erstaunt, »wo doch jetzt das Öl vor ihrer Küste gefunden worden ist.«

»Zum Teil brauchen sie es gerade wegen des Öls. Sie müssen Pipelines, Raffinerien und ähnliche Sachen finanzieren. Die Ölfelder vor der Küste werden aber erst in etwa fünf Jahren Ertrag bringen. Vielleicht sogar erst in zehn. Aber sie sind natürlich eine ausgezeichnete Sicherstellung für eine Anleihe. Der Kongreß in Washington will jedoch nicht. Und daraus könnten Ihnen Schwierigkeiten erwachsen, Sir.«

»Wieso mir?« fragte Jim.

»Eine starke Gruppe von Abgeordneten und Ausschußvorsitzenden, die fast alle mit Ihnen befreundet sind oder Freunde Ihres Vaters waren, haben sich offensichtlich gegen García, seine Mißachtung der Menschenrechte und seine Foltermethoden ausgesprochen. Übrigens, Vince hat mir die Aufnahmen gezeigt, die er von Ihrer kleinen Freundin gemacht hat. Mir ist fast übel geworden, obwohl ich einiges gewöhnt bin. Es waren die Fotos, die er für Dr. Sousa Dos Santos, den Gesichtschirurgen aus Brasilien, gemacht hat. Er hat sie ihm, bevor er ihn kommen ließ, geschickt, um ihn zu informieren, was ihn erwartet.«

»García hat damit nichts zu tun«, sagte Jim. »Das waren Gangster, die sich gerächt haben, weil ich meine Nase in ihre Rauschgiftaffären gesteckt habe. Aber es ist möglich, daß diese Verbrecher sich an das Vorbild von SN-2 gehalten haben. Erzählen Sie weiter!«

»Ihre Freunde im Kongreß erklären nachdrücklich, daß man einem Diktator wie García keine Anleihe gewähren soll.«

»Das finde ich auch«, meinte Jim. »Aber solange ich meine Ansichten diskret und diplomatisch verschweige, wozu ich als Botschafter verpflichtet bin, kann mir doch nichts, was der Kongreß tut oder unterläßt, schaden.«

»So gesehen hätten Sie allerdings nichts zu befürchten«, belehrte ihn Van. »Aber es gibt eine andere Gefahr. García und Genossen haben ihre Taktik geändert. Sie erklären jetzt, daß die Anleihe, die sie später mit Öllieferungen zurückzahlen wollen, zunächst für Raffinerien, Pipelines und Tankerhäfen, dann aber vor allem für Kunstdüngerfabriken, Wohnbauten und nicht zuletzt für Schulen verwendet werden soll, damit auch im entferntesten Dorf die kleinen Tluscolas eine gute Erziehung erhalten. Sehr edel, nicht wahr?«

»Edle *mierda«,* sagte Jim. »Was steckt dahinter, Van?«

»Es sind auf einmal sehr viele Franzosen in der Stadt, Sir. Gestern abend war *Les Ambassadeurs* voll mit flotten jungen Burschen, die alle so aussahen, als ob sie jederzeit eine gerissene Rolle mit einer Mirage fliegen könnten.«

»Das ist ja sehr fein«, sagte Jim.

»Warten Sie nur, Sir, es kommt noch besser. Es waren auch ältere Herren aus Frankreich im Restaurant. Mit dicken Hornbrillen. Typisch *Ecole Polytechnique...«*

»Und das bedeutet?« fragte Jim.

»Man hat nicht nur Öl hier gefunden, Sir. Costa Verde ist auch sehr reich an Mineralien.«

»Ich verstehe. Uran. Die Gabe der Götter.«

»Das verstehe ich nicht ganz, Sir.«

»Dann haben Sie Peter Reynolds' Buch nicht gelesen. Ich werde Ihnen mein Exemplar borgen. Als im Jahr 1963 der Zopocomapetl ausbrach, wurde im Gefolge der Beben und Erdrutsche, die der Ausbruch verursachte, eine Uranader bloßgelegt. Da der Vulkan der Legende nach der Sitz der alten Götter der Tluscolas ist, hat Peter, der - allem Leugnen zum Trotz - in seinem Herzen ein Romantiker ist, dieses Uran die Gabe der Götter genannt.«

»Eine feine Göttergabe! Ist Ihnen bekannt, Sir, daß die

Burschen versucht haben, von der Atomenergiekommission einen schnellbrütenden Reaktor zu bekommen?«

»Ja, aber es ist mir auch bekannt, daß sie eine glatte Abfuhr erlitten haben. Selbst wenn er am Grabe seiner Mutter schwört, daß er nichts anderes im Sinn hat als die Erzeugung von Elektrizität für friedliche Zwecke, wird die amerikanische Regierung einem Burschen wie García niemals einen Reaktor verkaufen, der als Nebenprodukt täglich eine große Menge Plutonium erzeugt. Uran, gewöhnliches Uran, kann für friedliche Zwecke genutzt werden, aber was wollen sie wohl mit Plutonium und U-238 anfangen?«

Er hielt inne, starrte den jungen Schuyler an und flüsterte: »Oh, mein Gott.«

»Ja, Sir. Die Franzosen haben noch nie viel danach gefragt, was sie verkaufen und wem sie es verkaufen. Aber Sie brauchen sich wegen dieser Urangeschichte keine Sorgen zu machen. Darum kümmere ich mich. Sie würden von einem Abschluß mit den Franzosen ohnehin viel zu spät erfahren. Was mir mehr Sorgen bereitet, sind die Sachen, die sie vor Ihnen, als Vertreter der amerikanischen Regierung, nicht verbergen können. Deshalb wird man Sie unter Druck setzen, damit Sie Ihre Augen verschließen. Zum Beispiel, wenn Sie irgendwo einen Flieger sehen, der seinen Mirage-Jäger mit zweieinhalbfacher Schallgeschwindigkeit über den Himmel jagt. Oder eine Otomat-Rakete mit eingebauter Laserstrahlsteuerung. Die Franzosen haben ausgezeichnete Waffen anzubieten.

Wie ich vorhin schon sagte, ist Ihre kleine Freundin sicher in Ordnung. Aber sie macht Sie furchtbar verletzlich. Nach alldem, was sie bereits einmal durchgemacht hat, würden Sie ganz einfach nicht fähig sein, unnachgiebig zu bleiben, wenn sie noch einmal entführt werden sollte. Ich könnte Ihnen das nicht verargen. Daher: Ich weiß zwar, daß ein Rendezvous zu dritt eine halbe Sache ist, aber ich würde mich viel besser fühlen, wenn ich mitkommen dürfte, sobald Sie die kleine Trini

ausführen...«

Jim überlegte. Dieser Schuyler war jung, groß und sah sehr gut aus. Botschafter James Randolph Rush war dagegen klein, vertrocknet, häßlich und eher alt. Und dann erinnerte er sich an zwei Worte, die der junge CIA-Mann gebraucht hatte: Neutralisieren und entschärfen.

»Einverstanden, Van«, sagte er lächelnd. »Aber ich werde Ihnen eine ausgezeichnete Tarnung verschaffen. Zwei Männer mit einer Frau fallen unweigerlich auf. Zwei liebende Paare dagegen nicht. Ihr Name ist Petra. Petra Stevenson, eine nordsüdamerikanische Mischung. Der Vater Amerikaner, die Mutter aus Costa Verde. Ein großartiges Mädchen. Ich nenne sie im geheimen *›culo lindo‹*, denn wie ich sie das erste Mal sah, hat sie einen Tanga getragen. Aber nennen Sie das Mädchen nicht bei diesem Namen; zumindest nicht, bevor Sie es auch in einem Tanga gesehen haben, was ein Anblick ist, der sich wirklich lohnt. Sie arbeitet in Geris Boutique. Und da die Zeit drängt, würde ich vorschlagen, daß Sie gleich heute abend hinfahren. Sagen Sie ihr, ich hätte Sie geschickt und fahren Sie mit ihr und den Kleidern, die ich für Trini bestellt habe, zum Krankenhaus. Wenn sie Ihnen nicht gefallen sollte, können Sie es mir ruhig sagen.«

»Ähnelt Sie einigermaßen Ihrer Trini, Sir?« fragte Van Schuyler. »Nein«, erwiderte Jim. »Weniger exotisch. Sozusagen konventioneller, würde ich sagen. Die meisten Männer wären wahrscheinlich der Ansicht, sie sei hübscher als Trini. Sie hat eine sehr helle Haut, und das ist hier in Costa Verde selten, denn es gab nur sehr wenige *conquistadores,* aber sehr viele Tluscolas. Aber wie ich schon gesagt habe, war ihr Vater Amerikaner. Ich glaube, Techniker bei ITT. Er ist vor einigen Jahren gestorben, bevor er dafür sorgen konnte, daß Frau und Tochter in die USA übersiedeln. Nach Petras Äußerem zu schließen, muß ihre Mutter eine fast reinrassige Spanierin mit nur einem kleinen Einschlag von tluscolanischem Blut gewesen

sein. Ich persönlich finde Petra großartig, aber da ja Polygamie und selbst eine kleine stille Bigamie gegen das Gesetz verstoßen...«

»Sir, wissen Sie, was ich in meinen nächsten Bericht an meine vorgesetzte Dienststelle schreiben werde?«

»Keine Idee! Was denn, mein Sohn?«

»Wenn das Außenministerium noch einige Botschafter wie Sie ins Ausland schickt, haben wir alle Chancen, den Kalten Krieg zu gewinnen!«

22

Nachdem der junge Schuyler das Büro verlassen hatte, hing Jim Rush noch eine Weile seinen Gedanken, einer ganzen Kette von Gedanken nach. Die Grenzen zwischen Krieg und Frieden waren in der Welt von heute so fließend geworden, daß sie kaum noch zu erkennen waren; eine Botschaft im Ausland konnte auf diese Weise geradezu zu einem Gefechtsstand werden; die Annahme, zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und irgendeinem Staat der Dritten Welt könnten völlig normale Beziehungen bestehen, war reine Illusion. Nachdem er sich diese bedauerlichen Fakten mit der gebotenen Deutlichkeit vor Augen geführt hatte, überlegte er, welche Konsequenzen daraus zu ziehen waren.

Das Wichtigste sind die Nachrichtenverbindungen, dachte er, Dieses Gebiet habe ich bisher vernachlässigt, weil ich Costa Verde für ein fünftrangiges Land gehalten habe, das keiner besonderen Aufmerksamkeit bedarf. Aber wenn sie sich jetzt um eine Millionenanleihe bemühen und sogar eine Atommacht werden wollen, muß ich dafür sorgen, daß ich einen direkten Draht nach Amerika habe, der nicht abgehört werden kann.

Er nahm einen Notizblock zur Hand und vermerkte:

»Carlos soll kommen.«

Was war noch zu tun? Zweifellos bestand die Gefahr, daß mit Hilfe von Trini seine persönliche Handlungsfreiheit beschränkt werden sollte. Er überlegte nicht, ob SN-2, das zweite Büro des Sicherheitsdienstes für politische Aktivitäten, eine solche Vorgangsweise wagen, sondern lediglich, welcher Methoden sie sich dabei bedienen würden. Trini hatte geschworen, sie wisse nicht, weshalb man sie zu ihm geschickt habe; jedenfalls habe sie keine detaillierten Instruktionen in dieser Hinsicht erhalten. Also mußte er selbst herausbekommen, was Pérez de la Valle im Schilde führte. Dies um so mehr, als Trini, so wie die Dinge nun

lagen, diese Instruktionen, sobald sie ihr gegeben würden, niemals befolgen würde. Sie würde nichts tun, was seinen Ruf und seine Position gefährden könnte, doch die Nichtbefolgung ihres Auftrages würde für sie den Tod bedeuten.

Das Problem war um so schwieriger, als der Generaldirektor für die öffentliche Sicherheit in diesem Fall nicht nach dem gewohnten Schema von SN-2 gehandelt hatte. Seit den Zeiten Miguel Villalongas war es üblich, daß das zweite Büro junge Mädchen aus den besten Familien zu Agentendiensten zwang. In diesem Fall aber hatten sie eine weithin bekannte Angehörige des ältesten Gewerbes herangezogen...

Nur wegen ihrer Ähnlichkeit mit Alicia? Unsinn! Während seines kurzen Aufenthaltes in Costa Verde hatte er bereits mindestens drei oder vier spanisch-tluscolanische Mestizinnen gesehen, die Alicia frappierend ähnelten. Wenn Don Raoul wirklich nur die Absicht gehabt hätte, ein Double von Alicia zu finden, wäre ihm eine so große Auswahl zur Verfügung gestanden, daß er nicht auf eine professionelle Prostituierte hätte zurückgreifen müssen.

Welche Schlüsse waren daraus zu ziehen? Offensichtlich die, daß ihm der Generaldirektor für die öffentliche Sicherheit eine Geliebte zuführen wollte, die ihn in den Augen der Öffentlichkeit durch ihre Vergangenheit bloßstellte, was in der weiteren Folge die Möglichkeit bot, seine Verbindung mit ihr als Druckmittel zu benützen. Sie kannten die amerikanischen Sitten und Gebräuche gut genug, um zu wissen, daß ein Verhältnis zwischen einem verwitweten Mann und einer Dame der guten Gesellschaft seine Vorgesetzten bestenfalls zu einem milden, von einem verstehenden Lächeln begleiteten Verweis veranlassen würde. Darum hatten sie Trini gewählt: Dieses Mädchen brauchten sie nicht zu entführen und zu foltern, um ihn zu erpressen. Als Lateinamerikaner und männliche Chauvinisten waren sie vermutlich überdies der Ansicht, daß ein derartiges Vorgehen womöglich bei ihm gar nicht den gewünschten Erfolg

bringen würde. Deshalb setzten sie auf seine Angst vor einem Skandal, der entstehen würde, sobald man im State Department erfuhr, mit wem er sich eingelassen hatte. Diese Rechnung schien um so eher aufzugehen, als die Machthaber in Costa Verde ja alle Kommunikationsmittel in Händen hielten, so daß nur jene Informationen in Washington eintreffen konnten, die sie freigegeben hatten. Die einzige Nachrichtenverbindung, die ihrem Zugriff nicht unterlag, war der diplomatische Kurier, aber da kaum anzunehmen war, daß er auf diesem, nur ihm zugänglichen Weg seinen Vorgîm State Department erfuhr, mit wem er sich eingelassen hatte. Diese Rechnung schien um so eher aufzugehen, als die Mahl besser, Sie arbeiten mit uns zusammen. Es wäre doch sehr unangenehm, wenn man in Washington natürlich rein zufällig, einige interessante Details aus Ihrem Privatleben erfahren würde. Sie wissen, daß Ihre Landsleute in solchen Fragen nicht sehr weitherzig sind. Sie wären vielleicht noch bereit, ein Verhältnis mit einer Dame aus der guten Gesellschaft zu akzeptieren, doch die Vergangenheit dieses Mädchens würde Ihrem Ruf, Ihrem Ansehen und dem Vertrauen in Ihr Urteilsvermögen sehr schaden...«

Damit hätten sie ihn in der Falle, denn wenn er ihnen darauf antwortete, sie sollten die Affäre ruhig der Öffentlichkeit bekanntgeben, würde in Washington irgendein Wichtigtuer erklären:

»Wir haben diesen Esel nach Costa Verde geschickt, damit er dort als Diplomat die Interessen der Vereinigten Staaten vertritt, und was macht dieser unmögliche Idiot? Er legt sich ins Bett, aber nicht mit einer annehmbaren Person von Rang und Stand, sondern mit einer schäbigen, ungewaschenen Straßendirne!«

Und eine Woche danach würde der in Ungnade gefallene Jim auf dem Rückweg nach Washington sein.

Wie sollte er, der Ausdrucksweise Van Schuylers folgend, dieses Problem neutralisieren und entschärfen? Es gab eine Lösung - er mußte Trini heiraten. Das war der einfachste und

zugleich der einzig mögliche Ausweg. Nur so konnte er ihr Leben retten. Als seine Frau, als *la Señora Embajadora* würde Trini mit einem Schlag gegenüber Drohungen, Erpressungen und Gewalttätigkeiten immun sein. Wenn sie dann alles veröffentlichten, was sie über Trinis Vergangenheit wußten und ihn zur *Persona non grata* erklärten, erreichten sie doch nicht ihr Ziel. Die Gesetze von Costa Verde berechtigten jeden Ausländer, seine Frau, auch wenn sie eine Einheimische war, in seine Heimat mitzunehmen. Er brauchte dazu keine besondere Erlaubnis, der Trauschein war gleichbedeutend mit dem Ausreisevisum.

Natürlich würde es einen Riesenskandal geben. Aber selbst dagegen gab es einen Schutz, der ihm zumindest einen ehrenvollen Abschied aus dem diplomatischen Dienst statt eines Hinauswurfs ermöglichte. Er konnte schlicht und einfach erklären: »Ich habe eine junge Dame kennengelernt, die als Mannequin bei Geri Pyle arbeitet. Ich verliebte mich in sie und habe sie geheiratet. Von ihrer Vergangenheit habe ich nichts gewußt.«

Was sollten sie dagegen sagen? Bestenfalls konnte man ihm überstürztes Handeln und Mangel an Urteilsvermögen vorwerfen. Während ich in Wirklichkeit, dachte er, ein alter Narr, ein Esel bin. Kopfüber habe ich mich in diese Beziehung gestürzt, die nicht gut enden kann. Ich weiß doch, daß keine Liebe ewig dauert, vor allem dann nicht, wenn buchstäblich alles gegen sie spricht. Einen größeren Gegensatz kann man sich ja kaum vorstellen. Ein gebildeter Mann und eine Wilde. Ein Puritaner und eine Hure. Ein Sechsundvierzigjähriger und ein Mädchen von achtzehn, neunzehn oder höchstens zwanzig Jahren, dessen Seele und Leib ruiniert sind.

Um diese düsteren Gedanken loszuwerden, griff er nach dem Bündel von Zeitungen aus New York und Washington, die in Abständen von etwa zwei Wochen per Luftpost eintrafen. Eben war wieder eines eingelangt, und er war gerade dabei, die

Verpackung aufzureißen, als das Telefon läutete. Er hob den Hörer ab, und eine Frauenstimme sagte:

»Herrn Botschafter Rush, bitte!«

»Ich bin am Apparat«, antwortete er.

»Einen Augenblick, Sir! Dr. Gómez möchte Sie sprechen...«

Eine lange Pause folgte, die Jim benützte, um die Schlagzeilen der Zeitungen zu überfliegen. Ein Titel in der *Washington Post* erweckte seine Aufmerksamkeit; wahrscheinlich deshalb, weil er mit Schuyler eben erst über das Thema in anderem Zusammenhang gesprochen hatte.

»Außenamt erklärt: Verschwundener indischer Wissenschaftler hält sich nicht in den USA auf.« Darunter war zu lesen: »Sir Gadahar Gorakhnath, einer der Väter der indischen Atombombe, hat, einem Sprecher des Außenministeriums zufolge, nicht um politisches Asyl in den Vereinigten Staaten angesucht. Die Einwanderungs- und Zollbehörden bestätigen, daß Sir Gadahar vor einigen Monaten in New York angekommen ist, doch ist sein derzeitiger Aufenthalt unbekannt. Er verbrachte nur eine Stunde am Kennedy-Flughafen und bestieg dann eine Maschine, die mit Zwischenlandung in Havana und Mexiko City nach Caracas flog. Das Außenministerium und die Atomenergiekommission vertreten die Ansicht, daß er wahrscheinlich in Havana die Maschine verließ. Obwohl es sich bei Sir Gadahar um einen hervorragenden Fachmann handelt, der seine Ausbildung in Cambridge genoß, bestand für ihn keine Möglichkeit, in der Atomenergiekommission oder in der Kernkraftindustrie der Vereinigten Staaten zu arbeiten; nicht zuletzt deshalb, weil die Heranziehung eines Ausländers nicht nur die Genehmigung des Außenministeriums, sondern auch des Präsidenten erfordert hätte. Es besteht daher die Möglichkeit, fuhr der Sprecher des Außenministeriums fort, daß der abgesprungene indische Atomwissenschaftler seine Dienste Kuba oder einem anderen

Land der Dritten Welt angeboten hat, das unter Mißachtung der internationalen Verträge an der Herstellung einer Atombombe interessiert ist.«

Endlich erklang Vinces Stimme im Telefon.

»Jim«, sagte er, »ich habe gerade Trini untersucht. Sie ist o.k. Du kannst sie heute abend nach Hause bringen, wenn du willst.«

»Natürlich will ich«, antwortete er. »Und ich danke dir, Vince.«

»Da ist nichts zu danken«, sagte der Arzt und fügte hinzu: »Sei aber vorsichtig mit ihr, *amigo*! Sie wird für einige Zeit noch sehr schonungsbedürftig sein.«

»Darüber brauchen Sie sich keine Gedanken zu machen, Herr Doktor!« beruhigte ihn Jim. »Wann soll ich sie abholen?«

»Gegen acht. Wir werden ihr vorher noch ein Schlafmittel geben. Es wird mich freuen, dich zu sehen.«

»Mich auch«, sagte Jim und legte den Hörer auf.

Er studierte nun sorgfältig die Blätter. Die *New York Times* brachte ein Bild von Sir Gadahar Gorakhnath, der eine beeindruckende Persönlichkeit war. Er sah im buchstäblichen Sinn des Wortes außergewöhnlich gut aus, denn er vereinte europäische Gesichtszüge, dünne Lippen, Adlernase und seidiges schwarzes Haar mit einer so tiefschwarzen Hautfarbe, daß dagegen selbst ein zentralafrikanischer Neger hellhäutig wirkte. Einer plötzlichen Eingebung folgend, riß Jim das Bild aus der Zeitung und steckte es in die Brieftasche.

Ich werde es dem jungen Schuyler zeigen, dachte er, und werde mich mit ihm ein wenig über den Mann unterhalten.

Dann wandte er sich der Routine der Amtsgeschäfte zu. Ich werde wohl bald einen Empfang oder eine Party geben müssen, überlegte er. Die arme Trini wird allerdings nicht dabeisein können. Es geht ganz einfach nicht. Das ist eine der Tatsachen, die sie - genau wie ich - zur Kenntnis nehmen muß.

Auf seinem Schreibtisch häuften sich die Papiere. Die dramatischen Umstände seiner Ankunft und die nicht minder dramatischen Ereignisse, die gefolgt waren, hatten wenig Zeit für geordnete Arbeit gelassen. So ging er also daran, den vor ihm liegenden Papierberg aufzuarbeiten und auf ein überschaubares Maß zu reduzieren. Erblieb so lange an seinem Schreibtisch sitzen, daß er später als beabsichtigt ins Krankenhaus kam, wo ihm der Pförtner mitteilte, daß Van Schuyler und Petra Stevenson dagewesen, aber bereits wieder gegangen seien.

Die beiden haben es eilig, allein zu sein, dachte er, während er in den Aufzug stieg, der ihn zu Trini brachte. Als er ihr Zimmer betrat, sprach sie gerade mit einer alten Frau, die aussah wie eine Hexe aus Macbeth. Zu seinem großen Erstaunen sprachen die beiden Tluscolanisch, so daß er kein Wort verstand. Sein Erstaunen war gerechtfertigt, denn selbst Costaverdianer, die rein tluscolanischer Abstammung waren, bedienten sich kaum noch dieser alten und überaus schwierigen Sprache, die eigentlich nur in entlegenen *pueblos* und *aldeas* lebendig war. Er hörte interessiert zu, denn der bloße Klang der Worte war von außergewöhnlicher Schönheit. Charakteristisch für die Sprache waren die vielen Knallaute, bei denen die Zunge an die oberen und unteren Vorderzähne angeschlagen wurde. Mit Vergnügen stellte er fest, daß Trini diese Laute mühelos beherrschte, was bedeutete, daß die Brücke, die ihr ein Spezialist an Stelle der von Joe Harper eingeschlagenen Zähne eingesetzt hatte, fest und sicher saß.

»Wieso sprichst du tluscolanisch, Trini?« fragte er.

Sie fuhr herum, starrte ihn an, flog in seine Arme und rief:

»Por finí. Endlich bist du gekommen. Ich bin vor Sehnsucht fast gestorben.«

Er küßte sie und fragte: »Wer ist diese Hexe? Und wieso sprichst du tluscolanisch mit ihr? Das ist doch eine fast

ausgestorbene Sprache.«

»Ich bin doch auch *una bruja*», sagte sie fröhlich lachend. »Wie ich noch ein Kind war, hat mir Rosa Hexerei und Zauberei und alles, was dazugehört, beigebracht. Und natürlich Tluscolanisch, das ihre Muttersprache ist. Sie war nämlich meine Kinderfrau, Don Jaime. Mein Vater war nicht arm. Wenn Miguel Villalonga und Luis Sinnombre und ihre Scheußlichkeiten nicht gewesen wären, müßtest du dich heute nicht meiner schämen.«

»Ich schäme mich deiner nicht, Trini!« sagte er.

Die alte Frau begann zu sprechen, Trini antwortete, die alte Frau sagte ihrerseits etwas, das Mädchen antwortete abermals und schließlich stieß die Alte eine Flut von Worten hervor, die klangen, als behacke ein Specht einen Baumstamm, worauf Trini in helles Lachen ausbrach.

»Übersetze, bitte!« sagte Jim.

»Sie hat mich gefragt, wer du bist. Ich habe geantwortet: ›Mein Liebhaber.‹ Darauf sie: ›Für deinen Liebhaber ist er zu alt und zu häßlich. Ist er wenigstens reich?‹ Darauf ich: ›Ja, sehr reich.‹ Und wieder sie: ›Dann ist es in Ordnung.‹«

»Spricht sie nicht Spanisch?« fragte Jim.

»Oh, ja. Aber sie mag diese Sprache nicht.«

»Madre«, sagte Jim nun zu der alten Frau, »wollen Sie mit uns kommen, bei Trini wohnen und für sie sorgen? Sie ist recht schwach und braucht Pflege. Ich werde Sie gut bezahlen.«

»Gerne, mein Sohn«, antwortete die Alte. »Wann soll ich kommen?«

»Sofort, noch heute abend. Wir nehmen Sie mit. Wie heißen Sie?«

»Rosa«, sagte die Alte.

»Aber, *mi amor«*, protestierte Trini. »In meiner Wohnung ist doch kein Platz. Wo soll Rosa schlafen und außerdem…«

»Und außerdem, was?« fragte Jim. »Wenn Sie da ist, können wir nicht...«

»Was können wir nicht«, unterbrach er sie neuerlich. »Was willst du denn machen, *Trinita mia!«* Sie umarmte ihn und blickte ihm tief in die Augen. »Mit dir schlafen«, sagte sie schlicht. »Heute nacht möchte ich dir gehören. Möchte deinen Sohn empfangen oder deine Tochter. Das verlange ich von dir.«

»Nein, Trini«, wies er sie zurück. »Das ist zu gefährlich.«

»Es ist nicht zu gefährlich. Ich habe mit Rosa gesprochen, und sie hat mir gesagt, was ich tun soll. Liebst du mich, Don Jaime?«

»Ja«, sagte er, wußte, daß er die Wahrheit sprach und daß diese Wahrheit sehr tragisch war, »von ganzem Herzen.«

»Dann mußt du mich auch richtig lieben, auch meinen Körper. Heute nacht werde ich deine *novia,* deine Braut, sein. Jetzt kann ich es, Don Jaime, denn jetzt bin ich rein. Wirklich! *Oh, si, con pureza, mi amor!* Du bist der erste Mann in meinem Leben. Und sollst zugleich der letzte sein. Der einzige! Das verspreche ich dir!«

»Trini«, sagte er.

»Hör zu! Ich habe dir vom Reinigungsritual der Tluscolas erzählt. Ich habe es jetzt durchgemacht. Diese Tiere haben mich nicht im üblichen Sinne mißbraucht. Der große Blonde hat es ihnen nicht erlaubt. Er selbst hat es versucht, aber er war durch seine Verwundung zu schwach und konnte nicht. Aber er hat von mir eine Perversität verlangt und gesagt, er bringt mich um, wenn ich nicht gehorche. Ich habe ihm geantwortet: ›Töte mich. Das macht mir nichts. Ich gehöre Don Jaime und sterbe lieber, als daß ich ihn betrüge. Darauf hat er mich den anderen überlassen und ihnen gesagt, sie sollen mich fertigmachen. Sie sollten meinen Körper so zurichten, daß dir ekelt. Aber als der erste mich vergewaltigen wollte, ist er ihm in die Weichteile getreten, so daß der gar nicht mehr konnte. Dann hat der große

Gringo seine Pistole gezogen und geschrien, er werde jeden, der mich zu vergewaltigen versucht, töten. Sie haben mich auch nicht vergewaltigt, und alles andere, was sie mit mir gemacht haben, die Schläge, die Schnitte, das Verbrennen, die Flasche, die sie in mir abgebrochen haben - all das war die Strafe der Tluscolas für meine Unkeuschheit. Das habe ich Rosa gesagt, die der gleichen Ansicht ist. Und Rosa ist immerhin - ja, wie soll ich das nennen? *Ay, sil Una Sacerdotista* - eine Priesterin der Tluscolas, die dies wissen muß. So komme ich als eine Erneuerte zu dir, von meinen Sünden gereinigt. Ich könnte dich jetzt sogar heiraten, wenn du willst.«

»Natürlich will ich«, antwortete er. »Wir müssen nur einen Priester suchen gehen.«

»Nein«, sagte sie, »nicht jetzt. Nicht hier in Costa Verde. Erst wenn wir von hier fort und in deiner Heimat sind, wo man meinen Ruf nicht kennt und wo ich keine Last für dich bin. Don Jaime, versprich mir eines...«

»Was ist, Trinita?«

»Daß du weiterhin das Leben führst, das man von dir erwartet. Du sollst mit den Damen der guten Gesellschaft ausgehen. Zu Partys und Bällen. Sollst der große *Señor Embajador* sein. Ich werde dich nur an zwei oder drei Abenden der Woche erwarten; nicht öfter. Ich vertraue dir. Du wirst dich nicht in eine andere verlieben, wirst die Mutter deiner Söhne, die dich liebt, nicht verlassen. Und wenn deine Arbeit hier beendet ist, gehe ich mit dir nach New York und werde dort deine Frau und eine große Dame sein!«

»Trini«, flüsterte er mit Tränen in den Augen, hoffend, sie werde sie nicht bemerken.

»Du mußt mir viel beibringen. Vor allem Englisch. Wirst du mir Unterricht geben, Don Jaime?«

»Wenn du mir Tluscolanisch beibringst, ja«, sagte er.

»Wozu denn? Was fängst du mit Tluscolanisch an?«

»Ich weiß nicht. Wahrscheinlich nichts. Aber es klingt so hübsch.« Er griff nach dem eleganten neuen Koffer, den ihr Petra gebracht hatte, worauf sie lächelnd sagte:

»Petra ist überglücklich, daß du ihr diesen hübschen Jungen geschickt hast. Aber sag mir eines, Don Jaime!«

»Nun, was denn, Trini?«

»Hast du ihn zu ihr geschickt, weil du gefürchtet hast, er könnte mir zu gut gefallen?«

Er blickte sie an und sagte schlicht: »Ja, Trini.«

»Oh«, heulte sie los, »wie wunderschön. Daß du mich so liebst! Don Jaime, wir können Rosa heute nacht nicht mit uns nehmen. Wir können nicht!«

»Warte nur ab, Trini«, erwiderte er.

Als sie den Porsche sah, klatschte sie vor Begeisterung in die Hände und bat sofort, ihn fahren zu dürfen, was er ablehnte.

»Er ist sehr schnell und ein bißchen gefährlich«, belehrte er sie. »Ich muß dir erst Fahrstunden geben. Und nun komm.«

Sie zwängten sich in den kleinen Wagen, indem Rosa das Mädchen ganz einfach auf den Schoß nahm, was beiden offensichtlich gefiel. Sie fuhren in Richtung des neuen Wohnviertels bei *Puerta de Oro,* in dem, im Gegensatz zum Goldenen Tor, wo es nur Villen gab, mehrere Hochhäuser standen. Die Alte hielt Trini in ihren Armen wie ein Baby und sang ununterbrochen tluscolanische Schlummerlieder.

Kurz bevor Jim den Wagen anhielt, bemerkte Trini, daß sie kilometerweit von dem *barrio* entfernt waren, in dem sich ihre kleine Wohnung befand.

»Don Jaime«, rief sie, »du bist falsch gefahren. Hier gehören wir nicht her.«

»Ich bin richtig gefahren, und hier gehören wir sehr wohl her. Tomas hat in meinem Auftrag deine kleine Wohnung verkauft

und das Geld auf einer Bank für dich eingezahlt. Dann habe ich dir, das heißt uns, eine neue Wohnung gekauft. Mit Zimmern für zwei weibliche Dienstboten, von denen einer Rosa sein wird, und für einen Butler. Ich habe ein Ehepaar engagiert. Die Frau heißt Cecilia und ihr Mann Pepe. Er wird kein sehr guter Butler sein, aber er ist ein ehemaliger Polizist, der ausgezeichnet schießt und allen, die versuchen sollten, dich noch einmal fortzuschleppen, Arme und Beine brechen wird.«

»*O Demonios*«, sagte sie verärgert, »jetzt werden wir überhaupt nie allein sein.«

»Doch, wir werden es. Die Wohnung ist sehr groß und hat zwei riesige Schlafzimmer, eines für dich, eines für mich, mit einem Badezimmer dazwischen.«

»Nein«, unterbrach sie ihn, »jetzt bin ich aber böse. Ich muß mich wie eine richtige Ehefrau benehmen und dich ausschimpfen. Nur ein Schlafzimmer, Don Jaime! Für uns beide! Mit einem ganz, ganz kleinen schmalen Bett. So breit nur« - sie zeigte die Distanz mit den Fingern -, »so daß du nie weit weg von mir sein kannst. Mein erster Auftrag an Pepe wird sein die Türe zum anderen Schlafzimmer zuzunageln.«

»Trini«, seufzte er, »denke daran, daß ich ein alter Mann bin und deine Gesundheit sehr angegriffen ist. Dr. Gómez sagt...«

»Mich interessiert nicht, was er sagt. Ich bin eine Hexe und Rosa ist auch eine Hexe und außerdem eine ausgezeichnete Hebamme, und ich habe vor der Heiligen Jungfrau geschworen, daß ich dir zehn Babys schenken werde. Also ärgere mich nicht länger, *mi amor*!«

»Mein Gott«, sagte er. »Einigen wir uns auf ein Baby, Trini! Oder höchstens zwei. In meinem Alter kann ich nicht damit rechnen, daß ich auch nur drei Söhne heranwachsen sehe. Und das wäre sehr traurig für mich, und für dich und die Kinder eine schwere Last...«

»Du wirst älter als hundert Jahre«, widersprach sie ihm. »Und

du wirst nicht nur deine Söhne heranwachsen sehen, sondern auch deine Enkel. Und deine Urenkel wirst du auch noch sehen. *Y tus bis-bis nietos! Y tus...«*

»Und du?« fragte er. »Was wirst du erleben?«

Ihr Gesicht wurde ernst und schmerzerfüllt.

»Ich weiß nicht«, flüsterte sie. »Ich bin zwar eine tluscolanische Hexe, aber das ist mir nicht offenbart worden...«

Er drang nicht weiter in sie. Zwar glaubte er nicht an Zauberei und Prophezeiungen, aber er befürchtete, daß die alte Hexe Trini irgend etwas über ihre Zukunft gesagt hatte, das sie mit Sorge erfüllte. Es ist besser, ich lasse es ruhen, dachte er...

Der kleine Wagen war vor dem Eingang zu einem imposanten Apartmenthaus angelangt. Die Bewohner dieses *barrio* nannten die Gegend in Anlehnung an das benachbarte Goldene Tor scherzhaft *Puerta de Plata,* das Silberne Tor. Der Name hatte sich eingebürgert, obwohl die offizielle Bezeichnung *El Barrio Saltamonte,* das Viertel der Heuschrecken, lautete. Es war einmal eine Gegend gewesen, in der arme Leute in Hütten gehaust hatten, die sie aus dem Blech von Konservendosen, aus gestohlenen Brettern und Balken errichtet hatten. Aber nachdem eine Invasion von Ratten aus diesem *barrio* die feinen Damen vom Goldenen Tor, samt ihren Köchinnen und Stubenmädchen, in Angst und Schrecken versetzt hatte, rief der glorreiche Führer, General García, zu einem Feldzug gegen den *Chabolismo* auf, ein Begriff, der sich nicht mit einem Wort, sondern am ehesten mit der Wendung übersetzen läßt: Die üble Angewohnheit, in Hütten zu leben.

Er ordnete an, daß die Hütten niedergerissen und an ihrer Stelle Wohnhäuser errichtet werden sollten. Zunächst war beabsichtigt, *viviendas sociales,* Häuser mit niedrigen Mieten für die Bedürftigen, zu bauen. Tatsächlich wurden einige solche Häuser, möglichst weit weg vom Goldenen Tor, fertiggestellt. Aber wie immer in Lateinamerika und vor allem in Costa Verde,

zeigte sich, das die Mieten für die Bedürftigen viel zu hoch waren, so daß statt den Mittellosen Angehörige des Mittelstandes in die Häuser einzogen. Die Armen aber bauten ihre *chabolas* an anderen Stellen und sahen zu, wie die Ratten wiederkehrten.

Bald erkannten Grundstücks- und Bauspekulanten, daß man im Heuschreckenviertel nach dem Vorbild etwa der New Yorker Park Avenue Hochhäuser mit Luxusappartements errichten konnte. Sie gingen dabei von der Tatsache aus, daß am Goldenen Tor gesetzlich eine Bauhöhe von zwei Stockwerken vorgesehen war, so daß dort die Errichtung von profitablen Hochhäusern unmöglich war. Die Leute, die im Goldenen Tor lebten, hatten dafür gesorgt, daß *El Cortes Supremo* ein entsprechendes Baugesetz verabschiedet hatte. Die Villen in *La Colonia de Puerta de Oro* kosteten mehrere hunderttausend bis zu einer Million Dollar, und da zu ihren Besitzern u.a. General García und sämtliche Regierungsmitglieder gehörten, war es für die Spekulanten, wenn sie nicht im Gefängnis landen oder gar erschossen werden wollten, nicht ratsam, die Bauvorschriften auch nur im geringsten zu umgehen.

Für Botschafter James Randolph Rush war das Silberne Tor der ideale Platz, um seine junge Geliebte unterzubringen. Zunächst einmal lebten dort fast sämtliche Filmstars von Costa Verde, die, wie die Filmstars auf der ganzen Welt, eine gewisse Freizügigkeit des Lebenswandels an den Tag legten. Außerdem hatten alle Minister, die am benachbarten Goldenen Tor lebten, ihre *Queridas, Protegidas* und andere Abarten von Mätressen hier untergebracht. Das gleiche galt für die »Nichten« und »Haushälterinnen« einiger hoher Geistlicher, und schließlich behauptete ein für südamerikanische Verhältnisse ganz ungeheuerliches Gerücht, daß sich einige hochgestellte Damen der Liga für die Verteidigung der Frauenrechte in schicken, von ihnen eingerichteten und bezahlten Garconnièren, ebenso schicke Gigolos hielten.

Sehr begeistert war Jim von diesen Zuständen nicht, aber in jedem anderen Wohnviertel der besseren Gesellschaft war zu befürchten, daß die arme Trini nicht nur täglich, sondern geradezu stündlich von entrüsteten, streng katholischen Damen beschimpft und beleidigt werden würde, woran auch eine Heirat, zu der er nach wie vor entschlossen war, kaum etwas zu ändern vermocht hätte. Das Silberne Tor war der einzige Platz, an dem er, verheiratet oder nicht, mit einer ehemaligen Prostituierten leben konnte, und deshalb hatte er sie hier untergebracht.

Pepe, der weniger wegen seiner fast nichtexistenten Fähigkeiten als Butler engagiert worden war, sondern hauptsächlich, um Trini zu bewachen und zu beschützen, wenn Jim nicht da war, und Cecilia, seine dicke, aber hübsche Frau, begrüßten sie mit Lächeln und Verbeugungen an der Wohnungstür. Das Lächeln verschwand allerdings, sobald sie Rosa erblickten. Nachdem ihnen aber erklärt worden war, daß sie die *Niñera,* die Kinderfrau der *Señorita* gewesen sei und sich nunmehr um die angegriffene Gesundheit ihrer Herrin kümmern werde, lächelten die beiden bald wieder.

Es war kaum eine halbe Stunde vergangen, da hatte Trini, wie Jim feststellen konnte, bereits ihre Herzen gewonnen, und zwar dadurch, daß sie ihnen mit der ihr angeborenen Freundlichkeit begegnete. Bald nannte Cecilia sie Trini und duzte sie, was in einem Haushalt im benachbarten Goldenen Tor wahrscheinlich ihre sofortige Entlassung zur Folge gehabt hätte. Eine richtige *Señorita,* dachte Jim, hätte sie vorher noch mit den Worten zurechtgewiesen: »Haben Sie die Freundlichkeit, mich anständig anzureden, Cecilia.« Und die korrekte Form der Anrede von *la Señora* oder *la Señorita* schloß nicht nur Koseworte wie Nifti und das Duzen, sondern auch das förmliche Sie aus. Im Goldenen Tor hätte sich Cecilia stets der Anrede in der dritten Person bedienen müssen: »Wünschen *Señorita,* daß ich das Frühstück bringe?«, »Befehlen *Señorita,* daß ich das Badewasser einlasse?« und so weiter. Was, so überlegte Jim,

einer der vielen Gründe ist, warum die Dienstboten ihre Herrschaften so hassen und warum in Lateinamerika Revolutionen so häufig und so blutig sind.

Was ihn betraf, so behandelten sie ihn, seit sie wußten, daß er Botschafter war, mit der größten Formalität. »Wünschen Exzellenz dies oder das?« und »Wie Herr Botschafter befehlen!«

Beim Abendessen redete er Trini zu, wenigstens ein wenig von den zahlreichen aufgetragenen Speisen zu essen. Nachher saßen sie vor dem Fernsehapparat und sahen sich Wildwestfilme und Krimis an, bis es Zeit war, ins Bett zu gehen.

Jim Rush hatte diesem Augenblick mit Bangen entgegengesehen und nun, im Schlafzimmer, bemerkte er, daß es Trini genauso ging. Ihre Augen waren weit aufgerissen, ihre Lippen aschfarben und sie zitterte. Seltsamerweise löste ihre Furcht, die Furcht einer jungfräulichen Braut, seine eigenen Ängste.

»Komm zu mir, Trini«, sagte er.

Sie näherte sich ihm, und er fragte zart:

»Willst du, daß ich im anderen Zimmer schlafe?«

»Nein, nein und dreimal nein«, rief sie. »Du sollst hier bei mir bleiben. Du sollst mit mir schlafen. Aber, Don Jaime, ich habe solche Angst.«

»Vor mir?« fragte er.

»Sí! Nein! Ich habe Angst, daß ich dir nicht gefallen werde.«

Er drückte sie lachend an sich und meinte: »Warum solltest du mir nicht gefallen, Trini?«

»Weil ich dumm bin. Ich weiß nicht, was ich reden, wie ich mich benehmen soll. Es ist doch das erstemal, daß ich mit einem Mann allein bin, den ich liebe. Ich weiß ja gar nicht, wie ich mit dir schlafen soll. In meinem bisherigen Leben habe ich es nicht gelernt, da war alles ganz anders. Don Jaime, darf ich dich etwas

fragen?«

Wie immer antwortete er geduldig: »Was denn, Trini?«

»Soll ich leidenschaftlich sein? Wild? Schnell und laut atmen? Alles mögliche sagen? Und dich bitten, daß du alles mögliche tust?«

Er wußte nicht, ob ihm das Lachen oder das Weinen näher war. Wahrscheinlich das Weinen. Dieses schreckliche Mißverstehen dessen, was er von ihr erwartete, war an sich eine Art von Unschuld, eine tragische, bemitleidenswerte Unschuld.

Er blickte ihr in die Augen und fragte: »Wäre das echt, Trini? Bist du so?«

Sie beugte den Kopf und sagte müde: »Nein, Don Jaime, es wäre nicht echt, denn so bin ich nicht. Ich fürchte, daß ich dich enttäuschen werde, denn ich bin kalt wie Eis. Ich habe nie etwas mit einem Mann gefühlt, außer Ekel und Schmerz.«

Sie hielt inne, blickte ihn an und in ihren großen Augen erstrahlte ein warmer Glanz.

»Nein. Das stimmt nicht. Einmal habe ich etwas gefühlt, und es war wunderbar. Weißt du, wann, Don Jaime? Erinnerst du dich?«

»Wie könnte ich, Kind«, sagte er.

Sie schürzte die Lippen.

»Du solltest aber, denn es war ja mit dir.«

»Aber, Trini«, lachte er.

Sie warf sich in seinen Armen zurück, wiegte sich in den Hüften, machte einige wilde *flamenco zapateo-Schritte* und rief lachend:

»Ay si! Si, si y si! Mit dir! Beim Tanzen, *mi amor*! Im *Obsidian Room.* Damals haben wir hundert Babys gemacht.« Sie klammerte sich an ihn und flüsterte ihm spitzbübisch lächelnd ins Ohr: »Meine Höschen waren ganz naß.«

Dann verdunkelten sich ihre Augen, und sie sagte langsam und traurig: »Aber nachher hat diese *bestia* alles zerstört...«

Er lächelte sie an. Eine tiefe Ruhe erfüllte ihn. Irgendwie fühlte er zum ersten Mal in seinem Leben, daß alles gutgehen, daß diese Nacht nicht eine der üblichen Katastrophen bringen würde. Sanft sagte er zu ihr:

»Geh' in die Garderobe und ziehe dein Nachthemd an. Bürste deine Harre. Einhundertmal, das ist gut für die Nerven, hat man mir gesagt...«

»Aber es ist so kurz«, antwortete sie. »Und daran bist du schuld, *mi amor*! Weil du in *la muy zarra de mi Tía Alicia* verliebt warst, haben sie mir befohlen, mir das Haar zu schneiden, damit ich ihr ähnlich sehe. Vorher habe ich es lang getragen, so lang, daß es mir bis zu den Schenkeln reichte und ich darauf sitzen konnte.«

»Laß es dir wieder wachsen«, sagte er. »Ich liebe lange Haare.«

»Aber das Haar von *la muy Tana de mi Tía Alicia* ist...«

»Trini!« ermahnte er sie.

»Si, mi amor?« sagte sie verängstigt.

»Bitte, sprich nicht so von deiner Tante. Du bist ungerecht. Sie ist eine der gütigsten und besten Frauen, die ich kenne. Darum liebe ich sie.«

»Du liebst sie also«, schluchzte sie. »Du gibst es zu. *Ay, pobre de mi.* Wie unglücklich ich bin!«

»Komm zu mir, Trini!«

Sie schmiegte sich an ihn und flüsterte:

»Ja, Geliebter. Ich bin bei dir. Sage mir, was ich tun soll. Sage mir, daß ich mir die Kehle durchschneiden soll. Danach ist mir zumute.«

»Ich sage dir, daß du mich küssen sollst.«

Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, küßte ihn, lehnte sich zurück und sah ihn aus großen, schwarzen verschleierten Augen an.

»Ich liebe dich, Don Jaime«, flüsterte sie. »Oh, wie ich dich liebe. Ich bin wirklich ein verrückter kleiner Vogel.«

»Und eine Gießkanne«, sagte er. »Verrückt wie eine Gießkanne.«

Er konnte sich eine verrückte Gießkanne zwar nicht vorstellen, aber der Ausdruck war in Costa Verde nun einmal gebräuchlich. Außerdem vergoß sie tatsächlich bei jeder Gelegenheit Tränen wie aus einer Gießkanne, was er ihr übrigens abzugewöhnen gedachte.

»Komm, zieh jetzt dein Nachthemd an, Trini«, ermahnte er sie.

Als sie nach einer Ewigkeit zurückkam, lag er bereits im Bett. Er hatte einen seiner seidenen chinesischen Pyjamas angezogen und tat so, als ob er schliefe.

Sie setzte sich auf den Bettrand, streckte ihre Hand aus und fuhr mit den Fingern über die Narbe auf seiner Stirn. Er ergriff ihre Hand, drehte sie um und küßte sanft in die Handfläche, worauf sie zitternd in seine Arme sank. Dann preßte er sie an sich und küßte sie, legte sich zurück und starrte bewegungslos, mit halbgeöffneten Augen, als ob er träume, an die Decke.

Sie richtete sich auf, blickte ihn an und flüsterte: »Was ist geschehen, Don Jaime?« Er lächelte und antwortete: »Nichts. Ich bin faul und sehr zufrieden. Und wir haben ja noch die ganze Nacht vor uns.«

Sie schwiegen eine Zeitlang, und dann sagte sie: »Don Jaime, darf ich etwas fragen?«

»Natürlich, Trini.«

»Liebst du mich nicht? Ekelt dir vor mir?«

»Mein Gott«, sagte er nur und küßte sie.

»Du bist so seltsam«, sägte sie zögernd.

»Ich weiß. Aber nun sei schön still. Ruh dich aus...«

»Nein! Nein, nein und dreimal nein! So gebrechlich bin ich nicht. Es wird mir nichts geschehen. Ich will dir gehören. Jetzt, sofort. Ich will mich nicht ausruhen und nicht warten.«

Sie entwand sich seinen Armen, richtete sich auf, zog das Nachthemd aus weißer Seide über die Schultern und warf es zu Boden. Beim Anblick ihres nackten Körpers stand sein Atem still, und seine Augen wurden feucht.

Er sah die lange, rötlichweiße Narbe des selbst zugefügten Messerstichs, die Wundmale rund um die Warzen ihrer Brüste, die bläulichroten Stellen, an denen sie ihre brennenden Zigaretten auf das lebende Fleisch gedrückt hatten, die zerschundenen Finger, die langen Streifen, die eine mit Blei beschwerte Peitsche in Rücken, Hüften und Brust geschnitten hatte...

Ihre Hände flogen empor, um ihre Brust zu verbergen, dann gerieten sie in schwirrende Bewegung, wie die Flügel eines Vogels, um die unzähligen Narben ihres Körpers vor seinen mitleidsvollen Blicken zu verhüllen. Sie sah, wie sich seine Augen vor Schmerz und Mitgefühl mit Tränen füllten und rief:

»Nein, sieh mich nicht an, ich bin so häßlich. Du wirst so angeekelt sein, daß...«

Seine Schultern zuckten, und schluchzend fuhr sie fort:

»Nein, *por favor, amor mio*! Ich bin nicht wert, daß du meinetwegen weinst. Brich mir nicht das Herz!«

Er streckte seine Arme aus, zog sie zu sich herab und begann jede einzelne Narbe mit sanften Küssen zu bedecken, als wollte er die Erinnerung an Schmerz und Schrecken auslöschen.

Sie hob die Hände, fuhr durch sein ergrautes Haar und flüsterte wieder, von Küssen unterbrochen:

»Jetzt, *amor mió.* Bitte, jetzt. Ich liebe dich und ich brauche

dich.

Ich sehne mich nach dir, bitte, Liebster, komm...«

»Trini«, murmelte er, »willst du wirklich...?«

»Ja, bitte! *Por favor*!«

Er versuchte es vergeblich. Es war ihm unmöglich, in sie einzudringen, und mit Entsetzen erinnerte er sich daran, was man ihr angetan hatte: Das zerbrochene Glas und die nachfolgende Operation. »Bitte, versuch es«, sagte sie schluchzend. »Ich brauche dich, *mi amor*!«

Er versuchte es nochmals; mit aller Zärtlichkeit, aber ihre Lippen wurden weiß vor Schmerz. Er hielt inne und betrachtete voll Sorge ihr Gesicht.

Sie lächelte ihm zu und flüsterte: »Es tut weh. Aber das erste Mal tut es ja immer weh.«

»Oh, mein Gott«, sagte er.

Beide Arme um ihn schlingend murmelte sie: »Laß mich, Don Jaime. Damit du dir nicht vorwirfst, zu brutal zu sein…«

Bevor er noch erraten konnte, was sie damit meinte, spannte sie ihren schlanken Körper wie einen Bogen und ließ ihn nach oben schnellen. Ihr Gesicht war von Schmerz verzerrt, dann sank sie seufzend zurück, stöhnte leise und hielt ihn sanft, heiß, feucht und zitternd in ihrem Inneren umschlossen.

Er war wie erstarrt und vor Schreck gelähmt, während ihre heißen Lippen sein Ohr streiften.

»Don Jaime, der Schmerz ist vorbei. Du hast ihn verjagt. Ich spüre nichts mehr.«

»Trini«, flüsterte er ihr liebevoll zu.

Sie beugte sich empor, küßte ihn, sank wieder zurück und sagte: »Jetzt kannst du beginnen…«

Und mit einem Schlag war zu seinem Erstaunen alles leicht, schön und vollkommen. James Rush war sein Leben lang

bestenfalls ein mittelmäßiger, meist sogar ein sehr schlechter Liebhaber gewesen, aber nun vollbrachte er, ohne Hast und Zwang, friedvoll und entspannt, mit Trini wahre Wunder, denn was ihn trieb, war nicht Leidenschaft, sondern Liebe.

Plötzlich umklammerte sie ihn, erzitterte und bedeckte, schluchzend wie ein Kind, sein Gesicht mit Küssen.

»Trini«, sagte er verwirrt.

»Ich habe es nicht gewußt«, stammelte sie, »ich habe es nicht einmal geahnt.«

»Was hast du nicht geahnt, kleine Trini?« fragte er.

»Daß es so schön sein kann. Aber ich hätte wissen müssen, daß es mit dir so sein wird. *Dulce asesino!* Du süßer Mörder! Du hast mich getötet! Ich bin wirklich gestorben. *Ay que buena muerte!* Aber welch guter, schöner Tod das war.«

»Trini«, sagte er zärtlich.

»Jetzt bin ich auferstanden und kann dir etwas sagen«.

»Was denn, kleine Trini?«

»*Por ejemplo.* Zum Beispiel, daß du kein Mann bist.«

»Um Himmels willen, was bin ich denn? Eine Ziege? Eine Frau? Oder ein *maricón* wie Geri Pyle?«

Sie trommelte mit beiden Fäusten auf seine Brust und protestierte: »Du sollst nicht so schreckliche Dinge sagen. Ich muß ein wenig nachdenken, denn ich bin dumm und weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll. Männer sind Tiere. Brutale Tiere, die einem weh tun und für die man nur ein Stück Fleisch ist. Sie bedecken uns mit ihrem Schweiß, wir riechen nach ihnen und fühlen uns mißbraucht, geschändet und erniedrigt. Aber da bei dir alles anders, alles geradezu das Gegenteil war, bist du kein Mann.«

Er lächelte und sagte sanft: »Ich frage nochmals: Was bin ich denn?«

»Ein Engel, ein Zauberer und ein Künstler, der auf mir

gespielt hat, wie auf einem Instrument. Aber jetzt sag mir eines, Don Jaime: Glaubst du, wir haben es gemacht?«

»Was gemacht, Trini?«

»Jaimito. Oder Trini. Oder beide auf einmal. Zumute war mir danach. Jaimito, Trinita, Brüder und Schwestern, zehn auf einmal. Don Jaime, sag mir noch etwas.«

»Was denn, Trinita?«

»Du sollst mich nicht Trinita nennen. Trinita, das ist das kleine Wesen, das du in mich gepflanzt hast. Ich bin nur Trini, und sie wird mich *madrecita* nennen. Ach, ich bin ja so glücklich. Aber was habe ich sagen wollen?«

»Du hast mich wie üblich etwas fragen wollen.«

»Ay si! Aber zuerst mußt du zum Fenster gehen. Ich glaube, man kann von hier den alten Zopo sehen.«

»Den Zopocomapetl? Den Vulkan? Nein, ich glaube nicht. Aber warum sollte man, Trini?«

»Dann mußt du nachher Pepe schicken, damit er nachsieht, ob er noch da ist. Weißt du, warum, *mi amor?«*

»Nein, Trini«, antwortete er.

»Weil ich glaube«, sagte sie und lachte laut, »wir waren so wild, daß er eingestürzt ist.«

Sie blickte ihn an, und plötzlich wurde ihr Gesicht ernst, fast schmerzerfüllt.

»Don Jaime«, flüsterte sie, »war es auch gut für dich? Hast du Freude mit mir gehabt? *Disfrutaste de mi!«*

»Aber natürlich«, versicherte er ihr.

»Ich mit dir auch. Sehr viel sogar. Ich hätte nie gedacht, daß eine Frau so viel Spaß haben kann. Aber jetzt bin ich traurig, weil ich fürchte, daß wir für heute nacht aufhören müssen. Ich blute ein wenig, Don Jaime!«

Er richtete sich auf und sah, daß das Bettzeug unter ihren

Beinen mit Blut durchtränkt war, aber sie lächelte ihn an und sagte:

»Es ist, wie die Tluscolas sagen. Ich habe die Probe bestanden. Die Götter haben mir vergeben. Und du bist der erste Mann in meinem Leben, Don Jaime. Und wirst auch der letzte sein. Der einzige! Glaubst du mir?«

»Ja, ich glaube dir, Trini«, sagte er, griff nach dem Schlafrock, warf ihn um und wollte zum Telefon eilen.

»Bitte«, sagte sie, »rufe nicht Dr. Gómez oder Dr. Moreno an. Gar keinen Doktor. Ich werde Rosa rufen, und sie wird mir sagen, was ich tun soll. Das ist eine Sache für uns Tluscolas. Ein weißer Mann, selbst wenn er ein Arzt ist, wird es nicht verstehen.«

»Du kannst sie kommen lassen«, sagte er, »aber ich rufe Dr. Gómez an. Mein Vertrauen in die Hexenkünste der Tluscolas hat seine Grenzen.«

»Bitte, *mi amor*«, flehte sie, »tu das nicht. Sie werden mich wieder ins Krankenhaus stecken. Und dann werden wir nicht mehr wild sein und die Vulkane zum Einstürzen bringen können.«

»Du bist verrückt«, fuhr er sie an, »ruf ruhig diese alte Hexe, aber ich werde dafür sorgen, daß du anständig behandelt wirst.«

Damit ging er zum Telefon, während Rosa den Raum betrat und ausrief: »*Los hombres! Que brutotes y bestias sois*!«

»Sag nicht solche Dinge über Don Jaime«, wies Trini sie zurecht. »Er ist ein Engel und ein Heiliger. Ich verbiete dir, so zu sprechen!«

»*Mierda«*, grollte Rosa und fuhr in sanfterem Ton fort: »Lege dich nieder, *Niñita*, Rosa wird sich um dich kümmern.«

Sie war, wie Jim sah, eine geschickte Krankenpflegerin. Mit Eiswürfeln, die sie aus dem Kühlschrank geholt hatte, stillte sie schnell die Blutungen, freilich mit argen Krämpfen für Trini.

Dann legte sie ihr eine Binde an, wandte sich an Jim, sah ihn mit giftigen Augen an und sagte:

»Gehen Sie die nächsten zwei Wochen in den Blauen Mond, Don Jaime, und lassen Sie mein Baby in Ruhe, verstanden?«

»Rosa«, schluchzte Trini, »wie böse du bist!«

»Nicht böse, sondern klug«, erwiderte die Alte. »Männer sind wilde Tiere. Mein Baby ist zart und schwach. Deshalb werdet ihr jetzt eine Zeitlang nicht miteinander schlafen.«

Eine halbe Stunde später erschien Vince Gómez in Begleitung von Luis Moreno. Sie untersuchten Trini, die vor Angst wie gelähmt war, sorgfältig. Was sie fürchtete, war nicht die Diagnose der Ärzte, sondern die Trennung von Jim.

»Es ist alles wieder in Ordnung«, sagte Vince. »Aber bring sie morgen oder übermorgen auf jeden Fall zu mir ins Krankenhaus. Wir müssen neue Blutgerinnungstests machen. Diese alte Hexe hat mir das Bettzeug gezeigt. Das viele Blut gefällt mir nicht. Irgend etwas in ihrem Körper scheint die Gerinnungsfähigkeit zu beeinträchtigen. Wir haben ihr Blut völlig ausgetauscht und trotzdem...«

»Ich bringe sie sobald wie möglich zu dir«, sagte Jim.

Es war falscher Alarm gewesen. Die Tests im Krankenhaus ergaben, daß das neue Blut sehr gut gerann.

»Es ist jetzt wirklich alles in Ordnung«, sagte Vince. »Mit meinem Segen kannst du ab sofort uneheliche Kinder machen, Jim. Sie wird natürlich sorgfältiger Pflege bedürfen, aber ansonsten...«

»Sie wird die Kinder aber nicht behalten«, wandte Dr. Moreno ein. »Sie hat nicht die geringste Chance dazu, mit diesem zertrümmerten Becken. Sie haben sie zwar ausgezeichnet zusammengeflickt, Vince, aber ich finde, es ist nicht fair, wenn Sie falsche Hoffnungen erwecken.«

»Herr Doktor«, fragte Jim, »wissen Sie etwas über die Hexerei der Tluscolas?«

»*Le Brujería de los Tluscolal?* Offen gestanden, nein. Aber warum fragen Sie, Herr Botschafter?«

»Weil Rosa sagt, daß Trini Kinder haben wird. Rosa ist eine Hexe, und wenn ich mich zwischen ihrer Hexerei und der modernen Wissenschaft entscheiden muß, dann weiß ich nicht, was ich wählen soll.«

»Ich auch nicht«, pflichtete ihm Vince lachend bei. »Du kannst sie jetzt nach Hause nehmen, Jim, und weiter uneheliche Kinder zeugen. Aber nicht zu stürmisch, bitte!«

»Vince«, sagte Jim.

»Ja! Was ist denn, mein großer Casanova?«

»Sie werden nicht unehelich sein«, sagte Jim Rush.

23

Als Peter Reynolds die Tür seines alten Hauses öffnete und Jim Rush vor sich stehen sah, sagte er lachend: »Das nenne ich eine Überraschung. Also bist du doch nicht nach Südamerika abgehauen, ohne daß ich dir einen Orden an die Brust heften kann. Den Orden der Teufelskerle l. Klasse mit Palmen! Du hast ihn dir verdient. Aber wie du dich gegenüber unserem armen Mitarbeiter in Washington benommen hast, das war wirklich nicht schön. Komm trotzdem herein! Ich sehe, du hast deine Koffer mitgebracht. Wir werden dich nicht hinauswerfen, bevor du uns erklärt hast...«

»Mein Gott, Peter« unterbrach ihn Jim, »du wirst doch nicht beleidigt sein, weil die Journalisten, darunter auch euer Mitarbeiter, bei meiner Aussage vor dem Senatsausschuß nicht anwesend sein durften. Du hast lange genug in Costa Verde gelebt, um dir ausrechnen zu können, warum ich auf absoluter Vertraulichkeit bestanden habe.«

»Natürlich. Du wolltest deine Informanten schützen. Aber gerade weil ich dieses Affenparadies und die Verrückten, die es regieren, kenne, hättest du mir zutrauen können, daß ich mit dem Material entsprechend vorsichtig umgehe.«

»Peter«, sagte Jim, »ich bin nicht gekommen, um mit dir zu diskutieren, sondern um dich um etwas zu bitten. Es ist sogar eine sehr große Bitte. Sie richtet sich nicht nur an dich, sondern auch an Tim. Ist er zu Hause?«

»Ja, ich werde ihn anrufen. Und jetzt gib mir deine Tasche, die kann ich mit einem verkrüppelten Arm gerade noch tragen. Den Rest mußt du leider selbst nehmen. Mario liegt mit einem Schnupfen im Bett; wenn wir ihn herunterholen, haben wir Alicia am Hals. Warum kommst du eigentlich so spät?«

»Es hat lange gedauert, bis ich ein Taxi gefunden habe, das mich so weit herausbrachte. Der Autoverleihschalter war

nämlich schon geschlossen. Es tut mir leid, Peter, aber ich würde dich nicht so spät überfallen, wenn es nicht wichtig wäre.«

»Jim«, beruhigte ihn Peter lächelnd, »wir sind doch Freunde und das bedeutet, daß du mich zu jeder Tages- und Nachtzeit überfallen kannst. Ich freue mich, daß du da bist, und Alicia wird sich noch viel mehr freuen. Sie hat sich Sorgen um dich gemacht.«

Kaum hatten sie das Haus betreten, als sich Alicia auch bereits auf Jim stürzte, ihn abküßte und sagte: »Ich bin so glücklich, daß du da bist«, wobei ihn ihre Stimme so sehr an Trini erinnerte, daß er erst einige Male Atem holen mußte, ehe er antworten konnte:

»Ich bin es auch, und ich hoffe, du bist noch nicht zu müde, denn ich habe schrecklich viel zu erzählen.«

»Nein«, antwortete sie, »ich bin gar nicht müde. Hast du schon mein Double gefunden, Jim? Ich warne dich; ich werde sehr eifersüchtig sein, denn ich habe Peter gesagt, daß du mir jedesmal, wenn ich dich sehe, besser gefällst.«

»Licia, so laß ihn doch verschnaufen, bevor du die *Vampiresa* spielst«, ermahnte sie Peter. »Rufe lieber Tim und Marisol an und sag, sie sollen herüberkommen. Jim will auch mit ihnen sprechen. Und wie wäre es jetzt mit einem Whisky, alter Junge?«

»Ja, aber nur einen kleinen. Ich brauche einen klaren Kopf für unser Gespräch.«

»Natürlich weiß ich, wie man ein Telefon abhörsicher macht«, sagte Tim O'Rourke. »Man schließt an den Apparat ein Gerät an, das die Stimme so verzerrt, daß man meint, Donald Duck zu hören, begleitet von einem Chor betrunkener Delphine. Nur wenn an dem anderen Apparat ein entsprechendes Gegengerät angeschlossen ist, kann man die Stimme unverzerrt hören.«

»Je ein solches Gerät habe ich schon in der Botschaft, in der Residenz und in einer Wohnung installieren lassen, in der ich mich manchmal aufhalte.«

»Ist das die Wohnung meines Doubles?« unterbrach ihn Alicia.

»Pst, Staatsgeheimnis«, sagte Jim. »Nun möchte ich die drei Gegengeräte installieren lassen: Eines in deinem Haus, Tim, eines in Peters Haus und das dritte in eurem Büro, damit ich vierundzwanzig Stunden am Tag eine nicht abgehörte und nicht abhörbare Verbindung mit Leuten habe, denen ich vertrauen kann. Zu eurer Information: Mit dem Ministerium habe ich eine solche Telefonverbindung nicht und will sie auch gar nicht.«

»Das können wir uns denken. Obwohl wir schon geglaubt haben, wir seien von der Liste deiner Freunde gestrichen, nachdem du unserem Mitarbeiter in Washington kein Wort über die Gründe deines Erscheinens vor dem Senatsausschuß gesagt hast.«

»Tim, das ist doch lächerlich. Ich kann und darf niemandem etwas über diese Sache sagen. Dafür gibt es schwerwiegende Gründe. Genügt euch das, ihr rasenden Reporter?«

Die beiden sahen einander an, grinsten und sagten dann gleichzeitig, wie aus der Pistole geschossen: »Nein, das genügt uns nicht!«

»Gut, ich sage euch alles«, seufzte Jim, »aber ich warne euch. Die Gründe, warum ich lieber schweigen würde, werden ein arger Schock für eure Frauen sein. Alicia und Marisol, ich bitte um Verzeihung, aber ihr seht ja, daß mir die beiden Neandertaler, die ihr geheiratet habt, keine Ruhe lassen. Der Grund, warum ich so schweigsam bin, ist eindeutig: Ich möchte nicht, daß meine Freundin, das Double von Alicia und möglicherweise auch ihre Nichte, noch einmal mit der Bierflasche behandelt wird. Das ist es!«

Nachdem er das gesagt hatte, saßen alle vier schweigend da.

Peter sagte schließlich langsam und leise: »Oh, Jesus«, und Alicia begann zu weinen; sie weint genau wie Trini, dachte Jim.

»Es tut mir leid, meine Liebe«, sagte er schließlich und wandte sich dann an Peter und Jim: »Seid ihr mit meinem Vorschlag einverstanden?«

»Natürlich«, antwortete Tim. »Morgen fliege ich mit einem Lufttaxi nach New York und kaufe die drei Geräte für unsere Telefone. Hast du eine genaue Typenbeschreibung mit?«

»Ja, aber nur in Spanisch.«

»Das macht nichts, ich kann sie ja übersetzen. Jetzt sag aber noch eines: Was können wir von dem, was du uns am Telefon erzählen wirst, verwenden?«

»Wenn es einmal soweit ist, alles. Bestimmte Sachen jeweils sofort. Ihr müßt euch aber daran halten, wenn ich etwas als vertraulich erkläre.«

»Nach dem, was du uns erzählt hast«, sagte Marisol, die mit einem Taschentuch ihre Tränen trocknete, »bringe ich ihn höchstpersönlich um, wenn er sich nicht daran hält.«

»Danke, Mari, aber laß ihn lieber am Leben. Und nun hört zu: Alles dreht sich um die große Anleihe, die García und Genossen von uns haben wollen...«

»Wobei sie drohen, daß sie mit den Roten zusammengehen und uns kein Öl liefern, wenn sie die Anleihe nicht bekommen«, unterbrach ihn Peter.

»Ich habe dem Senatsausschuß bereits gesagt, daß das eine leere Drohung ist«, fuhr Jim fort. »Nach allem, was sie den linken Gefangenen und deren Frauen angetan haben, würden die Roten sie mit offenen Armen empfangen und anschließend aufhängen. Auf dem Platz der Befreiung, mit dem Kopf nach unten, an Fischhaken, die sie ihnen durch die Weichteile gezogen haben.«

»Und das wäre ein Schauspiel, das du genießen würdest«,

meinte Peter.

»Nein«, erwiderte Jim, »ich würde es nicht genießen, denn Unmenschlichkeit und Sadismus sind nicht ansteckend. Ansonsten aber besteht das Problem darin, daß sie die Anleihe mitnichten für die Zwecke verwenden würden, die sie vorgeben und die ihr Presseattache in Washington eifrig unter die Leute bringt. In Ciudad Villalonga wimmelt es seit Monaten von französischen Rüstungsspezialisten. Mein CIA-Mann, ein sehr netter Bursche, mit dem ich befreundet bin, ist überzeugt, daß es um ein Kernkraftwerk geht, mit dem sie angeblich billigen Strom erzeugen wollen. Das ist natürlich ein Witz, denn das Land hat mehr Wasserkräfte als die Schweiz und könnte bei einem vernünftigen Ausbau halb Südamerika mit Strom versorgen. Aber nein, García und Genossen müssen natürlich Kernenergie haben und selbstverständlich aus einem schnellen Brüter.«

»Eine Frage, Jim«, sagte nun Peter. »Wer ist ihr Atomphysiker? Dank dem alten Zopo haben sie genügend Uran. Die Franzosen können ihnen einen Reaktor verkaufen, der U-238 und Plutonium erzeugt. Aber was den Burschen in Costa Verde fehlt, ist doch das Knowhow. Das einzige Fachgebiet, auf dem sie gut dastehen, ist aus einer gewissen Tradition heraus - die Medizin. Von der Atomphysik verstehen sie dagegen nichts, also müssen sie sich einen Fachmann aus dem Ausland holen. Aber woher? Ein Deutscher wird es kaum sein. Ein Sowjetrusse sicher nicht, dazu steht das Regime in Costa Verde viel zu weit rechts. Aus dem gleichen Grund scheiden die Chinesen aus. Und die Franzosen werden ihnen zwar gerne einen Reaktor liefern, werden sich aber hüten, an der Herstellung von Atombomben mitzuwirken. Wer sonst kommt aber als Fachmann in Frage?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Jim. »Mein CIA-Mann hat es jedenfalls noch nicht herausbekommen. Er glaubt, daß sie sich irgendeinen abgesprungenen, enttäuschten Atomphysiker suchen werden, dem sie goldene Berge und Sonderbehandlung durch

einen ganzen Harem versprechen. Übrigens ist der Bursche von der CIA vorläufig die einzige verläßliche Nachrichtenverbindung. Er hat ein Spezialgerät mit automatischer Code-Einrichtung und funkt über den Satelliten, den Ed Crowley und Interstate in den karibischen Himmel geschickt haben, an seine Zentrale in Maryland. Aber da ich nicht möchte, daß alle meine Mitteilungen über die CIA gehen, brauche ich die Verbindung mit euch. Sie soll übrigens keine Einbahnstraße sein. Wenn ihr glaubt, daß ihr mir irgend etwas mitteilen müßt, ruft mich an. Ich gebe euch die drei Nummern: Die Botschaft während des Tages, meine Residenz in den Nachtstunden und, falls ich an diesen beiden Orten nicht erreichbar bin, die dritte Nummer. Was die Telefonkosten betrifft...«

»So kannst du sie vergessen«, sagte Peter. »Eine Direktverbindung mit dir ist ja auch für uns sehr wertvoll. Noch etwas?«

»Nein. Es ist schon schrecklich spät. Ich glaube...«

»Wenn du glaubst, daß du jetzt schlafen gehen kannst, irrst du dich«, unterbrach ihn Alicia. »Jetzt kommt ja erst das Interessanteste. Die Frauenbeilage sozusagen. Deine Romanze mit meinem Double, die außerdem meine Nichte ist, wenn ich dich richtig verstanden habe.«

»Dein Double ist sie auf jeden Fall«, sagte Jim, »und daß sie deine Nichte sein soll, hat man ihr gesagt und sie glaubt es auch. Deine Brüder scheinen ihre Mutter einmal für längere Zeit entführt zu haben.«

»Dann ist sie meine Nichte«, erklärte Alicia. »Ich weiß, was meine Brüder zu tun pflegten. Ich weiß es nur allzu gut. Und wie sieht sie aus?«

»Genau wie du«, sagte Jim, »aber überzeuge dich selbst.«

Er nahm ein dickes Kuvert mit Fotos aus der Rocktasche. Fast alle Aufnahmen waren Porträts von Trini und dazu noch einige

andere Bilder: Trini und Petra, Trini und Jim, Trini, Petra und Jim und schließlich Trini, Petra, Jim und Van, aufgenommen mit einem Selbstauslöser. Alle Aufnahmen hatte Van Schuyler gemacht, der ein ausgezeichneter Fotograf war. Der Kulturattache hatte zahlreiche Fähigkeiten und Interessen, aber am besten vermochte er zweifellos mit der Kamera umzugehen. Trini war sein bevorzugtes Modell. Er fotografierte sie wegen ihres aparten Aussehens, noch lieber als die zwar schönere, aber konventioneller wirkende Petra, die er vor etwa einem Monat geheiratet hatte. »Damit ich sie mitnehmen kann, wenn sie mich aus Costa Verde hinausschmeißen«, wie er sagte.

Jim mußte suchen, bis er das Foto von Trini fand, das er ihnen zeigen wollte. Es war nicht unbedingt das beste, aber es war das zuletzt aufgenommene Bild. Deshalb suchte er danach, denn es würde ihn erleichtern, seinen Freunden zu sagen, was er ihnen zu sagen hatte. Als er es gefunden hatte, gab er es zunächst Alicia, die einen kleinen Schrei der Überraschung ausstieß und sagte:

»Aber, Jim, jetzt bin ich böse auf dich. Warum hast du uns nicht gesagt, daß du geheiratet hast?«

»Weil ich nicht geheiratet habe.«

»Oh«, sagte sie, »ich bitte um Entschuldigung, es geht mich ja auch nichts an. Darf ich das Bild den anderen zeigen?«

»Natürlich. Ich habe auch noch andere Bilder von ihr. Frühere...«

Die drei betrachteten eine Zeitlang schweigend das Foto, dann sagte Peter: »Sie ist wirklich wunderschön. Sie sieht aus wie eine indianische Madonna, wie die liebe Frau der Tluscolas. Aber Alicia ist wieder einmal viel zu vornehm. Ich dagegen frage dich ganz ungeniert: Warum hast du sie nicht geheiratet, obwohl sie doch offensichtlich im siebenten Monat schwanger ist?«

»Weil sie mich nicht heiraten will«, erwiderte Jim.

»Zumindest noch nicht.«

»Und warum nicht?« fragte Alicia. »Ist das Kind nicht von dir?«

»Doch, aber das ist nicht das Problem. Schuld sind eher eure costaverdianischen Klassenkomplexe. Ich bin Seine Exzellenz, der Herr Botschafter, und sie ist ein kleines Nichts von der falschen Seite der Straße. Sie sagt, daß sie mich als meine Frau gesellschaftlich ruinieren und meine Arbeit unmöglich machen würde. Als meine Geliebte könnte sie dagegen wie eine Maus im Loch leben, zehn uneheliche Kinder, die sie unbedingt haben will, zur Welt bringen, und kein Mensch werde sich darum kümmern. So, sagt sie, seien die Zustände in Costa Verde.«

Marisol blickte Alicia an und sagte: »Jim, du wirst mich jetzt hassen, aber zu meiner Schande muß ich sagen, daß sie recht hat. Außerdem ist sie sehr anständig und liebt dich offensichtlich unendlich, wenn sie bereit ist, ein Leben in Schande auf sich zu nehmen, um dir Schwierigkeiten zu ersparen.«

Jim verzog das Gesicht, seufzte und sagte: »So einfach ist das nicht, Mari. Es geht nicht um die Schande allein, in der sie jetzt leben soll. Was sie erlebt hat, bevor ich sie kennengelernt habe, war noch viel, viel schandbarer. Das klingt schrecklich, aber es ist so. Mein Verhältnis zu ihr ist deshalb auch so schwer zu erklären. Auf der einen Seite sieht es aus, als delektiere sich ein alter Wüstling an einer Halbwüchsigen. Auf der anderen Seite könnte man aber auch meinen, ein seniler Trottel werde schamlos verführt.«

»Da wir dich kennen«, sagte Peter, »wetten wir jede Summe, daß weder das eine noch das andere stimmt. Aber was stimmt wirklich? Was ist geschehen?«

»Mein lieber Peter, die Wahrheit ist in diesem Fall ein Labyrinth. Am besten, du gibst mir einen Drink, und ich beginne zu erzählen. Aber macht es euch zuvor bequem, denn es wird

ein langer Abend werden. Außerdem werdet ihr einige Taschentücher brauchen, Alicia, denn es ist eine sehr traurige Geschichte. Gebt mir vorsichtshalber auch gleich eines, denn die Erinnerung treibt mir Tränen des Zorns und des Mitleids in die Augen. Ich frage deshalb zuerst, ob ihr die Geschichte überhaupt hören wollt. Sie ist nämlich sehr arg, sehr schmutzig und schrecklich, aber auch sehr tragisch. Und weil sie voll Tragik ist, ist sie zugleich voll Würde...«

»Hört, hört«, unterbrach Peter, »nach dieser Einleitung fragt er noch, ob wir die Geschichte kennenlernen wollen. Natürlich wollen wir...«

»Also gut«, fuhr Jim fort, »ich glaube schon, daß es notwendig ist, sie zu erzählen, gleichsam zum Selbstschutz. Es ist besser, ihr hört sie von mir, als ihr erfahrt nur die Version, die der Presseattache der Botschaft von Costa Verde den hiesigen Skandalblättern geben wird, sobald ich darangehe, ihre Anleihepläne zu durchkreuzen, was ich wohl tun muß...«

So begann er zu erzählen, und lange bevor er geendet hatte, weinten Alicia und Marisol bereits haltlos. Jim sagte ihnen die volle und ungeschminkte Wahrheit. Er konnte nicht anders. Wenn er, wozu er sich verpflichtet fühlte, die Anleihepläne von García durchkreuzte, dann mußte er damit rechnen, daß dessen erste Antwort sein würde, durch eine Verleumdungskampagne in der Öffentlichkeit sein Ansehen und seine Glaubwürdigkeit zu erschüttern. Trinis Vergangenheit bot dazu eine ausgezeichnete Handhabe, ganz gleich, ob sie nur seine Geliebte oder seine Frau war. Aber er wußte, daß er den Reynolds und den O'Rourkes seine Probleme rückhaltlos schildern konnte, denn ihnen war die Situation, in der er sich befand, wohl vertraut. Genauso wie sie Trini zu ihm geschickt hatten, war Marisol Talaverda, bevor sie Tim kennengelernt hatte, zu Peter Reynolds geschickt worden, um ihn im Rahmen der üblichen Sonderbehandlung zu verführen. Alicia hatte damals eingegriffen, weil sie selbst Peter liebte, weil sie

verständlicherweise eifersüchtig war, vor allem aber, weil sie als Schwester des damaligen Diktators Miguel Villalonga auch tatsächlich die Möglichkeit hatte, mit Erfolg einzugreifen. Nur ihrer Intervention war es zu danken gewesen, daß Marisol ihren Auftrag nicht zu erfüllen brauchte und damit davor bewahrt blieb, schließlich so tief zu sinken wie Trini. Was Alicia selbst betraf, so war ihr Lebenswandel, sah man von ihrer vorehelichen Liaison mit Peter ab, zwar von geradezu viktorianischer Makellosigkeit gewesen, doch war trotzdem nicht anzunehmen, daß sie Trini mit Vorwürfen überhäufen würde. Das arme Mädchen hatte ja lediglich gezwungenermaßen getan, was Alicias Mutter aus freien Stücken und mit größtem Vergnügen getrieben hatte. *Isabela de los cienmil amores,* Isabella der hunderttausend Liebschaften, war der wenig ehrenvolle Beiname der Mutter von Alicia und Miguel Villalonga und ihres Halbbruders Luis Sinombre, des verhaßten und gefürchteten Chefs der Geheimpolizei, gewesen.

Deshalb kam es, wie er erwartet hatte: Sie folgten seiner Erzählung aufmerksam und teilnehmend, ohne sich zu entrüsten oder sie auch nur zu kommentieren. Er hatte darauf verzichtet, zu übertreiben und sich darauf beschränkt, Faktum an Faktum zu reihen: Trinis Selbstmordversuch, als Joe Harper versuchte, sie zu verschleppen, die furchtbaren Martern, die sie seinethalben erduldet hatte, und ihre Bereitschaft, Leben und Gesundheit zu opfern, um ihm das Kind zu schenken, nach dem er sich so sehnte. All das wog in ihren Augen jede Sünde auf, die Trini möglicherweise begangen hatte. Er selbst vermochte freilich bei bestem Willen nicht frei von Furcht und Skepsis zu bleiben. Sein Entschluß war längst gefaßt, der Rubikon lag hinter ihm, die Würfel waren gefallen, aber wie würde alles enden? Wahrscheinlich nicht gut, dachte er bei sich, denn keine Liebe währt ewig.

»Du mußt sie zu uns bringen«, sagte Alicia, nachdem er geendet hatte. »Hierher, in dieses Haus. Bleibt bei uns, bis ihr

euch in unserer Nähe selbst ein Haus gebaut habt. Sie ist meine Nichte, und sie sieht mir so ähnlich...«

»Sie ist nur viel hübscher als du«, unterbrach sie Peter im Scherz.

»Ja, das ist sie, aber dazu gehört nicht viel«, fuhr sie fort. »Viel wesentlicher ist, daß sie so denkt und handelt wie ich. Sie ist von meinem Fleisch und Blut und darum, bitte, Jim, komm zu uns!«

»Ich werde es mir überlegen«, antwortete Jim. »Aber sag mir eines, Alicia. Habt ihr auch Raum für eine Hexe?«

»Für welche Hexe?« fragte sie.

»Für eine liebenswerte alte Hexe der Tluscolas namens Rosa, der wir es zu danken haben werden, wenn Trini tatsächlich ein Kind bekommt. Tim und Peter, ihr kennt doch Vince Gómez, er hat euch, soviel ich weiß, das Leben gerettet.«

»Er ist großartig«, sagte Tim, und Peter pflichtete bei: »Als Arzt und als Mensch ist er der beste!«

»Das finde ich auch. Aber sowohl er als auch Dr. Moreno, der immerhin der führende Gynäkologe von Costa Verde ist, haben versichert, daß Trini keine Kinder haben kann. Rosa war jedoch anderer Ansicht und hat sie, vom ersten Augenblick der Schwangerschaft an, im Bett festgehalten. Drei Monate ist sie so gelegen und durfte nicht aufstehen. Ich höre sie heute noch schreien«, sagte er lächelnd, »wenn sie auf die Toilette gehen mußte und Rosa darauf bestand, daß sie eine Leibschüssel benütze. Aber Rosa, die schon ihre Kinderfrau war, denn Trini stammt aus einer wohlhabenden Familie, ist zäh und hat gewonnen. Heute gibt selbst Dr. Moreno zu, daß es eine ganz normale Schwangerschaft ist.«

»Jim«, sagte Peter, »diese schreckliche Sache mit der Bierflasche muß eine Frau ja nicht unfruchtbar machen. Es kommt darauf an, wie sie behandelt wird, und Vince Gómez...«

»Es ging nicht allein darum. Sie sind auf ihr herumgetrampelt und haben ihr Becken schwer beschädigt. Ich werde euch dazu einige Aufnahmen zeigen.«

Es waren die Bilder, die Vince Gómez für Dr. Sousa Dos Santos, den brasilianischen Spezialchirurgen gemacht hatte. Jim hatte sie eigentlich mitgenommen, um sie Grace Nivens zu zeigen. Die Gründe dafür waren vielschichtig, und er selbst wußte sie nicht gänzlich zu deuten, denn sie waren durch eine geradezu paradoxe Unlogik gekennzeichnet. Einerseits fühlte er sich verpflichtet, seine Beziehungen zu Grace wieder aufzunehmen, falls sie noch frei war. Andererseits war er selbst keineswegs mehr frei und mußte ihr daher erklären, warum er das, wozu er sich keineswegs mehr verpflichtet fühlte, nicht tun konnte. Die Bilder sollten diese Erklärung liefern; sie würden Grace beweisen, daß er ganz einfach heiraten mußte. Aber bedurfte es überhaupt der Erklärungen und Beweise, da es doch Grace gewesen war, die die Beziehung zwischen ihnen abgebrochen hatte?

War es nicht viel eher so, daß er für sich selbst Erklärungen und Beweise brauchte, weil er gar nicht so anständig und selbstlos war, wie es den Anschein hatte? Wie immer man es auch drehte und wendete - die nüchternen Fakten sahen so aus: Ein älterer, vornehmer Amerikaner, Botschafter mit akademischer Bildung, letzter Sproß einer angesehenen Familie, heiratete ein neunzehnjähriges Mischlingsmädchen, das noch vor kurzem eine Hure gewesen war. Das, dachte er voll Bitterkeit, versuche ich zu rechtfertigen, und ich zeige die Bilder dieses gemarterten Geschöpfes nur her, um mir sagen zu lassen, wie edel ich bin. Und um zu demonstrieren, daß es eine Frau gibt, die bereit war, unsagbare Foltern auf sich zu nehmen, weil sie mich liebte. Woraus dann zu folgern ist, daß ich sie ganz einfach heiraten muß.

Er blickte Alicia an und sah, wie sie beim Anblick der Fotos zu zittern begann; genau so zu zittern wie Trini, wenn sie von

ihrem Vater sprach.

»Alicia«, sagte er, »es tut mir leid, ich wollte dich nicht erschrecken...«

»Das ist noch gar nichts«, grollte Peter, »du hättest sie vor dem Fernsehapparat sehen sollen, als der Scharfschütze auf dich losknallte. Aber jetzt beruhige dich, Licia, und gib mir die Bilder.«

Er betrachtete sie, reichte sie weiter an Tim und Marisol, die schließlich flüsterte: »Das sind keine Menschen, das sind Tiere in Menschengestalt, die kein Recht haben, zu leben.«

»Es tut mir leid«, wiederholte Jim, »ich hätte die Bilder nicht herzeigen sollen. Es war feige von mir, auf diese Weise rechtfertigen zu wollen, was ich tue. Es ist auch keine Entschuldigung für mein Verhalten, daß Trini alles ertragen hat, ohne mit der Wimper zu zucken. Ich weiß jetzt, warum ich die Bilder bei mir trage. Sie sollen den Vorwurf widerlegen, daß ich unüberlegt handle und begründen, warum ich ein Mädchen heiraten muß, das einmal eine Prostituierte war.«

»Rede keinen solchen Unsinn«, sagte Tim. »Du brauchst keine Widerlegungen und Begründungen, denn du handelst richtig und kannst überdies froh sein, daß du dieses Mädchen gefunden hast. Im übrigen scheint der Gesichtschirurg, den anderen Bildern nach zu schließen, wahre Wunder vollbracht zu haben.«

»Das stimmt«, sagte Jim, »er ist der beste Chirurg dieser Art in ganz Südamerika.«

»Du kannst Nordamerika dazunehmen«, fuhr Tim fort. »Darf ich die anderen Bilder haben? Ich möchte sie, natürlich mit unkenntlich gemachtem Gesicht, gerne veröffentlichen. Damit die Idioten in Washington endlich erkennen, mit wem sie es da unten zu tun haben.«

»Nein, Tim, das wäre derzeit viel zu gefährlich. Warte, bis ich nicht mehr in Costa Verde bin. Außerdem kann ich dir etwas

viel Aufregenderes bringen. Einen Film, der in Chizénaya aufgenommen wurde und der zeigt, wie sie Wolfshunde auf Frauen loslassen.«

»Um Himmels willen«, sagte Peter, »wie bist du dazu gekommen?«

»Durch einen ihrer eigenen Leute, den sie falsch eingeschätzt haben. Einen Burschen, der sehr brutal aussieht, aber dessen Brutalität nicht tief genug reicht, so daß er schließlich zusammenbrach. Ich habe ihn in der psychiatrischen Klinik von López Basquez getroffen, wo er versucht hat, sich von einem Nervenzusammenbruch zu erholen. Genauer gesagt: Er hat versucht, wieder ein menschliches Wesen zu werden. Um das zu tun, was sie mit Trini getan haben, um die schrecklichen Schreie der Opfer ertragen zu können, muß man eine ganz besondere Art von Mensch sein. Eigentlich muß man jenseits des Menschentums stehen, am liebsten würde ich sagen, unter ihm, aber kein Tier ist so grausam wie diese Art von Menschen. Jorge, so heißt der Bursche nämlich, war jedenfalls im Begriff, wieder zu sich selbst zu kommen, als ich ihm begegnete. Außerdem hatte er sich gerade Hals über Kopf in Jenny Crowley verliebt.«

»Was nicht gerade ein Beweis dafür ist, daß er wieder normal wurde«, meinte Peter, »sondern eher ein Gegenbeweis.«

»Sag das nicht! Die gute Jenny ist sehr vernünftig geworden. Dr. López sagt, sie wäre bereits völlig geheilt, wenn er sich besser mit ihr verständigen könnte.«

»Aber er spricht doch englisch«, sagte Peter. »Das schon, aber den Hippie-Jargon von Jenny versteht er nicht. Deshalb ist der Dialog mit ihr so schwierig. Mir geht es nicht anders. Mit den harten Drogen hat sie jedenfalls Schluß gemacht. Dr. López hat sie systematisch von Heroin auf Methadon umgestellt, das zwar auch süchtig macht, aber die schrecklichen Entwöhnungssymptome vermeidet, und hat dann Woche für

Woche die Dosis reduziert. Er wäre an und für sich bereit, sie zu entlassen, damit sie in die Staaten zurückkehren kann.«

»Das verdankt sie dir«, sagte Peter. »Es war eine tolle Leistung, daß du den Mordverdacht gegen sie widerlegen konntest. Wie bist du übrigens zu Harpers Pistole gekommen?«

»Ob du es glaubst oder nicht, ich habe sie ihm nach einer Schießerei weggenommen. In die ich, das muß ich zu meiner Entschuldigung sagen, Alicia, ganz zufällig verwickelt worden war und in der ich keinen Schuß abgefeuert habe, obwohl ich bewaffnet war und Joe Harper leicht hätte umlegen können. Was eine Unterlassung war, die ich bei nächster Gelegenheit gutmachen werde.«

»Jim, der Revolverheld«, sagte Tim. »Wer hätte das je gedacht!«

»Ich«, sagte Alicia. »Ich habe gewußt, welche Qualitäten in Jim stecken, seit ich ihn das erste Mal gesehen habe. Und wenn dieser Eiffelturm von einer Frau, mit der er beisammen war, nicht so dumm gewesen wäre...«

»Laß diese alte Geschichte, Licia«, unterbrach sie Peter. »Im übrigen wette ich jede Summe, daß sich der alte Wildcat nicht einmal dafür bedankt hat, daß du Jenny gerettet hast.«

»Bis jetzt nicht, aber es kann noch kommen. Ich bin vor seinen Thron befohlen; er hat mich persönlich im Hotel in Washington angerufen und eingeladen.«

»Zurück zu Jenny«, sagte Peter. »Warum hat López Basquez sie noch nicht entlassen?«

»Er glaubt, daß sie noch psychiatrische Behandlung braucht, wenn sie nicht rückfällig werden soll. Das ist einer der Gründe, warum ich Grace aufsuchen will. Ich möchte sie fragen, ob sie bereit ist, Jennys Behandlung zu übernehmen, sobald sie entlassen ist. Außerdem möchte ich ihr von Trini erzählen und versuchen zu erklären...«

»Du bist ihr keine Erklärung schuldig«, rief Alicia zornig. »Sie hat dich ja verlassen.«

»Lici, benimm dich!« ermahnte sie Peter.

»Du glaubst mir nicht? Also gut, Jim wird am Wochenende in New York sein. Er soll sie Sonntag früh besuchen. Ohne vorherige telefonische Anmeldung!«

»Licia«, sagte Peter, »was fällt dir ein? Es tut mir leid, daß ich es dir je gesagt habe...«

»Was hast du ihr gesagt?« unterbrach ihn Jim.

»Das will ich lieber nicht wiederholen. Viel lieber möchte ich sie jetzt verprügeln. Herrgott noch mal, ich weiß, Alicia, daß du eine geborene Kämpferin bist, aber wofür kämpfst du denn jetzt schon wieder? Als glücklich verheiratete Frau doch nicht um Jim...«

»Leider nicht«, sagte sie boshaft. »Aber ich kämpfe um meine Nichte. Damit sie ein neues Leben beginnen kann und glücklich wird. Jim wird ein wunderbarer Ehemann und ein großartiger Vater ihrer Kinder sein. *Gringos* sind das oft; ich spreche aus eigener Erfahrung, *mi amor*. Und wenn dir meine Methoden nicht gefallen, so tut es mir leid, aber sie haben dir ja nie gefallen!«

»Wenn du die Art und Weise meinst, mit der du mir zuliebe deine eigene Mutter preisgegeben hast...« sagte Peter grimmig.

»Bilde dir darauf nichts ein«, unterbrach sie ihn.

»Licia und Peter«, sagte Jim jetzt, »wenn ihr nicht bald zu streiten aufhört, gehe ich auf der Stelle. Wenn es sein muß, zu Fuß.«

»Komm zu uns«, sagte Marisol lachend, »und laß sie streiten. Sie haben ohnehin schon lange nicht gestritten, denn ihre kleine Marisol ist bereits sechs Jahre alt.«

»Oh, nein«, sagte Alicia ebenfalls lachend, »du bleibst hier und Peter und ich werden Frieden schließen. Gott verhüte einen

neuen Streit!«

»Was ist so furchtbar an einem kleinen Streit?« fragte Jim.

Alicia warf einen Blick voll liebevollem Spott auf Peter und sagte: »Jedesmal, wenn wir streiten, endet es damit, daß ich ein Baby bekomme.«

Am Sonntag um elf Uhr vormittag suchte Jim Rush ohne vorherige telefonische Anmeldung Grace Nivens auf. Alicia hatte ihm gesagt, daß der Portier des Apartmenthauses an Sonntagen dienstfrei sei, und so gelangte er, ohne aufgehalten zu werden, bis zu Graces Wohnungstür.

Grace öffnete selbst, nachdem er geläutet hatte, und starrte ihn fassungslos an. Sie trug ein seidenes Neglige und darunter offensichtlich nichts. Ihre Lippen waren gerötet und leicht verschwollen, sie roch nach gutem Badesalz und Toilettewasser, aber nicht nur danach. Der Mann, mit dem sie geschlafen hatte, lag allem Anschein nach noch in ihrem Schlafzimmer.

»Jim«, flüsterte sie, »das ist doch eine miserable Gemeinheit. Warum hast du nicht vorher angerufen?«

»Ich wollte mich nur überzeugen, und nun...«

»Und nun was?« fragte sie, während große Tränen in ihre Augen traten.

»Nichts. Es war ja auch nichts zwischen uns, findest du nicht auch?« Er gab ihr die Hand, lächelte und sagte: »Leb wohl, Grace.«

Dann ging er - endgültig, wie er glaubte.

Aber das Wort endgültig ist eigentlich bedeutungslos, es sei denn in der Stunde des Todes.

24

Als Jim Rush nach einem ereignislosen Flug von New York auf dem Flughafen Bahía Linda landete, erwartete ihn bereits der Wagen mit dem neuen Chauffeuer Wili (für Guillermo) Nuñez Lobato. Wie sein Vorgänger Roberto Henriquez war Wili Offizier der Geheimpolizei von Costa Verde, und zwar im Range eines Hauptmannes, wie Jim zu wissen glaubte. Es gab aber einen großen Unterschied zwischen *Capitán* Nuñez und dem verewigten *Teniente Coronel* Henriquez. Guillermo Nuñez stand, was Tomas bald entdeckt hatte, dem Regime mit Distanz gegenüber, und unter dem geschickten Einfluß des Majordomo wurde diese Distanz immer größer.

Jim hatte rechtzeitig und mit erheblichem Aufwand dafür gesorgt, daß Wagen und Chauffeur pünktlich am Flugplatz waren. Zunächst hatte er Martha von New York aus angerufen und seine voraussichtliche Ankunftszeit durchgegeben. Eine Stunde vor der Landung in Bahía Linda hatte er den Funker durch die Stewardeß bitten lassen, seine Ankunftszeit zu bestätigen und sie durch den Kontrollturm an die Botschaft weitergeben zu lassen.

Sein Wunsch hatte die Besatzung ein wenig in Aufregung versetzt, doch er wußte, was er tat: Es galt zu verhindern, daß irgendwo im Unterholz rund um den Flugplatz ein verrückter Terrorist mit einer Rakete saß, um die Maschine mit Botschafter James Randolph Rush und allen übrigen Passagieren in Fetzen zu schießen. Jim wußte, daß die Leute im Kontrollturm selbstverständlich zunächst die Sicherheitspolizei verständigt hatten, bevor sie in der Botschaft anriefen. Es war ein beruhigendes Gefühl, daß nun die gesamte Umgebung des *Aeropuerta* Bahía Linda von Polizeibeamten wimmelte, und es war besonders angenehm, diesen Schutz erreicht zu haben, ohne so vorsichtig oder so feige sein zu müssen, ausdrücklich darum

zu ersuchen.

»Wohin, Exzellenz?« fragte Willi mit wissendem Lächeln, sobald er das Flughafengebäude verließ. »In die Botschaft, in die Residenz oder...«

»Oder, natürlich«, erwiderte Jim. »Botschafter bin ich erst wieder ab morgen! Bis dahin bin ich Mensch. Sind Sie so freundlich, mein Gepäck zu nehmen?«

Kaum waren sie losgefahren, als Willi zu reden begann: »Sir, Sie sind gerade zur rechten Zeit gekommen. Das Personal in der Wohnung ist schon ganz aufgeregt. Besonders Rosa. Sie, ich meine Ihre kleine *Protegía*, wenn Sie den Ausdruck erlauben, hat keinen Bissen gegessen, seit Sie fortgefahren sind. Rosa hat schon gesagt: Wenn Sie nicht bald kommen, stirbt sie.«

»Um Himmels willen«, sagte Jim, »dann fahren Sie schnell. Achten Sie nicht auf die Verkehrsregeln, ich zahle die Strafen!«

Als sie in der Wohnung ankamen, öffnete Pepe die Türe. Ein breites Grinsen zog über sein Gesicht, das üblicherweise an einen traurigen Bluthund erinnerte.

»Gott sei Dank«, rief er. »Wie gut, daß Sie da sind, Herr Botschafter. *La Niña, la Trini...«*

»Hat sich schlecht benommen, wie ich höre. Wo ist sie, Pepe?«

»Im Bett, Sir. Sie ist zu schwach, um aufzustehen. Sie hat nichts gegessen, seit Sie fort sind und weint den ganzen Tag.«

»Ich werde ihr den Hintern aushauen«, sagte Jim grimmig. »Leider wird das bei ihrem Zustand nicht möglich sein«, meinte Pepe sichtlich erleichtert. »Aber Sie sollten es sich für die Zukunft vormerken, Sir. Cecilia und ich lieben Trini wirklich, aber diesmal hat sie sich unmöglich benommen.«

Jim wollte in das Schlafzimmer gehen, aber Pepe hielt ihn zurück.

»Sir«, sagte er, »ich habe etwas vergessen. Ein Besucher ist

bei ihr. Ein junger Bursche. Sieht recht schlecht aus. Er sagt, er heißt Alvaro Perrero und sei ein Freund von Ihnen. Sie hätten ihm das Leben gerettet.«

»Letzteres stimmt. Aber ob er mein Freund ist, bezweifle ich. Sie haben ihn doch nicht allein mit Trini gelassen! Er hat immerhin einmal geschworen, sie zu töten.«

»Nein, Sir. Cecilia und Rosa sind bei ihr. Er wollte *la Trini* unbedingt sprechen. Hat gesagt, er muß sie um Verzeihung bitten, weil er sie fälschlich beschuldigt hat. Mein Gott, wenn das nur ein Trick war, um zu ihr zu kommen, breche ich ihm alle Knochen im Leib!«

»Warten Sie bei der Türe«, sagte Jim ruhig. »Wenn ich Sie brauche, werde ich Sie rufen.«

Er sah sofort, daß er Pepe nicht brauchen würde. Alvaro saß ruhig neben dem Bett und hielt Trinis Hand in seinen Händen. Trini weinte, Alvaros Augen waren verdächtig feucht und Cecilia weinte auch. Nur Rosa saß unbeweglich da, wie ein aus Granit gehauenes Götzenbild der Tluscolas. Möglicherweise atmete sie, aber selbst dessen konnte man nicht ganz sicher sein, dachte Jim.

»Um Himmels willen«, sagte er auf spanisch, »das Zimmer wird bald überschwemmt sein.«

Sofort richtete sich Trini auf und versuchte, aus dem Bett zu springen.

»Halte sie fest, Rosa!« rief Jim.

Die Alte tat, wie ihr geheißen, aber Trini schrie: »Laß mich los, du Hexe! Er ist wieder da und ich lebe wieder!«

Jim beugte sich über das Bett, küßte sie und sagte mahnend: »Trini, du bist unmöglich! Was höre ich, du hast nichts gegessen?«

»Nein, Sir«, sagte Cecilia. »Nicht einen Bissen. Nichts. Ich habe ihr gesagt, daß Sie böse sein werden.«

»Gerade als Sie hereinkamen, habe ich versucht, ihr etwas zu essen zu geben, Don Jaime«, sagte Alvaro nun. »Aber ich fürchte, ich bin nicht sehr erfolgreich gewesen.«

»Hallo, mein Sohn«, begrüßte ihn Jim. »Welche Überraschung, dich hier zu sehen. Aber jetzt sag, Rosa, auch dir ist es nicht gelungen?!«

»Nur Suppe«, sagte die Alte. »Und auch die nur, wenn ich ihr die Lippen auseinandergezwungen habe. Das meiste hat sie wieder ausgespuckt. Sie ist wirklich eine verrückte Gießkanne.«

»Trini«, sagte Jim, »nun bin ich aber böse auf dich!«

»Ohhh«, heulte sie los, »dann sterbe ich. Wenn du mich nicht mehr liebst...«

»Das habe ich nicht gesagt. Ich habe gesagt, ich bin böse auf dich. Warum willst du dich denn zu Tode hungern? Und mit welchem Recht willst du damit auch die kleine Trinita umbringen? Antworte, *Tonta*! »

Sie ergriff seine Hand, preßte sie an ihre Wange, rieb ihr Gesicht daran und sagte lächelnd und schnurrend wie eine Katze: »Ich liebe dich, Don Jaime, oh, wie ich dich liebe!«

»Du hast eine feine Art, mir deine Liebe zu zeigen. Willst du mich wieder zum Witwer machen und mir die Tochter rauben? Auf so eine Liebe kann ich verzichten!«

»Aber jetzt werde ich ja essen. Don Jaime. Essen wie ein Schwein! Jetzt, wo du da bist, kann ich es wieder. Vorher nicht, da bin ich an den Speisen erstickt. Ich habe immer gedacht: Jetzt ist er in seiner Heimat, weit weg, bei den vielen großen, langbeinigen, blonden Frauen, und dort wird er mich vergessen. Er wird sagen: Wozu soll ich zu der Kleinen, Mageren zurück, die einen furchtbaren Bauch hat und Schlitzaugen wie eine Chinesin und schwarz ist wie eine *Negrita*!«

»Hola, Negrita!« sagte er, küßte sie und dann befahl er Rosa:

»Bring ihr heiße Suppe und danach ein wenig kaltes Huhn,

Salat und Obst. Ein Glas Milch, aber keinen Wein. Und bring mir etwas, womit ich sie verhauen kann, wenn sie nicht ißt.«

Dann setze er sich, blickte Alvaro an und bemerkte mit höflicher Ironie: »Welche Ehre für mein Haus! Aber du solltest eigentlich erklären, warum du gekommen bist, mein Sohn?«

»Um mich bei Trini zu entschuldigen«, erklärte Alvaro feierlich. »Ich habe nämlich inzwischen die Wahrheit erfahren. Meine Freunde haben mich in die Stadt geschickt, um einen Ihrer Freunde zu kontaktieren. Er heißt Carlos, Sie kennen ihn ja.«

»Natürlich. Ihr habt anscheinend Probleme mit euren Nachrichtenverbindungen. Dafür ist er der beste Mann.«

»Ja, das ist er, und er hat versprochen, uns zu helfen. Aber ich war so lange in den Wäldern, und da ich ein Mann bin...«

»Du bist in den Blauen Mond gegangen, nicht wahr?« unterbrach ihn Jim.

»Ja, und ich schäme mich nicht, Don Jaime. Für mich war es der einfachste Weg, denn für ein langes Liebeswerben habe ich keine Zeit...«

»Sprich weiter, mein Sohn!« sagte Jim.

»Das Mädchen, mit dem ich schlafen wollte, hat mich hinausgeworfen. Weil ich versucht habe, Trini, die alle Mädchen dort geradezu verehren, umzubringen. Sie hat mich ein blödes, mörderisches Schwein und ähnliche Dinge genannt. Und hat mir dann alles über Trini erzählt. Auch von diesem Nazidoktor. Ich habe ihn getötet, Don Jaime. Langsam und gründlich. Er ist elend sehr, sehr elend gestorben.«

»Du darfst nicht erwarten, daß ich das gutheiße«, sagte Jim. »Nein, Don Jaime. Aber Sie haben Joe Harper laufen lassen und sehen Sie sich an, was er Trini angetan hat.«

»Das ist etwas anderes«, wies ihn Jim zurecht. »Töten ist manchmal gerechtfertigt, Folter niemals.«

»Vielleicht, aber Trini hat mir vergeben. Und sie und ich und Sie könnten Freunde werden, wenn Sie einverstanden sind.«

»Ich bin einverstanden, aber bitte, höre auf, Menschen zu foltern, Alvaro. Als ich dich das erste Mal gesehen habe, habe ich mir gedacht, wie schön es wäre, einen so tapferen Sohn wie dich zu haben, aber jetzt...«

»Jetzt hast du ja einen Sohn«, rief Trini lachend und klopfte sich auf den Bauch. »Hier ist er.« Dann rief sie: »Jaimito, bist du da? Schläfst du, du Faulpelz? Aufwachen, dein Papa ist da!«

»Das ist nicht Jaimito«, sagte Jim. »Es ist Trinita. Und wenn es doch ein Knabe ist, stecken wir ihn zurück in den Ofen und braten ihn weiter.«

»Ja willst du ihm sein kleines Stäbchen wegbraten? Das kannst du dem kleinen Jaimito nicht antun!«

»Ich werde es mir noch überlegen«, sagte Jim und wandte sich, ernster geworden, an Alvaro:

»Versprich mir, daß du niemals mehr foltern wirst, mein Junge!«

»Ich verspreche es, Don Jaime«, sagte Alvaro. »Sie, Trini und alle ihre Kinder stehen ab jetzt unter meinem Schutz. Es wird keine Attentatsversuche mehr geben. Und wenn Sie etwas brauchen, zum Beispiel, daß Joe Harper umgelegt werden soll...«

»Nein«, unterbrach ihn Jim, »das ist meine Angelegenheit, so wie dieser Doktor die deine war. Wenn ich ihn das nächste Mal treffe, erledige ich ihn. Das überlasse ich niemandem anderen.«

»Sie sind nicht sehr groß und nicht sehr stark, aber ich glaube, Sie sind ein Mann, Don Jaime!«

»Nicht sehr, aber für das, was ich zu tun habe, wird es schon reichen«, sagte Jim. »Und was jetzt, Alvaro?«

»Jetzt«, sagte der Junge lächelnd, »gehe ich!«

Als Jim am nächsten Morgen erwachte, war er so müde, daß er Wili anrief und sich im Mercedes in die Botschaft bringen ließ. Üblicherweise wäre er mit dem Porsche gefahren, der zusammen mit Trinis Golf in der Garage des Apartmenthauses stand, aber er war so erschöpft, weil ihn Trini bis vier Uhr früh wachgehalten hatte. Seit sie schwanger war, schlief er nicht mehr bei ihr, aber kaum daß er sich niedergelegt hatte, war sie in seinem Zimmer erschienen und in sein Bett geklettert. Dann hatte sie ihn geküßt, gestreichelt und gekitzelt und ihn über seine Reise ausgefragt, bis der Morgen graute.

Er hatte ihr alles erzählt, was er erzählen konnte, und hatte nur jene Dinge ausgelassen, deren Kenntnis Trini gefährlich werden konnte, sowie zwei Details, die sie sicher unglücklich gemacht hätten.

Er verschwieg, daß er bei Peter und der »bösen Tante Alicia« gewesen war und daß er Grace aufgesucht hatte, denn Trini war zwar ein Kind, aber zugleich eine Frau, noch dazu eine Südamerikanerin und damit unermeßlich eifersüchtig. Eifersucht war es auch, die aus ihren Fragen sprach.

»Don Jaime«, forderte sie, »sag mir noch etwas.«

»Was denn, Trini?« sagte er.

»Nur eine ganz, ganz kleine Frage«, sagte sie diesmal auf englisch mit ihrem ebenso charmanten wie komischen Akzent. »Warst du mir treu oder hast du mich mit einer Blondine betrogen?«

Mit gespieltem Ernst antwortete er: »Du bist jetzt schon so lange schwanger und kümmerst dich nur um Trinita, daß ich mir dachte, es wird auf ein oder zwei graue Haare im Wind nicht ankommen.«

Er hatte einen typisch spanischen Ausdruck gebraucht: *»No tiene más importancia que una cana tirado en aire!«* Ein graues Haar, in die Luft geworfen, ist ohne Bedeutung. Wobei in seinem Fall darunter ein kleiner Seitensprung zu verstehen

gewesen wäre. Aber er merkte sofort, daß er diesen Scherz besser nicht ausgesprochen hätte. Trini ließ Jim los, richtete sich auf und wollte langsam und schwerfällig, behindert durch ihren unförmigen Bauch, das Bett verlassen.

Er hielt sie fest und fragte: »Wohin willst du?«

»In die Küche«, flüsterte sie, »um ein Messer zu holen. Damit ich mir den Hals durchschneiden kann, Don Jaime.«

»Trini«, sagte er, ernst geworden, »denke daran, daß du auch Trinita töten würdest.«

Sie starrte ihn an, und die Tränen auf ihren Wangen glitzerten wie Diamanten.

»Eine Tochter braucht die Liebe ihres Vaters. Ich weiß es, denn mir ist diese Liebe nicht zuteil geworden. Nur seine Gier. Trinita wird ja so wie ich sein, und da du mich nicht liebst, wie kannst du sie lieben? Und ohne deine Liebe sind wir besser tot.«

Er packte sie an den Schultern, blickte ihr in die Augen und sagte: »Ich liebe dich, Trini. Von ganzem Herzen. Ohne dich würde ich sterben.«

»Warum hast du dann...«

»Ich habe doch nichts getan, *Tonta*. Es war doch nur ein Scherz, um zu sehen, was du darauf sagst.«

»Auch mit einer schönen Blondine à la Judith Lovell hast du nichts gehabt?«

Roberts Freundin, erinnerte sich Jim. Einige ihrer älteren Filme wären erst kürzlich im Fernsehen vorgeführt worden, und da auch die Kinos von Costa Verde immer wieder Streifen mit dem Star zeigten, war die Lovell dreizehn Jahre nach ihrem tragischen Tod bei der Bevölkerung noch immer sehr populär. Vielleicht, so überlegte er, weil sie hier gestorben ist. Beim Ausbruch des Zopocomapetl im Jahre 1963. Peter sprach allerdings nie darüber. Ich muß einmal die Berggrotte aufsuchen, in der die Indianer ihren Leichnam aufbewahren, der

durch die vulkanische Asche in eine Statue verwandelt wurde, wie man sie in Pompeji findet. Für die Eingeborenen ist sie eine Art Heilige, was eine makabre Ironie ist, wenn man bedenkt, daß sie eine der größten Huren Hollywoods war.

»Oh«, unterbrach Trini seine Gedanken, »du kannst es nicht abstreiten, du kannst es nicht...«

»Trini«, sagte er müde, »seit ich dich kenne, habe ich keine andere Frau angerührt.« Und lange Zeit vorher auch keine, dachte er. »Also hör mit dem Unsinn auf«, fuhr er fort. »Leg dich nieder, sei still und schlafe, damit du heute abend hübsch bist. Es wird nämlich ein ganz besonderer Abend - und weißt du, warum?«

»Nein, Don Jaime«, flüsterte sie.

»Weil wir heute abend heiraten werden.«

»O nein, Don Jaime, ich werde dich ruinieren. Später erst, wenn wir nach Amerika gehen!«

»Später, *mierdas*!« sagte er. »Heute abend! Damit Trinita Eltern hat und in der Kathedrale getauft wird. Ich will nicht, daß sie als uneheliches Kind zur Welt kommt.«

»Don Jaime«, schluchzte sie, »du bist...«

»Was bin ich, Trini?«

»Du bist ein Engel, ein Heiliger. Ich liebe dich, und Trinita wird dich anbeten und...«

»Ruhe dich aus. Sei still, verrückter Vogel, und schlafe brav wie eine kleine Fetzenpuppe«, sagte er.

Sein Gespräch mit Pater Pió, dem Erzbischof, begann damit, daß er dem Kirchenfürsten einen Scheck über 50.000 Dollar zum Ausbau des Diözesankindergartens überreichte. Das Geld stammte von Ed Crowley. Er hatte es Jim zum Dank dafür, daß er Jenny von dem Verdacht des Mordes an dem armen, schwarzen, homosexuellen Ronald Spearman befreit hatte,

buchstäblich auf gezwungen. Jim hatte den Betrag zunächst nicht nehmen wollen, denn daß es ihm gelungen war, Jenny vor einer Gefängnisstrafe zu bewahren, war in erster Linie dem Zufall und dem Glück zu danken. Erst als er heute früh überlegt hatte, wie er den Erzbischof dazu bringen könnte, ihm einen jungen und möglichst liberalen Priester für die Trauungszeremonie zu nennen, war ihm eingefallen, was er mit dem Geld, das ihm der alte Ölmillionär gegeben hatte, anfangen könnte. Er selbst hatte keine Beziehung zu Geld, und gerade diese Summe war ihm wegen der Umstände, denen er sie verdankte, suspekt.

»Ich danke Ihnen, mein Sohn Jim«, sagte Pater Pió, »aber nehmen Sie den Scheck wieder zurück und warten Sie einen Augenblick.«

»Ja warum denn, Pater?«

»Ich nehme es schon, mein Sohn, aber nur vor Journalisten und Pressefotografen. Damit das gute Beispiel möglichst viel Nachahmung findet. Sie sehen, mein Sohn, ich bin ein guter Geschäftsmann. Besonders, wenn es darum geht, den selbstsüchtigen Reichen ihre unerhörten Gewinne zugunsten der Armen Gottes zu entreißen.«

»Pater Pió, wie ich Ihnen bereits sagte, stammt das Geld von...«

»Von Don Eduardo Crowley. *Mierdas!*« sagte der Erzbischof, und als er sah, wie sehr Jim dieses Wort schockierte, fügte er hinzu: »Ich kann auch sehr ordinär sein, vor allem dann, wenn man mich für dumm hält. Ich kenne Don Eduardo. Er ist ein Gauner, ein Geizhals und ein Wüstling, der nur für Dirnen Geld ausgibt. Übrigens höre ich, daß Sie sich auch eine halten. Ein hübsches, armes Kind namens Trinidad. Stimmt das?«

»Ja, Pater, es stimmt. Deshalb bin ich auch zu Ihnen gekommen.«

»Gut, kommen Sie in die Kapelle, beichten Sie und ich erteile

Ihnen Absolution. Aber ich sage gleich, daß Sie das Mädchen loswerden müssen. Ich kann nicht dulden, daß Sie in Sünde leben.«

Jim sah den Bischof an, lachte und sagte: »Ich denke nicht daran, sie loszuwerden.«

Pater Pió fuhr herum wie ein gereizter alter Löwe, doch als er Jims gelöstes, glückliches Gesicht sah, fragte er sanft: »Warum nicht, mein Sohn?«

»Weil sie ein Kind von mir bekommt.«

Der alte Priester sah ihn aus blitzenden Augen an und sagte zornig: »Sie scheinen auf Ihre Sünde auch noch stolz zu sein!«

»Ich bin auch stolz«, erwiderte Jim lachend. »Wenn ein Mann in meinem Alter noch ein neues Christenkind in die Welt setzt, kann er stolz sein. Und deshalb bin ich auch hier. Ich möchte Sie bitten, mir einen gütigen, nachsichtigen Priester ins Haus zu schicken, damit er uns traut.«

Der zornige Blick des alten Mannes wurde sanfter, als er sagte: »Ist das sehr klug von Ihnen, mein Sohn? Sie sind Botschafter des mächtigsten und reichsten Landes der Erde...«

»Ich bin ein Mann, Pater Pió, und sie ist eine Frau, die ein Kind erwartet. Sie wird die Mutter meines Sohnes oder meiner Tochter sein. Ich bemühe mich gar nicht, klug zu sein, ich will nur anständig sein. Wie ein Christ, denn als solcher bin ich erzogen worden.«

»Mein Sohn, Sie haben mir mit Recht eine Belehrung erteilt. Aber ich werde Ihnen keinen Priester schicken...«

»Das ist sehr bedauerlich«, sagte Jim. »Sie wissen, daß es in Costa Verde keine Ziviltrauung gibt. Soll mein Kind wirklich unehelich zur Welt kommen?«

»Das habe ich nicht gesagt. Ich habe lediglich gesagt, daß ich keinen Priester schicke. Den brauchen Sie auch nicht, denn ich komme selbst und traue euch. Geben Sie mir Ihre Adresse und

sagen Sie mir, wann ich dort sein soll.«

»Vater«, flüsterte Jim, »nun weiß ich, warum die Leute sagen, Sie seien heiligmäßig.«

»Ja, ein heiligmäßiger Gauner«, lachte der Bischof. »Aber kommen Sie jetzt zur Beichte. Und geben Sie mir Ihre Adresse, damit ich einen Beichtvater zu dem Mädchen schicken kann. Sie sind doch katholisch, nicht wahr?«

»Ich bin nichts und nichtswürdig«, antwortete Jim. »Aber ich war sicher einmal katholisch.«

»Unsinn, mein Sohn! Glauben Sie, daß der liebe Gott einen Menschen jemals aus seinen Händen läßt? Also, kommen Sie schon!«

Als er sich der Botschaft näherte, sah er vor dem Eingang Martha Clyde im Gespräch mit einem Mann. Er befahl Wili, den Wagen anzuhalten. An und für sich war der Anblick, der sich ihm bot, nichts Außergewöhnliches. Martha Clyde war nicht häßlich, und als Witwe oder geschiedene Frau - Jim Rush wußte nicht genau, was sie war, und es war ihm auch gleichgültig - konnte sie so viele Liebhaber haben, wie sie wollte. Was aber seine Aufmerksamkeit erweckte, war der Ausdruck hemmungsloser Bewunderung auf dem Gesicht seiner Sekretärin und mehr noch der Anblick des Mannes, dem diese Bewunderung galt. Martha Clyde, die wegen seiner Liaison mit einem Mädchen schockiert war, in deren Ahnenreihe irgendwann einmal einige Neger aufgeschienen waren, himmelte einen Mann von geradezu mitternächtlicher Schwärze an.

Als er näher hinblickte, sah er, daß der Mann zwar eine tiefschwarze Haut hatte, aber kein Neger, sondern offensichtlich ein Inder war. Wo habe ich dieses Gesicht schon gesehen, überlegte er, aber er konnte sich nicht erinnern, und so sagte er zu dem Chauffeur: »Fahren Sie weiter, Wili, es ist schon spät...«

In seinem Büro ließ er sich den jungen Schuyler kommen und fragte in beiläufigem Ton: »Haben Sie und Ihre Frau heute abend schon etwas vor?«

»Ich und *culo lindo?«* fragte Van lachend. »Ich habe ihr gesagt, daß Sie ihr diesen Namen gegeben haben. Sie war entzückt und streckt ihn jetzt noch einige Zentimeter weiter heraus.«

»Petra«, sagte Jim, »hat ohne Zweifel den hübschesten Popo in der Geschichte der Menschheit. Geben Sie acht, daß sie nie einen Tanga am Strand trägt, sonst gibt es einen Aufstand. Also, haben Sie heute abend etwas vor?«

»Nichts besonderes. Vielleicht gehen wir in den neuen Film im Bijou. Warum?«

»Es gibt eine Hochzeit, Trini und ich, heute abend. Sie sollten unbedingt kommen, denn ich brauche einen Trauzeugen.«

»Das ist ja großartig, Sir, ich bin begeistert. Wenn ich Petra erzähle, daß Sie heiraten, setzt sie die Wohnung mit ihren Tränen unter Wasser. Sie betet Trini an; alle Mädchen tun dies übrigens. Niemand ist wegen ihrer Vergangenheit auf sie böse; sie ist ja gezwungen worden...«

»Ich weiß. Und jetzt rufen Sie gleich Petra an. Sie sind noch viel zu kurz verheiratet, um zu wissen, daß eine Frau mindestens fünf Stunden braucht, um sich für eine Hochzeit zurechtzumachen.«

Nachdem Van gegangen war, warf Jim einen Blick auf das Telefon und überlegte, ob er Vince und Paloma Gómez anrufen sollte. Er hatte keine Bedenken wegen Paloma, aber er zögerte wegen Vince, der schrecklich konservativ war. Schließlich rang er sich zu der Ansicht durch, daß er sie ganz einfach einladen mußte. Widrigenfalls würde ihm Paloma niemals verzeihen. So rief er Vincente Gómez an, der die Einladung mit den lakonischen Worten quittierte: *»Viva la idiotez!«*

Er lud auch Tomas und seine Laura sowie Carlos Suarez, den

kommunistischen Nachrichtenspezialisten, ein.

Alle guten Leute, sagte er zu sich, Leute, die ich mag. Schade, daß Tim und Peter mit ihren Frauen nicht da sein können. Aber ich werde Van bitten, die Trauung auf Bild und Band aufzunehmen und ihnen eine Kopie schicken: Der alternde Botschafter und seine schwangere Braut vor Pater Pió, dem Erzbischof. Mein Gott, dachte er, auf eines hätte ich fast vergessen: Ich muß *Les Ambassadeurs* anrufen, damit sie ein kaltes Büffet schicken.

Dann warf er den Kopf zurück, lachte und sagte halblaut zu sich: »Das wird eine feine Hochzeitsnacht werden - mit einer Braut, die knapp vor dem Entbinden ist.«

Der Menge der von Paloma San Gines de Gómez und den übrigen anwesenden Damen vergossenen Tränen nach zu schließen, war die Hochzeit ein gelungenes Fest. Gekrönt oder gestört - das war Auffassungssache, dachte Jim - wurde es durch das Erscheinen zweier ungeladener Gäste.

Überraschungsgast Nr. l war ein gutaussehender junger Mann, der offensichtlich zu jener angloamerikanischen Jeunesse dorée gehörte, deren Mitglieder zwischen New York und London, Harvard und Oxford beliebig austauschbar waren. Selbst seine elegante nachlässige Kleidung gab keine Aufschlüsse über seine Herkunft, und nur wenn er den Mund aufmachte, vermochte Jim Rush zu er kennen, daß dieser Avery Parks ein Landsmann war.

Van Schuyler hatte ihn mitgebracht und mit den Worten vorgestellt: »Das ist mein Freund Avery Parks, einer der Galeerensklaven von Wildcat Crowley. Allerdings ein hohes Tier, einer von den Zauberern. Macht Erdnußbutter und Spitzenhöschen aus dem schwarzen Dreck, den Ed aus dem Meeresboden holt. Avery war frei heute abend, und ich habe mir erlaubt, ihn mitzubringen.«

»Und was machen Sie wirklich?« fragte Jim den jungen

Mann.

»In gewöhnlichem Englisch, das ein so erlauchter Geist wie Van Schuyler freilich nicht verwendet, würde man sagen, daß ich Chemiker bin«, sagte Avery Parks. »Ich hoffe, Sie entschuldigen mein Eindringen, Herr Botschafter. Normalerweise hätte ich mich geweigert, mitzukommen, aber es ist so, daß ich Van schon vor Wochen gebeten habe, mir eine Unterredung mit Ihnen zu vermitteln.«

»Warum?« fragte Jim.

»Es ist besser, wenn ich Ihnen das in den nächsten Tagen in Ihrem Büro erkläre. Ich möchte die Festlichkeit nicht stören, denn was ich mit Ihnen zu besprechen habe, Sir, ist nicht so erfreulich.«

Der junge Mann gefiel Jim, nicht zuletzt deshalb, weil ihn Grace und Trini von seinem Minderwertigkeitskomplex befreit hatten; er fühlte sich in der Gegenwart von großen, gutaussehenden jungen Männern wie Van Schuyler und Avery Parks nicht mehr unbehaglich.

»Morgen«, sagte er. »Um elf Uhr dreißig in der Botschaft.«

Bevor er das Gespräch fortsetzen konnte, erschien Pete, der Butler, mit halb geöffnetem Mund, offensichtlich nach Worten ringend und mit dem Gesichtsausdruck eines Bullen, der eben einen Schlag mit dem Holzhammer erhalten hat.

Was immer er auch sagen wollte - er kam nicht mehr dazu, denn unmittelbar hinter ihm betrat, elegant gekleidet, vorbildlich frisiert und freundlich lächelnd der Anlaß seiner grenzenlosen Bestürzung den Raum: Luisa Montenegro de García, Gattin Seiner Exzellenz des Glorreichen Führers, Generals der Armee und Staatsoberhauptes der Republik von Costa Verde.

Paloma Gómez erholte sich als erste.

»Luisa«, rief sie, »du bist nicht nur das achte, sondern sogar das neunte Weltwunder!«

Dann beugte sich Jim über die Hand seines Gastes und murmelte: »Welche Ehre für mein Haus!«

»Ich bitte um Entschuldigung, Don Jaime«, sagte Doña Luisa, »aber ich mußte ganz einfach kommen. Kaum hatte mich Paloma angerufen, und mir erzählt, daß sie heiraten, habe ich begonnen mich anzuziehen, weil ich ganz einfach nicht widerstehen konnte, dabeizusein. Paloma, du bist doch Trauzeugin? Wie schade, ich hätte so gerne...«

»Ich trete dir die Ehre ab«, sagte Paloma sofort. »Don Jaime und die Braut werden entzückt sein. Aber ich verzichte nicht darauf, Taufpatin des ersten Kindes zu sein, nicht einmal dir zuliebe.«

»Ich versuche es gar nicht«, sagte Luisa García. »Aber ich will Patin des zweiten Kindes sein. Einverstanden, Don Jaime?«

»Einverstanden«, sagte Jim und hielt Ausschau nach Trini. Sie stand zwischen Petra und Laura, die sie stützten, denn sie war einer Ohnmacht nahe. Auch Luisa García hatte sie entdeckt, lief auf sie zu und umarmte sie zärtlich. Mit einem Schlag standen die beiden, schluchzend und einander küssend, allein in der Mitte des Raumes, denn wie in einem wohleinstudierten Ballett hatten sich alle übrigen Gäste von ihnen zurückgezogen.

In diesem Augenblick hob Van Schuyler seine Kamera, der Elektronenblitz leuchtete und Luisa García sagte lachend: »Junger Mann, dieses Bild müssen Sie mir schicken! Aber vergrößert!«

25

Der Morgen nach der Hochzeit war sehr anstrengend. Aus Boston rief Peter Reynolds an. Perry Winkler, der Konsularbeamte der Botschaft, kam in Jims Büro, führte Klage über das Benehmen eines in Costa Verde lebenden amerikanischen Staatsbürgers und erbat Weisung, wie er gegen den Mann vorgehen solle. Von General García traf eine Einladung zu einer privaten Unterredung - privat unterstrichen - in seiner Residenz am Goldenen Tor ein. Martha Clyde kam mit der Mitteilung, daß alle Vorbereitungen für Jims ersten Empfang, eine Kombination von Abendessen und Ball, abgeschlossen seien und Señora Luisa García versprochen habe, eine junge Dame aus bester Familie zu nominieren, die anstelle der verhinderten Hausfrau als Gastgeberin fungieren werde. Avery Parks kam, wie verabredet, um die Angelegenheit zu besprechen, die wirklich nicht sehr angenehm war, und außerdem rief Dr. Claudio López Basquez an, um ebenfalls etwas Unangenehmes mitzuteilen, nämlich, daß es Jenny Crowley nicht gutgehe.

All das ereignete sich aber keineswegs hintereinander, in geordneter Reihenfolge, sondern zum Teil zur gleichen Zeit. So kam Peters Anruf gerade, als sich Jim Rush mit Konsul Perry Winkler unterhielt. Winkler klagte über einen gewissen Giancarlo Marriotti, einen Amerikaner italienischer Abstammung, der einstmals ein guter Ehemann und fleißiger Arbeiter gewesen war, nun aber dem Trunk zuneigte und seine Frau, eine Bürgerin Costa Verdes namens Mariluz, spitalsreif geschlagen hatte. Es war dieser Name, der Jim veranlaßte, Martha Clyde zu sagen, sie möge Peter Reynolds noch nicht mit ihm verbinden. Mariluz - wo hatte er von ihr schon gehört? Dann fiel es ihm ein: Jenny Crowley hatte doch erzählt, daß Joe Harper ein Verhältnis mit einer Frau hatte, die...

»Ist dieser Giancarlo Marriotti nicht Hubschrauberpilot?« fragte er. »Arbeiter für Worldwide und wird allgemein Charlie genannt?«

»Ja, Sir. Der Mann ist verrückt vor Eifersucht. Seine Mariluz hat vor drei Monaten ein Kind zur Welt gebracht, das für zwei so dunkelhaarige Menschen viel zu blond ist...«

»Mein Gott«, flüsterte Jim, »ist es ein Junge?«

»Ja, Sir, aber wieso wissen Sie..?«

»Ich habe meine Quellen, Perry. Und wenn es Ihnen recht ist, werde ich mich persönlich dieser Angelegenheit annehmen. Ich kenne Charlie Mariotti, er ist ein anständiger Kerl. Geben Sie mir nur seine Adresse und sagen Sie ihm nichts. Ich will ihn überraschend besuchen. Und jetzt gehen Sie, bitte, denn ich muß telefonieren.«

Die Stimme am Telefon klang wie Donald Duck mit Delphinbegleitung, bis Jim das Entstörgerät einschaltete und Peter Reynolds hörte, der sagte: »Jim, ich mache es kurz. Die Botschaft von Costa Verde in Washington hat ein Ding gedreht. Drei Kongreßabgeordnete und drei Senatoren werden Costa Verde besuchen, um im Hinblick auf die verlangte Anleihe die wirtschaftlichen, sozialen und sonstigen Verhältnisse zu studieren. Verstehst du?«

»Natürlich. Die sechs sind wahrscheinlich Typen, die Nackttänzerinnen auf ihre Gehaltsliste setzen und mit dem gesamten Sekretariat schlafen.«

»Genauso ist es. Wenn die da unten es geschickt anstellen, kommen die sechs als große Politiker zurück, die Amerika mit dem Öl von Costa Verde vor der Energiekrise retten.«

»Nachdem sie vorher die Sonderbehandlung erhalten haben, wenn nicht...«

»Wenn nicht was, Jim?«

»Wenn ich ihnen nicht einen Strich durch die Rechnung

mache. Das ist zwar riskant, aber jetzt kann ich es mir leisten, *Persona non grata* zu werden. Danke jedenfalls, Peter, hast du noch etwas?«

»Nein. Oder doch. Alicia schlägt vor, du sollst Trini zu uns schicken.«

»Ich lasse ihr danken, Peter, das ist sehr nett von euch. Ich fürchte aber, der Flug wäre gesundheitlich zu riskant für sie. Außerdem hat sich die Situation entschärft. Ich habe Trini geheiratet. Sage das Licia und erspare dir Glückwünsche und Kommentare. Es war notwendig, um alle Erpressungsmöglichkeiten auszuschalten. Nachdem uns Padre Pió getraut hat und Luisa García Trauzeugin war, können sie jetzt nichts mehr unternehmen.«

»Das hast du großartig gemacht, Jim. Ich freue mich, und Licia wird sich auch freuen. Nur eines beunruhigt mich...«

»Und zwar?« fragte Jim.

»Du scheinst nicht sehr begeistert zu sein.«

»Ich bin nur müde nach dem großen Fest«, sagte Jim. »Alles Gute und vielen Dank!«

»Ein Mr. Parks möchte Sie sprechen«, sagte Martha Clyde. »Mr. Avery Parks. Er sagt, Sie erwarten ihn.«

»Stimmt. Lassen Sie ihn herein!«

»Einen Augenblick, Sir! Sie wollen doch nicht, daß ich einen Nervenzusammenbruch bekomme. Ich bin schon nahe daran. Zuerst kommt diese Botschaft von General García...«

»Er ladet mich zu einem Gespräch ein. Das ist doch nichts Außergewöhnliches.«

»O doch, wenn man bedenkt, daß Mrs. García angerufen und gesagt hat, sie hätte eine Gastgeberin für ihren Empfang gefunden, Sir, sie muß doch wissen, daß Sie eine Freundin haben. Alle Leute wissen es. Man fragt mich immer nach

Einzelheiten und glaubt mir nicht, wenn ich sage, daß ich auch nichts weiß. Und wenn sie jetzt daraufkommt, daß es ein Kind gibt...«

Jim lächelte seine Sekretärin an und sagte ruhig: »Luisa García weiß von dem Kind, Martha. Sie hat mir sogar gesagt, wie enttäuscht sie ist, daß sie nicht Taufpatin sein darf und hat sich bereits für das zweite Kind angemeldet. Was sagen Sie dazu? Luisa García und Paloma Gómez verwöhnen die kleine Trini, weil ihnen das unter anderem die Möglichkeit gibt, zu demonstrieren, wie emanzipiert und liberal sie sind. Es gibt also keinen Grund zur Beunruhigung.«

»Na schön, wenn es kein Grund zur Beunruhigung ist, daß Ihre farbige Freundin ein Kind erwartet...«

»Martha«, sagte Jim sanft, »mir gefällt Trinis Hautfarbe. Sie ist eine so nette Abwechslung nach all den eiskalten, bleichgesichtigen Gringofrauen, die mir Schüttelfrost verursacht haben. Und jetzt schicken Sie Mr. Parks herein!«

»Herr Botschafter«, insistierte Martha, »wir sollten aber doch wissen, wer als Gastgeberin auftreten wird.«

»Also gut«, seufzte Jim, »sagen Sie Mr. Parks, er soll warten. Rufen Sie in General Garcías Villa an und sagen Sie, daß ich mit Doña Luisa sprechen möchte.«

Es dauerte drei Minuten, bis die Verbindung hergestellt war.

»Die Gastgeberin?« rief die Frau des Generals. »Meine Nichte natürlich. Sie ist ein sehr hübsches Mädchen und vor allem brav! Außerdem hört sie auf mich, denn sonst wäre ja auch das Risiko zu groß.«

»Welches Risiko?« fragte Jim.

»Don Jaime, Sie müßten doch wissen, daß Sie das Idol aller jungen Mädchen dieses Landes geworden sind.«

»Doña Luisa«, sagte Jim, »machen Sie keine Scherze!«

»Das sind keine Scherze«, erwiderte die Frau des Generals

lachend. »Was glauben Sie, wie begeistert alle von Ihrer romantischen Liebesgeschichte sind. Der französische Botschafter, René Coutier, stirbt fast vor Neid, denn bevor Sie gekommen sind, war er der unbestrittene Liebling der Damen. Also mußte ich eine Gastgeberin finden, die sich Ihnen nicht gleich an den Hals wirft. Das wird meine Nichte Patricia nicht tun. Seien Sie aber trotzdem ein bißchen kühl und distanziert zu ihr, damit sie sich nicht am Ende doch verliebt.«

Als er Martha berichtete, was Señora Luisa gesagt hatte, meinte sie: »Das ist eine sehr gute Wahl. Und jetzt werde ich Mr. Parks hereinlassen.«

»Nein, warten Sie einen Augenblick, Martha. Ich muß Sie etwas fragen: Nehmen Sie auch jeden Tag brav Ihre Pille?«

»Herr Botschafter«, sagte Martha entrüstet. »Niemals! Aber wie können Sie so etwas fragen?«

»Warum nicht?« sagte Jim lachend. »Sie haben mir vor wenigen Minuten Vorhaltungen wegen der Hautfarbe von Trini gemacht, ich habe Sie aber gestern vor der Botschaft mit einem Mann gesehen, der schwarz wie die Nacht war. Also sollten Sie vorsichtig sein!«

Martha lächelte gezwungen. »Herr Botschafter«, sagte sie, »das war mein Yoga-Professor, der Guru Hriday Hanuman.«

»Ich verstehe - und Yoga-Professoren tun es natürlich nicht...«

»Herr Botschafter«, sagte Martha schnippisch, »ob Sie es glauben oder nicht - ich weiß es nicht!«

»Sir«, begann Avery Parks, »vielleicht sind Sie bereit, mir zu helfen. Van hat mir gesagt, daß Sie Ihre Ansichten geändert haben und bereit sind, mit Leuten wie uns zusammenzuarbeiten. Mein Chef ist Bill Carter, und ich bin der Mann vom Rauschgiftdezernat, den er Ihnen mitgeben wollte. Was sagen

Sie dazu, Sir?«

»Nichts. Ich habe nie etwas gegen das Rauschgiftbüro gehabt. Nur etwas gegen manche seiner Methoden. Aber mit dem Ausmerzen des Rauschgifthandels an sich bin ich voll und ganz einverstanden.«

»Gut«, sagte Avery Parks, »dann kann ich mir weitere Erklärungen ersparen und Ihnen gleich das Problem schildern. Es geht um Harper. Um Joe Harper, von dem ich annehme, daß Sie nicht allzu gut auf ihn zu sprechen sind.«

»Ich kann seine Abwesenheit ohne Tränen ertragen«, sagte Jim trocken. »Und was ist mit ihm?«

»Er ist noch immer aktiv. Überschwemmt Amerika noch immer mit Heroin. Von hier, von diesem Land aus. Seit der Schießerei mit Ihnen ist er allerdings verschwunden. Wissen Sie, wo er ist oder wie wir ihn finden können? »

Jim wußte es nicht, aber er begann zu überlegen und kam zu dem Schluß, daß sich dieses Untier wahrscheinlich in der Gegend von Xilchimocha, Chizénaya und Tarascanolla aufhielt. Das waren drei Dörfer der Tluscolas, beliebte Ausflugsziele für Fremde, und durch ausgezeichnete Autostraßen miteinander verbunden. Ganz in ihrer Nähe lagen drei Gefangenenlager, richtiggehende Folterlager, die Miguel Villalonga errichtet hatte und die von allen seinen Nachfolgern beibehalten worden waren. Diese Nachbarschaft war rein zufällig, aber vielleicht konnte man sie nutzen. Wie wäre es, wenn die Abgeordneten aus Amerika bei einem Besuch der Touristenattraktionen rein zufällig vom Wege abkamen und... Er lächelte Avery Parks zu und sagte:

»Ich glaube zu wissen, wo Harper zu finden sein dürfte. Aber das Gebiet ist groß, und man muß nachforschen. Ich schlage vor, daß wir uns heute abend um zehn Uhr vor der Klinik von López Basquez treffen und...«

In diesem Augenblick läutete das Telefon, er hob ab und hörte

Marthas Stimme: »Dr. López Basquez ist am Apparat. Soll ich verbinden?«

Welch merkwürdiger Zufall, dachte Jim und sagte: »Ja, bitte, geben Sie mir das Gespräch.«

»Wir haben ein Problem«, sagte Basquez. »Mit Miß Crowley. Können Sie noch heute zu mir kommen?«

»Das wollte ich ohnehin. Wäre Ihnen acht Uhr dreißig recht?«

»Ja, danke. Ich erwarte Sie!«

»Einen Augenblick«, sagte Jim. »Können Sie mir nicht sagen, was das Problem ist?«

»Ja, natürlich. Jenny hat einen totalen Rückfall. Irgend jemand hat ihr heimlich Rauschgift gegeben. Ich muß gestehen, daß ich sehr entmutigt bin, denn ich habe geglaubt, sie sei bereits über den Berg. Ich habe sogar begonnen, ihren Jargon zu lernen, denn ich habe bis jetzt immer geglaubt, daß ich Ihre Sprache gut verstehe, Herr Botschafter.«

»Nicht meine Sprache. Meine Sprache ist Spanisch. Englisch habe ich erst zu sprechen begonnen, als ich zehn Jahre alt war, und da ist es bereits viel zu spät. Ihr Englisch ist ausgezeichnet, besser als meines. Jenny spricht jedoch eine eigene Sprache, die Sprache ihrer Generation. Aber ich habe eine Idee. Wie wäre es, wenn Sie telefonisch oder brieflich Jennys New Yorker Psychoanalytikerin konsultieren? Haben Sie etwas dagegen?«

»Ganz und gar nicht«, sagte Dr. López. »Es wäre mir sogar sehr angenehm. Vielleicht kann sie einen kurzen Urlaub, ich meine einen Arbeitsurlaub, hier verbringen. Ich kann, weiß Gott, jede Hilfe brauchen.«

»Ich bin nicht sicher, ob ich das versprechen kann«, sagte Jim, »aber ich melde gleich ein Ferngespräch an. Heute abend sage ich Ihnen Bescheid.«

Nachdem er den Hörer aufgelegt hatte, wandte er sich wieder Avery zu und fragte: »Hat Sie Van über die politische Situation

informiert? Ich meine, über die Sache mit der Anleihe?«

»Ja«, antwortete er, »ausführlich.«

»Und was sollten wir, Ihrer Ansicht nach, tun?«

»Sir, dazu kenne ich Ihre politischen Anschauungen zu wenig.«

»Ich habe keine. Politik bereitet mir Bauchweh. Rechte, Gemäßigte, Linke, Regierung und Opposition werden nicht von Engeln, sondern von Menschen geführt. Und damit ist auch schon alles gesagt. Ich persönlich bin Pragmatiker und daher für die Politik, die dem jeweiligen Lande nützt und uns nicht schadet. Was in der Praxis bedeutet, daß ich je nach der Gegend für verschiedene politische Systeme bin.

Der maoistische Kommunismus zum Beispiel funktioniert in China. Nicht sehr gut, aber immer noch besser als sämtliche politischen Systeme zuvor. Zum erstenmal in der Geschichte des Landes gibt es keine Hungersnöte. Und ihre Disziplin, die geradezu an Gehirnwäsche grenzt, garantiert eine öffentliche Ordnung, von der ich manchmal wünschte, sie gelte auch für die amerikanische Jugend. Sie haben auch technische und soziale Fortschritte gemacht, also bin ich für den Kommunismus in China. Ich bin gegen ihn in Amerika und Westeuropa. Ich schwanke bezüglich Asiens, mit Ausnahme von Indien, das ihn brauchen könnte, und ich bin unschlüssig wegen Afrika...«

»Und hier in Costa Verde?« fragte Avery Parks.

»Ich glaube, wir sollten dieses Land den Roten überlassen, den rosaroten, intellektuellen, idealistischen Marxisten; es gibt solche Typen. Wir werden dabei auf das hiesige Erdöl verzichten müssen, aber es ist ohnehin höchste Zeit, daß wir uns auf andere Energiequellen umstellen, vielleicht auf Sonnenwärme. Der Haupteinwand gegen einen Machtwechsel in Costa Verde ist natürlich, daß selbst gemäßigte Kommunisten die kommerziellen Interessen amerikanischer Staatsbürger nicht respektieren würden. Nehmen wir nur Ed Crowley, meinen

ehemaligen Boß her, der beträchtliche Summen in diesem Land investiert hat. Auf den ersten Blick scheint das ein sehr berechtigter Einwand zu sein, aber wenn Sie nichts dagegen haben, möchte ich mich mit diesem Problem ein wenig näher beschäftigen.«

»Ich habe gar nichts dagegen, Sir, und bin sehr gespannt, zu welchen Schlüssen Sie gelangen.«

»Das weiß ich selbst nicht genau. Natürlich haben wir die Verpflichtung, die kommerziellen Interessen unserer Staatsbürger zu wahren. Aber wir sollten dabei einige Fakten nicht aus den Augen verlieren. Erstens: Es handelt sich in der Regel um sehr, sehr wenige Staatsbürger. Zweitens: Die oft recht kurzfristigen Interessen dieser Bürger sind nicht notwendigerweise identisch mit den langfristigen Interessen der Vereinigten Staaten. Drittens: Noch weniger identisch sind sie meist mit den Interessen der Bewohner des betreffenden Landes. Sicher gilt das zum Beispiel für die Ölbohrungen Ed Crowleys, die der Meeresfauna und dem ökologischen Gleichgewicht an den Küsten von Costa Verde bereits schweren Schaden zugefügt haben. Ich fasse zusammen: Wir sollten nicht, um die Interessen einiger Staatsbürger zu schützen, Regierungen unterstützen, die ihre eigene Bevölkerung mit Foltermethoden unterdrücken. Ende meiner Predigt. Ich bitte um Entschuldigung!«

Avery Parks lächelte, dann sagte er:

»Da ist nichts zu entschuldigen, Sir, ich stimme Ihnen ja zu. Van auch. Aber was können wir tun, damit gemäßigte Rote ans Ruder kommen, die sich weder von Peking noch von Moskau etwas sagen lassen?«

»Darauf habe ich keine Antwort, denn ich bin nicht der liebe Gott. Obwohl auch der liebe Gott, wenn Sie mir die Blasphemie gestatten, nicht immer sehr erfolgreich war, sonst wäre die Geschichte der Menschheit wohl anders verlaufen. Aber hier, in diesem kleinen, rückständigen Land, gibt es wohl eine

Möglichkeit, ein wenig in den Gang der Geschichte einzugreifen. Es gibt dazu eine Schlüsselfigur: Joe Harper. Die Tatsache, daß er von hier aus ungestört den amerikanischen Markt mit Heroin überschwemmen kann, kompromittiert García und Genossen ungeheuerlich. Ganz zu schweigen davon, daß sie diesen Rauschgifthandel tolerieren und fördern, weil sie daran fett verdienen, wenn auch nicht so üppig, wie später einmal an Ed Crowley Öl. Wir werden daher heute abend einen Mann aufsuchen, der diesen blonden Affen Joe noch weniger mag als ich. Der ihn so haßt, wie nur ein Südländer einen Mann wegen eines bestimmten Vergehens hassen kann und der meiner Meinung nach wissen muß, wo sich Harpers Heroinfabrik befindet. Er wird uns sicher helfen.«

»Von welchem Vergehen sprechen Sie, Sir?«

»Von einem blondgelockten Kind in einer Familie, in der die Frau eine dunkelhaarige Mestizin und der Mann ein ebenso dunkelhaariger Sizilianer ist. Von wem das Kind wirklich ist, hat mir eine glaubwürdige Quelle anvertraut. Und nun gehen Sie, bitte, denn ich habe noch zu arbeiten. Sagen Sie aber Van, daß er heute abend mitkommen soll. Denn dank Dr. López, der mich eben angerufen hat, habe ich noch ein anderes Steinchen des interessanten Puzzlespieles, mit dem wir uns beschäftigen, gefunden.«

»Sir, Puzzlespiele interessieren mich sehr. Wovon reden Sie?«

»Jorge. Ein Schützling von Van, dem er das Fotografieren beibringt. Er kann es jetzt, nur verwerten will er seine Kenntnisse noch nicht. Zumindest nicht so, wie wir es gerne möchten. Aber vielleicht bringt ihn Jenny Crowleys Rückfall dazu, seine Hemmungen zu überwinden.«

»Jorge? Das ist doch der ehemalige Aufseher im Frauenlager bei Chizénaya, der dort seelisch so geschädigt wurde, daß er jetzt impotent ist, worauf ihm die Frau davongelaufen ist. Van möchte...«

»Er möchte, daß uns Jorge Material liefert, mit dem wir García und Genossen aus dem Sattel heben können. Hat Ihnen Van erzählt, wie das geschehen soll?«

»Ja, Sir, es ist ein ausgezeichneter Plan. Jorge soll in Uniform und mit gefälschten Papieren wieder in das Lager gehen. Die Papiere sollen die Unterschrift eines so bedeutenden Mitglieds der Sicherheitspolizei tragen, daß jeder Befehl, der von ihm kommt, in Chizénaya widerspruchslos befolgt wird. Es gibt in der hiesigen Untergrundorganisation einen Fälscher, der seine Unterschrift so gut nachmachen kann, daß es möglich war, seit Monaten von seinem Bankkonto Geld abzuheben und auf das Konto des Liebhabers seiner Frau zu überweisen. Aber der hat noch eine zweite Geliebte, die ihm das Geld herauslockt und an die Untergrundleute weitergibt.«

»Toll«, sagte Jim, »diese Details habe ich nicht gekannt.«

»Es ist alles nicht so schlimm. Ehemann und Liebhaber sind Typen, die Costa Verde entbehren kann. Falls sie sich jemals gegenseitig umlegen, wird Van zur Beerdigung Kränze schicken.«

»Geheimdienst ist offensichtlich wirklich ein schmutziges Geschäft. Ich wollte, Van würde nicht solche Sachen machen.«

»Sir, sagen Sie nichts gegen Van. Er hat sich den Fälscher ja nur ausgeliehen. Die schmutzigen Sachen, die Sie meinen, machen die hiesigen DRAP-Guerillas. Van ermuntert sie nur ein wenig. In diesem Fall hat er ganz einfach den Fälscher für die Unterschrift auf dem Befehl gebraucht, mit dem Jorge in Chizénaya auftaucht, um Film- und Fotoaufnahmen zu machen. Begründung: Die Polizei braucht diese Aufnahmen, um damit Gefangene mit schwachen Nerven zu Geständnissen zu zwingen. In Wahrheit bringt er diese Aufnahmen Van, und dann haben wir das Material in der Hand, das García und Genossen vernichtet. Und wenn Sie, Sir, mir jetzt einen anderen, sauberen, anständigen und ehrlichen Weg nennen können, an das Material

heranzukommen, werde ich voll Ehrfurcht zu Ihnen aufblicken.«

»Sie haben leider recht«, seufzte Jim. »Gegen gemeine Leute kann man nur mit gemeinen Methoden vorgehen. Ich bin daher einverstanden, obwohl ich weiß, daß Van genauso handeln würde, wenn ich nicht einverstanden wäre. Und nun verschwinden Sie; heute abend sehe ich euch beide.«

»Wir werden pünktlich da sein«, sagte Avery Parks.

Martha stellte die Verbindung mit New York her, und dann hörte er die kühle, vertraute und wohl auch - trotz allem, was geschehen war - noch immer geliebte Stimme.

»Ja. Ich bin am Apparat. Wer spricht?«

»Grace«, sagte er leise.

»Jim«, antwortete sie, »ich wußte, daß du es sein mußt. Sonst kenne ich ja niemanden dort unten. Aber was soll der Anruf bedeuten? Verzeihung meiner Untreue?«

»Es ist eher eine berufliche Angelegenheit. Ich wende mich an die bekannte Psychoanalytikerin Dr. Grace Nivens. Ich brauche deine Hilfe, meine Liebe.«

»Warum?« fragte sie spöttisch. »Haben dich die kleinen Wildkatzen dort unten verrückt gemacht? Ich habe mir ja gleich gedacht, daß hemmungslose Leidenschaften nichts für dich sind.«

»Ich muß dich leider enttäuschen. Mir geht es gut, und die Eingeborenen sind sehr nett zu mir. Das Problem ist Jenny; sie hat einen Rückfall gehabt. Jemand hat ihr Drogen in die Klinik geschmuggelt, und sie ist wieder vollkommen süchtig. Ihr hiesiger Psychiater, Dr. López, ist ganz verzweifelt. Ich habe ihm vorgeschlagen, dich brieflich oder telefonisch zu konsultieren.«

»Warum brieflich oder telefonisch? Hast du etwas dagegen, wenn ich nach Costa Verde komme?«

Die ehrliche Antwort auf diese Frage lautet: Ja. Ihre Nähe würde ihn verrückt machen, aber das konnte und wollte er nicht gestehen, statt dessen sagte er: »Nein, gar nichts. Die Verhältnisse hier haben sich sehr normalisiert. Du kannst ruhig kommen, wenn Wilkenson nichts dagegen hat...«

»Wilkenson? Ach so, du meinst George! Der gehört der Vergangenheit an!«

»Dann korrigiere ich mich und sage: Wenn dein gegenwärtiger Freund nichts dagegen hat, sehe ich keinen Grund, warum du nicht kommen solltest.«

»Aber ich«, antwortete sie eisig.

»Warum?«

»Weil du offensichtlich gar nicht willst, daß ich komme. Übrigens: Es gibt keinen gegenwärtigen Freund. Nicht seit jenem Sonntag, an dem du bei mir aufgetaucht bist und dich so unmöglich benommen hast. Deshalb frage ich dich jetzt: Willst du, daß ich nach Costa Verde komme?«

»Natürlich. Heißt das, daß du kommst?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht, vielleicht auch nicht, das hängt davon ab.«

»Wovon, Grace?«

»Von den Gegenkräften.«

»Ich verstehe das nicht. Was sollen diese Gegenkräfte sein?«

»Die Kräfte, die dagegen sprechen, daß ich in deiner Nähe bin. Was wäre, wenn ich dich wieder für mich haben möchte? Spricht etwas dagegen?«

»Ja, sehr viel«, antwortete er ruhig., »Gut, dann gib mir die Nummer von Dr. López. Ich werde ihn anrufen.«

Er gab ihr die Nummer und sagte: »Das war also alles? Leb wohl, Grace, ich danke dir.«

»Leb wohl«, sagte sie. »Es tut mir leid, sehr, sehr leid!«

26

»Jorge«, sagte Van Schuyler fast drohend, »diese Schweine lassen zu, daß Joe Harper weiter mit Rauschgift handelt. Wir haben die Chance, etwas dagegen zu tun. Sind Sie nun ein Mann oder nicht? Zuerst haben Sie Ihre Frau verloren und jetzt hat man Jenny so zugerichtet!«

»Van«, unterbrach ihn Jim, »ich glaube, so kommen Sie nicht weiter. Sehen Sie sich ihn doch an!«

Über das breite grobe Gesicht Jorges rannen Tränen.

»Ich fürchte, Sie haben recht, Sir«, sagte der junge CIA-Mann. »Vielleicht sollten Sie mit ihm reden.«

Jim saß neben dem Bett, in dem Jenny Crowley halb im Koma lag. Ihr gegenüber stand Jorge Gonzales, ehemaliger Aufseher im Frauenlager von Chizénaya, der Mann, dessen verwundbare Seele in so merkwürdigem Gegensatz zu seinem mächtigen Körper und seinen brutalen Gesichtszügen stand.

»Jorge«, sagte er, »man muß im Leben für alles bezahlen. Und jede falsche Entscheidung kommt teuer zu stehen.«

»Ich verstehe Sie nicht, Sir.«

»Nehmen Sie zum Beispiel Jenny her. Sie wollte immer ein Kind bleiben, nie erwachsen werden, ist immer dem Alltag entflohen, hat stets in einer Traumwelt gelebt. Und heute? Sehen Sie sich an, welchen Preis sie dafür zahlt!«

»Und wofür muß ich bezahlen, Herr Botschafter?« fragte Jorge.

»Sie wissen es. Dafür, daß Sie noch am Leben sind, obwohl Sie eigentlich hätten sterben müssen, nach alldem, was Sie gesehen und getan haben.«

Jorge starrte ihn an und flüsterte: *»Si, Señor!«*

»Mir geht es genauso, ich muß auch mit meiner

Vergangenheit leben und versuchen, sie zu überwinden. Aber Ihnen kann ich einen Weg zeigen, wie Sie Ihre Selbstachtung wiedergewinnen können. Ohne Zwang und Geschrei, das junge Heißsporne wie mein Freund Van für unerläßlich halten, kann ich Ihnen diesen Weg zeigen.«

»Sir«, sagte Van, »es tut mir leid. Sie haben recht, ich entschuldige mich bei Jorge.«

»No hay de que«, murmelte Jorge. »Sprechen Sie weiter, *Señor Embajador.«*

»Bringen Sie uns Beweise, was in diesen Lagern vorgeht, und wir werden diese Folterstätten für immer aus der Welt schaffen. Das Risiko ist groß. Vielleicht werden Sie umkommen dabei, obwohl wir alles tun werden, um Ihnen zu helfen und Sie zu schützen. Aber wenn wir scheitern und Sie sterben, was bedeutet das schon, verglichen mit Ihrem jetzigen Leben? Kann man es überhaupt Leben nennen? Ein toter Mann ist viel mehr wert als ein lebendes Wesen ohne Seele. Und jetzt sagen Sie mir: Wie entscheiden Sie sich?«

Jorge starrte ihn an, dann sagte er mit einem Aufleuchten in den Augen: »Ich mache es, Herr Botschafter.«

Charlie Marriotti fanden sie in einer Hafenkneipe; betrunken, aber nicht zu betrunken, um nicht mit ihm reden zu können. Mariluz hatte ihnen gesagt, in welcher *Taberna* sie ihn wahrscheinlich antreffen würden. Die Frau hatte einen furchtbaren Anblick geboten; geschwollene Lippen, eingeschlagene Zähne, blau angelaufene, fast geschlossene Augen.

»Charlie, Sie sind eine Schande«, sagte Jim.

Marriotti fuhr herum, und als er sah, wer vor ihm stand, senkte er den Kopf.

»Ich weiß, Herr Botschafter.«

»Sie prügeln Ihre Frau, Sie betrinken sich, Sie sind eine Schande für die amerikanische Kolonie. Warum tun Sie das?«

»Sie wissen es, Herr Botschafter. Dieser Kerl hat mit meiner Frau geschlafen und ihr ein Kind gemacht.«

»Und deshalb schlagen Sie Ihre Frau und betrinken sich? Wem nützt das?«

Marriotti beugte wieder den Kopf und sagte: »Niemand, Herr Botschafter. Aber jedesmal wenn ich dieses blonde Baby sehe, werde ich verrückt und...«

»Vergessen Sie, daß Sie ein Mann sind. Ein Sizilianer noch dazu. Ich habe einmal einen ganzen Sommer in Ihrer Heimat verbracht und weiß, wie es dort zugeht.«

»Ja. Wenn einem einer Hörner aufsetzt, bringt man ihn um. Aber Sie kennen ja Joe Harper, und Sie haben ihn auch nicht getötet, obwohl Sie die Möglichkeit dazu hatten.«

»Charlie«, sagte Jim, »haben Ihnen die Tratschweiber, die hier herumlaufen, auch gesagt, warum ich ihn nicht umgebracht habe?«

»Nein, sie haben es nicht gewußt oder jedenfalls nicht verstanden. Sie haben mir nur gesagt, daß Sie ihn umbringen hätten können, es aber nicht getan haben.«

»Das stimmt. Er war verletzt, waffenlos und blutete wie ein Schwein. Einen solchen Mann töte ich nicht. Wenn es ein ehrlicher Kampf mit gleichen Waffen gewesen wäre, hätte ich versucht, ihn zu töten, aber einen Wehrlosen richte ich nicht hin. Ich habe meine Nachsicht, die der Frau, die ich liebe, teuer zu stehen gekommen ist, bereits bereut, aber ich schäme mich ihrer nicht.«

Marriotti starrte ihn an und sagte: »Was soll ich tun, Herr Botschafter? Ich kann ja nicht einmal einen Killer heuern, denn alle fürchten sich vor diesem riesigen blonden Affen. So sagen Sie mir doch, Herr Botschafter, was ich tun soll?«

»Das ist sehr einfach, Charlie. Führen Sie uns zu ihm!«

»Aber, Herr Botschafter«, antwortete Marriotti, »Sie können doch nicht...«

»Hat man Ihnen gesagt, was der Kerl und seine Kumpane meiner Frau angetan haben?«

»Ja, Herr Botschafter, ich weiß es.«

»Nun gut, dann führen Sie mich zu ihm.«

Er wollte Harper nach wie vor nicht töten, aber er wollte unbedingt die Heroinfabrik zerstören und dabei gleichzeitig Joe für lange, lange Zeit hinter Gitter bringen. Im weiteren Verlauf mußte dann der Sturz von García s Regime erfolgen, und hinter allen diesen Aktionen stand unausgesprochen und vielleicht auch unbewußt das Streben, durch eine mannhafte Aktion die eigene Selbstachtung wiederzugewinnen.

So arbeitete er zusammen mit Giancarlo Marriotti, Avery Parks und Vanderbilt Schuyler folgenden Plan aus: In drei Wochen würde die Firma Worldwide Petroleum Seiner Exzellenz, dem Herrn Botschafter James Rush, auf dessen Wunsch und auf Kosten der Botschaft einen Sikorsky-Hubschrauber zur Verfügung stellen, damit er mit einigen Freunden zu den Ruinen, etwa zwölf Kilometer südlich von Ururchizenaya, fliegen konnte.

Ein Hubschrauber war praktisch die einzige Möglichkeit, die berühmten Ruinen zu besuchen. Tempel und Paläste der ehemaligen Schlangengötter der Tluscolas waren von Wäldern umgeben, in denen es von Raubtieren, Schlangen, giftigen Insekten und ebenso giftigen Pflanzen aller Art wimmelte. Mit Recht sagten die Eingeborenen, daß kein weißer Mann länger als zwei Stunden in diesem höllischen Dschungel überleben könne.

Dazu kam, daß sich die Ruinen auf einer 3000 Meter hohen

Gebirgskette befanden, so daß es keine Übertreibung war, zu sagen, sie seien die unzugänglichste Touristenattaktion der Welt. Zwar hatte die Regierung eine Straße gebaut, die zu den Ruinenstätten führte, doch war sie wegen des Gebirgszuges so kurvenreich, daß man für eine Entfernung von zwölf Kilometern Luftlinie eine Strecke von fast hundert Kilometern zurücklegen mußte. Man hatte deshalb neben den Ruinen einen Landeplatz für Hubschrauber errichtet.

Was Jims Vorhaben verzögerte, war der Umstand, daß der große Frachthubschrauber von Worldwide, den er benötigte, einen Motorschaden hatte und das für die Reparatur erforderliche Ersatzteil aus den Vereinigten Staaten noch nicht eingetroffen war. Er war aber trotz der Proteste von Avery und Van fest entschlossen, an dem Unternehmen teilzunehmen, das Joe Harpers Heroinfabrik vernichten sollte. Nachdem er Jorge Gonzales und Giancarlo Marriotti ihre Aufgaben zugewiesen hatte, fühlte er sich erst recht verpflichtet, auch die seine zu erfüllen.

Auf dem Heimweg suchte er den glorreichen Führer in dessen Villa am Goldenen Tor auf. Er wurde sofort zum General vorgelassen, der ihn in Gegenwart von Pérez de la Valle und Fuentes Toralba empfing.

»Don Jaime«, waren die ersten Worte García s, »Sie sind der seltsamste und schwierigste Botschafter, der mir je untergekommen ist. Sie benehmen sich ganz einfach nicht so, wie man es von einem Gringo erwartet. Sie haben das machiavellistischste Gehirn, das man sich vorstellen kann.«

»Wofür ich um Entschuldigung bitte«, sagte Jim und nahm einen Schluck von dem ausgezeichneten Whisky, den man ihm angeboten hatte. »Aber ich danke auch für das Kompliment. Aus Ihrem Munde wiegt es besonders schwer.«

Don Raoul und Don Pablo lachten herzlich über diese Bemerkung.

»Heute früh hat man mir das gebracht«, fuhr General García fort und zeigte Jim eine Fotokopie seiner Heiratsurkunde, die unter anderem die Unterschriften von Paloma San Gines de Gómez und Luisa Montenegro de García als Zeuginnen aufwies.

»Ich glaube, mich erinnern zu können«, sagte Jim lächelnd, »daß Sie einmal meine Ehelosigkeit gerügt haben. Und was die Wahl meiner Frau betrifft, so zeigt sie nur, daß ich Ihren Geschmack, Herr General, und den von Don Raoul, anerkenne.«

»Bravo!« rief Pablo Fuentes mit kaum verhohlenem Spott.

»Sie hätten Ihre Anerkennung nicht so weit treiben müssen«, fuhr der General gereizt fort. »Wir haben die liebe Trini zu Ihnen geschickt, damit Sie ein wenig Freude an ihr haben. Aber so ernst hätten Sie die Angelegenheit nicht nehmen müssen. Erwartet Sie ein Kind? Kein Problem. Es hätte genügt, wenn sie diese *creatura* anerkannt und für sie finanziell gesorgt hätten. So wird das bei uns üblicherweise gemacht, vor allem, wenn die Vergangenheit der Frau berechtigten Anlaß gibt, an der Vaterschaft zu zweifeln.«

»Es gibt keinen Anlaß zum Zweifel«, erwiderte Jim bestimmt. »Ich bin der Vater, weiß es ganz genau und kann Ihnen mein Ehrenwort darauf geben, *mi General*. Aber ich habe noch andere Gründe gehabt, sie zu heiraten.«

»Zum Beispiel«, meldete sich nun Raoul Pérez de la Valle zu Wort, »daß sie von Joe Harper entführt und gemartert wurde und Sie sich daraufhin verpflichtet gefühlt haben, sie zu Ihrer Frau zu machen.«

»Das hat eine Rolle gespielt. Aber noch viel mehr die Tatsache, daß sie durch die Ehe amerikanische Staatsbürgerin und *la Señora Embajadora* wurde. Ich habe mir gedacht, es könnte sich eine Situation ergeben, in der ich gezwungen bin, Ihren Auffassungen entgegenzutreten, und ich wollte nicht, daß Trini dann zu einem Pfand im Spiel der Kräfte wird. Ich wollte sie vor Gefahren und Schmerzen bewahren, denn sie hat schon

genug gelitten.«

»Alles sehr logisch«, sagte der General. »Sie sind ja bereits in Washington unseren Auffassungen entgegengetreten, indem Sie sich gegen unsere Anleihe ausgesprochen haben.«

»Da sind Sie nicht richtig informiert worden, *mi General.* Ich habe mich nicht gegen Ihre Anleihe ausgesprochen. Ich habe nur im Interesse meines Landes vorgeschlagen, daß deren Gewährung an bestimmte Bedingungen geknüpft wird.«

»Und die wären?« fragte Fuentes Toralba.

»Daß sie in Raten ausbezahlt wird, daß Vertreter meines Landes die Verwendung jedes einzelnen Betrages prüfen und daß die Zahlung sofort eingestellt wird, wenn die Anleihe anderen als den angegebenen Zwecken dient.«

»Welche andere Zwecke meinen Sie?« fragte der General.

»Zum Beispiel den Ankauf eines Geschwaders von Mirage F1 B-Jägern. Oder von Otomat-Smart-Raketen. Hinzufügen möchte ich noch, daß ich sehr empfindlich auf Radioaktivität jeder Art reagiere, Besonders wenn sie aus schnellen Brütern kommt, die zwar Elektrizität, aber leider auch eine Reihe anderer, viel weniger schöner Dinge erzeugen können. Wenn ich mir vorstelle, daß es in Costa Verde Tausende und aber Tausende von Wasserfällen gibt, mit denen man viel mehr Elektrizität und noch dazu viel billiger erzeugen könnte, muß ich zugeben, daß ich ein wenig voreingenommen bin. Es tut mir leid, *mi General,* aber nicht einmal meiner Mutter, die beim lieben Gott im Himmel ist, hätte ich einen Atomreaktor anvertraut. Sie war nämlich sehr jähzornig, aber Sie, Herr General, sind noch viel jähzorniger.«

García und seine beiden Kumpane saßen schweigend da. Diese ungewöhnliche Art von Diplomatie hatte ihnen offensichtlich die Rede verschlagen.

»Dazu kommt«, fuhr Jim ungerührt fort, »daß die Franzosen seit Jahren sehr unfreundlich zu uns *Yanquis* sind. Sie haben

wahrscheinlich Komplexe und Ressentiments, weil sie sich im Zweiten Weltkrieg nicht sehr gut geschlagen haben und wir sie schließlich befreien mußten. Auf jeden Fall möchte ich nicht dazu beitragen, daß sich die französische Rüstungsindustrie auf Kosten der amerikanischen Steuerzahler bereichert, *mi General*; schon gar nicht, da ich selbst genug Steuern zahle.«

»Wenn ich Sie recht verstehe, Don Jaime, so befürchten Sie, daß wir mit der Anleihe nicht den Bau von Straßen, Schulen, Pipelines und Raffinerien, die wir dringend brauchen, finanzieren werden.«

»Herr General, ich kenne die Soldaten und fürchte, daß sie lieber Düsenjäger, Bomber, Raketen, Panzer und ähnliches Spielzeug kaufen.«

Raoul Pérez de la Valle schüttelte anerkennend den Kopf. »Sie sind sehr ehrlich mit uns, Herr Botschafter«, sagte er. »Wir werden ebenso ehrlich mit Ihnen sein. Um noch einmal auf die liebe Trini zurückzukommen, auf diese schmutzige kleine Hure, die Sie geheiratet haben...«

»Don Raoul«, erwiderte Jim ruhig, »die Zeiten des Duells sind vorüber. Es war ein überholter, barbarischer Brauch. Aber es wird sich ein anderer Weg finden, Sie dazu zu bringen, Ihre Worte zurückzunehmen.«

»Ich nehme sie zurück«, sagte der Generaldirektor für die öffentliche Sicherheit. »Es ist Ihnen ja gelungen, uns auszumanövrieren, indem Sie Trini geheiratet haben. Wir haben jetzt kein Druckmittel mehr gegen Sie, nicht wahr?«

»Ich weiß nicht«, erwiderte Jim.

»Nun, Sie werden es gleich wissen«, sagte García mit schneidender Stimme. »Raoul, sagen Sie ihm, worum es geht.«

»Hören Sie zu, Don Jaime. Einige bedeutende Landsleute von Ihnen, die sich sehr für die Anleihe ohne die von Ihnen verlangten Bedingungen aussprechen, werden uns in den nächsten Tagen besuchen. Als Botschafter werden Sie diese

Delegation natürlich empfangen und begleiten. Wir verlangen von Ihnen lediglich, daß Sie die Besucher in ihren Auffassungen bestärken und ebenfalls der Ansicht Ausdruck verleihen, daß die Anleihe ein Beitrag zur Stabilisierung der politischen Situation in diesem Teil der Hemisphäre ist.«

»Sie wäre es, wenn Sie das Geld tatsächlich für die Zwecke verwenden würden, die Sie vorgeben.«

»Das werden wir, zumindest teilweise. Aber wir brauchen auch Mittel zum Kampf gegen die rote Gefahr in unserem Land, Don Jaime.«

»Dieser Ansicht bin ich nicht. Und deshalb bestehe ich auf den Bedingungen, die ich bereits genannt habe.«

»Nun gut. Dann wird eine New Yorker Filmverleihfirma einen sehr interessanten Streifen von uns erhalten«, sagte Raoul Pérez de la Valle. »Der Vertrag ist bereits unterzeichnet. Wir haben nur in Ihrem Interesse noch kein Lieferdatum festgelegt. Wir sind auch, wenn Sie es wünschen, in der Lage, von dem Vertrag zurückzutreten. Aber sehen Sie sich erst einmal den Streifen an.«

Die Lichter gingen aus, Pablo Fuentes schob einen Vorhang zurück, hinter eine Leinwand sichtbar wurde, und dann begann der Film zu laufen.

Der Titel lautete »Alicias Abenteuer« und darunter stand: »In der Hauptrolle Trini Alvarez.«

Es war ein ganz gewöhnlicher, ordinärer pornographischer Film, der vorgab, zu zeigen, wie *Isabela de los Cienmilamores* ihre Tochter Alicia Villalonga, die nun die Frau von Peter Reynolds war, in allen nur erdenklichen sexuellen Perversitäten unterwies, und die unglückliche Trini war wegen der frappierenden Ähnlichkeit mit ihrer Tante gezwungen worden, die Rolle Alicias zu spielen.

Szene um Szene rollte in erschreckender Deutlichkeit ab; alles, buchstäblich alles, wurde in Großaufnahme gezeigt.

Mein Gott, wie jung sie war, dachte Jim; vierzehn, höchstens fünfzehn Jahre. Diese Gestalt auf der Leinwand ist nicht meine Trini; das ist nicht die Frau, die ich liebe, die Mutter meines Kindes.

Zugleich aber erfüllte ihn eine ohnmächtige Wut. Nun hatten sie ihn wohl in ihrer Gewalt, nun mußte er sein Land, dessen Interessen und seine Überzeugung verraten.

Als das Licht wieder anging, starrten sie ihn mit dem Ausdruck von Geiern an, die sich auf das Aas stürzen wollen. Doch sie waren zu weit gegangen, sie hatten ihn falsch eingeschätzt.

Ich werde nie mehr ohne Ekel ihren Mund küssen können, sagte er zu sich selbst. Meine Liebe zu Trini ist tot, meine Hoffnung, daß es einen neuen Beginn, einen Strich unter die Vergangenheit geben könnte, begraben. Aber es ist nicht ihre Schuld. Sie war ein Kind, ein armes, mißbrauchtes, bedauernswertes Kind. Jetzt ist sie eine Frau, eine tapfere und bewundernswerte Frau. Nur ich bin nicht tapfer genug für sie, ich kann nicht vergessen, kann mich nicht überwinden...

Dann fiel ihm der geplante Hubschrauberflug ein. Er würde mit Charlie Marriotti mitten in der Heroinfabrik landen und mit der Pistole in der Hand herausspringen. Eine Szene wie am Ende eines Abenteuerfilms, aber er würde gerade das richtige Ende für ihn und für Joe Harper sein.

Er stand auf, blickte die drei Männer an und sagte: »Schicken Sie den Film nach New York und gehen Sie zum Teufel!«

Dann verließ er den Raum, in dem García und seine beiden Kumpane, verwirrt und verwundert, zurückblieben.

Trini erwartete ihn in der Wohnung. Sie wollte ihn küssen, doch er wandte, ohne daß er es wollte, den Kopf zur Seite. »Don Jaime«, flüsterte sie entsetzt, »was ist mit dir? *Oh Dios mío*, sprich doch!«

»Es ist nichts von Bedeutung, Trini. Nur etwas, was schon

längst vorbei ist.«

»Hat es mit mir zu tun?« fragte sie. »Ist es meine Schuld?«

»Nein«, sagte er ausweichend, »nein, es ist nichts...«

»Du lügst«, rief sie. »Bring mich um, wenn du willst, aber lüge mich nicht an. Verbirg mir nichts! Ich bin doch deine Frau!«

Er blickte sie an, überlegte und kam zu dem Schluß, daß ihm keine andere Wahl blieb, als die Wahrheit zu sagen.

»Ich habe einen Film gesehen, Trini«, begann er. »Du bist darin vorgekommen.«

Mit einem Blick voll Entsetzen flüsterte sie: *»Les Aventuras de Alicia, verdad!«*

»Ja«, sagte er. »Alicias Abenteuer.«

Ihr Blick ruhte auf seinem Gesicht, fragend und prüfend. Sie weinte nicht, doch zu seinem Entsetzen begann sie zu singen. Es war ein Gesang, der, wie ihm schien, aus einem einzigen, endlos ausgehaltenen Ton bestand, unglaublich schön und schrecklich zugleich.

Bevor sie noch geendet hatte - wenn dieser Gesang überhaupt ein Ende hatte - kam Rosa gelaufen, verschloß Trinis Mund mit ihrer runzligen Hand, hielt die junge Frau fest und wurde von ihr mit einer Flut von tluscolanischen Worten überschüttet.

»Was bedeutet dieser Gesang, Rosa?« schrie Jim.

Die alte Frau blickte ihn an und sagte mit unbewegtem Gesicht: »Es ist das Todeslied der Tluscola. Wir singen es, wenn wir sterben müssen, Don Jaime. Wir bitten die Götter um den Tod, den sie uns auch immer gewähren. Immer!«

»Und daß Trini dieses Lied singt...«

»Bedeutet, daß sie sterben wird. Bald sterben wird.«

27

Es war vier Uhr nachmittags, wenige Stunden vor der feierlichen Eröffnung des von Botschafter James Randolph Rush gegebenen Balls, auf den man so lange gewartet hatte. Patricia Montenegro Aguirre weilte zu Besuch bei ihrem Freund Antonio Orozcopal in dessen Junggesellenwohnung. Das neunzehnjährige Mädchen war die Nichte Luisa Garcías und, seit dem Tode ihrer Eltern bei einem jener Autounfälle, denen in Costa Verde nicht ganz regimetreue Persönlichkeiten leider so oft zum Opfer fallen, auch die Adoptivtochter des glorreichen Führers, General García, und seiner Frau. Der Besuch bereitete ihr nur geringes Vergnügen.

»Laß mich los, Toni«, sagte sie. »Ich habe genug.«

Der Bursche gehorchte, ohne zu widersprechen; das junge Mädchen erhob sich vom Bett und trat, splitternackt wie sie war, an das große Panoramafenster der im zweiten Stock eines modernen Apartmenthauses gelegenen Wohnung.

»Zeig doch nicht allen Leuten, was nur mir gehört«, sagte Toni.

Patricia blieb ungerührt am Fenster stehen, blickte auf die Straße hinunter und sagte: »Es gehört dir nicht mehr, Toni. Du bist ein lausiger Liebhaber. Mit dir macht es mir keinen Spaß mehr. Sehr groß war das Vergnügen ja nie, aber jetzt...«

Toni zündete sich eine Marihuanazigarette an und fragte: »Ist er besser?«

»Wer?«

»Der amerikanische Botschafter.«

»Ich weiß es nicht«, sagte Patricia. »Noch nicht. Aber ich werde es dir morgen sagen.«

Der Bursche zog geräuschvoll an seiner Zigarette und fragte: »Möchtest du auch eine?«

»Nein. Das Zeug ruiniert nur den Sex, wie alle Drogen. Und mir ist Sex lieber. Aber nicht mit dir.«

Der Bursche war nicht aus der Ruhe zu bringen.

»Du riechst gut, Baby!« sagte er.

»Du aber nicht«, erwiderte Party. Sie hob die Arme und beschnupperte ihre Achselhöhlen, die sie, in Übereinstimmung mit den vorherrschenden Ansichten über Natürlichkeit, nicht ausrasiert hatte.

»Ich stinke«, sagte sie. »Nach dir noch dazu. Ich muß hier unbedingt noch ein Bad nehmen oder Tante Luisa bemerkt etwas. Beeilen muß ich mich auch. Sie hat Geri angerufen und ihm gesagt, daß er mein Ballkleid so früh wie möglich bringen soll. Sie will dann gleich mit mit zu Don Jaimes Residenz fahren, noch bevor der Ball beginnt.«

»Zu Don Jaime«, sagte Toni, »wie hübsch. Dreh dich einmal um, Patty.«

Sie wandte sich um und sah, daß er eine Kamera auf sie gerichtet hatte, ein teures Modell, tiefschwarz, ohne Chrom, dessen Aufleuchten das Opfer der Schnappschüsse, die er zu machen liebte, warnen hätte können.

Instinktiv legte sie einen Arm über ihre Brüste, hob mit abgewinkeltem Knie das rechte Bein und bedeckte damit ihre Scham - genau die Stelle, auf die Toni seine Kamera gerichtet hatte.

»Aber, Patty!« maulte der Bursche.

»Nein«, sagte sie, »gib das Ding weg. Ich lasse mich von dir nicht mehr nackt fotografieren.«

»Aber du siehst nackt bezaubernd aus, Patty!«

»Ich weiß. Ich habe auch nichts dagegen, wenn man mich nackt fotografiert. Aber ich habe sehr viel gegen das, was du mit meinen Bildern treibst.«

»Was treibe ich denn, mein Herz?«

»Du zeigst sie deinen dreckigen Freunden und prahlst, was du alles mit mir tust, ohne ihnen zu sagen, wie mies du es tust!«

Er schob die Kamera unter das Bett und sagte: »Komm zu mir, süße Patty!«

Langsam näherte sie sich ihm, warnte ihn aber: »Keine schmutzigen Tricks! Mir ist nicht nach Spaßen zumute und eilig habe ich es auch.«

»Keine Tricks. Nur eine Bitte. Dreh dich um!«

»Warum?« fragte sie.

»Du wirst schon sehen. Ich habe eine Überraschung für dich.«

Sie drehte sich um und in diesem Augenblick warf er sich nach vorne, grub seine Zähne in ihre Hinterbacken und verbiß sich in sie.

»Mierda!« kreischte sie, fuhr herum und trommelte mit den Fäusten auf seinen Kopf, bis er sie endlich losließ. Sie lief zu dem großen Wandspiegel und betrachtete ihre Rückseite. Er hatte sie mit dem doppelten Halbkreis seiner Zähne gebrandmarkt.

»Warum hast du das getan, du elendes Schwein?« schrie sie ihn an.

»Damit du bei Don Jaime deine Höschen anbehalten mußt. Er hat seine eigene *putita*. Er braucht nicht meine«, schrie er zurück.

»Ich bin nicht deine *putita«,* wies sie ihn empört zurecht, »und auch nicht die seine. Ich bin niemandes *putita*!«

»Was bist du denn?« höhnte er. »Du verbringst ja mehr Zeit in der Horizontalen als in der Vertikalen!«

»Das stimmt! Aber deswegen bin ich keine Hure! Ich bin eine freie Frau. Und wenn es sein muß, ein sehr braves Mädchen. Weißt du das, Toni?«

»Du und brav?« höhnte er.

»Doch, ich bin es. Zumindest sagt es Tante Luisa. Darum bin ich ja heute abend auf dem Ball Gastgeberin an der Seite von Don Jaime. Tante Luisa glaubt, daß ich brav bin und ist überzeugt, daß ich mich ihm nicht an den Hals werfen werde. Das alles hat sie ihm am Telefon gesagt, ohne zu wissen, daß ich einen Stock höher am anderen Apparat alles mitgehört habe. Also hast du, wenn du glaubst, was Tante Luisa erzählt, nichts zu befürchten, Toni.«

»Mierda!« sagte der Bursche. »Komm, gehen wir zusammen ins Bad.«

»Nein. Du willst dort wieder etwas anfangen. Und ich möchte heute abend ausgeruht sein. Damit ich Don Jaime zeigen kann, wie brav ich bin.«

»Ich glaube fast, dieser kleine, alte, vertrocknete, häßliche Gringo interessiert dich.«

»Ja, er interessiert mich. Weißt du auch, warum? Weil er sich ein Mädchen von der Straße genommen hat. *Una puta.* Eine kleine *fulana,* die Hunderte von Männern gehabt hat und genau weiß, was ihr *animales y bestias* macht, wie ihr es macht und wie ihr es am liebsten macht. Und dieser häßliche, alte, vertrocknete kleine Gringo taucht auf und dreht sie völlig um. Macht sie so verliebt, daß sie sich selbst von diesem großartigen Joe Harper, mit dem ich jederzeit liebend ins Bett ginge, nicht umdrehen läßt und sich statt dessen lieber ein Messer in die Brust rennt und danach noch schreckliche Martern auf sich nimmt. Ein Mann, der das alles zustande bringt, interessiert mich.«

Sie lachte kurz auf und verschwand im Badezimmer.

Bald darauf lauschte Patricia mit gelangweiltem Gesicht der Lektion, die ihr von ihrer Tante und Adoptivmutter erteilt wurde. Mit dieser Belehrung beging Luisa Montenegro de García einen großen Fehler, denn sie hätte wissen müssen, daß

die sicherste Methode, die jungen Menschen von heute zu etwas zu bringen, darin besteht, es ihnen zu verbieten.

»Sobrina mía«, sagte Doña Luisa, »natürlich ist Don Jaime außergewöhnlich charmant, vielleicht sogar der charmanteste Mann, dem ich je begegnet bin, aber er hat sich doch völlig mit dieser armen, kleinen Kreatur eingelassen…«

»Bekommt sie ein Kind?« fragte Patricia unvermittelt. »Ich habe so etwas gehört.«

»Ja, allerdings. Sehr bald sogar. Ein Grund mehr für dich, völlige Zurückhaltung zu üben.«

»Natürlich, Tante«, sagte Patricia folgsam. »Das werde ich tun. Keine Angst.«

So ist das also, dachte sie. Ich habe diese Trini einige Male in Geri Pyles Boutique gesehen. Sie ist sehr hübsch und sehr exotisch, sieht aus wie eine Regengöttin der Tluscolas. Schwanger ist sie auch, und ein Mann in seinem Alter dürfte darauf besonders stolz sein. Es wird also nicht leicht sein, ihn herumzubekommen, aber ich glaube, ich habe eine Idee.

Sie öffnete eine Schachtel Chesterfield, erhob sich und ging in eine Ecke des Zimmers. Unbemerkt von ihrer Tante, die sich vor ihrem Toilettentisch niedergelassen hatte, nahm sie einige Zigaretten aus der Schachtel, zerknüllte sie und warf sie in einen Papierkorb. Dann entnahm sie ihrer Handtasche einige der stärksten Marihuanazigaretten, die in der südlichen Hemisphäre zu finden waren, steckte sie in die Schachtel und verließ den Raum, um brav in der Halle zu warten, bis Tante Luisa soweit war, um mit ihr auf den Ball zu fahren.

Das Glück ist mit den Tapferen, und Patricia Montenegro Aguirre war die Quintessenz einer *mujer latina brava.* Sie war tapfer im physischen Sinne, aber auch voll Verachtung für die Gesetze, Sitten und Gebräuche der Gesellschaft, in der sie lebte. Darüber hinaus war sie sehr schön und jederzeit bereit, ihre

Schönheit als Waffe einzusetzen, vor allem gegen die Männer, deren überheblichen *machismo* sie gleichfalls verachtete.

Patricia Montenegro war also eine *chica brava,* und das Glück, das den Tapferen zuteil wird, bestand in ihrem Falle und in diesem Augenblick darin, daß sich ihre Tante, Doña Luisa, in der Aufregung vor dem großen Ereignis so gründlich verschminkt hatte, daß sie nach einer langwierigen Gesichtsreinigung ein völlig neues Make-up auflegen mußte. Das nahm so viel Zeit in Anspruch, daß es ihr beim besten Willen nicht möglich war, rechtzeitig vor der Eröffnung des Balls bei Don Jaime zu erscheinen. So mußte sie sich schweren Herzens entschließen, Patricia allein vorauszuschicken.

Als das Mädchen in der Residenz eintraf und langsam die breite Treppe emporsteig, traf ihr Anblick Jim, der sie erwartete, wie ein Schlag.

Wie unschuldig sie ist, dachte er, wie unschuldig und wie rein, und zugleich mit diesem Eindruck wurde ihm die Hoffnungslosigkeit seiner Beziehung zu Trini in aller Deutlichkeit bewußt, wobei sich diese einander widersprechenden Gefühle in seinen Augen und in seiner Miene viel zu deutlich widerspiegelten, als daß sie ein kluges und erfahrenes Mädchen wie Patricia nicht entdeckt hätte.

Er ist ja gar nicht häßlich, dachte sie. Ich könnte mich sofort in ihn verlieben, und warum auch nicht? Es ist Zeit, daß ich mir einen Mann suche, und er wäre in Aussehen und Alter gerade der richtige. Von dieser Überlegung ausgehend, beschloß sie, ihren ursprünglichen Plan, zu dessen Verwirklichung sie die Marihuanazigaretten mitgenommen hatte, fallenzulassen und statt dessen eine subtilere, dafür aber um so erfolgreichere Vorgangsweise zu wählen.

»Es freut mich, Sie kennenzulernen«, sagte Jim Rush, als sie am Ende der Treppe angelangt war.

Sie blickte ihn mit ihrem gewinnendsten Lächeln an und sagte

mit sanfter, fast flüsternder Stimme, die jeder Schauspielerin Ehre gemacht hätte: »Ich freue mich auch, Don Jaime. Ich freue mich so sehr, daß ich Sie fragen muß, ob Sie mir sehr böse sind, wenn ich mich auf der Stelle in Sie verliebe!«

Er starrte sie einen Augenblick lang ungläubig an und erwiderte dann lachend: »Ihr jungen Mädchen von heute seid wirklich großartig! Und was ist, wenn ich tatsächlich böse wäre?«

»Dann wäre es zu spät, denn ich habe mich bereits in Sie verliebt. Am besten ist, Sie zeigen mir gleich das Haus, vor allem das Schlafzimmer, in dem wir schlafen werden, sobald wir verheiratet sind. Denn heiraten werden wir bald! Was sagen Sie dazu, Don Jaime?«

»Ich sage dazu, daß Sie scherzen«, antwortete er mit Nachdruck.

»Es fällt mir gar nicht ein, zu scherzen. Ich meine es ernst. Und nun küssen Sie mich, um unseren Bund zu besiegeln!«

Er küßte sie, denn es wäre ihm lächerlich erschienen, ihre Bitte abzuschlagen, und außerdem gab es Schlimmeres, als ein hübsches junges Mädchen zu küssen.

»Danke«, sagte sie feierlich, »das war sehr, sehr schön. Wirklich süß, sanft und zärtlich. Und jetzt sind wir *Novios*. Mein Onkel soll unsere Verlobung noch heute nacht bekanntgeben, vorausgesetzt, daß ich ihn dazu bringen kann, was vielleicht schwierig sein wird, *mi amor*. Er scheint Sie nicht sehr zu mögen. Dafür bewundert Sie Tante Luisa, und gemeinsam mit ihr werde ich ihn schon überreden. Meistens gelingt es mir. Aber jetzt zeigen Sie mir das Haus und ein hübsches kleines Versteck, in das wir uns zurückziehen können, sobald die Gäste ausgelassen genug sind, es nicht zu bemerken.«

»Ein Versteck?« sagte er leicht verärgert, denn er gelangte allmählich zu der Überzeugung, daß sie vielleicht doch nicht scherzte.

»Ja, ein Versteck, in dem wir uns stundenlang küssen können, wie es bei *Novios* üblich ist. Vielleicht müssen Sie mich auch, falls mein Onkel nicht zustimmen sollte, kompromittieren. Würde Ihnen das nicht Spaß machen? Ich habe den Eindruck, daß alle Männer viel Freude daran haben, und Sie halten sicher *una catedra en la materia!«*

»Patty«, sagte er lachend, »machen Sie keine Komplimente. Ich bin kein Experte im Verführen junger Mädchen. Ganz im Gegenteil. Und im übrigen glaube ich, daß wir unsere Verlobung jetzt wieder auflösen sollten. Es kann ja doch nichts daraus werden...«

»Sie meinen wegen Ihrer *concubina*! Die hat doch nichts zu bedeuten! Sie können sie jederzeit loswerden, indem Sie ihr eine Apanage aussetzen. Das Kind können Sie anerkennen und aufziehen lassen, und alle Leute werden sagen, daß Sie sich sehr anständig verhalten haben. Gibt es sonst noch Probleme, geliebter Don Jaime?«

»Ja, Patricia, zwei. Ist Ihnen nicht der Gedanke gekommen, daß ich dieses Mädchen, das mich ehrlich liebt, ebenso ehrlich lieben könnte?«

Sie hob erstaunt die Augenbrauen und sagte: »Sie lieben sie?«

»Ja«, antwortete er, »ich liebe sie. Von ganzem Herzen. Was nunmehr zum zweiten Problem führt, meine liebe Patty: Als ein Mann, der sich das ganze Leben einen Sohn gewünscht hat, möchte ich, daß mein Kind auch bei mir bleibt!«

»Nun gut«, sagte Patricia überlegen, »beide Probleme sind nicht unlösbar, *mi serio y adorable* Jaime! Zunächst: *Tua Protegía.* Sie sehen, ich bin sehr höflich. Sie müssen Sie auf jeden Fall loswerden, denn als Ihre Frau ist sie ganz und gar unmöglich. Was das Kind betrifft, so werden wir es adoptieren, und ich verspreche Ihnen, daß ich es genauso liebhaben werde wie unsere eigenen. Wie viele Kinder wollen Sie übrigens?«

»Patty«, wies er sie zurecht, »es gibt noch ein drittes Problem:

Ich liebe Sie nicht. Sie sind sehr schön, sogar atemberaubend schön, aber ich liebe Sie nicht. Und unter diesen Umständen möchte ich mich nicht...«

»Einlassen mit mir?« rief sie lachend. »Aber Sie haben sich ja längst eingelassen mit mir, *corazón mió,* und ich habe nicht die geringste Absicht, Sie wieder auszulassen. Was den Umstand betrifft, daß Sie mich nicht lieben, da warten wir ab, wie Sie morgen früh darüber denken. Und nun, Jaime *cariño,* zeigen Sie mir das Haus. Ich will mir alles genau ansehen, schließlich werde ich ja darin wohnen!«

Er lächelte gequält, bot ihr den Arm und hoffte, der Abend werde rasch vorübergehen.

Er tanzte mit ihr erst das zweitemal während des Balles, denn er hatte seine Pflichttänze mit allen anwesenden *Distinguidísimas e Illustrisimas* absolvieren müssen, als er in einer Ecke den indischen Botschafter, Sir Singah Singh, im Gespräch mit einigen Gästen sah.

»Ich bitte um Verzeihung, meine Liebe«, sagte er und blieb stehen. »Ich muß unbedingt mit dem indischen Botschafter sprechen.«

»Ich verzeihe aber nicht«, sagte sie mit Schärfe. »Sie haben ja erst zweimal mit mir getanzt.«

»Da können Sie froh sein«, sagte er. »Andernfalls hätten Sie längst wunde Füße, weil ich Ihnen so oft daraufgetreten wäre.«

»Aber Sie sind doch ein wunderbarer Tänzer, Don Jaime«, protestierte sie. »Der beste, den ich je kennengelernt habe.«

Das war keine leere Schmeichelei. Solange es die Schwangerschaft Trinis erlaubt hatte, war es sein größtes Vergnügen gewesen, mit ihr zu tanzen, und in diesen wenigen Stunden hatte er in einer Art von geheimnisvoller Osmose gelernt, sich genauso gelöst wie sie auf dem Parkett zu bewegen.

»Reservieren Sie mir den nächsten Tanz, Patty«, sagte er. »Nicht nur den nächsten«, antwortete sie sehr ernst, »sondern alle Tänze, die noch kommen. Und jetzt gehe ich mit Ihnen, damit Sie mir nicht von irgendeiner anderen Frau weggeschnappt werden. Ich habe schon genug gelitten heute abend; allein bin ich in einer Ecke gesessen und habe zusehen müssen, wie Sie mit anderen Frauen tanzen.«

In diesem Augenblick kam ihm zum Bewußtsein, daß er sie den ganzen Abend nicht tanzen gesehen hatte, was um so ungewöhnlicher war, als sie unbestritten das schönste Mädchen des Festes war. Sie schien seine Gedanken erraten zu haben.

»Wissen Sie, warum ich nicht getanzt habe? Weil ich nur mit Ihnen tanzen wollte. Don Jaime, nicht nur heute, sondern für den Rest meines Lebens. Kein anderer Mann soll mich berühren, küssen oder gar haben. Und sagen Sie mir eines: Ich bin doch hier die Gastgeberin?«

»Ja, mein Kind«, antwortete er.

»Dann habe ich das Recht, mich heute abend so zu benehmen, als wäre dies mein Haus und ich die Hausfrau, Ihre Frau. Und Sie sind mein Mann und - gehören mir!«

»Mein Gott«, stöhnte er, »vor Ihnen habe ich, wie vor fast allen jungen Mädchen, Angst, Patty!«

»Wie alt ist Trini?« fragte sie unvermittelt. »Sie werden es nicht glauben, aber ich weiß es nicht. Ich will es auch gar nicht herausfinden. Irgendwie schäme ich mich.«

»Dann sage ich es Ihnen. Sie ist fast zwei Jahre jünger als ich, und ich bin neunzehn.«

»Woher wissen Sie, wie alt Trini ist?« fragte er. »Als Paloma San Gines gehört hat, daß sie sich mit Trini eingelassen haben, war sie sehr empört, daß sich ein Mann Ihres Alters mit einem so jungen Geschöpf abgibt. Sie hat Tante Luisa gebeten, herauszufinden, wie alt sie ist. Das war kein Problem. Noch am gleichen Tag hat meine Tante den Taufschein in der Hand

gehabt.

Danach dürfte Trini demnächst das reife Alter von achtzehn Jahren erreichen.«

»Patty«, sagte er, »ich glaube, ich sollte Sie tatsächlich heiraten.«

»*Ay que buena.* Warum, *cielo!«*

»Damit ich das Recht habe, Sie täglich zweimal, an Sonntagen sogar dreimal zu prügeln.«

Sie griff nach seinem Arm und rief: »Wunderbar! Ich lasse mich liebend gerne von Ihnen prügeln. *Soy muy masochista, no lo sabias?«*

»Dann ist ja alles in Ordnung«, sagte er »und jetzt gehen wir.« Als sie zu Sir Singah kamen, rief der: »Don Jaime, der Ladykiller! Der Botschafter, der gegen alle Regeln verstößt!«

»Gegen welche verstoße ich denn im Augenblick, Sir?« fragte Jim. »Das weiß ich nicht. Da muß ich wohl erst Patricia fragen. Patty, meine Liebe, hat er versucht, Sie zu verführen?«

»Leider hat er es nicht versucht«, sagte das Mädchen. »Und wenn er es versuchen würde«, fragte der Inder lachend, »hätte er dann Erfolg?«

»Natürlich«, antwortete Patricia, »sofort, noch heute nacht!«

»Dann ist es am besten«, fuhr der indische Botschafter fort, »wenn ich Don Jaime nach seinen Lieblingsblumen frage.«

Jim warf einen Blick auf die große weiße Rose, die Patricia in ihrem schwarzen Haar trug und antwortete: »Rosen. Weiße Rosen. Aber warum fragen Sie?«

»Damit ich weiß, welchen Kranz ich zum Begräbnis schicken soll, wenn Sie General García morgen erschießen läßt.«

»Dazu kann ich nur sagen: *Ay, que buena muerte.«* erwiderte Jim. »So möchte ich sterben!«

Alle Umstehenden lachten und Sir Singah sagte: »Sie sind in

guter Form, Don Jaime!«

»Ich hoffe es«, erwiderte Jim. »Aber Scherz beiseite: Sir, ich möchte mich bei Ihnen über einen ihrer Landsleute beschweren, der meine Sekretärin demoralisiert...«

»Wie interessant«, sagte der indische Botschafter, »ich dachte, das besorgen Sie selbst...«

Wiederum lachten alle und, angezogen durch das fröhliche Gelächter, stießen neue Gäste, darunter der französische Botschafter, René Cloutier, zu der Gruppe.

»Er hat es leichter«, sagte Jim, »er ist ein Profi. Ein Guru, der - soviel ich weiß - Hriday Hanuman heißt.«

»Unmöglich«, erwiderte Sir Singah, »so kann er nicht heißen!«

»Wieso nicht?« fragte Jim.

»Hanuman - das ist der Name des Affengottes der Hindus, und so heißt kein Mensch bei uns. Wenn er Ihnen das erzählt hat, dann hat er sie hereingelegt.«

»Er hat es nicht mir erzählt, sondern meiner Sekretärin. Also hat er sie hereingelegt.«

»Vielleicht hat er sie gar nicht hereingelegt«, sagte Patricia. »Vielleicht ist sie schon gelegen und er hat sich nur dazugelegt.«

Wieder lachten alle schallend über die anzügliche Bemerkung.

»Na schön«, sagte Jim, »Sie kennen ihn also nicht.«

»Natürlich nicht, und ich will ihn auch gar nicht kennen. Ich hasse Gurus, sie sind alle Scharlatane. Wenn es nach mir ginge, ließe ich sie einsperren. Haben Sie ihn gesehen, wissen Sie, wie er aussieht?«

»Ja, ich habe ihn einmal gesehen. Er ist sehr dunkelhäutig, viel dunkler als Inder üblicherweise sind.«

Sir Singah starrte Jim an und sagte: »Das heißt, er ist

tiefschwarz...«

»Ja, schwarz wie Tinte. Aber er sieht sehr gut aus.«

Sir Singah griff nach Jims Arm, hielt ihn fest und sagte: »Fragen Sie Ihre Sekretärin nach seiner Adresse. Möglicherweise ist er der Mann, den unsere Abwehr schon seit langem sucht. Ein gefährlicher Bursche, Don Jaime. Wenn er erwischt wird, sorge ich dafür, daß er hinter Gitter kommt.«

In diesem Augenblick fiel Jim das Foto ein, das er aus der Zeitung herausgerissen und in die Brieftasche gesteckt hatte, das Foto, über das er mit Van Schuyler sprechen hatte wollen, jedoch darauf vergessen hatte, das Foto, das möglicherweise Antwort auf die Frage gab, woher General García das Knowhow nehmen wollte, falls ihm die Franzosen einen Atomreaktor lieferten.

Gelassen wandte er sich René Cloutier zu und fragte: »Was gibt es Neues im Waffengeschäft, Herr Botschafter?«

»Ach Jim, hören Sie auf«, sagte Cloutier lachend. »Ihr Amerikaner habt dem Schah von Persien für jeden Piloten mindestens fünfzehn Düsenjäger geliefert.«

»Das stimmt«, erwiderte Jim Rush, »doch zwischen unseren Waffengeschäften und Ihren Waffengeschäften ist ein großer Unterschied.«

»Wieso?« fragte Cloutier.

»Weil der Schah reich und ein prompter Zahler ist. Dagegen ist mir völlig rätselhaft, wie und womit die Regierung von Costa Verde die Waffen bezahlen will, die Sie ihr liefern. Fast so rätselhaft«, fuhr er fort, um das Gespräch in weniger brisante Bahnen zu lenken, »wie Pattys Kleid. Es läßt die Schultern völlig frei, es hat keine Träger und es fällt doch nicht herunter. Wie machen Sie das, Patricia?«

»Wenn Sie das wissen wollen«, sagte das Mädchen ohne zu zögern, »So kommen Sie mit mir. Ich zeige es Ihnen. Bei mir

gibt es keine künstlichen Hilfsmittel. Es ist alles Natur!«

»*Zut alors«,* rief Cloutier begeistert aus. *«Vamos! Allons nous! Profiterons nous de cette belle occasion, hein?«*

»Nicht mit Ihnen, René«, erwiderte Patricia kühl. »Sie haben schon genug *ententes cordiales* geknüpft. Aber mit Don Jaime. Ich bin nämlich verliebt in ihn und werde ihn heiraten. Also können Sie mir gratulieren und ihm, wenn Sie wollen, kondolieren.«

»Das tue ich auch. An Ihrer Stelle, Jim, würde ich sofort zum Ausgang laufen und fliehen.«

»Warum?«

»Weil Patricia die personifizierte Formel von Einstein ist, eine lebende Atombombe. Hochexplosiv. Sehr gefährlich.«

»Woher wollen Sie das wissen, René?« Patricias Stimme war eiskalt geworden, eiskalt auch ihr Blick, und Jim merkte sofort, was in ihr vorging: Sie wollte René Cloutier daran hindern, weiterzureden, wollte ihn mit allen Mitteln in die Schranken weisen.

»Ich komme viel herum«, sagte der französische Botschafter jetzt ausweichend, »wahrscheinlich habe ich das aufgeschnappt.«

»Ja, aber nur Lügen, haltloses Geschwätz. Das müßten Sie wissen, René. Und Sie, Don Jaime, sollten wissen, daß ich ein anständiges Mädchen bin und eine gute Frau sein werde. Darauf können Sie sich verlassen!«

»Sie scheinen das alles sehr ernst zu nehmen, Patty«, sagte Cloutier.

»Ich nehme es ernst«, erwiderte sie, »aber hören wir jetzt auf, von mir zu reden. Don Jaime, Sie haben gesagt, wir seien zu arm...«

»Ihr seid nicht arm«, unterbrach sie Cloutier. »Ihr habt Öl. Viel Öl, das der Vater Ihrer Ex-Freundin« - fuhr er zu Jim

gewandt fort-, »gefunden hat, des Mädchens, das Sie in die Anstalt von López Basquez gebracht haben, Jim. Vermutlich, um ungestört neuen Neigungen nachgehen zu können.«

»René«, sagte Jim sanft, aber nachdrücklich, »zuerst waren Sie unfair zu Patricia, jetzt sind Sie unfair zu mir. Und beide Male ohne jeden Grund. Wenn ich mit allen Mädchen, die man mir andichtet, etwas gehabt hätte, würde ich jetzt als zitternder Greis im Rollstuhl vor Ihnen sitzen.«

»Ich bitte um Entschuldigung«, sagte Cloutier, »aber daß Costa Verde Öl hat, werden Sie doch zugeben.«

»Ja, es hat Öl, aber es nützt ihm nichts. Es ist trotzdem arm.«

»Warum? Das verstehe ich nicht«, sagte Sir Singah.

»Weil sehr viel Geld erforderlich ist, um es zu fördern und zu verarbeiten. Also braucht Costa Verde eine Anleihe, die ihm nur unsere Regierung geben kann und...«

»Und Sie sind gegen diese Anleihe«, unterbrach ihn Cloutier.

»Ja, ich bin gegen diese Anleihe, weil ich fürchte, daß sie auf Umwegen dazu führen würde, daß der amerikanische Steuerzahler die französische Regierung unterstützt. Aber das ist nicht das einzige Problem. Bis das Öl endlich gefördert sein wird, ist die jetzige Regierung längst nicht mehr an der Macht. Dann regieren sicher die Marxisten. Dafür sorgt Patricias lieber Onkel mit seinen Methoden...«

»Er ist ein Mörder«, flüsterte das Mädchen. »Meinen Papa hat er auch umbringen lassen.«

Alle schwiegen und taten so, als hätten sie nichts gehört.

»Wenn Sie gegen die Anleihe sind«, sagte Sir Singah rasch, »warum sind Sie dann nicht mit ihren Abgeordneten und Senatoren nach Ururchizenaya gefahren, um zu verhindern, daß man ihnen dort und unterwegs ganz andere Dinge erzählt? Das hätte Ihnen doch wichtig genug sein müssen, um sich für ein paar Stunden von der lieben kleinen Patty zu trennen.«

»Sir Singah«, sagte in diesem Augenblick die tiefe Baßstimme General Gardas, der sich unbemerkt der Gruppe genähert hatte, »meine Adoptivtochter ist nicht Ihre liebe, kleine Patty. Merken Sie sich das! Aber die Frage, die Sie an Don Jaime gerichtet haben, habe ich mir auch vorgelegt: Warum sind Sie nicht mitgefahren, Herr Botschafter?«

»Sie wissen, warum, Herr General«, erwiderte Jim ruhig.

»Ich bin nicht so sicher«, sagte García. »Den jungen Schuyler haben Sie immerhin mitgeschickt.«

»Ja. Mit dem strikten Auftrag, sich um das Wohlergehen der Besucher zu kümmern, dafür zu sorgen, daß sie bei ihren Vergnügungen aller Art nicht gestört werden und jedes Wort zu unterlassen, das in irgendeiner Form als Beeinflussung ausgelegt werden könnte. Ihre Argumente, Exzellenz, die Sie bei unserer letzten Unterredung vorgebracht haben, waren zu überzeugend. Ich erkläre hiermit in aller Öffentlichkeit: Sie haben gewonnen, ich nehme den Kampf in der von Ihnen vorgeschlagenen Form nicht auf, ich bin ein Feigling!«

»Onkel«, stieß Patricia hervor, »du hast ihn erpreßt. Du bedrohst das arme kleine Kind, das noch dazu schwanger ist. Ihn selbst kannst du nicht bedrohen; dazu ist er viel zu tapfer, das weiß ich. Ich war mit Tante Luisa bei dem Begräbnis, ich habe gesehen, wie er geblutet hat und sich doch nicht von der Stelle rührte, bis der letzte Sarg in die Erde gesenkt war.«

»Patty«, sagte der General gelassen, »du solltest nicht so oft ins Bijou gehen. Das Leben ist kein Spionagefilm. Also benimm dich bitte anständig!«

»Bis jetzt habe ich mich anständig benommen«, erwiderte Patricia. »Aber ob ich es auch weiterhin tue, hängt von dir ab, Onkel!«

»Was soll das heißen?« fragte er entrüstet.

»Das heißt, daß ich dich hier vor allen Leuten als Zeugen frage, ob du einverstanden bist, daß Don Jaime und ich heiraten.

Sofort. Heute. Morgen. Spätestens nächste Woche!«

»Mein Gott«, brüllte der General los, »das heißt, daß dieser Mensch um deine Hand angehalten hat? Das kann er nicht! Er hat kein Recht dazu!«

»Nein, Onkel«, sagte sie lächelnd, »er hat nicht um meine Hand angehalten, aber ich um die seine. Ich bin nämlich verliebt in ihn.«

»Du kleine Idiotin«, schrie der General lachend. »Und was hat der große Don Jaime, *Tenorio Norteamericano extraordinario,* dazu gesagt?«

»Er hat mich ausgelacht und gemeint, daß ich scherze.«

»Ausgezeichnet, das ist gescheit. Und dabei wollen wir es belassen. Du hast gescherzt, nicht wahr, Patty?«

»Du läßt mir keine andere Wahl, als ihn zu kompromittieren, Onkel«, erwiderte sie, packte Jim am Arm und forderte ihn auf: »Kommen Sie, gehen wir jetzt!«

»Schwarz würde Ihnen bezaubernd stehen, Patty«, sagte Jim laut. »Und schwarze Kleider müßten Sie wohl tragen, wenn wir jetzt gehen. Und vor allem: Was haben Sie von einem toten Mann?«

»Nichts! Außer vielleicht, wenn wir uns beeilen, ein Andenken, ein Kind...«

»Patty«, brüllte der General, »jetzt ist endgültig Schluß! Du gehst nach Hause!«

»Sie kann ruhig bleiben, Sir«, sagte Jim, »ich gebe Ihnen mein Ehrenwort...«

»Nein«, unterbrach ihn García, »in Sie habe ich volles Vertrauen, vor allem, weil Sie ja kein Narr sind. Aber dieser kleinen Idiotin traue ich alles zu. Außerdem ist es schon sehr spät. Wir danken für die Einladung, gute Nacht!«

Und so ging der Ball viel früher als erwartet zu Ende, denn kaum war der General gegangen, verließen auch die übrigen

Gäste das Haus.

Jim saß im großen Salon der Residenz, starrte vor sich hin und hatte nicht die geringste Lust, ins Bett zu gehen. Statt dessen trank er einige Whiskys, übrigens die ersten des Abends, denn während des Balls hatte er keinen Tropfen Alkohol zu sich genommen. Nun genoß er die Einsamkeit und dachte nach - über Trini, über Patricia, über Grace und darüber, daß er, gleichsam unbewußt, in diesen Frauen eine Eigenschaft gesucht hatte, die es in der Welt offensichtlich nicht mehr gab.

Grace besaß sie nicht und Patricia auch nicht, obwohl sie ihn in den ersten Minuten ihrer Begegnung fast getäuscht hätte. Aber er hatte sie bald durchschaut, und so war die Warnung von Tomas eigentlich überflüssig gewesen. Kaum daß die letzten Gäste das Haus verlassen hatten, war der Majordomo bei ihm erschienen und hatte erklärt:

»Sir, Sie haben eine neue Eroberung gemacht, aber es ist eine sehr gefährliche Eroberung, Herr Botschafter, und Sie sollten sich nicht mit ihr einlassen...«

»Ich werde mich nicht mit ihr einlassen, Tomas«, antwortete er. »Beziehungen aller Art mit der Familie García sind mir zu riskant.«

»Darum geht es nicht, Herr Botschafter«, fuhr der Majordomo fort. »Der General ist viel zu sehr mit seinen politischen Problemen und Plänen beschäftigt, als daß er sich um seine Familienangelegenheiten kümmern könnte. Bester Beweis dafür: Er glaubt allen Ernstes, sie sei ein unschuldiges, unerfahrenes junges Mädchen. Und hier liegt das Problem für Sie: Wenn Sie sich mit ihr einlassen, werden die Leute Sie auslachen. Alle Leute, die im Gegensatz zum General sehr genau wissen, daß Patricia, nun sagen wir...«

»Ein leichtes Mädchen ist«, unterbrach ihn Jim. »Ist es so?«

»Das ist milde ausgedrückt«, erwiderte Tomas. »Es gibt in der

sogenannten guten Gesellschaft kaum einen jungen Mann, ledig oder verheiratet, der mit ihr nicht etwas gehabt hat. Der französische Botschafter zum Beispiel...«

»Danke, Tomas«, sagte Jim, »keine Details. Mich interessiert das Mädchen nicht und ihre Liebhaber interessieren mich erst recht nicht...«

»Ich hoffe nur, daß das Mädchen Sie in Frieden lassen wird«, fuhr der Majordomo fort. »Sie scheint Feuer gefangen zu haben. Und sie ist leider sehr unberechenbar, manche Leute sagen, der Tod ihrer Eltern habe sie so schwer getroffen, daß sie ein bißchen verrückt sei.«

»Das wäre verständlich. Außerdem habe ich diesen Eindruck auch gehabt. Sie ist sprunghaft und impulsiv. Trotzdem, Tomas: Haben Sie keine Sorge! Ich danke Ihnen. Gute Nacht.«

Die Eigenschaft, nach der er gesucht und die er weder in Grace noch in Patricia gefunden hatte, war die Unschuld, eine Eigenschaft, die nur ein romantischer Narr in dieser Welt suchen konnte, von der er aber hoffte, die Frau, mit der er das Leben teilen wollten, würde sie besitzen.

Und so unglaublich es zunächst auch schien, er war der Ansicht, daß Trini, trotz allem, diese Unschuld besaß, daß sie diese Unschuld bewahrt, wiedergewonnen, wiederhergestellt hatte, und zwar des halb, weil sie, so wie er selbst, zutiefst an diesen Wert glaubte.

Aber nun war Trini im buchstäblichen Sinne des Wortes zum Sterben verurteilt. Sie mußte sterben, weil er, ein prüder Puritaner, nicht imstande war, über das hinwegzukommen, was man diesem Kind mit vierzehn Jahren angetan hatte. Man hatte sie vor die Kamera gezerrt und in jeder nur erdenklichen Weise mißbraucht, aber das alles hatte nur ihren Körper getroffen und betroffen, während ihre Seele unberührt geblieben war.

Ich muß zu ihr, dachte er, noch in dieser Nacht, obwohl es

bereits sehr spät war.

In diesem Augenblick betrat Tomas mit allen Anzeichen der Bestürzung den Raum.

»Sir«, flüsterte er, »oben in Ihrem Schlafzimmer liegt die Nichte des Generals in Ihrem Bett. Ich habe versucht, sie hinauszuwerfen, aber sie hat Zigaretten mit irgendeinem Rauschgift geraucht, und man kann nicht vernünftig mit ihr reden.«

»Das hat mir noch gefehlt«, seufzte Jim. »Aber lassen Sie nur, Tomas, ich werde schon mit ihr fertig werden.«

Als er das Schlafzimmer betrat, erhob sie sich vom Bett und kam auf ihn zu. Eine Wolke von stechendem Marihuanarauch umgab sie. Sie war unbekleidet, bis auf seine Pyjamajacke, die ihr aber viel zu kurz war. Da sie sich außerdem nicht die Mühe gemacht hatte, die Jacke zuzuknöpfen, war ihr schöner junger Körper nahezu unverhüllt.

»Patricia«, sagte er mahnend, »ich habe gesehen, daß Ihr Onkel Sie nach Hause gebracht hat. Wie kommen Sie denn hierher?«

»Ganz einfach! Ich habe mich aus dem Haus gestohlen und bin durch eine Hintertür zum Boulevard Simon Bolivar gerannt, wo es einen Taxistandplatz gibt. Und so bin ich da«, sagte sie und griff mit beiden Händen nach ihren Brüsten, »damit ich Ihnen endlich in aller Ruhe zeigen kann, wieso mein Abendkleid nicht heruntergefallen ist...«

»Hören Sie auf«, sagte er. »Ihr Onkel hat Sie nach Hause gebracht, damit so etwas nicht passiert. Ich verstehe nicht...«

»Er hat es sich viel zu leicht vorgestellt. Er ist ein Narr und ein Mörder. Er hat Papa und Mama umbringen lassen. Ich kann es nicht beweisen, und Tante Luisa weigert sich auch, es zu glauben, aber ich bin überzeugt davon.« Plötzlich füllten sich ihre Augen mit Tränen, als sie fortfuhr: »Das ist einer der Gründe, warum ich solche Sachen mache, Don Jaime. Weil ich

ihn hasse. Er ist stolz auf mich, er glaubt, daß ich eine reine, unberührte Jungfrau bin. Und was bin ich wirklich? Ein Playgirl, das jeder haben kann; eine richtige *putita*. Aber Sie mögen ja *putitas*, nicht wahr, Don Jaime?«

»Nein«, sagte er ruhig, »das stimmt nicht. Und darum ist es besser, ich beginne gleich von Trini zu sprechen, bevor Sie damit anfangen, Patricia. Sie ist keine Hure. Sie war auch dann keine, als man sie noch gezwungen hatte, sich wie eine zu benehmen. Womit das Thema ein für allemal beendet ist. Und jetzt sagen Sie mir, wie Sie so schnell hierher gekommen sind?«

»Ich habe schon gesagt: Das war ganz einfach. Die Rückwand meines Kleiderschrankes ist eine Schiebetür, die auf den Dienerkorridor unserer Villa führt. Mein Onkel ist so sehr davon überzeugt, daß die Dienerschaft niemals wagen würde, etwas Böses zu unternehmen, daß er sich um diesen Teil des Hauses überhaupt nicht kümmert. Einer meiner Freunde hat die Schiebetür installiert. Dem Onkel und der Tante haben wir nur gesagt, daß er den Schrank größer macht, und sie haben es prompt geglaubt.«

»Aber was geschieht, wenn Ihr Onkel einen Blick in den Raum wirft und sieht, daß Sie verschwunden sind?«

»Diesen Blick hat er wahrscheinlich geworfen. Und gesehen hat er Pura, meine Zofe, die mir einigermaßen ähnlich sieht, in meinem Bett liegt und so tut, als ob sie schlafe. Sie verrät mich ganz sicher nicht, denn ich habe ihr oft sehr, sehr geholfen. Also keine Sorge, *áelo, cariño, angelito mio*!«

»Patricia«, fragte er mahnend, »warum wollen Sie eigentlich, daß mich der General erschießen läßt?«

»Wir müssen uns nur beeilen, mein Lieber«, lachte sie. »Keine Pille und kein Verhütungsmittel, eine schnelle Schwangerschaft, und dann kann mein Onkel nicht wagen, dich umzubringen, denn er braucht dich ja, damit du mich heiratest und so meine Ehre wiederherstellst. Also komm,

kompromittiere, ruiniere mich...«

»Nein, Patricia«, sagte er, »das werde ich nicht tun. Wer will schon ein Mädchen, das selbst zugibt, daß es jeder haben kann?«

»Oh demonios«, rief sie unter Tränen, »warum habe ich dir das gesagt? Aber ich mußte ja, denn du wärest doch draufgekommen. René, zum Beispiel, hätte es dir verraten. Aber was ist auch so viel daran an der Jungfernschaft? Wenn du eine Jungfrau haben willst, mußt du dich nach einem Kind umsehen; vielleicht acht Jahre alt oder so. Ich kenne keine *chica* unter meinen Freundinnen, die noch eine wäre!«

»Darum geht es nicht«, erwiderte er, »aber ich möchte gerne, daß meine Kinder auch tatsächlich von mir sind.«

Sie trat so nahe an ihn heran, daß ihn der Duft ihres Körpers umfing und sagte:

»Ich würde dir immer treu sein. Mir würde gar nicht einfallen, es nicht zu sein. Ich kenne die Männer und habe sie satt. Dich liebe ich, weil du anders bist, und ich werde alles tun, um dich nicht zu verlieren.«

Sie lehnte sich an ihn, umschlang ihn mit den Armen und küßte ihn, doch ihre Lippen schmeckten nach Marihuana, und er wandte sich angeekelt ab.

»Warte«, sagte sie, »ich gehe mir den Mund auswaschen. Ich schmecke furchtbar, nicht wahr?«

Sie ging in das Badezimmer, er setzte sich in den Lehnstuhl neben dem Bett und begann zu überlegen. Es wunderte ihn nicht, daß es ihr gelungen war, in die Residenz einzudringen. Seine Marineinfanteristen hatte er nach Hause geschickt und die Polizeiwache hatte wahrscheinlich geschlafen. Blieb nur noch die Frage zu klären, wie er sie am schnellsten wieder aus dem Hause brachte. Am besten war es wahrscheinlich, ihren Wunsch zu erfüllen, schnell mit ihr zu schlafen und sie dann fortzuschicken. Aber dann dachte er an Trini, und sogleich erschien es ihm ganz unmöglich, diesen Gedanken zu

verwirklichen.

In diesem Augenblick kam sie zurück, warf sich in seinen Schoß und küßte ihn.

»Spiel mit mir«, sagte sie. »Ich brauche es. Ich bin noch ganz trocken.«

»Mein Gott, Patty«, seufzte er, »müssen wir so ins Detail gehen?«

»Ja«, antwortete sie, »wir haben keine Zeit. Ich muß schwanger werden oder...«

»Nichts oder, meine Liebe. Ich kann nicht.«

»Na schön, dann muß eben ich mit dir spielen.«

»Nein, Patricia«, wies er sie zurecht, »es hat keinen Sinn. Auch wenn du Fünflinge bekommst, kann ich dich nicht heiraten. Ich bin nämlich schon verheiratet. Hier in Costa Verde. Römisch-katholisch. Padre Pió hat uns getraut.«

»Mit Trini?« flüsterte sie.

»Ja, mit Trini.«

»Das war sehr tapfer von dir, Jaime«, sagte sie leise. »Ich bewundere dich. Und Trini ist so süß, sie wird dich glücklich machen.«

Haltlos schluchzend fuhr sie fort: »Ich liebe dich, Jaime, ich liebe dich, du verdammter Narr, aber ich fürchte, es besteht nicht die geringste Aussicht, daß ich heute nacht deine Geliebte werde.«

»Da hast du recht«, sagte er.

»Nun gut, dann werde ich gehen. Hilf mir, meine Sachen aufzuklauben. Ich habe sie alle auf die Erde geworfen.«

Sie stand auf, legte die Pyjamajacke ab, stand nackt vor ihm und seine Augen leuchteten begehrlich auf.

»Bin ich schön?« fragte sie. »So schön, wie deine Augen verraten?«

»Noch schöner, aber das habe ich dir schon gesagt. Du bist atemberaubend schön.«

»Und? Warum willst du dann nicht...«

»Nein«, sagte er voll Schärfe.

Nackt wie sie war, kam sie ihm entgegen. In diesem Augenblick erhellte ein Blitz den dunklen Raum, dann noch einer und noch einer. Sie scherte sich nicht darum, kam auf ihn zu, umarmte und küßte ihn.

Mein Gott, dachte er, das waren die Elektronenblitze einer Kamera. Er stieß sie von sich, stürzte auf den Balkon und sah gerade noch, wie sich ein dunkler Schatten über das Gitter schwang und im Garten verschwand. Gleich darauf heulte jenseits der Mauer an der Rückseite der Residenz ein Motor auf.

Er drehte sich um und kehrte in das Zimmer zurück. Patricia hatte sich auf dem Bett ausgestreckt.

»Das war ein Fotograf, Jaime«, sagte sie. »*Un chantajista*, ein Erpresser. Das bedeutet, daß wir beide zum Tode verurteilt sind. Mein Onkel wird mich nicht am Leben lassen, sobald er die Bilder sieht. Er wird einen Unfall arrangieren, so wie bei meinen Eltern. Du wirst nichts dagegen tun können und ebenfalls sterben müssen. Also sollten wir wenigstens noch einmal das Leben genießen.«

»Nein«, sagte er, »laß das...«

»Warum nicht?«

»Wegen Trini.«

»Aber sie würde es ja nicht einmal wissen.«

»Sie nicht, aber ich.«

»Du hast recht«, sagte das Mädchen schließlich. »Du warst sehr anständig und willst es bleiben. Du hast recht. Ich werde mich jetzt anziehen und gehen. Bringst du mich nach Hause?«

»Ja, Patricia«, antwortete er. er. »Ich bringe dich nach Hause!«

28

Jim las die Einladung des Generals, aber er nahm mit Recht an, daß sie eigentlich von Doña Luisa stammte. Am Freitag der kommenden Woche fand im Club hípico ein Reitturnier, verbunden mit einer *Corrida de toros,* statt, aber nicht mit professionellen *matadores,* sondern mit Amateuren. Genauer gesagt: Mit zwei Damen der guten Gesellschaft, die als *Rejóneadoras,* also als berittene Toreros, zwei Stiere töten sollten. Stiere, dachte er verächtlich, werden es wohl kaum sein; eher kleine, kaum der Mutter entwöhnte Kälber. Die Veranstaltung fand zugunsten einer der zahlreichen Wohltätigkeitsorganisationen statt, die Luisa García betreute, und er war der Ansicht, daß er wohl oder übel hingehen mußte.

Nachdem er die Einladung achtlos auf den Schreibtisch geworfen hatte, wandte er sich wieder Van Schuyler zu, der ihm gegenübersaß.

»Sir«, sagte der junge Mann lächelnd, »ich weiß nicht, wie Sie es machen, aber Ihre Methode klappt jedenfalls!«

»Was klappt?« fragte Jim mürrisch. »Ich habe eher den Eindruck, daß meine Methoden zu gar nichts führen.«

»Auf einem Gebiet schon. Die Luftwaffenleute aus Frankreich packen ihre Koffer. Wie ich höre, verlassen sie das Land mit dem nächsten Air-France-Flug nach Paris via Martinique und Guadalupe. Wie haben Sie das gemacht, Sir?«

»Ich habe gegenüber René Cloutier ein paar Andeutungen gemacht. Die Franzosen sind geldgierige Kleinbürger und ich habe ihm zu verstehen gegeben, daß man ihnen ihre Lieferungen nicht bezahlen wird. Bis das Öl, auf das sie hoffen, endlich gefördert wird, hat Costa Verde längst eine kommunistische Regierung, die sich an keine Vereinbarung der jetzigen Machthaber halten wird.«

»Aber die anderen Franzosen sind noch da«, fuhr Van fort. »Ich meine die Physiker, und die sind viel gefährlicher.«

»Die spielen auch um einen höheren Einsatz. Aber sagen Sie mir eines, mein Sohn: Glauben Sie, daß die Franzosen auch einen Atomphysiker liefern werden?«

»Nein«, antwortete Van ohne zu zögern. »Die Verantwortung wäre viel zu groß. Aber vielleicht sorgen sie dafür, daß irgendein Ausländer, ich meine ein Kernphysiker, der nicht Franzose ist, nach Costa Verde kommt.«

»Diesen Verdacht habe ich auch«, sagte Jim. »Ich glaube sogar zu wissen, wer es ist. Ein sehr dunkelhäutiger Typ. Vielleicht kann ich ihn dazu bringen, das Land ohne Aufsehen zu verlassen, nachdem ich ihn hinreichend über die hiesigen Machthaber aufgeklärt habe. Wenn nicht, muß ich dafür sorgen, daß ihn der Geheimdienst seines Landes, der ihn ohnehin sucht, auch tatsächlich findet. Aber nun erzählen Sie mir, wie es mit Jorge geklappt hat.«

»Ausgezeichnet, Sir. Er hat in Chizénaya alles gefilmt und fotografiert, was wir wollten. Es sind gräßliche Aufnahmen. Sie lassen dort Hunde auf die nackten, gefesselten Frauen los, die sie auf einen Bock geschnallt haben. Es ist das Scheußlichste und Perverseste, das man sich vorstellen kann. Manchmal müssen die Männer, Väter oder Brüder zusehen. Die Folgen sind grauenhaft. Viele Frauen bringen sich nachher um, zerfetzen sich mit Glasscherben die Pulsadern oder schneiden sich den Bauch auf. Auch viele Männer töten sich nachher, weil sie die Schande nicht überleben wollen; manche blenden sich auch, damit sie nicht mehr sehen können. Wie gesagt, es ist alles viel schrecklicher, als man es sich ausmalen kann, aber es ist ein Material, mit dem sie García jederzeit stürzen könnten, Sir.«

»Und wie hat Jorge alles überstanden?« fragte Jim.

»Er ist in Ordnung, Sir. Dein Freund, der Nachrichtenspezialist, hält ihn jetzt verborgen, bis wir ihn außer

Landes bringen. Übrigens habe ich den hiesigen Untergrundleuten auch eine Kopie der Aufnahmen gegeben.«

»Einverstanden. Und was machen unsere Besucher aus den Vereinigten Staaten, die Abgeordneten und Senatoren?«

»Die haben wir auch fotografiert. Splitternackt. Nächtlicherweile in einem Swimmingpool. Zusammen mit zwölf ebenfalls splitternackten Mädchen. Zwei Mädchen pro Mann - das hat zu einigen erstaunlichen Stellungen geführt.«

»Aber wie sind Sie zu diesen Aufnahmen gekommen? Haben die Elektronenblitze nicht alles verraten?«

»Überhaupt nicht. Es war ein Swimmingpool mit Flutlichtbeleuchtung. Fotografiert habe ich mit einem Teleobjektiv. Alles gestochen scharf. Eines der Mädchen hatte ein Muttermal am Rücken. Das können Sie sich jetzt auf den Fotos ansehen.«

»Gut. Hören Sie zu, Van. Einige der Fotos, die in Chizénaya gemacht wurden, brauche ich für meine Gespräche mit dem ausländischen Atomphysiker. Noch heute abend. Aber dann müssen Sie und Petra die Koffer packen. Ich werde so, daß es alle Leute erfahren, Ihre sofortige Abberufung als Kulturattache verlangen. Wegen Nichtbefolgung meiner Anordnungen. Ich muß das machen - vielleicht bewahrt mich dieser Trick davor, daß ich selbst zur persona non grata erklärt werde. Sobald Sie in Washington sind, geben Sie die Bilder meinem Freund, Senator Thomas H. Mansion aus Massachusetts. Er ist der Vorsitzende des Komitees, das über die Anleihe für Costa Verde entscheidet. Sobald die Herren der Delegation beginnen, das Lob dieses Landes zu singen, kann er sie mit den Fotos rasch und unwiderruflich zum Schweigen bringen. Die Filme aus Chizénaya werden wir vor der Kommission für Menschenrechte des Senats, aber auch vor der Menschenrechtskommission der Vereinten Nationen vorführen. Ich kann das arrangieren, und ich werde es auch tun, damit García endlich zu Fall kommt. Auch

wenn ich selbst dabei untergehen werde.«

»Sie meinen wegen Trini, Sir?«

»Ja, wegen Trini. Aber nicht nur ihretwegen. Die Brüder hier müssen im Besitz von Fotos sein, die mich mit Patricia Montenegro Aguirre zeigen. Fotos, mit denen sie uns beide ruinieren können.«

»Sir, ich muß schon wieder fragen: Wie machen Sie das? Wie sind Sie in eine kompromittierende Situation mit einem so schönen Mädchen gekommen?«

»Ohne mein Zutun. Wenn Sie die Bilder sehen würden, könnten Sie feststellen, daß ich vollkommen bekleidet bin.«

»Und Patty?«

»Die ist splitternackt.«

»Dann möchte ich die Bilder wirklich gerne sehen.«

»Sie werden sie sehen. Wer immer sie gemacht hat - er wird schon dafür sorgen, daß sie so oder so an die Öffentlichkeit gelangen.«

»Ich hoffe, das wird zu verhindern sein.«

»Da bin ich nicht so sicher, aber vielleicht bleibt Petra und Ihnen der Anblick erspart. Trini und ich werden euch jedenfalls bald nachkommen. In dem Augenblick, in dem García erfährt, daß er die Anleihe nicht bekommt, bin ich persona non grata. Übrigens: Haben Sie sich eigentlich schon einmal mit dem Gedanken getragen, Journalist zu werden? Freunde von mir haben ein kleines, aber sehr angesehenes Nachrichtenblatt aufgezogen, und ich werde voraussichtlich ihr Teilhaber werden. Hätten Sie Lust, mitzumachen?«

»Liebend gerne. Die Arbeit bei der CIA hängt mir ohnehin bereits zum Halse heraus. Viel zuviel Papierkrieg. Außerdem wäre ich begeistert, wenn Sie mein Chef blieben. Wann werden Sie mich denn hier hinauswerfen?«

»Noch heute, Van.«

»Aber was wird dann aus unserer Hubschrauberexpedition zu den Ruinen? Dabei brauchen Sie mich doch!«

»Ich nehme Tomas mit. Er ist auch ein guter Schütze, soviel ich weiß. Und jetzt bleiben Sie noch ein wenig hier, ich muß mit Martha sprechen.«

»Warum, Sir?«

»Weil ich glaube, daß sie etwas mehr über den Atomphysiker weiß, den wir suchen.«

Kaum hatte die Sekretärin den Raum betreten, als Jim sie fragte: »Martha, hätten Sie etwas dagegen, wenn wir Ihre Höschen mit einem Geigerzähler untersuchten? Ganz in Ehren natürlich!«

»Sir«, sagte Martha entrüstet, »solche Reden kann ich mir nicht bieten lassen. Ich bitte um meine sofortige Entlassung.«

»Die ich Ihnen aber verweigere, denn Sie sind eine ausgezeichnete Sekretärin, selbst wenn Sie radioaktive Höschen haben sollten. Was noch toller wäre als heiße Höschen.«

Als die Sekretärin abermals zu protestieren beginnen wollte, hielt er ihr den Zeitungsausschnitt hin und fragte: »Kennen Sie diesen Mann?«

»Natürlich«, antwortete sie, »das ist mein Yogaprofessor, der Guru Hriday Hanuman.«

Er faltete das Blatt auseinander, so daß auch der Artikel sichtbar wurde und fragte weiter: »Was steht hier?«

»Der verschwundene Wissenschaftler, Sir Gadahar Gorakhnath, Vater der indischen Atombombe«, las sie und schrie auf: »Mein Gott, das ist ja...«

»Das ist eine Überraschung für Sie, Martha, nicht wahr? Aber seien Sie ihm nicht böse, daß er Ihnen nicht gesagt hat, wer er ist. Der indische Geheimdienst ist hinter ihm her, und er braucht dringend unsere Hilfe. Ich schlage deshalb vor, daß Sie heute abend mit ihm zu mir kommen. Nicht in die Residenz, sondern

zum Silbernen Tor, in die Wohnung, in der ich mit Trini lebe. Wir werden dann sehen, was wir für ihn tun können.«

»Sir, ich bin zu jeder Hilfe bereit. Er ist ein so wunderbarer Mann!«

»Dann werfen Sie doch Ihre Vorurteile über Bord«, sagte Jim, »und heiraten Sie ihn. Ich bin Ihnen mit gutem Beispiel vorangegangen. Falls Sie es noch nicht wissen sollten: Trini und ich sind seit Wochen verheiratet.«

Am Abend wurde dann das Problem innerhalb weniger Minuten gelöst. Sir Gadahar war nur allzu gerne bereit, sich in das ihm gewährte Asyl in der amerikanischen Botschaft zu begeben, wobei Jim versprach, sofort in Washington wegen seiner Einreise in die Vereinigten Staaten vorstellig zu werden. Die Aufnahmen aus Chizénaya hatten sie ihm gar nicht zeigen müssen. Der kurze Aufenthalt in Costa Verde hatte genügt. »Wer mithilft, Manuel García eine Atombombe zu verschaffen«, sagte Sir Gadahar, »ist ein selbstmörderischer Narr!«

Solange Martha, Petra und Sir Gadahar dagewesen waren, hatte sich Trini recht freundlich benommen und auch ein wenig gegessen. Nun aber, da die Gäste gegangen waren, verfiel sie wieder in ihr brütendes Schweigen. »Trini«, sagte er. »Ja, *mi amo.«*

Nicht *mi amor,* mein Lieber, hatte sie gesagt, sondern *mi amo,* mein Meister, mein Herr und Gebieter.

»Nicht *mi amo«,* korrigierte er sie, *»mi amor* sollst du mich nennen.«

»Nein«, flüsterte sie, »du liebst mich ja nicht mehr.«

»Wie kannst du so etwas sagen, Trini!«

»Ich weiß es. Ich habe dich im Traum gesehen. Mit einer nackten Frau!«

Mein Gott, dachte er, sie ist wirklich eine Hexe, sie hat den

sechsten Sinn.

»Ich wollte mich umbringen, aber ich darf es nicht, weil ich ja auch Trinita töten würde. Sobald sie jedoch auf der Welt ist...«

»Trini!« rief er.

»Nein, auch dann werde ich mich nicht umbringen. Aber die Götter werden mich zu sich nehmen, die zornigen alten Götter der Tluscolas.«

Sie griff nach seiner Hand, hielt sie an ihre Wange und fuhr fort: »Ich liebe dich, Don Jaime. Für kurze Zeit hast du mein Leben zum Paradies gemacht, und wenn du mich nicht liebst, dann ist das nicht deine, sondern meine Schuld, weil ich deiner nicht wert bin. Aber ich wage es, Trinita zur Welt zu bringen, denn sie ist ja rein und unschuldig, und du wirst sie immer lieben.« Er zog sie an sich und nahm sie in seine Arme, aber sie sagte: »Laß mich jetzt schlafen gehen. Don Jaime, denn ich bin sehr, sehr müde.« Er verließ die Wohnung, ging hinunter in die Garage, stieg in den Porsche und raste in irrsinnigem Tempo über die Landstraßen. Als er wieder in die Stadt kam, fuhr er, ohne zu überlegen, zur Residenz, ließ den Wagen auf dem Kiesweg im Garten stehen und betrat ohne einen Gruß für die Marineinfanteristen das Haus.

Er zog sich aus, schlüpfte in seinen Pyjama und warf einen Schlafrock über. Dann holte er eine Flasche Whisky aus der Hausbar und ging in die Küche. Dort nahm er Eiswürfel aus dem Kühlschrank, füllte ein Glas und begann zu trinken.

Das letztemal hatte er sich vorsätzlich betrunken, als ihm Virginia wieder einmal eine ihrer zahlreichen ehelichen Verfehlungen gestanden hatte. Seither waren fast zwanzig Jahre vergangen, um nun saß er allein in der Küche der Residenz und versuchte Vergessen im Alkohol zu finden. Es war ihm schon fast gelungen, er fühlte sich bereits weit entfernt von allem, was ihn bewegte und bedrückte, als die Tür aufging und Patricia, schwankend und offensichtlich betrunken, den Raum betrat.

»Patricia«, sagte er in fassungslosem Staunen, »wie, zum Teufel, kommen Sie hierher?«

Ihre Stimme war belegt und unsicher, als sie antwortete: »Es hat seine Vorteile, wenn man die Adoptivtochter des Staatschefs ist. Die Zeitungen bringen ständig mein Foto. Deine Wachen kennen mich. Ich habe ihnen gesagt, ich habe eine Verabredung mit dir. Aber sag mir eines: Du trinkst ja, bist du betrunken?«

»Ja«, antwortete er, »ich bin betrunken.«

»Wunderbar. Das macht alles noch viel leichter.«

Sie ging zum Küchentisch und fegte mit einer Handbewegung die Whiskyflasche, das Glas und den Eiskübel auf den Boden. Dann ergriff sie ihren Rock, schlug ihn hoch und stopfte ihn in den breiten Ledergürtel, der um ihre Hüfte geschlungen war. Sie trug kein Unterkleid, und an der Absicht, in der sie gekommen war, konnte kein Zweifel bestehen. Sie schwang sich auf den Tisch, legte sich auf den Rücken, spreizte die Beine und sagte: *»Jodeme!«*

Das Wort, das von unvorstellbarer Obszönität war, traf ihn wie ein Schlag.

»Also das willst du«, sagte er. »Nun gut, du sollst es haben!«

Er riß sich Schlafrock und Pyjama vom Leib, trat zu ihr und sie sagte lächelnd: »Ja, das will ich. Darauf habe ich gewartet. Ich bin bereit. Komm so schnell und so wild und so brutal, wie du nur kannst.«

Er warf sich auf sie, drang in sie ein. Sie stöhnte auf, dann versanken sie in tiefer Umarmung, und als alles vorüber war, flüsterte sie: »Jim, ich liebe dich. Und ich brauche dich. Komm noch einmal zu mir, zerstöre mich, töte mich!«

Wieder warf er sich auf sie, und diesmal schrie sie vor ungezügelter Lust, bis er ihr mit der Hand den Mund verschloß. Dann nahm er sie in seine Arme und trug sie hinauf ins Schlafzimmer. Dort legte er sie auf das Bett und wollte ihr den

Pullover vom Leib streifen, doch er schien an ihrem Rücken festzukleben. Als er sich näher über sie beugte, sah er zu seinem Entsetzen, daß der Pullover von Blut durchtränkt war, getrocknetem Blut, das am Körper festklebte. Als er das Kleidungsstück ein wenig zur Seite schob, erblickte er ihren Rücken, der von Striemen zerschnitten war.

Mein Gott, sagte er zu sich, und ich habe geglaubt, sie sei betrunken. Er erhob sich, ging ins Badezimmer und kam mit einigen Handtüchern zurück, die er in warmes Wasser getaucht hatte. Behutsam weichte er die Blutkruste auf, bis er ihr den Pullover über den Kopf streifen konnte. Dann zog er den hochgeschürzten Rock aus dem Ledergürtel, breitete ihn über ihre Beine und fuhr schließlich mit einem Tuch, das er in kaltes Wasser getaucht hatte, sanft über ihr Gesicht.

Sie schlug die Augen auf, lächelte ihn an und sagte: *»El Cid Campeador!«*

»Patty«, murmelte er, »es tut mir leid, es tut mir sehr, sehr leid...«

»Mir nicht«, unterbrach sie ihn. »Das war es wert, endlich mit einem richtigen Mann beisammen zu sein!«

»Hat es dein Onkel getan?« fragte er.

»Ja. Er wollte mich mit der Reitpeitsche zu Tode prügeln. Aber er ist nicht mehr sehr gut in Form und ich bin zäher, als ich aussehe. So hat er mich schließlich liegen lassen. Vielleicht hat er es doch nicht übers Herz gebracht, mich umzubringen. Er liebt mich nämlich...«

»Eine sonderbare Liebe ist das«, sagte Jim.

»Nicht für ihn. Er zeigt damit nur, was ich ihm bedeute. Darum hat er wohl auch aufgehört, als er mich heulend auf der Erde liegen sah. Und als ich schließlich in Ohnmacht fiel, hat er mich allein gelassen.«

»Und warum das alles?« fragte er.

»Deinetwegen. Irgend jemand hat ihm die Fotos geschickt. Er war so aufgebracht, daß ich sie ihm wieder stehlen konnte. Sie sind in meiner Handtasche, die unten in der Küche liegt. Ich sehe recht gut aus auf den Bildern. Du auch, obwohl du leider angezogen bist.«

»Warum leider?«

»Wärest du auf den Fotos nackt wie ich, hätte meinen Onkel der Schlag getroffen und mir wäre vieles erspart geblieben. Dir wird ei übrigens nichts tun, denn er hat mir geglaubt, als ich ihm gesagt habe, daß du mich gar nicht angerührt hast. Er hat gemeint, das sei bei deiner Klugheit auch gar nicht anders zu erwarten gewesen. Um mich zu verletzen, fügte er hinzu, du seist auch viel zu feige dazu. Als ich ihm entgegnete, das sei Unsinn, meinte er noch, du seist erotisch überhaupt nicht interessiert, worauf ich ihm erwiderte, ich würde deine erotischen Interessen schon erwecken. Nur habe ich mich nicht so diskret ausgedrückt, sondern ihm jede *taco y palabreria obscenidad* der spanischen Sprache ins Gesicht gesagt. Daraufhin ist er verrückt geworden, hat seine Reitpeitsche geholt und gesagt, er werde mich zu Tode prügeln. Die arme Tante Luisa hat er in ihrem Zimmer eingesperrt, aber sie hat gehört, wie er mich geschlagen hat, wie ich geschrien habe, wie er mich jede Art von *puta* genannt hat, worauf sie noch lauter geschrien hat als ich. Dann wurde zuerst sie ohnmächtig, danach ich und damit war endlich Stille im Hause des Staatschefs von Costa Verde, der ersten Familie des Landes. Bist du nicht stolz, *Cielo?* Niemand verursacht solche Skandale wie du!«

»Danke, ich kann darauf verzichten.«

»Die Hauptsache ist, daß dir nichts geschehen kann. Wenn da nicht eine Dummheit begehst, kann er nichts gegen dich unternehmen.«

»Ich fürchte, die Dummheit haben wir bereits begangen.«

»Nein, das stimmt nicht. Er kann mich zu Hause, in seinen

vier Wänden, prügeln, aber niemals in der Öffentlichkeit, ohne sein Gesicht zu verlieren - und damit bist auch du geschützt. Im übrigen ist er über das Wochenende aufs Land gefahren und glaubt, ich liege halbtot zu Hause im Bett. Also laß uns unser Beisammensein genießen.«

»Patricia«, sagte er und versuchte einen Einwand vorzubringen, doch sie fuhr fort:

»Hilf mir in die Höhe. Ich werde jetzt ein langes, köstliches Bad nehmen. Und nachher kommst du wieder zu mir, aber diesmal nicht so wild!«

Als sie nach mehr als einer Stunde aus dem Badezimmer zurückkam, war sie wie verwandelt. Alle Wildheit war von ihr abgefallen, ihr nackter Körper war von unbeschreiblicher mädchenhafter Schönheit, und unter seinem begehrlichen Blick begannen die Warzen ihrer Brüste zu schwellen.

»*Eres un brujo«,* sagte sie lachend, »ein Zauberer. Du mußt mich nur ansehen und schon bin ich erregt.«

»Patricia«, hielt er ihr vor, »wir müssen aufhören. Und zwar sofort! Vorhin war ich betrunken. Das ist zwar eine fragwürdige Entschuldigung, aber immerhin noch eine Entschuldigung. Doch jetzt bin ich nüchtern.«

Sie trat auf ihn zu, umarmte ihn, blickte in seine Augen und sagte: »Denk nicht an sie! Nicht jetzt! Sie kann es sich leisten, mir ein bißchen von ihrem Glück zu borgen. Sie wird ja ein Leben lang mit dir glücklich sein. Wem schaden wir denn?«

»Mir«, unterbrach er sie, »mir und alldem, was ich sein möchte.«

Sie zog ihn auf das Bett, küßte ihn und dann ließ sie ihre Lippen über seinen Körper gleiten, bis er sie an den Haaren packte, zurückriß und rief: »Hör auf!«

»*Eres un pudico!«* sagte sie lachend. »Magst du das nicht?«

»Doch, ich mag es sehr, aber nicht, wenn du es machst!«

»Und warum nicht?«

»Weil ich dich gern habe und weil ich nicht will, daß du dich wie eine Hure benimmst.«

Sie legte sich zurück und ihre Augen füllten sich langsam mit Tränen.

»Patty«, sagte er, »es tut mir leid!«

»Du hast recht«, antwortete sie, »aber bitte komm noch einmal zu mir. Mit einem Mann schlafen wie eine Hure, das ist ja das einzige, was ich kann.«

»Ja, ich komme«, sagte er. Trini vergib mir, dachte er, und dann beugte er sich über sie und mit einem Male war alles wunderbar, eine vollkommene Vereinigung, frei von Qualen der Schuld und Geißeln der Lust, sanft und hingebend, voll Zärtlichkeit und Liebe.

Als sie einander schließlich losließen, war ihr Gesicht von Tränen überströmt.

»Warum weinst du?« fragte er.

»Weinen die Opfer nicht, wenn sie *el torturador* tötet? Du hast mich getötet - langsam, schön und süß. Nach dem, was jetzt geschehen ist, kann ich ohne dich nicht mehr leben. Bring mich nach Hause. Ich will nicht mehr bleiben, sonst fällt mir der Abschied noch schwerer. Aber borge mir eines deiner Hemden, sonst muß ich nackt im Auto sitzen. Und meine blutigen Kleider müssen wir verbrennen und auch alle anderen Spuren meines Hierseins beseitigen. Du denkst an solche Sachen natürlich nicht. Ich aber schon, das habe ich in meinem bisherigen Leben als *pluscumperfecta zorra* gelernt.«

»Und willst du dieses Leben weiterleben, Patty?«

»Nein«, antwortete sie ruhig. »Mein Leben ist vorüber. Der einzige Mann, den ich liebe, gehört einer anderen. Mir bleibt nichts und darum gehe ich jetzt...«

Als der Porsche vor der Villa García hielt, küßte sie ihn und

sagte: »Jim, wenn ich sterbe, trägst du keine Schuld. Und du sollst auch nicht traurig sein…«

»Patricia«, unterbrach er sie, doch sie ließ ihn nicht weiterreden und fuhr fort: »Ich liebe dich, Jaime, und werde dich bis zum Tage meines Todes lieben. Er wird bald kommen; noch diese Woche. Du wirst davon lesen, in allen Zeitungen, unter einem Titel von Hemingway: ›Tod am Nachmittage«

Noch bevor er etwas sagen konnte, war sie aus dem Wagen gesprungen und in die Villa geeilt.

Sie ist noch so jung, sagte er zu sich selbst, so jung und so sentimental. Sie wird einen anderen Mann finden und über alles hinwegkommen.

Er wendete den Wagen und fuhr zurück zur Residenz. Als er das Haus betrat, hörte er das Telefon in der Halle läuten. Das wird Patty sein, dachte er, doch als er den Hörer abhob, vernahm er die kühle, klare Stimme von Grace Nivens.

»Ich bin am Flugplatz. Die Maschine ist eben gelandet. Bitte, komm mich holen«, sagte sie.

29

Von Koffern umgeben, saß Grace in der Ankunftshalle des Flugplatzes. Als sie ihn kommen sah, sprang sie auf und lief ihm entgegen. Ihr Anblick traf ihn wie ein Schock. Mein Gott, sagte er zu sich, wie groß sie ist, aber auch wie schön, wie unglaublich schön.

Sie nahm ihn in die Arme, hob ihn fast ein wenig zu sich empor, küßte ihn und rief: »Ich bin so froh, dich zu sehen, Jim. Unendlich froh!«

Aber bevor er noch antworten konnte, hörte er hinter sich eine weibliche Stimme entsetzt ausrufen: *»Oh, Dios mió!«*

Er drehte sich um, blickte in das fassungslose Gesicht von Petra Stevenson de Schuyler, wie sich *Culo Lindo* nunmehr nannte, und stammelte verlegen:

»*Petra, quiero presentarte...«*

Doch sie ließ ihn nicht ausreden, wandte sich ab und lief davon.

»Jim«, sagte nun Grace Nivens einigermaßen verwirrt, »ich bin wirklich nicht gekommen, um dir Schwierigkeiten zu machen. Ist das die Gegnerin, mit der ich zu rechnen habe? Wenn ja, dann gratuliere ich. Sie ist sehr schön!«

Zu seiner Erleichterung tauchte in diesem Augenblick Van auf und fragte: »Boß, haben Sie meine Frau gesehen? Sie war doch eben noch hier!«

»Sie ist davongelaufen«, sagte Jim, »weil sie mich ertappt hat, wie ich eine alte Freundin aus New York begrüßt habe. Darf ich übrigens bekannt machen: Das ist Dr. Grace Nivens und das ist Vanderbilt Schuyler. Bis vor kurzem war er noch mein Mitarbeiter, aber ich habe ihn hinausgeworfen.«

»Jim«, sagte Grace tadelnd, »wie kann man einen so prächtig aussehenden jungen Mann hinauswerfen?«

»Sein prächtiges Aussehen war ja der Grund. Er hat mir immer alle Mädchen weggeschnappt. Die junge Dame war übrigens seine Frau. Sie sollten sie zurückholen, Van.«

Schuyler war kaum gegangen, um der Aufforderung nachzukommen, als Grace fragte: »Und warum war die junge Frau so aufgeregt? Hast du etwas mit ihr gehabt?«

»Um Himmels willen, nein«, antwortete er. »Aber sie hat eine Freundin, mit der sie mich verkuppeln möchte, und deshalb...«

In diesem Augenblick kam Van mit Petra zurück, die mit eisiger Miene in ihrem besten Schulenglisch sagte: »Es freut mich, Sie kennenzulernen, *Doctora.* Wie ich höre, sind Sie eine gute Freundin von Don Jaime.«

»Ja«, sagte Grace, »und ich hoffe, auch Sie sind eine gute Freundin von ihm.«

Bevor Petra noch antworten konnte, sagte Van: »Boß, wir haben alles beisammen. Das brisante Material ist in einem Diplomatenkoffer, den ich mir an das Handgelenk kette, bis ich in der Maschine bin. Sie startet um Mitternacht, und ich fürchte, wir werden uns vorher nicht mehr sehen...«

»Ich fürchte auch«, sagte Jim, »aber dafür werden wir uns bald in New York treffen. *Hasta pronto.* Kriege ich einen Abschiedskuß?«

Petra küßte ihn lachend mit den Worten: *»Voy a decir a Trini que estas engañandola con una Jirafa!«*

Als sie den Flugplatz verließen, fragte Grace:

»Was hat dieser kleine Teufel gesagt? Ich bin froh, daß sie abreist.«

»Wenn du erlaubst, übersetze ich lieber nicht, was sie gesagt hat.«

»Oh doch, du mußt! Daß sie von einer Giraffe geredet hat, habe ich verstanden. Und daß sie mit der Giraffe mich gemeint hat, kann ich mir denken.«

»Also gut. Sie hat gemeint, ich werde dem Mädchen, mit dem sie mich verkuppeln will, sagen, daß ich sie mit einer Giraffe betrüge.«

»Höchste Zeit, daß sie wegfliegt. Und nun sag mir, wo du mich hinbringst.«

»Das weiß ich nicht. Ich wollte dich gerade fragen, wo ich dich hinbringen soll.«

»Ich habe gehofft, wir fahren in deine Residenz. Da ich nicht schnarche, kannst du mich ruhig bei dir wohnen lassen.«

Er blickte sie an und sagte lächelnd: »Ich wollte, ich könnte. Aber das würde den Skandal des Jahrhunderts heraufbeschwören. Der amerikanische Botschafter steht leider im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses.«

»Ich weiß«, sagte sie. »Dr. López Basquez hat mir, als ich noch in New York war, am Telefon ein kleines Apartment in seiner Klinik angeboten. Wir haben viel miteinander telefoniert; er scheint ein sehr sympathischer Mann zu sein. Aber zum Abendessen wirst du mich heute doch wohl ausführen?«

»Gerne, Grace. Außer an ein oder zwei Abenden, an denen ich arbeiten muß, stehe ich dir immer zur Verfügung.«

»Aber ich nicht. Zumindest nicht in dieser Woche. Dr. López und ich werden Jenny einer sehr harten und intensiven Behandlung unterziehen. Eine Art von neuer Schocktherapie; sehr wirksam, aber nicht ganz ungefährlich, weshalb sie Tag und Nacht überwacht werden muß. Also werde ich diese Woche kaum zum Schlafen kommen. Aber spätestens Donnerstag sollten wir wissen, ob wir Erfolg haben. Was machst du am Wochenende? Am Freitag soll ein großes Fest im Club hipico sein. Dr. López hat mir gestern am Telefon davon erzählt und mich eingeladen, mit ihm hinzugehen. Aber ich habe gemeint, daß vielleicht du mich mitnimmst. Gehst du hin? Und darf ich mitkommen?«

»Eigentlich wollte ich nicht gehen. Das Fest steht unter dem

Ehrenschutz von General García, und wir sind nicht sehr gut aufeinander zu sprechen. Aber wenn du willst, gehe ich gerne mit dir. Es sind Stierkämpfe, aber mit Amateuren, sogar mit Amateurinnen. Zwei junge Damen aus der Gesellschaft treten als *Rejóneadoras* auf. Aber wirst du Stierkämpfe überhaupt aushalten? Es kann sehr blutig dabei zugehen.«

»Jim, vergiß nicht, daß ich Ärztin bin. Ich habe schon viel Blut gesehen. Sag mir nur, was sind *Rejóneadoras?«*

»Berittene Stierkämpferinnen. Wenn sie gut sind, ist das ein toller Anblick. Es ist übrigens eine Art von Stierkampf, bei der seit eh und je auch Frauen auftreten konnten. Daher der Ausdruck *Rejóneadoras* im Gegensatz zu den Männern, die *Rejóneadores* heißen. Das Wort kommt von *rejón,* der Lanze, mit der sie den Stier töten. Natürlich werden sie für die jungen Damen nur Stierkälber in die Arena schicken, aber selbst das kann gefährlich werden.«

»Ich bin jedenfalls sehr neugierig«, sagte Grace. »Ist das die Klinik? Sieht ja sehr gut aus. Kommst du mit hinein?«

»Ja, natürlich«, antwortete er.

Nachdem er sie untergebracht hatte, begleitete ihn Dr. Claudio López Basquez zum Ausgang und sagte:

»Don Jaime, darf ich Ihnen ein paar Fragen stellen? Eigentlich habe ich gar kein Recht dazu, aber sowohl aus beruflichen wie aus privaten Gründen wäre ich an der Beantwortung sehr interessiert...«

»Fragen Sie nur«, ermunterte ihn Jim.

»Ich bin tief beeindruckt von Frau Dr. Nivens. Ich kenne sie ja jetzt schon seit Wochen, wenn auch nur durch unsere Telefongespräche.«

»Das sind aber doch keine Fragen, Herr Doktor«, meinte Jim.

»Ich weiß. Zunächst einmal lege ich die Gründe für meine

Fragen dar. Ich habe nicht erwartet, daß sie so schön ist. Sie müssen nämlich wissen, daß ich Witwer bin, Don Jaime.«

»So?« sagte Jim lakonisch.

»Ja. Frau Dr. Nivens hat mir in jeder Hinsicht den Eindruck vermittelt, daß sie sehr an Sie gebunden ist. Vermutlich ist sie verliebt in Sie.«

»Am besten, Sie fragen sie selbst«, meinte Jim.

»Das möchte ich auch. Aber zuerst möchte ich Sie fragen: Weiß Sie von Ihrer *Protegida*, die möglicherweise inzwischen Ihre Frau geworden ist?«

»Nein«, sagte Jim. »Haben Sie die Absicht, es ihr zu sagen?«

»Ich bin doch kein Narr. Sie würde mir das nur übelnehmen. Deshalb frage ich neuerlich: Haben Sie die Absicht, es ihr zu sagen?«

»Ja, Don Claudio«, antwortete Jim, »ich werde Ihnen nicht im Wege stehen und wünsche Ihnen viel Glück. Aber geben Sie mir ein bißchen Zeit. Es wird nicht leicht sein, Grace alles zu erzählen. Ich war einmal sehr in sie verliebt, aber durch ein Mißverständnis habe ich geglaubt, sie sei für mich verloren. In meiner Verzweiflung bin ich eine neue Bindung eingegangen. Und nun, da ich nicht mehr frei bin, weil Trini inzwischen meine rechtmäßige Frau geworden ist, kommt sie zu mir zurück. Verstehen Sie jetzt, wie schwierig meine Situation ist?«

»Ja«, sagte Don Claudio. »Ich verstehe, und Sie tun mir leid.«

Trinita war an diesem Nachmittag erstaunlich fröhlich.

»Du betrügst mich mit einer Giraffe«, sagte sie lachend, »mit einer Frau, die so groß ist, daß sie am Flughafen eine Lampe auf dem Kopf tragen muß, damit ihr die Maschinen ausweichen.«

»Trini, du bist sehr schlimm«, sagte er, »aber ich freue mich, daß du fröhlich bist. Komm, gib mir einen Kuß!«

Sie küßte ihn, und plötzlich war ihre Fröhlichkeit wie mit einem Schlag verschwunden.

»Don Jaime«, flüsterte sie, »wirst du die Giraffe heiraten, wenn ich tot bin? Petra sagt, sie scheint sehr gut zu sein.«

»Trini, was soll das?«

»Ich bin nicht eifersüchtig, Don Jaime. Wirklich nicht. Sie ist *una Doctora,* nicht wahr? Und sehr gescheit.«

»Ja«, sagte Jim, »ich habe sie gebeten zu kommen, um Jenny Crowley zu helfen. Sie ist *una Psiquiatra.*«

»Aber sie ist auch gut. Sie wird nicht *los prejuicios raciales* gegen *mi pobre* Trinita haben, denn mein Baby…«

»Unser Baby«, korrigierte er.

»Nuestra hija«, flüsterte sie, »unsere Tochter wird sehr dunkelhäutig sein…«

»Erstens: Trinita muß blond sein, blond wie ich, weil ich sonst ja fürchten müßte, daß sie nicht von mir ist. Zweitens: Grace Nivens wird mit Trinita nie etwas zu tun haben, weil du ihre *mamacita* bist und hundert Jahre alt wirst und nicht nur unsere Tochter, sondern auch die Töchter unserer Tochter aufziehen wirst. Also versuche nicht, mich mit *la Doctora* Nivens zu verkuppeln, die zwar groß, schön, klug und gut ist, aber demnächst vielleicht jemand anderen heiraten wird.«

»Wen wird sie heiraten?« fragte Trini. »Ich weiß nicht. Vielleicht Don Claudio López Basquez.«

Trini starrte ihn mit ihren großen, nachtschwarzen Tluscolaaugen an und flüsterte: »Das darfst du ihr nicht erlauben!«

»Und warum nicht?«

»Weil du sie liebst«, antwortete sie.

»Jim«, sagte Grace, als sie bei *Les Ambassadeurs* saßen, wo sie die ausgezeichneten Speisen kaum berührt hatte, »darf ich ganz offen reden?«

»Natürlich, so offen wie du willst«, erwiderte er lächelnd.

»Liebst du mich?« fragte sie leise. »Warte, so kann ich nicht beginnen. Also: Ich liebe dich. Sehr sogar. So sehr, daß ich deine Frau werden möchte oder deine Geliebte. Auf jeden Fall möchte ich für immer bei dir bleiben. Wie - das ist mir gleich. Hauptsache, ich bin bei dir. Aber liebst du mich auch?«

»Ja, sehr. Zu sehr sogar.«

Sie streckte ihm über den Tisch hinweg die Hand entgegen und flüsterte: »Ich danke dir, Jim.«

Er schwieg. Zwar wußte er, daß er ihr die Wahrheit sagen mußte, aber er war zu feige dazu.

»Kann deine Liebe auch vergeben?« fragte sie.

»Eine Liebe, die nicht vergeben kann, ist keine Liebe.«

»Dann hör mir zu, Jim: Seit du aus New York weg bist, habe ich mit drei Männern Affären gehabt. Affären, die nichts mit Liebe oder Freundschaft, sondern nur mit Sex zu tun hatten. Ich hatte sogar Spaß daran. Aber dann kam ein kleiner Mann«, sagte sie unter Tränen, »läutete an einem Sonntagmorgen an meiner Wohnungstür und sagte mit einem Gesicht voll Enttäuschung und Augen voll Trauer: ›Leb wohl, Grace.‹«

»Und?« fragte er.

»Und es war vorbei mit den Affaren. Für immer. Weil mir bewußt wurde, daß ich meine Liebe für dich nicht aus der Welt schaffen konnte, indem ich mit anderen Männern schlief. Dazu hätte ich 27 Schlaftabletten nehmen müssen wie deine Virginia oder mir eine Kugel durch den Kopf schießen oder aus einem Fenster meiner Wohnung im 36. Stock springen müssen. Alle diese Möglichkeiten habe ich erwogen. Aber dann hast du angerufen, daß ich hierher kommen soll, und damit hast du mir das Leben gerettet. So, jetzt habe ich alles erzählt und nun sage mir, ob du mir vergibst.«

»Nein, denn da ist nichts zu vergeben. Ich habe dich verlassen

und du konntest tun, was du wolltest. Hättest du mich angelogen oder betrogen, so wäre vielleicht etwas zu vergeben gewesen. So aber berechtigt mich nichts, mich zum Richter über dich aufzuwerfen.«

»Trotzdem bin ich froh, daß ich dir alles erzählt habe«, sagte sie.

»Aber ich nicht«, erwiderte er scharf.

»Warum nicht?«

»Mich geht das alles nichts an, aber es von dir erzählt zu bekommen, schmerzt. Ein Mann will niemals, daß seine Göttin vom Altar herabsteigt, der Tempel, in dem er sie verehrt, geschändet, und das Ritual, mit dem er sie anbetet, lächerlich gemacht wird. Aber verzeih, ich werde zu ausfallend...«

»Nein«, sagte sie, »sprich nur weiter. Jetzt bist du an der Reihe. Erzähle von deinem Leben hier.«

»Nein. Ich habe dich verlassen und du mich. Deshalb bin ich dir genausowenig Rechenschaft schuldig wie du mir. Außerdem will ich dich nicht quälen. Laß uns lieber das Leben genießen, so lange als möglich. Vielleicht dauert es ohnehin nicht lange...«

»Wenn es nach mir geht, dauert es keine fünf Minuten«, sagte eine Stimme hinter ihr.

Jim wandte sich um und rief entsetzt: »Patty!«

»Hola, mi amor«, sagte das junge Mädchen, beugte sich vor, küßte ihn auf den Mund, betrachtete ihn lange und liebevoll, als existiere Grace Nivens gar nicht und fuhr fort: »Ich frage nicht, ob du etwas dagegen hast, wenn ich mich setze, denn ich weiß, daß du etwas dagegen hast. Ich setze mich aber trotzdem. Und jetzt stelle mich bitte der schönen *Doctora* Nivens vor. Sie ist doch Psychiaterin, soviel ich weiß. Sie kann mich behandeln, denn du hast mich verrückt gemacht damals in der Nacht. Er ist ein toller Liebhaber, finden Sie nicht auch, *Doctora?«*

»Im Gegensatz zu Ihnen kann ich das leider nicht beurteilen«,

erwiderte Grace kühl.

»Was machst du hier?« fragte Jim. »Das ist doch nicht die Art von Lokalen, in denen du verkehrst.«

»Ganz recht. Aber ich habe deinen Freund Avery Parks gebeten, er soll mich hierher bringen, denn ich war überzeugt, daß du mit *la Doctora* hier sein wirst. Und meine gefährlichste Rivalin wollte ich natürlich kennenlernen. Sie ist sehr schön, aber ist sie nicht viel zu groß für dich, Jim? Ich glaube, wir passen besser zueinander, Liebling, in jeder Stellung!«

»Wo ist Avery?« fragte Jim.

»Irgendwo dort hinten an unserem Tisch. Er ist eifersüchtig, denn er behauptet, er sei in mich verliebt.«

»Geh, hole ihn und kommt beide an unseren Tisch«, sagte Jim.

»Ich will nicht«, antwortete sie. »Ich will hier sitzen und in deine grauen Augen schauen, ob es der *Doctora* nun gefällt oder nicht. Schließlich habe ich ein gewisses Recht das zu tun, denn ich bin ja deine Geliebte.«

»Jim«, sagte Grace nun, »du schuldest mir natürlich keine Erklärung, aber unter den gegebenen Umständen...«

Bevor sie weiterreden konnte, holte sich Patty einen Sessel vom Nachbartisch, nahm Platz, stützte beide Ellenbogen auf den Tisch und ihr Gesicht in ihre Hände und sagte spöttisch: »Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle, *Doctora*, da Jim offensichtlich nicht dazu bereit ist. Ich bin nicht nur Don Jaimes Geliebte, sondern auch die Nichte des Staatschefs Don Manuel García Herredia und außerdem seine Adoptivtochter. Weshalb er sich berechtigt fühlte, das zu tun...«

Mit diesen Worten schob sie den Schal, den sie über ihrem tief dekolletierten Abendkleid trug, von den Schultern und wandte ihren entblößten Rücken, der noch immer einen grauenhaften Anblick bot, Grace zu, die entsetzt aufschrie.

»Das ist der Beweis meiner Liebe zu Don Jaime«, sagte Patty. »Können Sie ähnliche Beweise erbringen, *Doctora*?«

»Ihr Onkel hat Sie geschlagen, weil...«

»Weil er geglaubt hat, Don Jaime, der Liebhaber *extraordinaria,* habe mich verführt. Das stimmte gar nicht, aber da ich mich nicht gerne grundlos schlagen lasse, habe ich dafür gesorgt, daß es stimmt.«

»Jim«, fragte Grace sehr ruhig und beherrscht, »was soll ich von alldem halten?«

»Was du willst«, antwortete er lächelnd. »Es schickt sich nicht, daß ein Gentleman einer Dame widerspricht. Aber bei Patty wäre es noch weniger gentlemanlike, ihr recht zu geben.«

»Jim, *amor de mi vida, dueño de mi cuerpo y mi alma,* du bist ein Schwein, ein gerissenes Schwein. Ohne es auszusprechen, tust du so, als ob ich lüge. Aber hör zu: Ich habe dir gesagt, daß ich deine Liaison mit diesem Kind - keine Angst, ich nenne ihren Namen nicht, dulde, weil sie vor mir da war und sich zweimal buchstäblich für dich aufgeopfert hat. Aber die *Doctora* dulde ich nicht. Wenn ich vorhin richtig gehört habe, hast du ihr deine Liebe gestanden. Stimmt's? Liebst du sie?«

Jim blickte auf und sagte ruhig: »Ja, Patricia.«

»Das genügt.« Patricia erhob sich. »Leben Sie wohl, *Doctora*. Leb wohl, Jim. Weiße Rosen sind meine Lieblingsblumen. Schick mir einen Kranz davon. Und da du ein tapferer und ehrlicher Mann bist, schreibe dazu: ›Sie starb von meiner Hand.‹«

»Jim«, sagte Grace und blickte dem Mädchen, das sich entfernte, nach, »sie ist verrückt. Sieh zu, daß du nichts mit ihr zu tun hast. Ist sie wirklich die Nichte und Adoptivtochter von General García?«

»Ja, sie ist es, und es hat sich alles so abgespielt, wie sie es erzählt hat. Es gibt viele Leute hier, die mich aus dem Weg

räumen wollen und die klügsten von ihnen glauben, es sei besser, sich dazu eines geschickt eingefädelten Skandals zu bedienen, als mich einfach umzulegen und einen Märtyrer aus mir zu machen. Also haben sie Patty ausgeschickt, die in ihrer jugendlichen Unbekümmertheit natürlich nichts gemerkt hat. Mit der Nichte des Generals wäre der Skandal natürlich besonders groß gewesen. Aber es klappte nicht...«

»Weil sich die gute Patty in dich verliebt hat...«

»Grace, du wirst doch nicht eifersüchtig sein!«

»Jim, ich liebe dich und Liebe und Eifersucht kann man nicht voneinander trennen. Ich sehe schon, ich werde es schwer haben hier, wo sich dir die hübschen jungen Mädchen an den Hals werfen.«

»Nein, Grace«, sagte er, »falls du hier Probleme haben wirst, werden sie ganz anderer Art sein.«

Er dachte, was es für sie bedeuten würde, wenn sie von Trini erfuhr, und fragte sich, ob ihr Dr. López Basquez darüber hinweghelfen könnte.

In den fünf Tagen, in denen Don Claudio und Grace um Jenny bemüht waren, bestand Jim darauf, daß Trini noch einmal von Vincente Gómez und Luis Moreno untersucht wurde, um festzustellen, ob die bevorstehende Geburt ihr Leben gefährden würde.

Bevor Trini das Spital wieder verließ, erklärten beide Ärzte übereinstimmend, daß eine solche Gefahr nicht bestehe und daß es eine normale Geburt, ohne Notwendigkeit eines Kaiserschnitts, sein werde. Doch nachdem sie zu Hause angelangt waren, griff Trini nach seiner Hand und flüsterte: »Du darfst nicht traurig sein, aber sie irren sich. Ich werde dabei sterben.«

Er saß mit Grace in der ersten Reihe, dicht hinter dem

Callejón, der sich zwischen der Barrera, die besonders wilde Stiere bisweilen übersprangen, und dem Zuschauerraum erstreckte. Natürlich waren sie im *Sombra*, auf der Schattenseite der Arena, gegenüber den Toren der *Torilos*, aus denen die Stiere herausliefen, um dann innerhalb weniger Minuten in bedauernswerte, keuchende und stampfende Fleischmassen verwandelt zu werden.

Jim liebte derlei Schauspiele nicht. Er verstand Menschen nicht, die muntere Vögel mit Schrotschüssen vom Himmel holten. Blei in die herrlichen Körper von Hirschen pumpten, einen Fuchs jagten und zusahen, wie er von den Hunden zerrissen wurde, oder majestätische Stiere zu Tode marterten. Er war der Ansicht, daß man Menschen, die an solchen Aktivitäten Gefallen fanden, einmal im Jahr in eine Arena lassen sollte, damit sie sich wie Gladiatoren mit Schwertern, Dolchen, Dreispießen und Netzen gegenseitig abschlachten konnten.

Noch hing er diesem Gedanken nach, als Avery Parks auf ihn zutrat und sagte: »Der Hubschrauber ist bereit. Wäre Ihnen der Mittwoch für den Ausflug recht?«

»Einverstanden«, antwortete Jim und stellte Avery mit den Worten vor: »Grace, das ist der junge Mann, mit dem Patty bei *Les Ambassadeurs* war. Wie ist das übrigens - machen Sie Fortschritte bei ihr?«

»Gar keine. Daran sind Sie schuld.« Als er Graces abweisenden Blick sah, fügte er schnell hinzu: »Frau Doktor, ich habe das nicht so gemeint. Patty weiß ganz genau, daß der Herr Botschafter an ihr nicht interessiert ist. Aber sie ist unberechenbar wie ein verwöhntes Kind und störrisch wie ein Maulesel. Sie gehört zu den Menschen, die immer das haben wollen, was sie nicht haben können.«

»Da bin ich nicht so sicher«, meinte Grace lächelnd. »Aber da ich Partei bin, ist mein Urteil vielleicht nicht ganz gerecht. Jedenfalls ist diese hübsche junge Patty eine Rivalin, die mir

nicht behagt.«

Avery blickte sie mit unverhohlenem Staunen an, und Jim fühlte, daß sich der junge Mann dachte: Mein Gott, sie weiß von nichts; er hat ihr nichts von Trini und dem Kind gesagt...

»Geben Sie nicht auf«, sagte Jim. »Sie weiß ja, daß sie nicht auf mich rechnen kann...«

In diesem Augenblick ritt *el Alguacil*, der Zeremoniemeister, der den Einmarsch der picadores, *banderilleros* und *peones* anführte, in die Arena. Er hielt ein Mikrofon in der Hand und zog ein langes Kabel hinter sich her.

»Meine Damen und Herren«, dröhnte seine Stimme über die Lautsprecher, »eine Änderung des Programms ist notwendig geworden. Señorita Margarita Gil Camago hat sich bei den Vorbereitungen für den heutigen Kampf eine Verletzung zugezogen und ist nicht in der Lage, als *Rejoneadora* aufzutreten. Der sechste und letzte Stier wird an ihrer Stelle von Señora Patricia Montenegro Aguirre, Nichte und Adoptivtochter Seiner Exzellenz des Staatschefs, getötet werden.«

Die Ankündigung war kaum verhallt, als Jim sagte: »Avery, sehen Sie zu, daß Sie sofort zu General García in seine Loge kommen. Dieser Wahnsinn muß verhindert werden!«

»Warum?« fragte Grace. »Ist sie keine gute Reiterin? Außerdem wird man ihr doch sicher ein harmloses Stierkälbchen zuteilen.«

»Wie ich sie kenne, wird sie nicht gegen ein Kalb kämpfen, sondern den größten und wildesten Stier. Gehen Sie, Avery, schnell!«

»Sir, ich weiß nicht recht, schließlich sind Sie der Botschafter...«

»Avery, Sie waren auf meinem Ball und haben die Szene erlebt, die Patty provoziert hat. Glauben Sie, daß mich der General daraufhin auch nur in seine Nähe läßt? Also beeilen Sie

sich. Er soll Patricia zurückhalten, sonst bringt sie sich um. Sie hat es mir angekündigt, hat gesagt, wann und wo, aber ich Idiot habe ihr nicht geglaubt.«

Avery blieb regungslos stehen und fragte mit leiser Stimme:

»Hat sie auch gesagt, warum?«

»Mein Gott«, antwortete Jim, »wir verlieren kostbare Zeit. Wollen Sie Enthüllungen von mir hören oder wollen Sie, daß Patricia am Leben bleibt?«

»Jim«, unterbrach ihn Grace, »du mußt es ihm sagen.«

»Also gut, hören Sie zu, Avery. Sie waren auf meinem Ball und haben gehört, was Patty vom General verlangt hat. Am Morgen des nächsten Tages haben wir dann darüber einen Streit gehabt. Ich habe ihr klargemacht, daß eine Bindung zwischen einem 47jährigen Mann und einem 19jährigen Mädchen Unsinn ist. Was wirklich meine Überzeugung entspricht, auch wenn es, wie Sie wissen, Avery, Fakten gibt, die dagegen zu sprechen scheinen. Worauf sie sich als verschmähte Frau fühlte und mich nun durch einen Selbstmord in aller Öffentlichkeit bloßstellen, beschämen und vernichten will. Verstehen Sie jetzt, Avery, warum Sie nicht auftreten darf?«

»Sir«, antwortete Parks, »ich habe vielleicht kein Recht, das zu sagen, aber ich glaube, Patty fühlt sich nicht verschmäht, sondern verlassen. Ich war am vergangenen Samstagabend mit ihr verabredet, aber sie kam nicht. Erst am Sonntag gegen Mittag habe ich sie gefunden, nachdem ich die ganze Nacht vergeblich nach ihr gesucht hatte. Wir haben dann einen Kampf ausgefochten und uns hierauf getrennt. Ich habe sie nämlich gefragt, ob sie den Kampf mit Ihnen vorher oder nachher ausgefochten hat, und ihre Antwort lautete: ›Na, was glaubst du wohl?‹«

Damit drehte er sich um und ging.

»Jim«, fragte jetzt Grace, »die gleiche Frage stelle ich mir auch. Bis jetzt habe ich geglaubt, daß Patty mit ihren

Beziehungen zu dir nur geprahlt hat, um mich herauszufordern. Aber deine Verlegenheit macht mich mißtrauisch. Ich fürchte jetzt fast, du hast mit ihr...«

»Grace«, unterbrach er sie, »das Leben eines Mädchens steht auf dem Spiel. Was sollen diese Fragen? Wann, wo und unter welchen Umständen diese Art Kampf stattgefunden hat, ist weder für Avery Parks noch für dich von Bedeutung. Ich will darüber auch nicht reden, aus Rücksicht auf Patricia.«

»Ich habe gehört, wie sie dir gesagt hat, du sollst ihr weiße Rosen zum Begräbnis schicken, aber ich habe das nicht ernstgenommen und nehme es noch immer nicht ernst. Neurotiker gebrauchen gerne solche Worte, ohne ihnen entsprechende Taten folgen zu lassen...«

»Grace, das waren nicht bloße Worte. Sie hat es mir ja vorher bereits einmal gesagt: Am Freitag nachmittag werde ich sterben.«

»Freitag nachmittag«, flüsterte Grace, »also heute und hier. Und wann hat sie dir das gesagt?«

Ohne zu zögern antwortete er: »Sonntag früh, an dem Tag, an dem du gekommen bist, kurz bevor du mich vom Flugplatz angerufen hast. Ich hatte sie nach Hause gebracht und wir saßen in meinem Wagen vor der Villa des Generals...«

»Jim«, unterbrach ihn Grace, »weißt du, was du eben gesagt hast? Du hast dieses junge Mädchen vor halb sieben Uhr früh nach Hause gebracht, denn es war noch nicht einmal sieben, als ich vom Flugplatz anrief. Ich kann mir daher weitere Fragen ersparen und mich mit einer Feststellung begnügen: Du hast Patricia Montenegro nach Hause gebracht, nachdem sie die Nacht bei dir verbracht hat.«

»Erwartest du, Grace, daß ich deine Feststellung bestätige?«

»Nein«, antwortete sie unter Tränen, »aber ich hoffe, daß du sie widerlegst.«

»Das kann ich nicht«, antwortete er. »Versteh mich doch. Du warst nicht da und ich konnte nicht ahnen, daß du kommen wirst. Du selbst hast doch gesagt, daß du mich aus freien Stücken und für immer verlassen hast.«

»Jim, du weißt genau, daß ich dir am Telefon erklärt habe, ich wolle zurückkommen!«

»Und ich habe dir geantwortet, daß es unmöglich ist, daß du zu spät kommst.«

Sie starrte ihn an und fragte: »Jim, ist sie schwanger und will sie deshalb..?«

»Nein«, antwortete er müde, »ich glaube nicht, daß sie schwanger ist. Und selbst wenn sie es wäre, könnte sie es noch gar nicht wissen!«

In diesem Augenblick galoppierte Patricia in die Arena. Sie ritt einen Hengst, einen feurigen Rappen, ein herrliches Tier. Sie war aber auch eine herrliche Reiterin, die beste, die Jim je gesehen hatte.

Patricia war kaum in der Mitte der Arena angelangt, als das Tor der *torilos* geöffnet wurde und der Stier in das Rund stürmte. Kein unbeholfenes schmächtiges Kalb, sondern ein ausgewachsenes Tier, mehr als eine halbe Tonne schwer, ein Prachtexemplar mit starken Hörnern, die in nadelscharfen Spitzen endeten, ein wahrer Koloß von einem Stier, schwarz wie die Nacht und böse wie der Tod.

Sein Schnauben zerschnitt Jim das Herz, das Stampfen seiner Hufe dröhnte in seinen Ohren, aber Patricia ritt dem Stier unverzagt entgegen. Eine vorsichtige *Rejoneadora* hätte zuerst ihre *peones* ausgeschickt, damit sie durch das Schwenken ihrer *capas* feststellten, ob der Stier eher mit dem linken oder mit dem rechten Horn oder vorwiegend frontal attackierte.

Die Toreros, die zu Fuß kämpfen, schicken fast immer zuerst ihre *peones* aus, die gleichsam die erste Welle einer kleinen Armee sind, die gegen den Stier ausrückt und deren Feldherr der

matador ist. Nach den *peones,* die den Stier durch das Schwenken ihrer *capas* ermüdet haben, kommen die *picadores.* Sie reiten auf Pferden, die durch dick wattierte Decken geschützt sind, und stoßen lange Lanzen in die Flanken des Tieres. Nachher kommen die drei *banderilleros,* die ihre buntverzierten spitzen Stäbe in den Nacken des Stieres stoßen, um seine Halsmuskeln zu ermüden, und dann erst tritt der *matador de toros* in Aktion, um den Stier mit einem Degenstoß zu erledigen.

Beim Stierkampf zu Pferde gibt es die gleichen Reiter, nur daß sie in jedem Fall vom *Rejoneador* oder der *Rejoneadora* selbst ausgeführt werden, was bedeutet, daß sie eigentlich noch viel größeren Gefahren ausgesetzt sind als die Toreros, die sich auf die Vorarbeit ihrer Mannschaft stützen können.

Es war aber offensichtlich, daß Patricia diese Gefahr nur gering achtete, ja sie geradezu herausforderte. Sie ließ ihren Rappen einige Zeit um den Stier herumtanzen, der immer wieder versuchte, das Pferd mit den Hörnern aufzuspießen, wich dann im letzten Augenblick elegant zur Seite und reizte das Tier mit einem neuen Angriff.

Dann wechselte sie das Pferd, bestieg einen Schimmel von edelstem arabischen Geblüt und schickte sich an, drei Lanzen in den Rücken des Stiers zu bohren. Jedesmal wenn die Lanzenspitze in das Fleisch drang, entfaltete sich ein um den Schaft gewickelter Wimpel, der durch sein Flattern den Stier reizen sollte, und jeder dieser Wimpel trug als Emblem ein gebrochenes, blutendes Herz. Die Zuschauer bemerkten es sofort. Üblicherweise trägt der erste Wimpel das Familienwappen des *Rejoneadors,* der zweite das Wappen der Familie seiner Frau oder Braut, während der dritte in den Farben der Republik gehalten ist. Patricia hatte sich über diese Regel hinweggesetzt und mit der Wahl ihres Wimpels gezeigt, warum sie zum Kampf angetreten war.

Die Zuschauer begannen auch sofort Ausschau nach dem

Mann zu halten, dem Patricias Botschaft zugedacht war. Diejenigen, die als Gäste auf Jims Ball gewesen und Augenzeugen des dortigen Auftritts geworden waren, wußten sofort, wer gemeint war. Es waren aber auch viele Damen anwesend, die längst von ihren Dienstboten erfahren hatten, was das Personal des Hauses García flüsternd und hinter vorgehaltener Hand erzählte: Der General hatte seine Adoptivtochter fast zu Tode geprügelt, weil sie mit Don Jaime geschlafen hatte - ein Vergehen, zu dem sie sich laut schreiend bekannt hatte. Sie starrten alle auf Jim Rush; jene, die in seiner Nähe saßen, konnten den Ausdruck tiefster Bestürzung aus seinem Gesicht ablesen, konnten aber auch sehen, daß seine Begleiterin, *la distinguida Doctora en Psiquiatra* Grace Nivens unverhohlen weinte. Die Kunde davon ging wie ein Lauffeuer durch die Runde, und als sich Patricia anschickte, die dritte und letzte Lanze in den Rücken des Stieres zu stoßen, waren Spannung, Neugier und Sensationslust in der Arena auf dem Höhepunkt angelangt.

Gleich darauf verkündeten Trompeten den Beginn des zweiten Ganges, der *suerta* der *banderillas,* der bunten zugespitzten Stäbe, die in die Halsmuskeln des Stieres gerannt wurden. Aber während die *Banderilleros* der Toreros jeweils zwei solcher Stäbe mit beiden Händen in das Fleisch stoßen, bringt der *Rejoneador,* der in einer Hand die Zügel hält, in der Regel nur eine *banderilla* an. Dabei gibt es mehrere Varianten. Bei der *suerta al cuarteo* reitet der *Rejoneador* in einer langen sanften Kurve dem geradeaus stürmenden Stier entgegen, lehnt sich in dem Augenblick, in dem sich beide Tiere fast berühren, aus dem Sattel, läßt die *banderilla* niedersausen und reitet weiter. Bei der *suerte al quiebro,* der *suerte* der Täuschung, kommt es dagegen darauf an, auf den Stier loszureiten, ihn durch eine blitzschnelle Armbewegung dazu zu bringen, den Schädel herumzureißen und ihm in diesem Augenblick die *banderilla* hineinzustoßen. Die letzte, schwierigste und

gefährlichste *suerte* ist die *suerte poder a poder,* Kraft gegen Kraft, im frontalen Ansturm. Dabei läßt der *Rejoneador* die Zügel fallen, hält in jeder Hand eine *banderilla,* reitet auf den Stier zu, stößt ihm die Stäbe in den Nacken und versucht gleichzeitig mit einem Schenkeldruck das Pferd herumzureißen, um zu entkommen. In der langen Geschichte der Stierkämpfe haben unzählige *Rejoneadors* dabei ihr Leben gelassen.

Patricia führte ihre *suertes al cuarteo* und *al quiebro* mit solcher Anmut, Perfektion und Schönheit vor, daß Jim und Grace aufatmeten. Dann aber ließ sich das Mädchen von einem ihrer *peones* das letzte Paar von *banderillas* geben und ritt, den schnaubenden, von Lanzenstichen und *banderillas* bereits gezeichneten Stier nicht beachtend, quer durch die Arena auf die Loge zu, in der Jim und Grace saßen. Sie blickte ihn an, hob die beiden *banderillas* in die Höhe, brach sie etwa zwanzig Zentimeter unterhalb der Spitze ab, warf die mit bunten Papiermaschen verzierten Schäfte Jim zu, der sie instinktiv auffing, und rief: »Für dich, Geliebter!«

Alle, die nahe genug saßen, um den Vorgang beobachten zu können, schrien auf und Grace fragte Jim, der mit steinernem Gesicht dasaß: »Was soll das bedeuten?«

»Das bedeutet für sie den Tod«, antwortete er, »denn nun versucht sie das Unmögliche.«

Doch Patricia gelang das Unmögliche. Mit hängenden Zügeln, die beiden Stabspitzen, die nicht länger als Bleistifte waren, in den erhobenen Händen, galoppierte sie auf den Stier los, beugte sich im letzten Augenblick fast waagrecht aus dem Sattel, rannte die Spitzen in den Nackenwulst des Tieres, riß - während die Arena vor Beifall tobte - das Pferd herum und galoppierte davon.

Ein neues Pferd stand für sie bereit, ein rötlicher Wallach, für den letzten Gang, die *suerte de la muerta,* in der es darauf ankam, den Stier zu töten oder von ihm getötet zu werden.

Wiederum ritt Patty achtlos an dem stampfenden und schnaubenden Stier vorbei zur Logenbrüstung und ließ sich die *rejón de la muerte* geben, die Lanze, deren Spitze schmal und scharf wie ein Degen ist. Sie kehrte dem Stier den Rücken zu, blickte zur Loge empor und schob ihren flachen, breitkrempigen Hut weit in den Nacken. Wer nahe genug saß, konnte sehen, daß Tränen über ihr Gesicht liefen. Aber sie hatte alles wohl vorbereitet. Ein Mann stand bereit und hielt ihr das Mikrofon entgegen, das der *alguacil* benutzt hatte. Sie ergriff es, hob es empor, und dann kam aus dem Lautsprecher, schluchzend, aber deutlich vernehmbar ihre Stimme: »Ich widme diesen Stier dem Mann, den ich liebe. Aber weil er mich nicht liebt und mich verlassen hat, widme ich ihm auch meinen Tod!«

Dann wandte sie das Pferd, ließ das Mikrofon fallen, riß sich den Hut vom Kopf und schleuderte ihn mit einer einzigen geschickten Bewegung in die Loge. Grace ergriff ihn; Jim war unfähig, sich zu bewegen.

»Es steckt ein Brief drin«, flüsterte sie. »Mein Gott, er ist an mich adressiert. Soll ich...«

»Mach ihn auf«, stöhnte Jim.

Das Kuvert enthielt keinen Brief. Nur Fotos, Patricias letzte Rache. Es waren drei Fotos jener Nacht, die sie nackt in Jims Schlafzimmer zeigten, vor ihm stehend, ihn umarmend, ihn küssend...

Während Grace Nivens auf die Bilder starrte, waren die Zuschauer von den Bänken aufgesprungen, die vielen tausend Zuschauer auf den oberen Rängen, der Mob, die Masse, die nun drohend die Fäuste in Richtung von Jims Loge ballten und rief: *»Cabrón! Asesino! Sin Vergüenza!«*

Patricia aber begann die *suerte de la muerte.* Sie verhielt ihr Pferd vor der Loge, war kaum zwei Meter von Jim und Grace entfernt, hob ihren schmächtigen, bebenden Körper hoch im Sattel empor, hielt die Lanze in der erhobenen Hand, doch statt

sie in den anstürmenden Stier zu rammen, warf sie die Waffe mit einer Geste voll Verachtung weit von sich.

Im gleichen Augenblick schlitzte der Stier mit seinen Hörnern die Eingeweide des Pferdes auf, hob das Tier empor und warf es mit einem mächtigen Ruck über die *barrero* in die *callejón*, den Laufgang vor den Logen.

Patricia war dabei in die Arena geschleudert worden, und ehe sie sich noch aus dem Sand erheben konnte, wandte sich der Stier um, stürmte auf sie zu, bohrte ein Horn in ihren linken Oberschenkel, spießte sie auf, wandte sie um wie eine Puppe und warf sie in den Sand, wo sie schwer verletzt und ohnmächtig liegen blieb.

Jim Rush aber, der absolut nichts von Stierkampf verstand und laut eigener Ansicht und Aussage ein vollkommener Feigling war, riß sich die Jacke vom Leib, sprang über die Logenbrüstung, durcheilte den Laufgang, kletterte über die hölzerne *barrera* und sprang in die Arena. Dort stand er nun, ihm zu Füßen der blutende, bewegungslose Körper von Patricia Montenegro Aguirre und wenige Meter vor ihm der stampfende, schnaubende Stier.

Patricias *peones*, auch das hatte sie wohl sorgfältig vorbereitet, standen am anderen Ende der Arena vor dem Tor der *toriles* und mußten erst quer über den Sand laufen, um ihr zu Hilfe kommen zu können.

Also benützte Jim Rush seine Jacke als *muleta* und tatsächlich gelang ihm das, was die Fachleute ein *muletazo per abajo* nennen. Er schwenkte die Jacke nach rechts und der Stier folgte ihm mit seinen Hörnern, dann nach links, und abermals stieß der Stier nach. Dann hob Jim die Jacke, der Wind blähte sie wie ein Segel und es sah aus, als ob ein Torero eine *syndado per alto* gemacht hätte. Der Stier sprang nach vorne, alle vier Beine hoben sich vom Boden, die Hörner verfingen sich in dem Tuch der Jacke, der mächtige Körper riß Jim nieder, wobei ihn der

Schlag eines Hufes an der Stirne traf.

Ein Aufschrei ging durch die Menge, Grace Nivens war ohnmächtig von ihrem Sitz geglitten. Doch nun waren auch Patricias *peones* zur Stelle und einer von ihnen, ein ehemaliger *Matador*, tötete den Stier mit einem Degenstoß. Die übrigen trugen Patty und Jim in den Erste-Hilfe-Raum unter den Tribünen, wo sich die Ärzte sofort der beiden annahmen.

Jim konnte den Raum bereits nach zehn Minuten wieder verlassen, mit schmerzendem Kopf und einigen Prellungen, aber ansonsten unverletzt. Fraglich war dagegen, ob Patricia Montenegro je wieder normal gehen würde können; sie hatte nicht nur einen zerfetzten Oberschenkel, sondern auch ihr Rückgrat war verletzt.

Als er die Tür des Erste-Hilfe-Raumes hinter sich schloß, stand Grace vor ihm, an eine Wand gelehnt, als suche sie Halt; sie weinte hemmungslos.

Ohne die Leute zu beachten, die bei seinem Anblick in lauten Beifall ausbrachen, ging er auf sie zu, doch bevor er sie erreicht hatte, stellte sich ihm ein salutierender Polizeioffizier in den Weg.

»Señor Embajador«, meldete er, »Seine Exzellenz, der Herr Staatschef, bittet Sie und natürlich auch *la Doctora*, sich mit ihm in das Krankenhaus Miguel Villalonga zu begeben, wohin man *su Señorita Sobrina* gebracht hat. Er möchte Ihnen persönlich für Ihr tapferes Verhalten danken. Haben Sie einen Wagen oder sollen wir einen zur Verfügung stellen?«

»Ich habe meinen Wagen und meinen Chauffeur hier«, antwortete er. »Wir werden kommen, aber zuerst muß ich mich um *la Doctora* kümmern.«

Er ging zu ihr, nahm sie beim Arm und sagte: »Bitte, hör auf zu weinen und komm mit zum Wagen!«

Unter Tränen lächelnd antwortete sie: »Liebling, ich habe dir Schande bereitet. Ich bin ohnmächtig geworden, zum ersten Mal

in meinem Leben. Doch jetzt sag: Wie geht es dir, bist du in Ordnung?«

»Die Ärzte meinen, ich soll vorsichtshalber zu einer Nachuntersuchung kommen, aber ich glaube, daß ich ganz in Ordnung bin.«

»Und Patricia?«

»Sie wird überleben. Doch möglicherweise wird sie gelähmt sein - das hängt von ihrer Rückgratverletzung ab.«

»Mein Gott, ist das bitter für dich, du mußt sie ja jetzt heiraten?«

»Um Himmels willen, nein! Ich bin ihr gegenüber zu gar nichts verpflichtet! Gut, ich habe mit ihr eine Nacht verbracht, aber wenn ich ausnahmsweise einmal gegen die Gebote eines Gentleman verstoßen darf, dann laß mich hinzufügen, daß sie darauf bestanden hat. Es gibt sicherlich nichts Lächerlicheres als einen Mann, der ein junges Mädchen zurückweist, weil es sein sogenanntes Ehrgefühl nicht erlaubt. Also habe ich mir gedacht: Schlaf mit ihr und vergiß es...«

»Aber sie hat es nicht vergessen.«

»Leider. Ich habe geglaubt, sie wird es auch vergessen, und es wäre auch besser für sie gewesen. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß ich ihr keinerlei Versprechungen gemacht und ihr die Wahrheit gesagt habe.«

»Und die wäre?«

»Daß ich dich liebe. Dich und nicht sie. Und auch keine andere Frau! Wenn es trotz meiner Liebe zu dir keine Vereinigung für uns beide geben kann, dann hat das Gründe, die ich dir noch erklären werde. Aber nicht jetzt, da mich der Schädel schmerzt und draußen das Auto wartet. Also komm endlich!«

Sie blieb jedoch stehen, sah ihn wie ein schüchternes junges Mädchen fast ängstlich an und fragte: »Kennst du die

sogenannte Pelikaninsel?«

»Was soll denn das wieder? Natürlich kenne ich sie. Sie liegt südlich von hier, vor Tarascanolla. Eine ganz kleine Insel, mit nur einem Hotel. Sehr schön! Viele Vögel, nicht nur Pelikane! Aber warum fragst du?«

Sie errötete, sah plötzlich aus wie ein Schulmädchen, fast linkisch, aber wunderschön.

»Ich fliege morgen früh hin«, sagte sie. »Über das Wochenende. Jenny ist nämlich über den Berg und ich kann sie allein lassen. Aber was ich jetzt sagen möchte, wirst du wahrscheinlich als schrecklich aggressiv empfinden.«

»Ich habe nichts gegen Aggressionen, sofern sie von dir kommen.« »Also gut, dann höre zu: Ich habe zwei Flugkarten gekauft und ein Zweibettzimmer bestellt. Ich weiß, daß eine anständige, zurückhaltende Frau so etwas nicht tut. Aber ich konnte nicht anders, wenn ich nicht verrückt werden wollte. Deshalb bitte ich dich jetzt: Komm mit mir, bitte, komm!«

Er sah sie lange an und sagte schließlich: »Ja, Grace, ich komme. Das bin ich dir schuldig und mir auch. Und jetzt gehen wir...«

30

Das Flugzeug, das sie nach Trascanolla brachte, war eine Convair Metroplitan, ein altes Propellerflugzeug. Die Düsenflugzeuge, dachte Jim bei sich, haben das Zeitgefühl des Menschen wirklich gründlich verändert. Will man langsam und gemütlich reisen, wählt man die Bahn oder das Schiff. Aber niemandem würde es einfallen, ein Propellerflugzeug zu nehmen, weil es langsam und gemütlich ist. Mit diesen alten Kisten fliegt man nur, wenn eine Düsenmaschine nicht verfügbar ist. Angenehm war der Flug jedenfalls nicht; die Convair vibrierte stark, sackte immer wieder durch und der Lärm der Motoren war kaum zu ertragen. Jim spürte, wie Übelkeit in ihm hochstieg, blickte zu Grace hinüber, die an seiner Seite saß, und sah, daß sie mit den Tränen kämpfte. »Was ist?« fragte er.

»Es tut mir leid«, sagte sie, »aber ich komme von einer Frage nicht los: Würdest du, ohne zu zögern, auch für mich dein Leben aufs Spiel gesetzt haben?«

»Für dich hätte ich den Stier bei den Hörnern gepackt und in die Luft geworfen! Bist du jetzt zufrieden? Im übrigen: Getan habe ich es, weil ich ein Feigling bin!«

»Du, ein Feigling?«

»Ja, ich. Einerseits habe ich ganz einfach Angst davor gehabt, den Rest meines Lebens mit dem Selbstvorwurf leben zu müssen, daß Patty meintwegen in den Tod gegangen ist. Andererseits habe ich mich natürlich vor dem Stier gefürchtet. Aber im Leben muß man eben ständig entscheiden, welche Art von Angst und Furcht man vorzieht. Dazu ist vielleicht im Unterbewußtsein ein gewisser Selbstmordimpuls meinerseits gekommen. Wundern würde es mich nicht, so wie mein Leben jetzt aussieht und in Zukunft aussehen wird....«

Sie griff nach seiner Hand, preßte sie so stark, daß sie erst

ganz weiß wurde und dann purpurrot anlief und sagte: »Jim, du mußt mir etwas versprechen. Schwöre einen heiligen Eid, daß du mir an diesem Wochenende nichts sagst, was mich unglücklich macht. Ich habe viel zu lange auf dieses Beisammensein gewartet, als daß ich ertragen könnte, es mir verderben zu lassen.«

»Mir geht es nicht anders«, sagte er.

»Oh, Jim, dann laß uns doch glücklich sein, richtiggehend glücklich!«

»Ich werde es versuchen. Viel Talent dazu scheine ich nicht zu haben, aber ich werd's versuchen.«

Sie saßen eine Zeitlang schweigend nebeneinander, dann fragte sie: »Was hast du von General García zu befürchten? Als er dir im Spital für die Rettung Patricias gedankt hat, sah er drein, als ob er dich lieber in siedendes Öl getaucht hätte.«

»So ist es auch. Aber er kann mir nichts anhaben, denn sonst müßte er in aller Öffentlichkeit zugeben, daß ich eine Affäre mit Patty gehabt habe. Lassen wir das Thema lieber. Sie hat gestern bewiesen, daß sie viel, viel anständiger ist als ihr Onkel...«

»Jim«, fragte Grace, »bist du sicher, daß du nicht in sie verliebt bist?«

»Willst du eine ehrliche oder eine unehrliche Antwort?«

»Eine ehrliche. Es soll keine Lüge zwischen uns stehen.«

»Ich weiß nicht recht. Patricia Montenegro ist eines der hübschesten Mädchen der Welt, und rein körperlich spricht sie mich unerhört an. Aber auch in mancher anderen Hinsicht. Es hat meinem Ego sehr gutgetan, daß sich ein so tolles Geschöpf an mich binden wollte. Ihr Ruf ist ja, im Vertrauen gesagt, geradzu skandalös. Aber ich würde keinen Keuschheitsgürtel für sie brauchen, denn mir erscheint die einmalige und wohl auch etwas zweifelhafte Auszeichnung zuzufallen, der einzige Mann zu sein, den sie heiraten will. Sie hat bei einem Ball in meinem

Haus den General ausdrücklich um die Erlaubnis dazu gebeten, denn sie ist ja noch minderjährig.«

»Und er hat abgelehnt?«

»Das mußte er gar nicht. Sie hat nämlich eingestanden, daß ich ihr ehrendes Angebot bereits abgelehnt hatte. Aber sie wollte trotzdem seine Zustimmung haben - und er schlägt ihr fast niemals etwas ab - um mich auf diese Weise umzustimmen.«

»Aber da du sie ja ohnehin liebst...«

»Frau Doktor, bitte betrachten Sie den Fall nüchtern und sachlich, sozusagen vom wissenschaftlichen Standpunkt aus. Der Mensch ist nicht monogam veranlagt. Die Frauen waren es früher noch eher, teils aus ökonomischen Gründen, teils wegen ihres Schutzbedürfnisses während der Schwangerschaft. Die Pille hat das allerdings geändert und heutzutage gibt es Frauen, die noch viel polygamer sind als manche Männer, was auch wieder erklärlich ist, denn für eine Frau ist es ja weit weniger anstrengend.«

»Jim«, sagte Grace, »du bist furchtbar zynisch und ich bekomme Angst. Ich bin nicht jung, ich bin nicht schön und ich bin fast so hoch wie ein Wolkenkratzer...«

»Grace«, unterbrach er sie, »du wirst doch nicht einen Minderwertigkeitskomplex haben und seelischen Zuspruch brauchen?«

»Doch, nach dem, was du gerade gesagt hast, mußt du mein Selbstvertrauen schon ein wenig stärken.«

»Also gut. Ich würde mich ernsthaft mit der kleinen Patty einlassen, wenn es dich nicht gäbe. Und selbst dann käme sie nicht gleich an die Reihe. Deiner kleinen Freundin Meg in New York würde ich den Vorzug geben...«

»Das habe ich gemerkt. Wann immer du hier unten in Gefahr warst, ist sie geradezu krank vor Angst gewesen. Und nachdem sie gehört hat, daß wir uns getrennt haben, hat sie begonnen,

Spanisch zu lernen und hat sich erkundigt, ob Worldwide einen Posten für sie in Costa Verde hat.«

»Danke«, sagte er lächelnd, »ich werde sie auf alle Fälle vormerken.«

»Jim, mach mich nicht böse! Was mir an dir gefällt, ist doch, daß du nicht wie andere Männer bist.«

»Also dann hör zu, ganz im Ernst: Ich liebe nur eine Frau in der Welt, Grace. Diese Liebe ist, zu meinem und vielleicht auch zu deinem Unglück, die Basis meiner Existenz. Ich gehe so weit zu sagen, daß ich mir ein Leben ohne dich nicht mehr vorstellen kann. Aber da ich ein Mann bin, fühle ich mich auch von vielen anderen Frauen angezogen und würde auch sehr gerne mit ihnen schlafen, wenn das nicht von allen möglichen Komplikationen begleitet wäre und auch alle möglichen Konsequenzen hätte. Es kann sogar, wie uns die kleine, tapfere Patty gezeigt hat, sehr tragische Konsequenzen haben.«

»Du hast vorhin gesagt, du weißt nicht, ob du sie liebst. Ich fürchte, du liebst sie sehr wohl, und ich hoffe, du bist dir im klaren, was das für mich bedeutet.«

»Ich bin jedenfalls sicher, daß ich sie nicht genug liebe, um meine Beziehung zu dir - das ist ein sehr unbeholfener Ausdruck, ich weiß - aufs Spiel zu setzen. Ich mag sie, mehr als gut für mich ist, aber ich hätte mich nicht mit ihr eingelassen, wenn ich nicht zwei plausible Gründe dafür gehabt hätte. Der eine war die Überzeugung, daß ich jede Hoffnung, mein Leben an deiner Seite beschließen zu können, begraben müsse.«

»Und der andere?«

»Grace, vor wenigen Minuten habe ich dir versprechen müssen, nichts zu sagen, was dich unglücklich machen könnte. Und die Nennung dieses Grundes würde dich unglücklich machen.«

»Dann nenne ihn bitte nicht!«

»Und wovon sollen wir statt dessen reden?«

»Ich weiß nicht! Oder doch! Reden wir vom General! Du hast vorhin gesagt, daß er nichts gegen dich unternehmen wird, weil er sonst...«

»Zugeben müßte, gewußt zu haben, daß seine Adoptivtochter eine Affäre mit mir gehabt hat. Damit würde er in aller Öffentlichkeit sein Gesicht verlieren. Außerdem hat er keine Beweise, sondern nur Vermutungen. Man hat ihm die Fotos geschickt, die irgendein Erpresser, vermutlich aus politischen Gründen, gemacht hat. Nur ist in dieser verdammten Nacht zwischen mir und Patty gar nichts passiert.«

Als sie ungläubig den Kopf schüttelte, fuhr er fort: »Es ist aber so! Ich habe die gute Patty hinausgeworfen. Sie ist allerdings in der folgenden Nacht wiedergekommen, und da war ich betrunken und außerdem sehr deprimiert, wegen etwas anderem...«

»Wegen jemandem anderen«, korrigierte sie ihn.

»Grace«, sagte er mühsam beherrscht, »du begibst dich auf sehr brüchiges Eis. Ich beantworte dir gerne aufrichtig alle Fragen, die du stellst, aber willst du sie wirklich stellen?«

»Nein, ich will nicht, aber ich muß. Keine Angst, ich höre auf, sobald das Eis zu brüchig wird. Jim, diese andere, wegen der du deprimiert warst, die liebst du?«

»Ja.«

»Wie sehr?«

»Schrecklich.«

Scheinbar völlig beherrscht fragte sie weiter: »So sehr wie mich?«

»Vielleicht noch mehr.«

Sie begann zu weinen, und er versuchte sie zu küssen.

»Es ist vorbei, Grace. Nach dem, was ich jetzt weiß - und weil ich ein moralischer Feigling bin. Es ist leichter, einem wilden

Stier entgegenzutreten als seinen eigenen kleinen, häßlichen, niedrigen Unzulänglichkeiten...«

»Jim, nichts davon trifft auf dich zu. Wäre es anders, könnte ich dich doch nicht lieben.«

»Du kennst mich nicht, hast diese meine Eigenschaften nie kennengelernt. Aber wie immer dem auch sei - ich liebe dieses junge Mädchen, das viel schöner ist als Patty, nicht mehr. Aber sie liebt mich nicht nur, sondern verehrt mich geradezu, betet mich an.«

»Du liebst sie wirklich nicht mehr?«

»Wenn ich sie noch lieben würde, wäre ich dann hier mit dir, Grace?«

»Das klingt nicht sehr überzeugend und ist nicht sehr ermutigend. Aber ich nehme es hin, denn die Alternative wäre, dich aufzugeben. Und das will ich nicht und kann ich nicht. Was immer dazu geführt hat, daß du sie verläßt, mir soll es recht sein.«

»Ich habe sie noch nicht verlassen. Aber ich glaube, ich fürchte, daß ich sie verlassen werde. Ich frage mich nur, ob das alles eine sehr verheißungsvolle Basis für unsere gemeinsame Zukunft ist.« Sie blickte ihn an und flüsterte: »Komm, es ist am besten, wir verlassen jetzt das brüchige Eis.«

»Ja«, antwortete er, »und ich bitte um Entschuldigung. Ich möchte dieses Beisammensein nicht trüben. In deinem, aber auch in meinem Interesse. Aber ich kann ein wenig unbeschwertes Glück brauchen. Laß uns diese kurzen Stunden genießen.«

Sie beugte sich zu ihm, küßte ihn sanft und sagte: »Ich kehre nicht mehr auf das Eis zurück.«

Sie näherten sich Tarascanolla, dessen Häuser zwischen dem dunkelgrünen Dschungel, dem weißen Strand und dem blauen

Meer im goldenen Licht der Sonne leuchteten. Er dachte daran, wie gut es war, daß Trini den Stierkampf am Freitag nicht im Fernsehen gesehen hatte. Pepe, Cecilia und Rosa hatten ihm übereinstimmend versichert, daß sie den ganzen Nachmittag geschlafen hatte. Die Entbindung stand vermutlich bevor, doch die Ärzte hatten sich wegen der hartnäckigen und unregelmäßigen Blutungen vor Beginn der Schwangerschaft auf keinen genauen Termin festgelegt...

Nachdem das Flugzeug gelandet war, brachte sie ein Boot auf die. Pelikaninsel und dort ein Auto zum Hotel, das auf einer Klippe hoch über einer kleinen Bucht lag.

Sie aßen auf der Terrasse ausgezeichnete Fische und tranken dazu ebenso guten Weißwein. Nachher fragte Grace lächelnd und errötete dabei ein wenig: »Halten wir jetzt eine Siesta?«

»Ja, aber unten am Strand. Damit wir nachher schwimmen können.«

»Gut, ich werde zum Umkleiden länger brauchen als du. Erwarte mich unten an der Bucht!«

Als sie in ihrem schwarzen Bikini am Strand erschien, stieß er einen anerkennenden Pfiff aus, wie ein junger Bursche, an dem ein hübsches Mädchen vorübergeht. Unbeschadet ihrer Größe hatte sie einen wohlproportionierten Körper, schmale Hüften, herrlich geformte Schenkel, und als er daran dachte, was Ed Crowley einmal über ihre Brüste gesagt hatte, mußte er laut lachen, worauf sie blutrot im Gesicht wurde.

»Ich sollte keinen Bikini tragen«, sagte sie. »Ich habe auch noch nie einen getragen, aber den habe ich gekauft, weil ich gehofft habe, er werde dir gefallen.«

»Er gefällt mir auch. Noch besser würde mir ein Monokini gefallen. Ich habe auch nicht über deinen Bikini gelacht, sondern über etwas, das mir Ed Crowley einmal gesagt hat, womit er sich, wie sich jetzt herausstellt, einmal mehr als Idiot erwiesen hat.«

»Was hat er gesagt?«

»Diese Grace hat den kleinsten Busen, den ich je gesehen habe. Nicht gerade flach wie ein Brett, aber die Augen sticht sie einem nicht aus damit.«

»Was weiß Crowley schon von meinem Busen! Obwohl er immer versucht hat, ihn zu tätscheln, der alte Lüstling!«

»Was heißt, alter Lüstling? Glaubst du, ich möchte ihn nicht auch tätscheln?«

Sie kniete neben ihm nieder, küßte ihn und sagte: »Das kannst du auch. Aber zuerst gehen wir ins Wasser.«

Sie schwammen, kamen zurück, aßen ein wenig von den Sandwiches, die man ihnen mitgegeben hatte, und tranken Rotwein. Sie tranken die ganze Lederflasche leer, nachdem er ihr beigebracht hatte, wie man die *bote* vor das Gesicht hält, dann zusammendrückt und aus dem schmalen Hals die Flüssigkeit in weitem Bogen in den Mund spritzen läßt.

Dann lagen sie lange Zeit schweigend nebeneinander, bis sie schließlich sagte: »Ich gehe noch einmal ins Wasser. Um mich abzukühlen!«

Er folgte ihr nicht, blieb mit geschlossenen Augen liegen und schlief ein wenig, bis er ihre Stimme hörte. »Jim...«

Als er aufblickte, stand sie nackt vor ihm, die beiden Teile des Bikinis, von denen das Meerwasser in den Sand tropfte, hielt sie in der Hand. Ihr Körper glänzte vor Nässe und über ihr Gesicht strömten Tränen.

Er starrte sie bewundernd an und genoß den Anblick ihres herrlichen Körpers. Wie die den Meereswogen entstiegene Aphrodite sah sie aus. Lächelnd streckte er ihr seine Arme entgegen und sie sank neben ihm in den Sand. Sie küßte ihn sanft und zärtlich, doch unentwegt flossen Tränen über ihre Wangen.

»Warum weinst du?« fragte er.

»Weil ich mich schäme. Weil ich mich ausgezogen habe, weil ich bettle...«

»Um was?« fragte er lachend.

»Jim Rush, jetzt ist es genug«, sagte sie und wollte aufstehen, aber er preßte sie an sich und begann sie zu küssen; diesmal nicht sanft und zärtlich, sondern mit allem Raffinement und aller Verführungskunst, die ihm zu Gebote stand.

Sie löste sich aus seiner Umarmumg und sah ihn verwundert an, worauf er lachend sagte: »Jetzt siehst du aus wie eine Frau Lehrerin! Streng und prüde!«

»Ja, und du scheinst mich mit einer deiner hiesigen Huren zu verwechseln.«

»Erst nachdem du offensichtlich versucht hast, mich zur Nummer vier auf der Liste deiner Liebhaber zu machen. Habe ich richtig gezählt?«

Nun weinte sie noch heftiger und sagte: »Verzeih mir, ich habe mich dumm benommen.«

»Ich auch«, erwiderte er, »ich habe versucht, unbeschwert, fröhlich, scherzhaft zu sein, aber dazu fehlt mir offensichtlich jedes Geschick. Außerdem ist mir nicht unbeschwert, fröhlich und scherzhaft zumute, sondern eher feierlich.«

»Warum?«

»Weil ich dich gesehen habe. Aphrodite, schaumgeboren, dunklen Wogen entstiegen...«

»Jim«, sagte sie, »komm, komm zu mir!«

Wortlos beugte er sich über sie, küßte ihre Brust, ließ seine Hand über ihren Körper gleiten, hinunter zu ihrem Schoß, doch sie hielt die Hand fest und sagte: »Nein, mach das nicht, ich brauche es nicht, will es nicht. Komm gleich zu mir, ganz zu mir, ich habe so lange darauf gewartet.«

Wieder sagte er kein Wort, beugte sich über sie, drang in sie ein und versank in ihr in einer Vereinigung von unvorstellbarer

Harmonie.

Nachdem sie sich voneinander getrennt hatten, lagen sie einige Zeit schweigend nebeneinander, bis Grace schließlich sagte: »Mein Gott, wie ich das gebraucht habe!«

»Sex?« fragte er mit einem bitteren Unterton in der Stimme.

»Ja, Sex«, antwortete sie, »aber mit dem Mann, den ich liebe. Und was ist mit dir? Hat es dir gefallen?«

»Großartig«, sagte er ein wenig spöttisch. »Der beste Beischlaf, den ich in dieser Woche hatte.«

Sie gab ihm einen so heftigen Stoß, daß er beiseite flog, sprang auf, griff nach seinen Armen, hielt sie mit eisernem Griff fest und setzte sich rittlings auf seine Brust. Mein Gott, dachte er, sie ist mindestens doppelt so stark wie ich.

»Jim«, sagte sie, »hat es dir mit Patty besser gefallen?«

»Darüber will ich nicht sprechen. Das ist Vergangenheit; ich habe es vergessen und du solltest es auch vergessen.«

»Gut, ich werde es vergessen und vergeben. Aber eine Frage noch, die letzte. Du mußt sie nicht beantworten, wenn du nicht willst.«

»Frage nur«, sagte er.

»Du behauptest, du warst ein einziges Mal mit Patty beisammen. Stimmt das oder sagst du das nur, um mich zu schonen?«

»Ich habe dich nicht belogen. Aber ich habe nicht gesagt, nur einmal, sondern nur eine Nacht! Das hat mir genügt und für sie war es, wie sich gezeigt hat, sogar zuviel!«

»Was soll ich jetzt tun?« fuhr sie fort. »Ich habe gesagt, daß ich nur noch eine einzige Frage stellen werden, doch deine Antwort läßt so viele anderen Fragen offen, die mich freilich alle nichts angehen.«

»Es freut mich, daß du das einsiehst«, sagte er lächelnd.

»Trotzdem muß ich weiterfragen. Da ist die andere, von der du gesagt hast, daß sie zweimal bereit gewesen sei, ihr Leben für dich zu opfern. Ich nehme an, es handelt sich dabei um die gleiche Frau, von der du behauptest, daß du sie nicht mehr liebst.«

»Grace«, wies er sie zurecht, »ich protestiere gegen den Ausdruck ›du behauptest‹. Habe ich dich jemals angelogen? Selbst dann, wenn es naheliegend gewesen wäre?«

»Nein, du bist geradezu leidenschaftlich wahrheitsliebend - oder vielleicht sogar sadistisch wahrheitsliebend. Ich glaube, du benützt die Wahrheit als Waffe.«

»Komm, steh auf«, sagte er, »und zieh deinen Bikini an. Wir gehen ins Hotel zurück und packen. Ich glaube, es wird nichts aus diesem Wochende, das so schön begonnen hat.«

»Nein«, erwiderte sie, beugte sich vor und küßte ihn. »Bitte, nein, Jim. Die Sache ist erledigt, außer du beginnst neuerlich davon. Ich möchte dieses Wochenende haben. Du sollst mir nichts von ihr erzählen; ich könnte es nicht ertragen.«

»Also gut«, sagte er, »dann bleiben wir.«

Sie standen zusammen unter der Dusche und entdeckten, wie alle Verliebten, welch großes Vergnügen sie dabei hatten. Zum Abendessen gingen sie nicht, sondern blieben die ganze Nacht und einen Großteil des Sonntags im Bett, nur unterbrochen von einem kurzen Mittagessen und einem Bad im Meer. Doch je länger das Wochenende dauerte, desto mehr schwand ihre Unbefangenheit, desto drückender kam ihnen zum Bewußtsein, daß dieses erste zugleich auch ihr letztes Beisammensein war, daß sie für den Rest des Lebens getrennte Wege gehen mußten.

Für den Rest des Lebens? Ohne ihn, dachte Grace, werde ich ja schon in einem Monat verrückt.

Er aber sah auf einmal Trini vor sich, ihr schmales, bronzefarbenes Gesicht, die dunklen, schräggestellten Augen, und er hörte ihren Gesang, den Todessang der Tluscolas.

Grace riß ihn aus seinen Gedanken. »Komm zu mir«, sagte sie.

Er beugte sich über sie, widerwillig fast, zu sehr von seinen Sorgen erfüllt, zu müde, zu bedrückt, um sie nicht zu enttäuschen.

Als er erschöpft von ihr abließ, küßte sie ihn sanft und sagte: »Ruh dich aus. Solange du willst. Und dann komm zu mir. Ich werde jetzt ein Bad nehmen, ein gutes, heißes Bad. Und du denkst inzwischen nach, über dich und über uns. Ich will nicht, daß wir so auseinandergehen«

Er erhob sich, schlüpfte in seinen Morgenmantel, ging auf den Balkon und starrte auf das Meer hinaus, über dem blutrot die Sonne aufging. Ich muß es ihr sagen, dachte er, ich darf es nicht länger verschweigen, es ist nicht anständig...

Als sie schließlich nackt, wie sie aus dem Bad gekommen war, auf den Balkon trat und sein von Qual gezeichnetes Gesicht sag, rief sie entsetzt aus: »Mein Gott, was habe ich dir angetan?«

»Du hast mir nichts angetan«, erwiderte er. »Das Leben war es, das Schicksal oder wie du es nennen willst. Grace, ich muß dich verlassen, und das ist so, als würde ich sagen, ich muß sterben.«

»Warum mußt du mich verlassen?« flüsterte sie. »Wir können zusammenbleiben, für immer.«

»Ich kann nicht, Grace. Ich kann nicht, glaube mir.«

»Doch, es ist ganz einfach. Wir gehen hinunter zur Bucht und schwimmen hinaus, ganz, ganz weit hinaus...«

»Grace!« rief er.

»Ich meine es ernst. Warum soll ich aufschieben, was ja doch geschehen würde? Ohne dich werde ich sterben. An gebrochenem Herzen, hätte man früher einmal gesagt. Aber diese Art von Tod gibt es auch heute noch, glaube mir.«

»Ich weiß, aber du sollst nicht sterben. Ich bitte dich darum.

Versuche doch, glücklich zu werden, heirate López Basquez, er ist ein anständiger Mensch, und er liebt dich...«

»Und was machst du?«

»Ich darf nicht sterben, obwohl ich es möchte. Mein Leben gehört nicht mir...«

»Wie meinst du das?«

»Ich kann es dir mit Worten so schnell nicht erklären. Aber warte hier, ich werde dir etwas zeigen.«

Er ging hinauf ins Zimmer, nahm aus dem Nachttisch seine Brieftasche, holte jene Aufnahme von Trini heraus, auf der sie, wie Peter Reynolds gesagt hatte, einer Madonna der Tluscolas glich, ging zurück auf den Balkon und reichte Grace wortlos das Bild.

Sie starrte es lange an und sagte schließlich unter Tränen: »Ich habe wohl von Anfang an keine Chance gehabt. Nicht gegen ein so junges, so schönes Geschöpf. Und nach dem Kind brauche ich gar nicht zu fragen.«

»Nein, das brauchst du nicht.«

»Und du wirst sie heiraten?«

»Ich habe sie bereits geheiratet, Grace. Eine Woche, nachdem ich damals in New York vor deiner Wohnung gestanden bin und dir Lebewohl gesagt habe.«

»Das hättest du mir ersparen können«, fuhr sie ihn an. »Du treibst die Grausamkeit und die Rachsucht zu weit.«

»Ich bin nicht grausam und nicht rachsüchtig. Ich sage dir nur die Wahrheit. Die Enttäuschung, die du mir bereitet hast, hatte damit wenig zu tun. Es ist nur so, daß ich nicht will, daß mein Kind unehelich aufwächst. Meine Auffassung von Pflicht...«

»Und deine Liebe zu dieser Frau«, unterbrach sie ihn. »Mein Gott, wenn sie in diesem Zustand so großartig aussieht, wie toll muß sie dann erst sein, wenn sie nicht schwanger ist.«

»Sie ist nicht toll. Eher sanft, anschmiegsam und so ergeben,

daß ich es anfänglich gar nicht glauben konnte. Aber dann hat sie es mir zweimal bewiesen, so nachdrücklich, daß Vince Gómez seine ganze Kunst aufbieten mußte, um sie am Leben zu erhalten.«

»Also hast du mich zu einem Wochenende mitgenommen, das für mich alles und für dich nur einen Ehebruch bedeutet. Du läßt mich mit einer Erinnerung zurück, die ich nicht tragen kann, mit einem Verlangen nach dir, das nicht gestillt wird. Du verläßt mich und ich werde verrückt, ich sterbe.«

»Grace, hätte ich es dir denn vorher sagen sollen? Wäre es dann anders und besser gewesen?«

»Nein«, sagte sie nach kurzem Überlegen, »es wäre noch ärger gewesen. Ich danke dir für dieses Wochenende, für eine schöne Erinnerung. Der Bettler dankt für die Brosamen vom Tisch des Reichen...«

»Bitte, hör auf«, unterbrach er sie.

»Es tut mir leid. Aber eine letzte Bitte habe ich: Kommst du noch einmal zu mir?«

»Grace, ich verstehe nicht ganz...«

»Versuch es auch gar nicht! Erfülle nur meine Bitte: Noch einen Brosamen für mich!«

»Wie du willst«, sagte er und wandte sich dem Zimmer zu. »Komm herein, komm ins Bett!«

31

Am Mittwoch nach dem Wochenende aud der Pelikaninsel waren Jim Rush und Grace Nivens auf getrennten Wegen unterwegs. Jim flog im Hubschrauber über den grünen Dschungel von Costa Verde, Grace fuhr im Taxi durch Ciudad Villalonga, nachdem sie in ihrem besten Berlitz-School-Spanisch zum Chauffeur gesagt hatte: *»Al barrio Puerta de Plato, por favor. Numera cincuenta y dos de la Avenida Jesús Pintero.«*

Es war die Adresse des Apartmenthauses, in dem Jim und Trini lebten, und sie wußte, daß sie ihn nicht antreffen würde, weil er mit dem Hubschrauber nach Ururchizenaya unterwegs war. Sie kam, weil sie - aus einem irrationalen, geradezu masochistischen Impuls heraus - Trini sehen wollte. Während der Taxifahrt hatte sie Zeit zum Nachdenken. Ich kann es nicht ertragen, sagte sie sich, ich bin nicht stark genug. Seit Sonntag habe ich nichts gegessen, könnte auch gar nichts essen, weil ich nichts hinunterbringen würde. Warum sollte ich auch - verhungern ist ein Tod wie jeder andere!

Die Stimme des Chauffeurs riß sie aus ihren Gedanken: »Wir sind da, *Señora!«*

Sie bezahlte, betrat das Gebäude und fuhr mit dem Lift in den zehnten Stock, wie ihr Vince Gómez erklärt hatte.

Sie hatte ihn bereits am zweiten Tag ihres Aufenthaltes in Ciudad Villalonga kennengelernt, als er in der Klink prüfte, ob Jenny die Behandlung, die Grace und Dr. López Basquez planten, durchhalten werde. Sie hatten ihn zwar nur gebeten, einen Assistenten zu schicken, aber er war persönlich gekommen. Grace war sehr froh, ihn kennengelernt zu haben, denn er war ein Mann, dem man bedingungslos vertrauen konnte.

Sie war in den frühen Morgenstunden mit dem

schockierenden Brief, den ihr Patricia Montenegro geschrieben hatte, im Krankenhaus Miguel Villalonga erschienen. Natürlich war es Graces geschultem Auge nicht entgangen, daß Patricia, der Schrift nach zu schließen, diesen Brief unter großen Schmerzen, wahrscheinlich sogar in einem hochgradig fiebrigen Zustand gebschrieben hatte. Trotzdem war der Inhalt des Schreibens nicht einfach beiseite zu schieben. Um so mehr als sich Claudio López Basquez strikt geweigert hatte, all das, was General Gardas Adoptivtochter geschrieben hatte, zu bestätigen oder zu dementieren.

»Grace«, hatte er gesagt, »ich kann diese Angelegenheit nicht leidenschaftslos beurteilen. Sie wollen derzeit offensichtlich nichts von mir wissen. Es besteht aber die Chance, daß Sie sich mir zuwenden, sobald Sie erkennen, daß der Weg, den Sie nun gehen, in eine Sackgasse führt. Für diesen Fall möchte ich, daß Sie mich als einen Gentleman in Erinnerung behalten...«

»Was weiß Dr. Gómez?« unterbrach ihn Grace.

»Natürlich weiß er alles, aber ob er es Ihnen erzählt, ist eine andere Frage.«

Sie war daraufhin in Vinces Zimmer gegangen und hatte ihn unverblümt gefragt: »Ist Trinidad Alvarez eine Dirne? Und hat sie Jim in einem Bordell kennengelernt, das Blauer Mond heißt?«

Daraufhin war Vincente Gómez sehr wütend geworden und hatte Trini leidenschaftlich verteidigt. Er zeigte Grace das Röntgenbild, das er gemacht hatte, nachdem sich Trini das Messer in die Brust gerannt hatte, um Joe Harpers Zugriff zu entgehen; er zeigte ihr auch die Aufnahmen, die er nach den Folterungen Dr. Dos Santos, dem Gesichtschirurgen, geschickt hatte. Grace wurde daraufhin so sehr von Tränen geschüttelt, daß er ihr ein Beruhigungsmittel gab und sagte:

»Ich bitte um Entschuldigung. Ich weiß, ich bin sehr brutal. Aber Sie dürfen nicht vergessen, daß ich ein Konvertit bin. Sie

wissen ja, ein Protestant, der zum Katholizismus übertritt, wird fast immer päpstlicher als der Papst. Und ich habe anfänglich alles getan, um Jim von Trini abzubringen, weil ich glaubte, sie sei eine gewöhnliche kleine Hure. Dabei habe ich ja gewußt, daß man sie gezwungen hat, eine zu werden, als sie noch kaum dreizehn Jahre war. Aber dann habe ich gesehen, wie sehr sie ihn liebt. García und seine schweinischen Schergen haben sie zu Jim geschickt, aber sie hat sich ihrem Willen widersetzt. Wissen Sie, was die Sonderbehandlung ist?«

»Ja. Patricia erwähnt in ihrem Brief auch, daß Trini zu Jim geschickt wurde, um ihn in eine Falle zu locken.«

»Sie hat es aber nicht getan. Sie hat sich ihrem Auftrag widersetzt, obwohl sie wissen mußte, daß dies wahrscheinlich ihren Tod bedeutet. Und ich habe Ihnen die Bilder gezeigt, die beweisen, daß sie zweimal an der Schwelle des Todes stand, weil sie jederzeit bereit ist, für Jim zu sterben. Ich sage Ihnen ganz offen, Grace, ich könnte es nicht ertragen, so sehr geliebt zu werden, wie Jim von ihr geliebt wird. Ich würde verrückt.«

»Nach alldem, was er mir gesagt hat, geht es ihm auch so«, sagte sie. »An Patricias Behauptung, Jim sei gar nicht der Vater des Kindes, ist also wahrscheinlich kein wahres Wort. Sie schreibt, Trini habe sich von einem ihrer zahlreichen Liebhaber schwängern lassen, um...«

»Herrgott«, unterbrach sie Vince wütend, »als ich Trini gesagt habe, sie müsse sterben, sobald sie ein Kind bekommt, hat sie ein Kruzifix von der Wand gerissen und geschrien: ›Schwören Sie darauf, daß Sie mich entbinden und mein Baby retten, damit Don Jaime den Sohn bekommt, den er sich wünscht. Um mich brauchen Sie sich nicht zu kümmern; nur das Kind ist wichtig, ich bin es nicht!‹«

Grace hatte den Kopf gesenkt, weinte leise vor sich hin und sagte: »Haben Sie ihre Adresse, Vince? Ich möchte sie aufsuchen, ich möchte sie kennenlernen. Vielleicht kann sie mir

sagen, wie man lebt. Das heißt, wie man ohne Hoffnung lebt...«

Mit Gerüttel und mit ohrenbetäubendem Lärm zog der Hubschrauber über die grünen Wälder dahin.

»Eine scheußliche Art zu fliegen«, sagte Jim.

»So ist es«, pflichtete ihm Charlie Marriotti bei. »Kennen Sie den Unterschied zwischen einem Flugzeug und einem Hubschrauber, Herr Botschafter?«

»Einigermaßen. Das Flugzeug hat starre und der Hubschrauber rotierende Flügel.«

»Ja, aber der wesentliche Unterschied ist, daß ein Flugzeug fliegen möchte und auch tatsächlich fliegen wird, wenn man es nur läßt. Während ein Hubschrauber eigentlich abstürzen möchte und auch tatsächlich abstürzt, wenn man nicht sehr aufpaßt. Außerdem: Ein Flugzeug sieht aus wie ein Vogel, aber wie sieht ein Hubschrauber aus, frage ich Sie!«

»Am ehesten wie irgendein Pflanzensamen. Aber genau weiß ich es auch nicht!«

»Niemand weiß es. Wie eine verrückt geworden Palme vielleicht, die am Himmel dahintorkelt, sich um ihre eigene Achse dreht und sofort abstürzt, wenn man mit einem Steinwurf den Schwanzrotor beschädigt.«

»Die verrückt gewordene Palme kann aber auch in der Luft stillstehen«, sagte Avery Parks. »Außerdem braucht sie keine Rollstrecke und keine Auslauffläche, um zu starten und zu landen. Welches Flugzeug kann das?«

»Keines«, erwiderte Charlie. »Es gibt aber auch kein Flugzeug, das den Piloten an den Rand des Wahnsinns treibt. Wissen Sie, was passiert ist, Ave? Man hat Düsenjägerpiloten, die sich in Korea ausgezeichnet haben, auf Hubschrauber umgeschult. Sie sind alle abgestürzt. Obwohl es anderseits nette, alte Damen gibt, die den Umgang mit Hubschraubern spielend

erlernen.«

»Wie kommt das, Charlie?« fragte Tomas.

»Weil für einen wirklich guten Piloten ein Hubschrauber etwas Widernatürliches ist. Darum hasse ich sie ja auch so.«

»Unsinn«, unterbrach ihn Avery lachend, »in Wirklichkeit lieben Sie diese verrückten Dinger.«

»Ja«, sagte Charlie resigniert, »ich liebe sie, wie ich Mariluz liebe, obwohl sie eine verrückte, gemeine Dirne ist. Liebe ist eben nicht logisch. Darum haben Sie recht: Ich liebe die Hubschrauber, bis ich eines Tages mit einem herunterfallen werde.«

»Das ist ein sehr unerfreuliches Gespräch«, sagte Jim Rush. »Wenn Sie mit einem Hubschrauber abstürzen wollen, Charlie, dann bitte nicht, solange ich Ihr Passagier bin.«

»La Señora de Rush, bitte«, sagte Grace in ihrem besten Schulspanisch, »die Frau von Don Jaime.«

Pepe starrte sie an. Sie war das gewöhnt, denn alle Männer pflegten sie anzustarren, mit Ausnahme der wenigen, die größer waren als sie.

»Einen Augenblick«, sagte Pepe schließlich, »sie ruht gerade und ich weiß nicht...«

»Ob sie mich empfangen kann? Ich weiß, daß sie ein Kind erwartet. Aber sagen Sie ihr, daß *La Doctora Nivens* hier ist, die Freundin von Don Jaime. *La Jirafa,* wie ihre Freundin Petra mich genannt hat.«

»Einen Augenblick«, wiederholte Pepe, verschwand und war tatsächlich gleich wieder zurück.

»Doña Trini bittet Sie, im Salon Platz zu nehmen. Sie wird in Kürze kommen. Darf ich Ihnen inzwischen einen Drink anbieten?«

»Gerne. Einen trockenen Scherry, wenn Sie einen haben.«

»Selbstverständlich. Ich bringe ihn sofort.«

Gleich darauf erschien Trini, und trotz ihres schwerfälligen, durch die Schwangerschaft bedingten Ganges rief Grace bewundernd aus: »Mein Gott, wie schön Sie sind!«

»Ich danke ihnen, *Doctora«,* antwortete Trini. »Sie sind es aber auch. Das hat mir schon meine Freundin Petra erzählt. Aber wollen Sie sich nicht setzen? Ich freue mich sehr, Sie kennenzulernen.«

»Freut es Sie wirklich?« fragte Grace mit Bitterkeit in der Stimme.

»Ay si! Aber ja! Wir haben viel miteinander zu besprechen. Sie sind *la amante de mi marido, no?«*

»Mein Gott«, seuftze Grace.

»Setzen Sie sich doch, *Doctora«,* fuhr Trini fort, »und machen Sie sich keine Sorgen. Ich bin nicht böse auf Sie, nur traurig. Daß Sie Don Jaime lieben, ist doch natürlich. Alle Frauen lieben ihn.«

»Da haben Sie recht, *Señora«,* antwortete Grace auf Spanisch.

»Ay que buena! Sie haben unsere Sprache erlernt. *Mi Ingles* ist leider sehr schlecht...«

»Aber viel besser als mein Spanisch«, sagte Grace bescheiden. »Verzeihen Sie, daß ich gekommen bin, Maritrini, aber ich habe so viel von Ihnen gehört...«

»Von Don Jaime?«

»Nein. Von ihm nur, daß Sie seine Frau sind und bald die Mutter seines Kindes sein werden. Aber von anderen, von Doktor Gómez und von einem Mädchen, das Sie wahrscheinlich gar nicht kennen.«

»Patricia, die Nichte des Staatschefs. Sie ist sehr schön, aber auch sehr gefährlich. Wegen ihr wäre mein Mann fast gestorben. Aber ich glaube nicht, daß er sie liebt. Sie waren ja mit ihm, als es passierte, nicht wahr?«

»Und Sie haben es im Fernsehen gesehen?« fragte Grace.

»Nein, Gott sei Dank, nicht«, antwortete Trini lachend. »Ich wäre sonst gestorben oder hätte mein Baby verloren. Aber nachher haben mich alle möglichen Leute angerufen, um es mir zu erzählen. Alle, die *maliciosa* und *envidiosa* sind. Sehen Sie, jetzt bringe ich Ihnen Spanisch bei.«

Grace fragte: »Und was bin ich, Maritrini?«

»Nichts davon. Sie sind vor allem sehr klug, *Doctora,* und Don Jaime spricht von Ihnen immer mit großem Respekt und viel Zärtlichkeit. Es wäre sehr gut, wenn alle Geliebten meines Mannes so wären wie Sie. Aber die meisten sind eher wie Patricia.«

»Was Sie aber mit Gelassenheit ertragen«, meinte Grace.

»Was soll ich machen? *Mi marido* ist ein Engel, ein Heiliger! Die Frauen müssen ihn ja lieben. Geht es Ihnen nicht genauso?«

»Ja«, flüsterte Grace, »und ich hoffe, Sie vergeben mir.«

»Ich habe nichts zu vergeben. Aber jetzt sagen Sie mir eines! Wären Sie bereit, ein kleines, dunkles Baby aufzuziehen, ein Baby, das so schwarz ist wie ich?«

»Sie sind nicht schwarz!«

»Ay si! Soy Negra! Y India! Y Española. Toda una mezcla rara, no?«

»Das ist eine sehr gute Mischung, und Sie sind sehr schön, *Señora!«*

»Trini, nennen Sie mich Trini. Nein, lieber Maritrini wie vorhin. Mir gefällt es so gut, aber außer Dr. Gómez nennt mich niemand so. Don Vincente ist sehr streng mit mir, er schreit mich immer an.«

»Mich hat er heute früh auch angeschrien«, sagte Grace lächelnd.

»Dann mag er sie. Er schreit nur Leute an, die er mag. *Ay si!* Würden Sie meine Tochter aufziehen? Würden Sie zu meiner Trinita lieb und gut sein? Oder wenn es ein Junge ist, zu meinem

Jaimito?«

»Von ganzem Herzen«, antwortete Grace.

»Ich fürchte, Sie werden das Kind aufziehen müssen, denn ich werde sterben, *Doctora*. Um meine Tochter zur Welt zu bringen, werde ich sterben müssen.«

Grace erinnerte sich an das, was Vincente Gómez gesagt hatte, und voll Mitleid und Entsetzen rief sie aus: »Nein! Sie dürfen und werden es nicht!«

»Sie weinen ja«, sagte Trini. »Sie weinen meinetwegen. Ich danke Ihnen dafür!«

»Ja, aber Sie müssen am Leben bleiben! Jim braucht Sie!«

»Ich weiß, aber ich kann nicht. Und da er von allen Frauen, die ihn lieben, nur Sie liebt... Bitte, seien Sie gut zu ihm, *Doctora, una madrastra buena para mi hija...*»

»Una madrastra?« sagte Grace. »Eine Stiefmutter? Nein, wenn ich, was Gott verhüten möge, je etwas zu Ihrer Tochter sein werde, dann nur eine Mutter. Nichts anderes. Verstehen Sie das?«

»Ay si! Que sera para mi hija una madra no una madrastra. Eine Mutter, die es liebt, wie ihr eigens Kind. Und jetzt muß ich Sie küssen, denn ich glaube, ich liebe Sie auch sehr, *Doctora*!«

Der Hubschrauber schwebte auf das flache Gebäude zu, das weißglänzend inmitten der grünen Wälder lag.

»Da ist es!« rief Charlie Marriotti.

»Avery, ist Ihre Kamera bereit?« fragte Jim.

»Selbstverständlich, Chef«, antwortete Parks.

»Und haben Sie unseren Standort, Tomas?«

»Ja, ich habe ihn auf der Karte eingetragen. Aber glauben Sie wirklich, daß General García...«

»Die Polizei schicken wird? Natürlich, was soll er denn

machen? Er müßte ja sonst zugeben, daß er an Joes Rauschgiftgeschäften beteiligt ist.«

»Sir«, erwiderte Tomas, »Hubschrauber können abstürzen. Menschen, selbst wenn sie Botschafter sind, können einen Unfall haben. Der amerikanische Kongreß stimmt doch diese Woche über die Anleihe ab. Solange das noch nicht geschehen ist, muß man Sie respektieren, es wäre Wahnsinn, etwas gegen Sie zu unternehmen. Aber wenn sie abgelehnt wird, was zu erwarten ist, dann sind Sie der Mann, der General García eine schmähliche Niederlage bereitet hat. Ganz zu schweigen davon, was seine Nichte und Adoptivtochter Ihretwegen aufgeführt hat...«

»Tomas, seien Sie still«, sagte Jim mit einem Blick auf Avery.

»Lassen Sie ihn nur reden«, meinte Parks. »Er kann nichts über die kleine Patty erzählen, was ich nicht bereits weiß. Nach dem Stierkampf habe ich Erkundigungen eingeholt und kann nur eines sagen: Es stimmt, daß ich Patty Ihretwegen verlassen habe, aber jetzt bin ich froh darüber und danke Ihnen dafür. Am Ende hätte ich sie noch geheiratet! Nie hätte ich gedacht, daß ein Mädchen aus guter Gesellschaft die ärgste Hure in der Stadt sein kann. Und jetzt, Charlie, fliegen Sie noch einmal über das Gebäude, aber langsam. Ich bin kein so guter Fotograf wie Van Schuyler.«

»O.K. Aber wir sind eine fliegende Zielscheibe! Dort, schauen Sie hin!«

Männer stürzten aus dem Gebäude, darunter ein Riese mit blondem Haar und dunklerem Bart. Jim sah sofort, warum sich Joe Harper den Bart hatte wachsen lassen. Sein rechter Arm hing leblos an ihm herab; rasieren und eine Reihe anderer Tätigkeiten mußte ihm große Mühe bereiten oder ihm völlig unmöglich sein.

Einer der Männer brachte eine Uzi, eine Maschinenpistole israelischen Fabrikates, in Anschlag. Er war ein Profi, denn er

zielte nicht auf die Kabine, sondern auf den Schwanzrotor, auf jenen Teil, dessen Beschädigung bedeutete, daß der Hubschrauber unsteuerbar wurde und abstürzen mußte.

Er zielte sehr gut; sie hörten, wie der Rotor zersplitterte, und sofort begann der Helikopter torkelnd weite Schleifen zu ziehen.

»Chef, wir werden gleich abstürzen«, schrie Charlie.

Aber Marriotti war ein ausgezeichneter Pilot. Es gelang ihm, den Hubschrauber so weit unter Kontrolle zu bringen, daß er ihn bis zu einer Lichtung im Dschungel lenken konnte. Dort stellte er wenige Meter über dem Boden den Motor ab und sie landeten unsanft, aber sicher.

»Charlie, Sie sind ein Künstler«, rief Jim.

»Ja, aber zwischen uns und Ciudad Villalonga liegen 35 Kilometer Dschungel!«

»Dafür sind es bis Chizénaya nur zehn oder zwanzig Kilometer.«

»Durch den ärgsten Dschungel, den man sich denken kann, über hohe Berge und vorbei an Joe Harpers Rauschgiftfabrik«, warf Charlie ein.

»Es führt eine Straße um die Berge herum«, sagte Tomas. »Sie wird befahrbar sein, denn die Regenzeit hat noch nicht begonnen. Wenn wir bis dorthin kommen, können wir ein Auto anhalten und nach Chizénaya fahren.«

»Fragt sich nur, ob wir zu dieser Straße kommen«, fuhr Charly fort. »Im Dschungel wimmelt es von Schlangen. Aber wir müssen es versuchen, denn hier können wir auf keinen Fall bleiben. Die Schweinehunde mit ihren Maschinenpistolen werden gleich da sein, und wir haben nur Revolver.«

»Chef«, sagte Avery jetzt, »wir müssen so schnell wie möglich von hier weg. Vielleicht kann Charlie den Kompaß aus dem Hubschrauber ausbauen, wir werden ihn brauchen.«

»Avery hat recht«, ließ sich nun Tomas vernehmen. »Aber ich

kann Sie beruhigen: Die Schlangen sind hier nicht so schlimm. Die Guerillas haben sie nahezu ausgerottet, weil sie mehr Verluste durch Schlangenbisse als durch Garcías Soldaten gehabt haben.«

»Und was machen wir mit dem Hubschrauber?«

»Wir müssen ihn zurücklassen«, sagte Tomas. »Charlie hat recht. Wir können uns nicht auf einen Kampf einlassen. Ich hoffe nur, Sie sind gut zu Fuß. Wir werden jetzt viel marschieren müssen.«

»Natürlich bin ich gut zu Fuß, warum nicht?«

»Sie haben ja anstrengende Tage und Nächte hinter sich. Zuerst mit der kleinen Patty, dann mit *Doctora* Nivens...«

»Tomas, quatschen Sie nicht«, wies ihn Jim zurecht. »Marschieren wir lieber!«

Sie hatten noch keine zwei Kilometer zurückgelegt, als sie Motorenlärm im Unterholz hörten und Avery, der an der Spitze ging, ein Zeichen machte, stehenzubleiben.

Sie warfen sich auf den Boden, und als Jim den Kopf hob, sah er in einiger Entfernung ein geländegängiges Fahrzeug, in dem acht Guerillakämpfer saßen. Dahinter marschierten zehn weitere Guerillas, und den Schluß der kleinen Kolonne bildete ein Jeep, auf dem ein Maschinengewehr montiert war.

Die Guerillas waren mit dem sowjetischen Sturmgewehr Ak-47 bewaffnet, nur zwei von ihnen hatten eine israelische Uzi. Die Männer im Jeep, offensichtlich Offiziere, trugen Seitenwaffen: Eine P-08 Parabellum, eine Mauser M-29 und eine Walther P-38, alles deutsche Fabrikate, und eine tschechische M-1924-Armeepistole. Jim und seine Begleiter hatten gut daran getan, sich auf die Erde zu werfen und reglos liegen zu bleiben, denn das ungeschriebene Gesetz des Guerillakampfes gebot, bei der geringsten Bewegung im Dschungel, ohne zu zögern und zu überlegen oder gar nachzusehen, zu schießen.

Aber als die Kolonne fast bei ihnen angelangt war, stand Jim auf, hob die Arme und rief: »Alvaro, gebt eure Schießeisen weg! Alles, was kracht, macht mich nervös!«

»*Alto*«, rief Alvaro Perrero seinerseits. »Schießt nicht, Genossen! Dieser Mann ist mein Freund!«

Dann sprang er von seinem Jeep, kam auf Jim zu, umarmte ihn und sagte lachend: »Hier gibt es aber keine hübschen Mädchen, Don Jaime!«

Jims Begleiter hatten sich inzwischen ebenfalls erhoben und Alvaro fuhr fort: »Was ist denn das? Ein Betriebsausflug der Botschaft? Oder haben Sie nach dem Stierkampf aus Ciudad Villalonga fliehen müssen?«

»Mein Gott, Alvaro«, sagte Jim, »wieso...«

»Wieso ich weiß, was Sie getrieben haben? Das ist ganz einfach. Chizénaya ist seit einiger Zeit an das Fernsehnetz angeschlossen. Pattys Abschiedsworte an Sie und die Welt waren wirklich rührend. Ich habe fast geweint. Wie geht es ihr übrigens?«

»Sie wird davonkommen. Aber sagen Sie eines, Alvaro: Können Sie uns nach Chizénaya bringen? Wir haben notlanden müssen.«

»Sie sind abgeschossen worden, *Señor Embajador«,* sagte einer der jungen Guerilla-Offiziere. »Ein Beobachtungsposten hat es gesehen und uns über Funk verständigt, worauf wir mit der Suche nach Ihnen begonnen haben. Er hat uns gemeldet, daß Sie unverletzt sind, was wirklich erstaunlich ist, denn Rafael Ráfagas Ramos ist nicht nur ein Rauschgifthändler und Mörder, sondern vor allem ein ausgezeichneter Schütze.«

»Er hat nicht auf uns gezielt«, sagte Jim. »Er hat nur auf den Schwanzrotor geschossen. Wahrscheinlich wollten sie uns lebend fangen.«

»Das wäre möglich. Joe Harper hätte euch als Geiseln halten

können. Oder Sie dazu bringen können, sich weniger um seine Rauschgiftgeschäfte zu kümmern. Ráfagas ist der beste Schütze, den man sich denken kann. Harper braucht ihn jetzt mehr denn je, weil er selbst nicht mehr schießen kann, seit Sie damals unten im Hafen seinen Arm getroffen haben.«

»Das war nicht ich, der ihn getroffen hat. Aber lassen wir das! Können Sie uns helfen, Alvaro?«

»Nach Chizénaya kann ich Sie nicht bringen, das ist zu gefährlich. Aber bis zur Straße, wo Sie ein Auto anhalten können.«

»Ausgezeichnet. Also los!«

»Zuerst sollten wir etwas essen«, meinte Alvaro. »Allerdings nicht so gut wie bei *Les Ambassadeurs.* Sie müssen uns auch von Ihren jüngsten Abenteuern erzählen, vor allem von jenen, die niemals die erzbischöfliche Zensur passieren würden. Ihr müßt nämlich wissen, Genossen, das ist der große Don Jaime, von dem ich euch oft erzählt habe, der berühmte Frauenheld. Sein Trophäensaal ist voll von Hörnern, die er den Ehemännern aus den allerfeinsten Kreisen aufgesetzt hat. Er sollte schon längst den Leninorden haben und Held der Sowjetunion sein, weil er die bürgerliche Gesellschaft so erfolgreich demoralisiert.«

»Alvaro, bitte, mäßigen Sie sich«, sagte Jim, aber der junge Mann ließ sich nicht stören und fuhr fort: »Sie müssen uns von Patty erzählen! Alles! Angeblich hat den glorreichen Führer fast der Schlag getroffen.«

»Ich weiß nicht einmal«, sagte Jim mit gespieltem Ernst, »ob Patty ein Mädchen oder ein Junge ist.«

»Wenn Sie es nicht wissen, Don Jaime«, spottete Alvaro, »dann weiß es nicht einmal Pattys Mutter.«

»Chef«, sagte Charlie Marriotti jetzt, »vielleicht könnten uns Ihre Freunde helfen. Ich habe in dem Geländewagen einen Werkzeugkasten gesehen. Ich könnte versuchen, den

Hubschrauber zu reparieren. Wir brauchen nur ein neues Blatt für den Schwanzrotor. Dieser Baum dort ist ein *Ulula,* so nennen die Tluscolas das Eisenholz. Für ein Rotorblatt wäre das gerade recht.«

»Alvaro«, fragte Jim sofort, »borgen Sie Charlie den Werkzeugkasten?«

»Ja, gerne, wenn Sie endlich von Patty erzählen. Im übrigen sollten wir ohnhin zurück zum Hubschrauber marschieren, bevor ihn Joe und seine Leute zerstören oder wegschleppen.«

»Leutnant«, sagte Avery plötzlich, »wie denken Sie über diese Rauschgiftgeschäfte?«

Alvaros Gesicht verfinsterte sich und Jim sah sofort, daß er an den grausamen Tod seiner Schwester Ana dachte.

»Es ist das schmutzigste Geschäft der Welt«, sagte er schließlich.

»Warum zerstören Sie dann nicht mit uns gemeinsam Joe Harpers Fabrik?« fragte Avery.

»Das wäre gegen die Parteilinie«, antwortete Alvaro lächelnd. »Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß die Jugend der sozialistischen Länder nicht der Sucht verfallen ist, die das kapitalistische System zerstört. Wir haben nichts dagegen, daß sich die Jugendlichen der Bourgoise in hilflose Wracks verwandeln und kein anständiger Bürger es wagt, in der Nacht auf die Straße zu gehen. Harper fördert den Selbstmord dieser Gesellschaftsklasse, bis der Tag der sozialistischen Gerechtigkeit, der einzig wahren Gerechtigkeit, anbricht.«

»Alvaro«, sagte Jim mit kaum verhüllter Ironie, »glauben Sie eigentlich an das, was Sie da erzählen?«

Alvaro blickte unwillig auf, beherrschte sich dann und sagte: »Ich bin gerne bereit, Ihre Gegenargumente anzuhören.«

»Ich werde sie Ihnen aber nicht aufzählen. Das wäre verlorene Zeit. Ich denke nicht daran, die bürgerlich-kapitalistische

Gesellschaft zu verteidigen, aber ich denke noch weniger daran, die sogenannte sozialistische Gesellschaft zu rühmen, denn beide sind nichts wert. Eines hat mich das Leben gelehrt: Politische Systeme können nie besser sein als die Menschen, von denen sie erfunden wurden und die sich ihrer bedienen. Also hat es gar keinen Sinn, hier eine politische Grundsatzdiskussion zu führen. Ich glaube aber, daß Sie uns helfen sollten, die Rauschgiftfabrik zu zerstören. Nicht aus politischen Gründen, sondern um den jungen Menschen zu helfen, die in Gefahr geraten, süchtig zu werden. Darf ich Sie an ein Mädchen erinnern, das Ana hieß?«

»Das ist nicht fair«, sagte Alvaro. »Sie kämpfen nicht ehrlich, Don Jaime!«

»Ich kann nicht anders. Seit ich Joe Harper kenne, weiß ich, daß giftige Reptilien ausgerottet werden müssen, nicht um Rache zu üben, sondern um die Gesellschaft von ihnen zu befreien. Also, Alvaro, wie entscheiden Sie sich?« Alvaro senkte den Kopf und sagte leise: »Ich kann nicht.«

Als sie fast die Lichtung erreicht hatten, wo Charlie Marriotti den Hubschrauber aufgesetzt hatte, ließ Alvaro die Kolonne halten. Die Fahrzeugmotore wurden abgestellt und die Guerillas bezogen Stellung im Unterholz. Auch Jim, Avery, Charlie und Tomas gingen in Deckung.

Vorsichtig krochen sie bis zum Rand der Lichtung und sahen, daß der Hubschrauber von Männern umringt war. Einer von ihnen war ein Riese mit blondem Haar, etwas dunklerem Bart und einem leblos herabhängenden rechten Arm.

Mein Gott, dachte Jim, wenn das einzige Ergebnis dieses Unternehmens ist, daß Joe Harper in den Besitz eines fast unversehrten Hubschraubers kommt, mit dem er das Rauschgift noch bequemer transportieren kann, dann ist dies wirklich die größte Idiotie!

In diesem Augenblick sah er, wie Charlie Marriotti mit beiden Händen seine schwere Pistole hob, sorgfältig auf Joe Harper zielte und den Finger am Abzug krümmte...

Instinktiv schlug Jim den Pistolenlauf in die Höhe, der Schuß krachte ins Blaue, die Männer rund um den Hubschrauber warfen sich auf die Erde und begannen sofort aus ihren Maschinenpistolen zu feuern.

»Verflucht«, rief Charlie, »ich habe ihn im Visier gehabt, ich hätte ihn getroffen und Sie...«

Ich bin ein Narr, dachte Jim, ein dekadenter Narr! Ein Narr, der nicht Zeuge eines Mordes werden will, der nicht mitansehen kann, daß ein Mann ohne Warnung aus dem Hinterhalt erschossen wird.

Zu Charlie sagte er nur: »Es tut mir leid.«

Einer der Guerillas war bereits verwundet, doch die übrigen bildeten auf ein Zeichen Alvaros blitzschnell einen Halbkreis um die Lichtung. Jim ergriff das Sturmgewehr des Verwundeten, den zwei seiner Kameraden weggeschleppt hatten, und er fragte den jungen Untergrundkämpfer, der neben ihm lag: »Wie entsichert man das Ding?«

Gleich darauf hob Alvaro die Hand, die Sturmgewehre begannen zu hämmern und bereits die erste Garbe setzte vier von Joes Männern außer Gefecht. Einer von ihnen, der offensichtlich einen Bauchschuß abbekommen hatte, schrie entsetzlich.

Aber plötzlich sprang Jim auf, schwenkte sein weißes Hemd, das er sich vom Leib gerissen hatte, und schrie: »Joe, ergeben Sie sich! Hören Sie: Ich werde dafür sorgen, daß Sie mit einer Gefängnisstrafe davonkommen. Und meine Freunde werden bereit sein, Ihre Leute laufen zu lassen, wenn Sie jetzt die Hände in die Höhe nehmen. Seien Sie einmal in Ihrem Leben vernünftig und vermeiden Sie ein Blutbad.«

»Onkel Jimmy«, schrie Joe zurück. »Schon wieder dieser alte

Schleicher! Rafas! Tu mir den Gefallen und erschieß ihn auf der Stelle!«

Jim sah, wie der Killer seine Uzi hob und warf sich zu Boden. Vielleicht gab es niemanden, der sich schnell genug niederwerfen konnte, um einer Garbe von Rafael Ráfagas Ramos zu entgehen, aber Jim Rush gelang es fast. Nur ein Geschoß streifte sein Gesäß.

Die Wunde schmerzte, physisch und moralisch. Mein Gott, dachte Jim, und biß vor Zorn und Schmerz in ein Grasbüschel, ausgerechnet in den Hintern hat er mich treffen müssen.

Wütend wälzte er sich auf die Seite, um nach dem Sturmgewehr zu greifen, das er fallen gelassen hatte. Das rettete ihm das Leben, denn nun sandte Ramos eine zweite Garbe genau auf die Stelle, an der er gelegen hatte.

Aber inzwischen hatte Jim die Ak-47 ergriffen, zielte, drückte ab und der Feuerstoß riß Rafael Ráfagas Ramos buchstäblich von den Füßen und tötete ihn auf der Stelle.

»Ich habe ihn umgebracht«, flüsterte Jim, »ich habe einen Menschen umgebracht.«

Damit war das Feuergefecht auch zu Ende. Als sie sahen, daß ihr bester Schütze gefallen war, begannen Joes Männer zu flüchten. In panischer Angst liefen sie über die Lichtung und wurden von den Guerillas wie flüchtiges Wild abgeschossen.

Joe und drei seiner Begleiter waren klüger. Sie krochen davon, in weiten Abständen voneinander, und deckten ihren Rückzug mit kurzen Feuerstößen aus den Maschinenpistolen. So entkamen sie; nicht zuletzt deshalb, weil Jim Alvaro zugerufen hatte:

»Déjalos ir! No importa, Alvaro! No los matáis, por favor! Déjalos vivir!« Er ließ sie entkommen, wollte, daß sie entkamen, weil er es nicht ertragen zu können glaubte, daß sie abgeknallt wurden. Und Alvaro, der ihn kannte und verstand, folgte seinem Beispiel und gab Befehl, nicht zu feuern.

»Borgen Sie mir den Jeep, *Teniente!«* sagte Avery. »Ich bringe ihn zurück! Wir müssen ihn abtransportieren. Er hält nicht soviel aus wie Ihre Leute, er stirbt uns. Er kann das nicht durchstehen.«

»Seien Sie doch still, Avery«, ermahnte ihn Jim.

»Sir, Sie sind verwundet!«

»Ja, aber Sie können den Jeep niemals zurückbringen. In dem Augenblick, indem Sie mich ausladen, verwundet wie ich bin, beschlagnahmt ihn die Polizei! Sie wissen das ganz genau, und Sie müssen auch wissen, daß ich das nicht wert bin!«

»Sir, wie können Sie so etwas sagen!«

»Hören Sie doch zu! Ich habe eine Kugel im Hintern. Das schmerzt und sieht nicht schön aus. Aber an einer solchen Wunde ist noch niemand gestorben. Ich werde zwei Wochen stehend essen und auf dem Bauch schlafen müssen, das ist alles...«

»Ich will Sie nicht beunruhigen, Sir«, fuhr Avery unbeirrt fort, »aber in diesem schrecklichen Klima sind Menschen schon an kleineren Verletzungen gestorben. Immerhin haben Sie eine fast dreißig Zentimeter lange und mehr als einen Zentimeter tiefe Wunde, die zu breit ist, um genäht zu werden. Und Ihre Freunde, die Guerillas haben weder Penicillin noch Sulfonamide bei sich. Wir müssen Sie herausbringen, bevor sich eine Infektion einstellt. Und dazu brauche ich den Jeep!«

»Porque no tienes ni sulframida ni penicilina?« fragte Jim nun Alvaro.

»Sie haben den Mann, der uns mit Medikamenten versorgt, gefangen. Leider hat er gewußt, wo unser Geheimlaboratorium in Ciudad Villalonga war. Jetzt existiert es natürlich nicht mehr. Er war sehr tapfer, sie haben eine ganze Stunde gebraucht, um aus ihm herauszubekommen, wo es ist. Wenn wir sie nicht

selbst herstellen, kriegen wir keine Antibiotika. In den Apotheken braucht man ein Rezept von einem von zwölf eigens ausgesuchten Ärzten in der Hauptstadt. In den Provinzen sind es gar nur zwei bis drei, die solche Rezepte ausstellen dürfen. Alles ausgesuchte Leute, die niemals einem helfen würden, der auch nur im geringsten Verdacht steht, mit uns Verbindung zu haben.«

»Ist Dr. Gómez auf dieser Liste? Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie ihn ausgeschlossen haben, denn das würde ja einen internationalen Skandal geben.«

»Er ist auf der Liste«, sagte Alvaro. »Dr. Moreno auch, aber wir wenden uns niemals an sie, denn wir wollen sie nicht in Schwierigkeiten bringen. Sie sind beide sehr tapfer und sehr anständig und haben uns auf andere Weise viel geholfen. Manchmal rauben wir eine Apotheke aus oder überfallen den Lieferwagen einer Arzneimittelfirma. Das Risiko ist aber groß, und deshalb müssen wir mit einer Antibiotika sehr sparsam umgehen.«

»Was wird mit dem Burschen geschehen, der gleich am Anfang verwundet worden ist?«

»Er ist bereits in unserem kleinen Feldlazarett. Wir werden ihn schon durchbringen; im Ersten Weltkrieg hat es ja auch noch kein Penicillin gegeben. Aber ich möchte es nicht riskieren, Sie in unser Lazarett zu bringen...«

»Herrgott«, schrie Avery, »glauben Sie, wir werden García s Geheimpolizei verraten, wo es ist!«

»Nein, das glaube ich nicht. Aber ich kenne die Foltern der Geheimpolizei, und die möchte ich Ihnen ersparen. Natürlich will ich Don Jaime, den ich sehr schätze, helfen. Einer unserer Sanitäter wird gleich hier sein. Er ist zwar kein Arzt, aber er wird sein Bestes tun. Sie können sich ganz auf ihn verlassen.«

»Alvaro«, sagte Jim, »ich danke Ihnen!«

»Wie geht es ihm?« fragte Charlie. »Wieviel Zeit haben wir?«

»Ich weiß nicht«, antwortete Tomas. »Es kommt darauf an, ob und wann er Wundbrand bekommt. In zwei Tagen vielleicht...«

»Ich brauche keine zwei Tage, ich brauche nur drei oder vier Stunden mit dem Werkzeugkasten. Ich repariere den Hubschrauber und setze den Chef vor der Haustür von Dr. Gómez ab. Kann ich den Werkzeugkasten haben?«

»Natürlich«, sagte Alvaro. »Don Jaime mit dem Hubschrauber wegzubringen, ist am besten. Er kriegt dann sofort Hilfe und wir werden von der Geheimpolizei nicht entdeckt. Nehmen Sie den Werkzeugkasten; meine Männer werden Ihnen helfen...«

Charlie war trotz aller Bemühungen nicht in der Lage, ein brauchbares Rotorblatt zu schnitzen. Er feilte endlos herum, ohne die richtige Form zu finden.

Jim lag die ganze Zeit über im Schatten eines Baumes, während Avery und Tomas abwechselnd die Fliegen verjagten, die den blutgetränkten Verband umschwärmten.

Schließlich trat Charlie zu den beiden Männern und flüsterte, um Jim, der vor sich hindämmerte, nicht zu stören:

»Ich versuche es jetzt. Wenn der Rotor funktioniert, lande ich wieder und lade den Chef ein. Wenn er nicht funktioiert, dann bringe ich den Hubschrauber so wie vorhin herunter, und wir müssen den Chef eben anders wegbringen, ganz einfach wegtragen. Die Straße nach Chizénaya ist nicht weit, und dort werden wir schon ein Auto kriegen.«

Dann stieg Charlie in die Kabine und startete. Mit trügerischer Leichtigkeit hob sich der Apparat vom Boden ab, doch dann begann er zu rütteln, stark zu rütteln.

Ich muß Höhe gewinnen, dachte Charlie, vielleicht ist es oben besser. Er zog den Steuerknüppel nach hinten und der

Hubschrauber stieg.

Als er auf etwa tausend Meter Höhe angelangt war, zerbarst das Blatt des Schwanzrotors und die wegspringenden Splitter zerrissen eines der drei Blätter des Hauptrotors.

Leb wohl, Mariluz, dachte Charlie, der regungslos am Steuer saß, jetzt bist du frei. Aber Joe Harper wird dich nicht haben.

Zu seiner Linken schimmerte weiß das Gebäude der Rauschgiftfabrik aus dem Grün des Dschungels. Mit unglaublichem Geschick und ebenso unglaublicher Willenskraft steuerte er den stürzenden Hubschrauber auf den weißen Fleck zu, bis er sich von oben in das Gebäude bohrte und mit ihm zu einer einzigen riesigen Flamme verschmolz.

Als sie zur Fabrik gelangten, fanden sie nur mehr Trümmer. Sie begruben die sterblichen Oberreste Charlie Marriottis, das heißt die Fetzen von Fleisch und Splitter von Knochen, die sie in der zerschmetterten, ausgebrannten Kabine gefunden hatten. In der verkohlten Trümmern des Gebäudes stießen sie noch auf andere, völlig unkenntliche menschliche Überreste. War auch Joe Harper umgekommen?

Nach einem letzten Blick auf den Trümmerhaufen bestiegen sie den Jeep und fuhren, mit Alvaro am Steuer, zur Straße, die nach Chizénaya führte. Zwei Stunden nach ihnen traf eine Patrouille der *Segundad Nacional* bei der Ruine der Rauschgiftfabrik ein. Die Polizisten hatten den Absturz beobachtet und die Explosion gehört, worauf sie über Funk in Chizénaya angefragt hatten, ob ein Hubschrauber vermißt werde.

Von Chizénaya funkte man daraufhin nach Ciudad Villalonga, erfuhr, daß ein Hubschrauber mit Giancarlo Mariotti am Steuer und Botschafter Rush, Avery Parks und Tomas Martinez unterwegs sei, worauf zurückgefunkt wurde, dieser Hubschrauber sei abgestürzt und es habe keine Überlebenden

gegeben.

So wurde es auch in den Sechs-Uhr-Nachrichten des Rundfunks von Costa Verde gemeldet, und als Grace Nivens es hörte, fiel sie zum zweiten Mal in ihrem Leben in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kam, warf Dr. Claudio López Basquez einen Blick auf sie und gab ihr eine Injektion, die sie neuerlich in eine wohltätige Bewußtlosigkeit versetzte.

Patricia Montenegro hatte in ihrem Zimmer im Miguel-Villalonga-Krankenhaus die Nachricht ebenfalls gehört und auch Vincente Gómez wußte sich nicht anders zu helfen, als ihr ein Schlafmittel zu geben, das sie für die nächsten vierundzwanzig Stunden jeder Wahrnehmung und Empfindung beraubte. Vor die Türe des Zimmers aber, in dem Trini lag, postierte er zwei Krankenwärter und sagte: »Ich erwürge persönlich jeden, der es wagt, Trini ein Wort zu sagen, bevor das Kind auf der Welt ist!«

James Randolph Rush wußte von alldem natürlich nichts. Nachdem sie ihn mit dem Jeep bis etwa drei Kilometer an die Straße herangebracht hatten - näher wäre es zu gefährlich gewesen, denn auf Alvaro Perrero war ein Kopfpreis von 10.000 Peso ausgesetzt -, hatten ihn Avery und Tomas auf einer Tragbahre weitergeschleppt. Als sie endlich an der Straße angelangt waren, mußte er vier Stunden auf dem Bauche liegend warten, denn die vorbeifahrenden Autos hielten trotz heftigem Winken nicht an.

Schließlich sprang Tomas in die Straßenmitte und jagte aus seiner Pistole eine Kugel in die Windschutzscheibe eines daherkommenden Lastwagens, knapp über dem Kopf des Fahrers, den sie anschließend mit vorgehaltener Pistole zwangen, sie nach Chizénaya zu bringen.

Als sie im dortigen Krankenhaus anlangten, war Jim, der viel Blut verloren hatte, bereits ohne Bewußtsein. Aber die diensthabenden Ärzte reinigten die Wunde, verschlossen sie und

gaben ihm, als er aus der Bewußtlosigkeit erwachte, eine beruhigende Injektion, die ihn in tiefen Schlummer versetzte. So erfuhr er erst am Nachmittag des nächsten Tages, daß er offiziell als tot galt.

32

»Wann geht unser Flugzeug, Grace?« fragte Jenny.

»Um Mitternacht.«

»Ich bin froh, daß wir endlich hier herauskommen. Du nicht auch?«

»Ja. Oder nein. Ich weiß nicht.«

Jenny sah, daß Tränen über Graces Gesicht flossen und sagte: »Du hast doch früher nie geweint...«

»Ich weiß. Ich habe es erst lernen müssen.«

»Bitte, weine nicht! Hör auf! Ich kann es nicht ertragen!«

»Es ist sehr schwer für mich, aufzuhören. Ich weiß nicht, ob ich jemals aufhören werde können.«

»Auch nicht, wenn ich dich bitte? Auch nicht, wenn ich dir sage, daß ich rückfällig werde, wenn ich dich weinen sehe...«

»Ich werde ja aufhören. Gib mir nur ein bißchen Zeit!«

In diesem Augenblick läutete das Telefon, Grace nahm den Hörer ab und sagte: »Ja, hier ist *la Doctora* Nivens. Vince? Was ist? Maritrini ist in den Wehen und verlangt nach mir? Ich komme sofort! Nein, Vince, das ist nicht überraschend, denn wir sind sehr gute Freunde geworden. Ich habe ihr versprochen, mich um das Kind und um Jim zu kümmern, falls ihr etwas zustößt. Wie? Aber, Vince, Sie selbst haben mir gesagt, daß Sie befürchtet haben, sie werde bei der Geburt sterben. Sie meinen, jetzt sei sie vollkommen in Ordnung, weil Sie ihr Blut ausgewechselt haben? Die Wehen sind auch normal? Wunderbar, das freut mich, wirklich! Aber haben Sie ihr von Jim erzählt? Nachher, ja, wenn sie das Kind hat! Sie wird das Glück haben, wenigstens das Kind zu besitzen. Ja, ich weine, Vince, natürlich weine ich, wie könnte ich anders! Aber ich mache Schluß, in zehn Minuten bin ich bei Ihnen!«

Bevor sie jedoch noch gehen konnte, läutete das Telefon neuerlich und Grace griff wiederum nach dem Hörer.

»Jim«, rief sie, »Jim, das ist doch nicht möglich. Eine ganze Nacht lang hast du mich heulen lassen. Wo bist du denn? Du lieber, geliebtester aller Menschen! Ja, natürlich bin ich hysterisch. Es ist höchste Zeit, daß du angerufen hast, denn morgen um diese Zeit wäre ich schon verrückt gewesen.«

In diesem Augenblick drängte sich Jenny so nahe an Grace heran, daß sie mithören konnte, wie Jim sagte: »Grace, ich konnte nicht früher anrufen. Zunächst einmal habe ich gar nicht gewußt, daß ich für tot erklärt worden bin. Ich lag nämlich in einer Art von Tiefschlaf...«

»Jim«, flüsterte Grace, »bist du verletzt?«

»Ein wenig. Hör zu, Grace, bist du noch da?«

»Ja, Onkel Jim«, rief Jenny jetzt schluchzend in das Telefon, »sie ist noch da, aber ich fürchte, sie wird wieder ohnmächtig.«

Doch gleich darauf hörte er Graces Stimme: »Gib mir den Hörer, Jenny! Und du, Jim, sag mir, wie arg bist du verletzt?«

»Nicht arg. Die Wunde schmerzt nur sehr und ist auch in anderer Hinsicht nicht angenehm! Man hat mich in den Hintern geschossen, dort, wo man üblicherweise die Feiglinge trifft.«

»Jim, du lügst und willst alles verharmlosen. Aber wo bist du? Und wie komme ich zu dir?«

»Ich bin im Krankenhaus von Chizénaya. Aber komm nicht her morgen bin ich bei dir.«

»Jim, kannst du nicht schon heute kommen?«

»Es eilt doch nicht so. Ich habe auch ein bißchen zuviel Blut verloren, um gleich zu kommen.«

»Du sollst nicht wegen mir kommen, Jim, sondern wegen Trini. Sie ist in den Wehen. Dein Kind ist unterwegs, um das ich sie beneide.«

»Ich danke dir, Grace«, sagte er. »In spätestens drei Stunden

bin ich da. Ich chartere ein Flugzeug. Avery und Tomas bringe ich mit. Den armen Charlie kann ich leider nicht mitbringen, er ist mit dem Hubschrauber abgestürzt. Auf bald, Grace!«

Das Gespräch, das General García, der Staatschef, Raoul Pérez de la Valle, der Generaldirektor für die öffentliche Sicherheit, und dessen Stellvertreter, *Teniente Coronel* Pablo Fuentes, führten, war nicht erfreulich.

»Maldita sea!« schrie der General. »Natürlich kann ich diesen Rush zur persona non grata erklären, Raoul, aber was nützt das schon?«

»Sie erklären ihn zur persona non grata und geben gleichzeitig den Film, der die *Señora la Embajadora* in Ausübung ihres früheren Berufes zeigt, zur Veröffentlichung frei. Dann werden Don Jaime und seine Trini einen sehr interessanten Empfang in den Vereinigten Staaten und Sie, General, Ihre wohlverdiente Rache haben.«

»Nein«, schrie García, »nein und niemals! Das genügt nicht! Nicht nach alldem, was er mir angetan hat. Hören Sie doch zu, Raoul und Pablo: Er hat die Anleihe hintertrieben. Er hat diesen Atomphysiker aus dem Lande herausgebracht, ohne daß wir wissen, wie. Er hat die französischen Rüstungsspezialisten verjagt. Und er hat uns zu Außenseitern im ganzen lateinamerikanischen Raum gemacht!«

»Zum Teil durch unsere Schuld«, sagte Pablo Fuentes. »Wenn wir uns in den Lagern nicht gewisser Methoden bedient hätten, die ich persönlich immer ein bißchen zu derb gefunden habe, dann hätten sie nicht von seinen Spionen fotografiert und gefilmt und nicht von ihm vor den amerikanischen Kongreß gebracht werden können.«

»Und darum«, sagte García düster, »hat es auch keinen Sinn, den Film mit der kleinen Trini zu veröffentlichen. Als Erpressung wäre er wirksam gewesen, um Don Jaime zu

zwingen, nichts gegen die Anleihe zu unternehmen. Aber er hat sich ja nicht erpressen lassen. Jetzt hat es keinen Sinn mehr. Trini braucht nur zu erklären, sie sei mit Waffengewalt und Folterungen gezwungen worden, das zu machen, und sie wird alle Sympathien für sich haben und als Heldin gefeiert werden.«

»Und was können wir sonst gegen Don Jaime unternehmen?« fragte Raoul Pérez de la Valle.

»Das müssen Sie mir sagen, Raoul«, antwortete der General. »Mit welcher Begründung soll ich ihn zur persona non grata erklären?«

»Wegen Vergewaltigung«, sagte Raoul Pérez de la Valle. »Oder genauer gesagt, wegen Unzucht mit einer Minderjährigen. Denn daß man Patty nicht vergewaltigen muß, um mit ihr zu schlafen, weiß das ganze Land. Aber daß sie noch nicht einundzwanzig Jahre alt und daher minderjährig ist, kann nicht bestritten werden.«

General García starrte die beiden Männer an. Wenn sie es wagten, in einem solchen Ton mit ihm zu sprechen, dann glaubten sie offenbar, ihn in der Hand zu haben. Schreien hatte in einem solchen Falle keinen Sinn. Besser war es, herauszufinden, worauf sich ihr Selbstbewußtsein stützte. Also fragte er leise und ruhig: »Was soll das heißen?«

»Wir glauben, Sie sollten zurücktreten, General. Sie, Ihre Frau und Patty erhalten selbstverständlich freies Geleit und können sich in jedes beliebige Exil begeben. Wir werden nicht einmal Ihre Konten beschlagnahmen, so daß Sie von alldem, was Sie an Joe Harpers Geschäften verdient haben, sehr gut leben können.«

»Jesús y María Santísima!« flüsterte García.

»Mi General«, fuhr Raoul Pérez de la Valle ungerührt fort, »Sie kommen ohnehin noch gut davon. Don Jaime oder einer seiner Helfershelfer hat die Rauschgiftfabrik zerstört. Wir werden daher aus ihr keinen Profit ziehen können, sobald Sie

uns verlassen haben. Außerdem werden wir ein sehr spartanisches und vor allem sittenstrenges Regime führen müssen, um das nationale Ansehen wiederherzustellen. Wir müssen nämlich um jeden Preis die Anleihe erhalten, damit wir die Erdölvorkommen ausbeuten können. Auch wenn die Summe geringer ist, als wir erhoffen, und an eine Fülle von Bedingungen geknüpft. Also, Manuel, seien Sie vernünftig und danken Sie ab. Dadurch würde alles sehr erleichtert.«

Manuel García Herredla, in diesem Augenblick praktisch schon Ex-Staatschef von Costa Verde, blickte seine Gesprächspartner an und fragte: »Was ist, wenn ich nicht abdanke?«

»Dann müssen wir Sie verhaften«, antwortete Pablo Fuentes, »und wegen Unterschlagung öffentlicher Gelder und staatschädigenden Verhaltens unter Anklage stellen. Die liebe Susana, ihre Mätresse, hat uns informiert, daß sie liebend gerne gegen Sie aussagen wird, als Revanche für die vielen Prügel, die sie im Laufe der Jahre von Ihnen bezogen hat. Und die Bilder Ihrer Adoptivtochter, die sie splitternackt in Gegenwart des amerikanischen Botschafters zeigen, werden in der internationalen Presse veröffentlicht. Der Skandal wäre so groß, daß uns die aufgebrachte Öffentlichkeit zwingen würde, Sie zu liquidieren.«

»Woher haben Sie diese verdammten Bilder, Pablo?« fragte der General.

»Von dem jungen Schweinehund, der sie gemacht hat. Ein gewisser Antonio Orozcopal, ein ehemaliger Liebhaber ihrer Adoptivtochter. Es sind noch die harmlosesten. Es gibt viele andere, die wir lieber nicht veröffentlichen möchten. Was sagen Sie jetzt?«

»Ihr habt gewonnen, aber ich stelle eine Bedingung: Ich verlange Don Jaimes Kopf. Es liegt in meinem und in eurem Interesse, daß er stirbt. Das ist leicht zu machen. Ein Überfall,

zum Beispiel. Langhaarige, bärtige Jugendliche. Angezogen wie Hippies, so daß man sie für Stadtguerillas hält. An irgendeiner Straßenecke auf dem Weg zur Botschaft oder zur Residenz oder zu dem Haus im Silbernen Tor, wo er seiner Hure eine Wohnung eingerichtet hat.«

»Warum sollen wir das machen?« fragte Raoul. »Es ist riskant und kann schiefgehen.«

»Aus zwei Gründen. Erstens: Er weiß genug über euch beide, um euch jederzeit vor aller Welt bloßstellen zu können. Zweitens: Wenn ihr ihn nicht umbringt, gebe ich nicht auf. Ich mobilisiere die Armee-Einheiten, die mir ergeben sind. Natürlich weiß ich, daß ich nicht gewinnen kann. Aber ich kann ein hübsches kleines Blutbad anrichten, bevor ich sterbe, und vielleicht den einen oder anderen von euch ins Jenseits mitnehmen. Ich bin vielleicht ein Trottel, aber ich bin kein Feigling. Ein blutiges Ende würde mir Spaß machen, wahrscheinlich mehr Spaß, als lange, stumpfsinnige Jahre im Exil. Wollt ihr einen friedlichen Übergang, *un pronunciamiento* statt *una revolución?* Das könnt ihr haben, aber mein Preis ist der Kopf von James Rush.«

Die beiden blickten einander an, dachten nach, nickten und schließlich sagte Raoul Pérez de la Valle: »Einverstanden, General. Und danke, daß Sie so vernünftig sind.«

33

Der Mann mit dem schulterlangen blonden Haar und dem dunkleren Bart griff mit der Hand, die aussah wie die Kralle eines Geiers, nach dem Glas. Noch immer lösten sich von dem verbrannten Fleisch große Hautfetzen, doch er mußte die Hand benützen, denn die andere hing bewegungslos an einem steifgeschossenen Arm herab.

»Es tut mir leid«, sagte Joe Harper zu der kleinen, dunkelhaarigen Frau mit dem völlig verschwollenen Gesicht, »Charlie wird nicht zurückkommen, Mariluz. Aber du siehst schrecklich aus. Hat er dich so geschlagen?«

»Ja«, flüsterte die Frau, »und nicht nur einmal, *mi amor;* jedesmal, wenn er das Baby, unseren Sohn, angeblickt hat.«

»Dein Sohn sicher«, sagte Harper lachend, »aber meiner? Quatsch! Laß das sein, du hast mit vielen Männern geschlafen!«

»Dann komm mit mir nach Hause und sieh ihn dir an«, erwiderte Mariluz. »Die blauen Augen und die blonden Haare.«

»Blond ist er wie ich? Großartig, ich habe mir ohnehin immer ein Kind gewünscht. Mach dir keine Sorgen, wenn er mir wirklich ähnlich sieht, werde ich ihn vielleicht anerkennen. Aber da ich schon mit Jenny Crowley verheiratet bin, kann ich sonst nichts machen, *Lunte mia...«*

»Sie ist fort. Sie ist gestern nacht allein in die Vereinigten Staaten geflogen. *La Doctora* Nivens, die Psychiaterin, die sie hier behandelt hat, konnte aus irgendeinem Grund nicht mitkommen.«

»Wer ist diese Nivens? Sicher eine vertrocknete alte Hexe. Und Jenny ist fort? Großartig, etwas Besseres hätte gar nicht passieren können. Komm, verschwinden wir. Ich muß mich endlich ausschlafen. Seitdem dein lieber Mann seinen Hubschrauber auf meine Fabrik gesetzt hat, bin ich nicht zur

Ruhe gekommen. Er hat mich um meinen Job gebracht. Jetzt muß ich zu García, damit er mir hilft, zu verschwinden. Mir langt es. Vielleicht setze ich mich zur Ruhe. Ich habe genug Geld in den Staaten und in der Schweiz, um bis zu meinem hundertsten Geburtstag in Freuden zu leben. Aber mein ganzes Bargeld ist mit der Fabrik verbrannt. Was ich in der Tasche habe, langt nicht einmal für eine Flugkarte nach Miami. Nun, der General wird mich schon herausbringen, sonst fange ich am Ende noch zu plaudern an...«

»Joe, hat Charlie deine Fabrik zerstört?«

»Ja, dieser eifersüchtige Esel. Wie wenn es nicht auch noch andere Frauen auf der Welt gäbe als dich. Jetzt hat er mir mein Geschäft ruiniert.«

»Und wovon werden wir leben?« fragte Mariluz. »Ich und mein Sohn?«

»Mach dir deswegen keine Sorgen. Sobald ich in Amerika bin, schicke ich dir jeden Monat ein paar hundert Dollar. Vielleicht lasse ich dich sogar nachkommen. Zerschossen und verbrannt wie ich bin, kann ich eine stille kleine Person wie dich um mich brauchen; besser als ein wildes, junges Mädchen; das wäre jetzt zuviel für mich. Aber sag, hast du Charlies Rasierzeug im Haus? Und könntest du mir den Bart wegrasieren und vielleicht sogar die Haare schneiden?«

»Gerne, *mi amor*. Ich habe Charlie manchmal die Haare geschnitten und ihn auch rasiert, wenn er krank war.«

»Großartig. Und hast du braune oder schwarze Schuhcreme im Haus?«

»Beide. Warum?«

»Mit meinen blonden Haaren erkennt mich jeder hier, aber ich muß heute nacht noch einen kleinen Überraschungsbesuch machen. Eine längst fällige Abrechnung mit einem Kerl, der mir ständig in die Quere kommt, seit ich ihn das erstemal gesehen habe. Ein Gringo, Botschafter oder so was...«

»Doch nicht Don Jaime«, sagte Mariluz.

»Doch! So heißt er. Ich habe versucht, ihm sein Weibsstück auszuspannen, halb Negerin, halb Indianerin, eine tolle Person. Aber sie wollte nicht. Kannst du dir das vorstellen? Dabei ist er winzig klein, vertrocknet, häßlich und uralt. Verstehe nicht, was sie an ihm findet. Auf jeden Fall werde ich ihn auseinandernehmen. Er wird sich merken, daß man den guten alten Joe nicht verärgern darf.«

»Joe«, beschwor ihn Mariluz, »tu das nicht! Don Jaime ist sehr beliebt bei den Leuten. Besonders seit er das Leben von General Garcías Adoptivtochter gerettet hat, als sie seinetwegen sterben wollte.«

»Was, die kleine Patty? Mit der habe ich schon immer schlafen wollen. Habe nur gefunden, daß es nicht gut für die Geschäfte gewesen wäre, die ich mit ihrem Onkel gemacht habe. Und du willst mir erzählen, daß dieser alte Kracher etwas mit ihr gehabt hat?«

»Ja, das weiß ich bestimmt. Warum hätte sie sich sonst auf dem Ball in seinem Haus vor allen Leuten und mit ihrem Onkel als Zeugen vor Don Jaime niedergekniet und ihn gebeten, sie zu heiraten? Weil er nicht wollte und auch ihr Onkel nicht zustimmte, hat sie sich am vergangenen Freitag in der Arena vor die Hörner eines Stiers geworfen.«

Joe starrte sie ungläubig an und sagte schließlich: »Wenn nur ein Teil von dem, was du sagst, stimmt, lasse ich ihn am Leben. Aber ein bißchen aufhängen und so lange foltern, bis er mir erzählt, wie er es macht, werde ich ihn schon.«

»Don Jaime«, flüsterte Trini, »gefällt sie dir, liebst du sie, deine Tochter Trinita? Oder möchtest du sie anders nennen? Gracia oder vielleicht Patricia?«

»Siebenundvierzig«, antwortete Jim mit unbewegtem Gesicht, »achtundvierzig.«

»Warum zählst du, *mi Señor?«*

»Die Schläge, die du verdienst und die du auch bekommst, sobald du wieder aus dem Bett bist.«

»Mein Gott«, seufzte Trini, »bist du böse, *mi Señor!«*

»Neunundvierzig. Der ist dafür, daß du mich *Señor* nennst.«

»Wie soll ich dich denn nennen, nachdem du mich nicht mehr liebst, nicht mehr lieben kannst.«

Er stand auf, das kleine kostbare Bündel Mensch in seinen Händen haltend, ging zu Trinis Bett, kniete neben ihr nieder und sagte: »Schau mir in die Augen, Trini! Ganz tief; bis du mir in die Seele blicken kannst.«

»Don Jaime«, flüsterte sie. *»Tengo miedo.* Ich fürchte mich so.«

»Hör zu«, fuhr er unbeirrt fort. »Ich liebe dich, dich, meine Frau, die Mutter meiner Kinder. Ich liebe dich von Tag zu Tag mehr und werde nie aufhören, dich zu lieben, bis zu meinem Tode. Wenn ich lüge, sollen mich die alten Götter der Tluscolas strafen.«

»Don Jaime«, rief sie, »das darfst du nicht sagen.«

Sie beugte den Kopf und Tränen flossen über ihre Wangen.

»Trini«, mahnte er sie.

Sie hob ihr tränenüberströmtes Gesicht, blickte zur Zimmerdecke empor und sagte leise: *»Dios Padre quie estas en los cielos. Te doy las Garcías!* Dir, Gott, sei Dank, daß du mir das Leben zurückgegeben hast. Du hast gewußt, daß ich ohne ihn nicht leben kann und deshalb hast du dafür gesorgt, daß er mich wieder liebt. Gib mir jetzt die Kraft, daß ich seine Liebe auch ertrage, daß ich nicht vor Glück sterbe!«

Sie neigte sich vor, berührte mit dem Kopf fast ihre Knie und schluchzte herzzerreißend. Er legte die kleine Trini neben sie auf das Bett, beugte ihren Kopf nach hinten und blickte ihr in die Augen.

»*Mi amor*« fragte sie, »hast du die Wahrheit gesagt? Liebst du mich wirklich?«

In diesem Augenblick wachte die kleine Trinita auf und begann zu schreien. Trini nahm sie in den Arm, wiegte sie und flüsterte ihr zu: »Ich danke dir, *Angelita mia.* Du hast mir deinen Papa zurückgegeben. Weil er dich liebt, muß er mich auch lieben. Ach, wie glücklich ich bin. Don Jaime, bitte, küß mich!«

Er beugte sich über sie, bedeckte ihre Lippen mit seinen Küssen und sie fuhr fort: »Ist sie nicht süß? Und siehst du, sie ist blond, wie du!«

»Aber auch dunkelhäutig wie du. Eine wunderbare Mischung. Sie wird sehr schön werden!«

»Was heißt, sehr schön werden? Sie ist jetzt schon wunderschön: Ein wahrer Engel!«

»Ein verschrumpelter kleiner brauner Affe mit goldenen Haaren. Häßlich wie alle Babys. Aber ich bin mit ihr zufrieden, vor allem, weil sie blonde Haare hat.«

»*Ay, que barbaridad! Que horror!* Welch schreckliche Dinge dein Papa über dich sagt! Wir müssen ihn bestrafen. Weißt du was, mache Pipi auf ihn!«

Als habe sie verstanden, gehorchte Trinita sofort, und Jim lachte schallend.

In diesem Augenblick betrat Grace Nivens den Raum und sagte: »Jim, darf ich sie sehen und in den Arm nehmen? Sie haben doch nichts dagegen, Maritrini?«

»Nein, *Doctora,* ich habe nichts dagegen«, antwortete Trini mühsam beherrscht.

»Schön, wunderschön«, flüsterte Grace.

»Warum weinen Sie denn, *Doctora?*« fragte Trini.

»Aus purem Neid, ich kann mir nicht helfen. Würden Sie an meiner Stelle nicht auch weinen? Aber machen Sie sich keine Sorgen, Maritrini. Ich fliege mit der nächsten Maschine nach

New York.«

»Sie müssen nicht fort, wenn Sie mir versprechen, daß Sie meinen armen kleinen Mann nicht noch einmal auf die Pelikaninsel verschleppen...«

Jim und Grace starrten sie fassungslos an, doch sie fuhr unbeirrt fort: »Sehen Sie, er ist doch mein Mann, aber er ist auch noch ein Junge, ein schlimmer Junge, und er hat nicht genug Willenskraft, Ihnen zu widerstehen, denn Sie sind sehr schön, *Doctora!* Also versprechen Sie mir...«

»Trini«, rief Jim, »wer hat dir denn das alles erzählt?«

»Deine Patty. Sie war so gemein. Sie ist in ihrem Rollstuhl in mein Zimmer gekommen und hat gesagt, ich muß meinen Mann aufgeben, denn ich sei für ihn nicht passend. Sie sei aber bereit, meine kleine Trinita zu adoptieren und sie zu einer feinen Dame zu erziehen. Und sie, nicht ich, werde deine Frau sein.«

»Und was haben Sie darauf geantwortet?« fragte Grace.

»Sie soll aus meinem Zimmer verschwinden, bevor ich ihr das andere Bein breche. Aber Sie, *Doctora*, bitte ich, daß Sie mir nicht meinen Mann stehlen. Die kleine Trinita braucht ihren Papa und ich brauche ihn auch...«

»Trini«, unterbrach Jim, »so hör doch auf!«

»Jim, sie hat ganz recht, also mische dich bitte nicht ein«, sagte Grace. »Und Sie, Maritrini, werde ich nicht anlügen: Ich wäre durchaus fähig, Ihnen Ihren Mann wegzunehmen, denn ich liebe ihn sehr. Aber ich bin nicht fähig, Ihnen den Vater Ihres Kindes zu stehlen. Also machen Sie sich bitte keine Sorgen...«

»Ich danke Ihnen. Sie sind eine gute Frau, *Doctora*, gut und ehrlich. Ich hoffe, wir werden Freundinnen. Aber trotzdem bin ich froh, daß Sie fortgehen, denn wenn Sie hierbleiben, würde ich Sie doch sehr fürchten. Sie sind so schön, so intelligent und passen so gut zu meinem Mann. Ich könnte ihn nicht halten, wenn Sie ihn mir wegnehmen wollten.«

»Fünfzig«, sagte Jim nur.

»Was fünfzig?« fragte Grace.

»Fünfzig Hiebe kriegt Trini für all das, was sie heute gesagt hat. Übrigens, Grace, hast du schon ein Telegramm von Jenny? Ist sie bereits in New York?«

»Ich nehme es an, aber wie du Jenny kennst, hat sie natürlich nicht telegrafiert. Mein Gott, dieses Kind ist naß, wo sind denn die Windeln, Maritrini?«

Grace war noch damit beschäftigt, das Kind mit geschickten Händen trockenzulegen, als sich die Türe öffnete, Luisa Montenegro de García den Raum betrat und sagte:

»Don Jaime, obwohl Sie mein Vertrauen enttäuscht haben, erachte ich es als meine Christenpflicht, Ihnen zu vergeben. Ich danke Ihnen auch dafür, daß Sie meiner Nichte, dieser kleinen Idiotin, das Leben gerettet haben. Aber lassen wir das Thema, zeigen Sie mir lieber Ihre Tochter.«

»Hier ist sie«, sagte Grace und hielt ihr das Baby entgegen.

»Es ist sehr schön«, sagte *Doña* Luisa. »Wie schade, daß ich es nicht aufwachsen sehen werde. Ich beglückwünsche Sie, Trini, das haben Sie sehr gut gemacht.«

»Und ich habe nichts damit zu tun?« fragte Jim.

»Oh doch, und vielleicht auch mit einem Dutzend anderer Babys«, erwiderte *Doña* Luisa. »Sie müssen sehr auf ihn achtgeben, Trini, am besten, Sie ketten ihn am Bettpfosten an.«

In diesem Augenblick wurde von draußen die Stimme Patricias vernehmbar.

»Schiebt mich hinein«, kommandierte sie, »ich möchte auch das Baby sehen.« Sie war in einem Rollstuhl, hatte das vergipste Bein vorgestreckt und nahm das Baby aus der Hand ihrer Tante entgegen, worauf die kleine Trinita erwachte und zu schreien begann.

»Sie hat Hunger«, erklärte Trini, »gebt mir das Kind, ich muß

es stillen.«

»Wir gehen ins Exil, Don Jaime«, erklärte Luisa Montenegro de García unvermittelt. »Wohin, weiß ich noch nicht genau. Vielleicht nach Florida, wenn uns Ihre Regierung politisches Asyl gewährt. Es hat ein sehr friedliches *Pronunciamiento* gegeben. Eine Junta von Offizieren hat meinem Mann, mir und unserer Adoptivtochter freies Geleit gewährt, wenn er zurücktritt. Ich habe ihm sehr zugeredet, es zu tun, damit es nicht zu einem Blutvergießen kommt.«

»Das war sehr vernünftig«, sagte Jim. »Ich werde sehen, was ich tun kann, ich will ein paar befreundete Abgeordnete mobilisieren, damit Sie Asylrecht bekommen.«

»Gehen Sie auch in die Staaten zurück?« fragte Patricia.

»Ja, Patty, für immer. Ich habe meinen Abschied genommen. Hoffentlich erhält der Minister mein Gesuch vor dem Bericht über meinen Auftritt als Stierkämpfer, sonst wirft er mich hinaus.«

»Und was werden Sie machen? Sie sind doch viel zu jung, um sich zur Ruhe zu setzen.«

»Ich werde Journalist. Zwei meiner Freunde haben ein sehr interessantes kleines Nachrichtenblatt, bei ihnen werde ich mich einkaufen.«

»Brauchen Sie keine Sekretärin? Ich bin sehr tüchtig, in vier Sprachen. Außerdem bin ich eine sehr gute Geliebte, wie Sie wissen.«

»In wie vielen Sprachen?« fragte Jim scherzend.

»Patricia«, rief Trini, »schämen Sie sich gar nicht?«

»Nein, warum? Haben Sie sich geschämt?«

»Ja«, antwortete Trini, »sehr sogar. So sehr, daß ich vor Scham fast gestorben wäre. Ich wäre schon längst tot, wenn Don Jaime nicht so mutig und so gütig gewesen wäre, mich zu heiraten.«

»Alles Quatsch«, erwiderte Patricia. »Scham hin, Scham her, Don Jaime würde ich so oder so nehmen.«

»Jim«, sagte Grace nun, »ich glaube, du solltest nicht Journalist, sondern Farmer werden und kräftige Stiere mit spitzen Hörnern züchten.«

»Ausgezeichnet«, sagte Patricia lachend, »ich glaube, wir müssen gehen, Tante. Und Sie, Jim, sollten mich noch auf den Gang hinausschieben. Dort können Sie mich zum Abschied küssen, ohne daß Trini bei diesem Anblick die Milch gerinnt und ohne daß dieses überlebensgroße Standbild von einer Frau vom Schlag getroffen wird.«

»Nein«, sagte Jim und küßte sie leicht auf die Wange, »ich kann es auch hier tun. Leben Sie wohl, Patricia.«

»Oh, mierda«, rief das Mädchen, »bringt mich hinaus.«

Nachdem die Krankenschwester den Rollstuhl hinausgeschoben und auch Luisa García den Raum verlassen hatte, sagte Grace:

»Ich gehe auch, aber ich lasse ihr zehn Minuten Vorsprung. Es wäre nicht fair, ein Mädchen, das in einem Rollstuhl sitzt, zu erwürgen.«

»Doctora«, flüsterte Trini, »bitte erwürgen Sie diese Person, ganz langsam, bis sie blau im Gesicht wird!«

»Glauben Sie mir, Trini«, sagte Grace, »es wäre mir ein Vergnügen.«

Es war aber überflüssig, denn etwa vier Stunden, nachdem Patricia das Krankenhaus verlassen hatte, explodierte das Flugzeug, das sie, ihre Tante und ihren Onkel ins Exil bringen sollte, in 11.000 Meter Höhe über dem Karibischen Meer.

Was immer man General Raoul Pérez de la Valle, dem neuen Staatschef und glorreichen Führer, und dem eben zum General beförderten Pablo Fuentes Toralba vorwerfen konnte - an

Gründlichkeit mangelte es ihnen nicht.

Sie hatten diese Gründlichkeit von General García gelernt, und wie gründlich dieser Mann gewesen war, erwies sich über seinen Tod hinaus.

Um vier Uhr früh, am Morgen nach dem Tag, an dem Jim Rush Vater und die Familie García das Opfer einer Flugzeugexplosion geworden war, klopfte es an der Tür der Wohnung von Antonio Orzcopal, dem fotografierenden ehemaligen Liebhaber Patricia Montenegro Aguirres.

Tony war wie üblich nicht allein, obwohl Pattys Urteil über seine Fähigkeiten als Liebhaber stimmte. Aber Patricia war von fast allen Mädchen der sogenannten guten Gesellschaft Costa Verdes gehaßt worden, und sie glaubten, sich ein wenig an ihr rächen zu können, indem sie mit ihrem Liebhaber schliefen. Dazu kam, daß die jungen Mädchen gar nicht erkannten, daß Tony ein schlechter Liebhaber war, denn einem guten, wie etwa Jim Rush, der die Frauen kannte und auf sie einging, waren sie nie begegnet.

Für Margarita Gil Camago, das junge Mädchen, das um den Preis eines prächtigen Schmuckstückes ihren Platz als *Rejoneadora* bei dem Turnier an Patricia abgetreten hatte, war der nächtliche Besuch bei Antonio Orzcopal jedenfalls ein tödlicher Fehler im buchstäblichen Sinn des Wortes.

Der junge Mann war nicht erstaunt, daß es um vier Uhr früh an seiner Wohnungstür klopfte; für seine Freunde und die Kreise, in denen sie sich bewegten, war das keine ungewöhnliche Tageszeit. Als er jedoch die Tür öffnete, sagte er sehr erstaunt: »Was wollen denn Sie hier?«

Das waren die letzten Worte, die aus seinem Munde kamen. Bald darauf begann er zu schreien.

Die Eindringlinge störte das keineswegs, denn sie wußten, daß sich die Nachbarn hüten würden, die Polizei zu verständigen. Eines hatten die Einwohner von Costa Verde unter

General García nämlich gelernt: Wenn man nächtliche Schreie hörte, war es das beste, die Ohren zu verschließen!

Die unerwarteten Besucher waren drei kleine, drahtige Männer, die sich Nylonstrümpfe über das Gesicht gezogen hatten. Sie waren damit beschäftigt, Tonys Gesicht mit den Knäufen ihrer Pistolen systematisch zu einer blutigen Masse zu zerschlagen, als Margarita im Nebenzimmer den Fehler beging, zu schreien.

»Bindet ihn an«, sagte einer der Männer. »Wir machen ihn später fertig. Zuerst kommt das Mädchen dran.«

Dann stürzten sie sich auf Margarita und mißbrauchten und mißhandelten sie so lange, bis sie sich weinend vor Schmerzen und erbrechend vor Ekel auf dem Boden krümmte.

Der Anführer des Schlägertrupps blickte auf die Uhr und sagte: »Es ist schon spät. Wir müssen ihn jetzt fertigmachen. Kastriert ihn, damit er langsam verblutet. Das ist die gerechte Strafe für ihn.«

»Was geschieht mit dem Mädchen? Wird sie uns wiederkennen?«

»Ich glaube kaum, aber warum sollen wir ein Risiko eingehen? Schneidet ihr den Hals durch.«

Die drei Männer ließen Tony und Margarita sterbend in ihrem Blut zurück und verschwanden.

Die ganze Angelegenheit hatte den eben dahingeschiedenen General García dreihundert Dollar gekostet.

34

Carlos Suarez parkte den Lastwagen am Hang einer Bergstraße, noch über Ciudad Villalonga, fuhr die bis dahin verborgen gewesene Antenne aus und setzte sich an den Sprechfunkapparat, an den ein Störgerät angeschlossen war. Das Gegengerät war mit dem Apparat von *Teniente* Alvaro Perrero gekoppelt, der nach dem Tod von *Capitán* Miguel Miers das dritte Bataillon der *Defensores Revolucionarios Armados del Pueblo* - kurz DRAP - befehligte.

Carlos griff nach dem Mikrofon, gab erst das Rufsignal durch, dann das Erkennungszeichen und begann zu sprechen: »Alvaro! Hörst du mich?«

»Ausgezeichnet, Carlitos«, antwortete Alvaro Perrero.

»Führt alle Leute nach Bahía Linda, jenseits des Flugplatzes. Lagert im Dschungel und gebt acht, daß ihr auf keinen Fall entdeckt werdet. Wartet dort, bis ich das Signal zum Angriff gebe. Zuerst sollen diese Idioten von EMMA und diese Schlächter von ERL sich gegenseitig umbringen. Wir müssen abwarten, bis uns der Erfolg gewiß ist.«

»Und wann wird das sein, Carlito?« fragte Alvaro.

»Sobald Pérez de la Valle und Fuentes Toralba ihren ersten Fehler begehen und das Volk sich gegen sie erhebt. Vorläufig sind sie noch sehr vorsichtig...«

»Und wenn sie keinen Fehler begehen?« fragte Alvaro weiter. »Was dann?«

»Dann werden wir dafür sorgen, daß sie einen machen«, antwortete Carlos Suarez.

Das erwies sich jedoch nicht als notwendig, denn General de la Valle und sein Stellvertreter Toralba waren inzwischen zu mehreren Erkenntnissen gelangt.

Es war für sie unerläßlich, eine amerikanische Anleihe zu

erhalten, wenn sie die Ölvorräte erschließen wollten. Die einzige Alternative zu einer solchen Anleihe wäre gewesen, die Ausbeutung der Ölvorkommen ausschließlich der Firma Worldwide zu überlassen, womit sich Costa Verde dem Spott aller erdölproduzierenden Staaten ausgesetzt hätte.

Ihre lange Zusammenarbeit mit General García, dessen Regime stattsam bekannt war, ließ die Chancen, daß sie die gewünschte Anleihe erhalten würden, als äußerst gering erscheinen. Auf jeden Fall war damit zu rechnen, daß James Randolph Rush weiterhin alles unternehmen würde, um die Gewährung der Anleihe zu hintertreiben, weshalb es ihnen richtig erschien, dem Wunsch Manuel Garcías posthum zu entsprechen und den amerikanischen Botschafter zu liquidieren.

Mit diesem Beschluß begingen Raoul Pérez de la Valle und Pablo Fuentes Toralba jenen Fehler, den Carlos Suarez erwartet und erhofft hatte.

Der Fehler lag darin, daß das Liquidierungsvorhaben viel zu kompliziert war. Jeder halbwegs erfahrene Verschwörer weiß, daß ein Attentat so einfach wie möglich geplant sein muß, damit es auch von einem geistig Minderbemittelten mühelos durchgeführt werden kann, kompliziertere Vorhaben laufen immer Gefahr, an menschlichen Fehlern und Schwächen zu scheitern.

Es begann damit, daß drei junge Offiziere mit Maschinenpistolen vom Typ Schmeisser 40 ausgerüstet wurden. Nun wußte aber jedes Kind in Costa Verde, daß diese Maschinenpistolen reguläre Armeewaffen waren und sich daher unmöglich um Besitz von roten Stadtguerillas befinden konnten, die sich, wie dies der Untergrundtaktik entsprach, niemals einem überlegenen Gegner im offenen Kampf stellten, so daß sie nicht in die Lage kamen, derartige Waffen zu erbeuten.

Der zweite große Fehler war die einfach lächerliche Verkleidung, in die man die Attentäter gesteckt hatte: Blue

Jeans, bunte Hemden, Sandalen und zu allem Überfluß noch Perücken und falsche Bärte. Ob man sie in diesem Aufzug für Hippies halten konnte, war fraglich; außer Zweifel stand jedoch, daß Stadtguerillas für eine derart heikle Mission niemals eine so auffallende Kleidung gewählt hätten, sondern glattrasiert, in Anzügen mit Krawatten wie solide Geschäftsleute aufgetreten wären.

Viel schwerer als diese Äußerlichkeiten wog aber ein psychologischer Fehler. Die drei Attentäter kamen nicht aus den Reihen der Geheimpolizei, sondern waren Offiziere der Armee, die man ausgewählt hatte, weil sie hervorragende Scharfschützen waren. Nun ist es aber eine Sache, auf dem Schießstand ins Schwarze zu treffen, und eine völlig andere, auf einen Menschen zu schießen.

Das Attentat sollte in der Nähe des Krankenhauses stattfinden, dort, wo die Straße zur Residenz an der kleinen Kirche von *San Roque* vorbeiführte, jenem Gotteshaus, in dem Pater Pió einst als junger Priester seine ersten Messen gelesen hatte und das er auch heute noch oft aufsuchte.

Die Straße machte an dieser Stelle eine scharfe Kurve, so daß der Mercedes der Botschaft seine Fahrt verlangsamen mußte. Die Planer des Attentates und die Attentäter selbst konnten freilich nicht ahnen, daß Jim Rush am Tag des Anschlages nicht allein im Wagen sitzen, sondern Trini und seine kleine Tochter Trinita nach Hause bringen würde.

Pablo Fuentes Toralba, der die Einzelheiten des Anschlags geplant hatte, glaubte sich allerdings des Erfolgs so gewiß, daß er durch einen anonymen Mittelsmann Bill Jenkins, einen Fotografen der United Press, anrufen ließ, um ihm mitzuteilen, er möge sich zu einer bestimmten Stunde mit seiner Kamera auf der *Plaza de San Roque* einfinden. Toralba glaubte allen Ernstes, damit dem Attentatsplan gleichsam die Krone aufgesetzt zu haben. Die Fotos des angesehenen Bildreporters würden der ganzen Welt beweisen, daß es kommunistische

Stadtguerillas gewesen waren, die den amerikanischen Botschafter ermordet hatten.

So standen also die Dinge, als sich der Mercedes mit Wili am Steuer und Jim, Trini und Trinita im Fond der *Plaza de San Roque* näherte.

»Warum bist du so traurig, Trini?« fragte Jim Rush.

»Ich weiß nicht, *cielo,* ich habe so ein Gefühl...«

»Was für ein Gefühl?«

»Nein, ich will dich nicht beunruhigen.«

»Sag es mir!« befahl er.

»Cielo, corizon mio, Liebe meines Lebens, ich habe Angst!«

»Wovor denn?«

»Daß ich dich jetzt, da wir glücklich sind, verlassen muß. Ich habe das Todeslied der Tluscolas gesungen, ich habe die Götter gebeten, mich sterben zu lassen, weil du mich nicht liebst.«

»Da aber die Götter keine verrückten Gießkannen sind wie du, haben sie dich nicht erhört. Im Gegenteil: Weil sie Götter sind, haben sie gewußt, daß ich dich liebe.«

»Und du wirst mich auch nicht verlassen? Auch nicht wegen der *Jirafa,* der großen und schönen *Doctora* Nivens?«

»Trini«, sagte er, »schau mich an!«

Sie blickte ihn mit ihren riesigen, nachtschwarzen Augen an, und er beugte sich über ihren Mund, während der Wagen in die Kurve vor der *Plaza de San Roque* einbog.

In diesem Augenblick ratterten die Maschinenpistolen los und zerschmetterten das Sicherheitsglas der Autofenster.

»Dios«, flüsterte sie, *»te quiero«,* und dann schoß ein Blutstrom aus ihrem Mund und ergoß sich über sein Gesicht.

»Trini!« schrie er, während Wili den Wagen mit einem Tritt auf die Bremse jäh zum Stehen brachte.

Jim riß die Türe auf und ließ sich, Trini mit sich ziehend, auf

die Straße fallen. Dann erhob er sich und ging, die leblose Frau in den Armen haltend, auf die drei Männer zu, die mit ihren Maschinenpistolen am Straßenrand standen. Einer von ihnen wollte auf ihn feuern, doch der jüngste der drei Attentäter schlug ihm die Waffe nach oben und die Garbe traf eine Frau, die am Balkon eines Wohnhauses stand.

Bill Jenkins aber hatte die Kamera erhoben und machte Aufnahme um Aufnahme: Das blutbesprizte Gesicht Jims; die leblose Frau in seinen Armen, die Attentäter, vor allem der jüngste, der fast noch ein Kind war und haltlos weinte, und der Wagen, in dem sie flohen, wobei er auch das Kennzeichen im Bild festhielt, obwohl er wußte, daß es nutzlos war. Das Fahrzeug war sicher gestohlen.

Jenkins fotografierte Pater Pió, der aus der *Iglesia de San Roque* gelaufen kam und Jim half, den Leichnam Trinis an den Straßenrand zu betten, die Frauen, die aus den Häusern rannten und neben den beiden Männern niederknieten, um für die Tote zu beten, die kleine Trinita, die schrecklich heulte, worauf eine dicke Frau sie aus dem Wagen holte, sich mit ihr auf den Gehsteig setzte, das Kleid aufknöpfte und dem Baby die Brust reichte.

Schließlich fiel der Blick von Bill Jenkins auf den Chauffeur, der neben dem zerschossenen Mercedes stand und auf seine blutbespritzten Hände starrte.

»Ist es das Blut der Frau?« fragte Jenkins.

»Sí, Señor«, antwortete Guillermo Nuñez Lobato, Hauptmann der Sicherheitspolizei, als Chauffeur Wili genannt.

»Sie können es abwaschen«, versuchte Jenkins den fassungslosen Mann zu beruhigen.

»Nein«, antwortete Wili, »nein, das kann ich nicht abwaschen, denn ich bin schuldig daran. Sie haben mich geschickt, um den anständigsten Mann, den ich je gesehen habe, auszuspionieren. Die Frau, die jetzt am Straßenrand liegt, hätte

ihn auch ausspionieren sollen, aber sie hat sich geweigert und wäre lieber gestorben. Nun ist sie tot und ihr Blut klebt an meinen Händen!«

Er warf den Kopf zurück und begann laut zu schreien: *»Cabrones! Matones! Asesinos!* Ihr habt sie umgebracht, dafür werdet ihr mir bezahlen! Das wird euch teuer zu stehen kommen!«

Von allen Seiten drangen nun Männer auf ihn ein und riefen ihm zu: »Hast du sie gesehen, Chauffeur? Hast du sie erkannt? Komm, verfolgen wir die Schweine!«

Das war nur der Anfang. Einer der Männer, ein Untergrundkämpfer der DRAP, hatte Carlos Suarez angerufen, ehe die drei Attentäter noch den Platz verlassen hatten. Carlos löste über Funk Generalalarm aus und gab hernach die Detailbefehle durch. Die Stadtguerillas blockierten jede Straße, die von der *Plaza de San Roque* wegführte, und stellten die Mörder bei einer Straßensperre, die sie aus zwei Lastwagen der Elektrizitätswerke gebildet hatten.

Es sprach für die Autorität von Carlos Suarez, daß es ihm gelang, die wütende, lynchsüchtige Menge mit vorgehaltener Maschinenpistole in Schach zu halten, bis die drei Attentäter in das Hauptquartier der DRAP im Keller des Elektrizitätswerkes abgeführt waren.

»Überlaßt uns die Sache!« rief er den Leuten zu. »Diese *Cabrones* werden die verdiente Strafe erhalten, aber erst nachdem wir ihre Schuld und die ihrer Auftraggeber vor aller Welt enthüllt haben.«

Dann betrat er das Gebäude, verschloß das Tor sorgfältig und ging in den Keller, wo er die Gefangenen eingehend betrachtete und schließlich jedem einzeln von ihnen ins Gesicht spie.

»Das ist es, was ich von euch halte«, preßte er hervor. »Dreck, elender Dreck, Frauenmörder! Kindermörder!«

»Ein Kind?« schrie der jüngste der drei Attentäter. »Wir haben nicht gewußt...«

»Daß Don Jaime heute seine Frau aus dem Krankenhaus heimführen wird? Und daß ihr beide umbringen werdet?«

Carlos Suarez log nicht vorsätzlich, denn man hatte ihm gesagt, nicht nur Trini, sondern auch das Kind sei getötet worden.

Der jüngste der drei Mörder stand regungslos, seine fast schneeweißen Lippen zitterten und schließlich flüsterte er: »Ein Kind! Ein Baby! Ach, töten Sie mich! Töten Sie mich auf der Stelle! Ich will nicht mehr leben, ich kann nicht mehr!«

Carlos antwortete nicht, während der junge Mann in die Knie sank, die gefesselten Hände vor den Leib preßte und sich endlos erbrach.

»Schafft diese zwei Schweine in den Heizraum«, sagte Carlos schließlich. »Bringt sie zu einem Geständnis. Der da wird von selber reden. Ihr könnt ihm die Fesseln abnehmen, er wird nicht davonlaufen.«

Dann gab er dem Jungen eine Zigarette und fragte ihn: »Wer hat dich beauftragt? Sag die Wahrheit und du wirst davonkommen. Du kriegst eine Gefängnisstrafe, nicht die *Garotte Vil.«*

»Ich habe nach oben gezielt, über den Wagen«, erklärte der Junge.

»Und hast dabei eine Frau auf dem Balkon getötet.«

»Mein Gott«, schluchzte er.

»Hör auf zu weinen«, befahl ihm Carlos. »Rede!«

Carlos hatte das Geständnis des Jungen, von ihm durchgelesen und unterschrieben, in der Hand, als sein Stellvertreter in den Raum trat und meldete: »Vor dem Haus steht ein Wagen voll junger Offiziere. Sie führen eine weiße Fahne mit und grüßen mit erhobener Faust.«

»Bring einen herunter«, sagte Carlos. »Aber nur einen, ohne Waffen und mit erhobenen Händen. Ich werde mit ihm reden.«

Damit war die Revolte fast schon siegreich beendet, denn der junge Offizier, der den Raum betrat, erklärte: »Wir sind Mitglieder der JOS und wollen an Ihrer Seite kämpfen.«

»Was ist JOS?« fragte Suarez.

»Jóvenes Oficiales Socialistas. Fast alle Offiziere unter fünfzig Jahren gehören zu uns. Was können wir tun?«

»Besetzt die Rundfunk- und Fernsehstation!« befahl er.

Carlos, in voller Uniform, und Tomas Martínez Galan, Jims ehemaliger Butler, ebenfalls uniformiert, waren die Vorsitzenden des Standgerichtes über die drei Attentäter, das von Anfang bis Ende vor eingeschalteten Kameras abrollte. In ganz Costa Verde saßen die Menschen vor den Fernsehgeräten, folgten der Verhandlung, sahen die Beweisstücke und hörten die Geständnisse. Zwei der Mörder wurden zum Tode verurteilt, der Jüngste erhielt lebenslänglich. Jedermann wußte, daß er in wenigen Jahren wieder auf freiem Fuß sein würde, denn Carlos Suarez hatte als Vorsitzender darauf hingewiesen, es sei nicht sicher, ob seine Garbe tatsächlich die Frau auf dem Balkon getötet hätte. Vor allem aber: Sein rückhaltloses, umfassendes Geständnis vor der Kamera bedeutete das Ende für Pérez de la Valle und Fuentes Toralba.

Die jungen Offiziere der JOS erstürmten mit Panzer- und Artillerieunterstützung das Palais des Präsidenten und den Sitz des Generaldirektors für die öffentliche Sicherheit. Einige von ihnen kämpften gegen ihre eigenen Väter, denn wie so oft bei Revolutionen war der Gegensatz der Ideologien zugleich ein Gegensatz der Generationen.

Es gab 151 Tote, 330 Verwundete, und Raoul Pérez de la Valle und Pablo Fuentes Toralba wurden auf der *Plaza de le Liberación* mit der *Garotte Vil* hingerichtet.

Eine Junta aus Vertretern von JOS und DRAP übernahm die Regierung und war in den nächsten Tagen voll und ganz damit beschäftigt, die Machtergreifung von EMMA und ERL zu verhindern.

35

Doña Maria de la Sagrada Trinidad Alvarez Bermejo, Señora de Rush, wurde auf Jims Wunsch in der kleinen Kirche von *San Roque* aufgebahrt. Unzählige Menschen zogen an der Bahre der jungen Frau vorüber, deren Tod die Revolution entfacht hatte. Tausende, die ganze Nacht hindurch, viele von ihnen bitterlich schluchzend.

Doña Carolina Jolis, die Frau, die Trinita aus dem Wagen geholt und gestillt hatte, um sie zu beruhigen, hatte mit Jims Zustimmung das Baby in ihre kleine Wohnung gegenüber der Kirche genommen. Eine lange Schlange von Trauernden bewegte sich quer über den Platz, die Stiegen des Hauses hinauf bis zu der Wohnung, um die kleine Trinita, die neben dem kleinen Sohn von *Doña Carolina* schlief, zu betrachten. Zwei Polizisten hielten Wache, regelten den Strom der Menschen, die endlos vorüberzogen und murmelten: *»Una Niña Sol! Una Angelito del Cielo, la Pobre! Un Cielito Lindo!«*

Grace Nivens war in die Kirche gekommen, hatte sich Jim genähert, doch bevor sie noch ein Wort hervorbringen konnte, hatte er sie zurechtgewiesen. »Sei still, Grace! Sag nichts!«

Nun saß sie zutiefst verletzt und voll Schmerz in einer der letzten Bankreihen neben Rosa, Cecilia und Pepe, als sie eine schwarzgekleidete Frau am Arm faßte und sagte: »Grace...«

»Wer sind Sie? Ich kenne Sie nicht!« war ihre Antwort.

»Ich weiß. Ich bin Paloma, Vinces Frau. Er hat mich geschickt, vielleicht kann ich Ihnen helfen.«

»Ich wüßte nicht, welche Hilfe Sie mir geben könnten.«

»Das können Sie nicht beurteilen, nicht jetzt, nicht in Ihrem Zustand. Ich habe nur eine Bitte: Kommen Sie mit mir, bleiben Sie nicht hier!«

»Lassen Sie mich, ich brauche keine Hilfe, ich will nur

sterben.«

»Das wäre feig. Jim braucht Sie und die kleine Trinita braucht Sie auch.«

»Ich weiß. Ich habe Maritrini versprochen, wenn ihr irgend etwas zustößt... Und sie wußte, daß ihr etwas zustoßen wird, ich weiß nicht, wieso.«

»Sie war eine Tluscola und deshalb anders als wir. Und was haben Sie ihr versprochen?«

»Daß ich Jim heiraten und mich um die Kinder kümmern werde. Aber wir wußten damals beide noch nicht, daß er mich eines Tages hassen würde, weil er jedesmal, wenn er mir in die Augen blickt, voller Schuldgefühle gegen Trini ist.«

»Warum?«

»Weil er sie mit mir betrogen hat. Ich habe ihn dazu gebracht, kurz bevor das Kind auf die Welt kam.«

»Das ist arg, gewiß, aber noch kein Grund zum Sterben. Wenn sich alle Leute in ähnlicher Situation umbringen würden, wäre die Erde entvölkert.«

»Ich bin nicht wie alle anderen Leute. Und ich liebe Jim Rush unendlich. Aber sagen Sie, Paloma, wer ist dieser Mann?«

»Welcher Mann?«

»Er ist gerade hereingekommen. Ein Riese, so groß wie ich. Mit einem verkrüppelten Arm. Und mit einem irren Blick, wie ein Verrückter. Und sehen Sie sich seine Haare an, sie müssen gefärbt sein.«

»Maria Santísima«, flüsterte Paloma. *»Santa Madre de Dios!* Bleiben Sie ganz still sitzen, Grace. Ich gehe hinaus und suche einen Polizisten.«

»Warum, Paloma?«

»Dieser Mann ist Joe Harper. Sie haben recht, er hat sein Haar gefärbt, mit irgendeiner Tinktur, denn sonst ist er blond.«

»Aber wer ist Joe Harper?«

»Jims ärgster Feind. Ein Rauschgifthändler und ein Schwein. Hat Ihnen Jim nicht von ihm erzählt? Trini wollte sich umbringen, um nicht in seine Hände zu fallen.«

»Jim hat mir nichts gesagt. Nur Ihr Mann hat mir Bilder von den Folterwunden Trinis gezeigt. Das war also dieser Harper?«

»Ja. Und er ist auch der Mann, dessen Rauschgiftfabrik Jim zerstören hat lassen.«

»Auch davon weiß ich nichts. Ich habe Ihnen ja gesagt, daß Jim mich haßt, daß er mir nicht vertraut und mir nichts sagt.«

Paloma war aber bereits zur Kirchentür gegangen, und Grace sagte sich: Er ist also gekommen, um Jim zu töten. Aber er wird ihn nicht töten. Ich werde ihn beschützen, ich werde zeigen, daß ich Trinis würdig bin.

Sie stand auf und näherte sich Joe Harper, der in der langen Reihe der Trauernden stand, die sich langsam nach vorne zum Altar schoben, wo Trini aufgebahrt war. Als sie vor ihm stand, streckte sie die Hand aus und sagte mit fester Stimme: »Geben Sie mir das!«

»Was soll ich dir geben, Liebling?« fragte Joe. »Mein Gott, bist du schön und groß, endlich eine, die groß genug für mich ist. Natürlich gebe ich es dir, aber doch nicht hier in der Kirche, man muß das Gotteshaus respektieren.«

»Geben Sie mir die Pistole, Joe. Die Pistole, mit der Sie hergekommen sind, um Jim zu töten. Aber Sie werden ihn nicht töten, ich lasse es nicht zu.«

In diesem Augenblick drehte sich Jim, der in der ersten Reihe kniete, um, sah die beiden und schrie:

»Grace! Wirf dich nieder! Auf die Erde! Laß diesen Irrsinnigen, Grace!«

Joe hatte bereits die Pistole gezogen, eine kleine Beretta, geradezu ein Spielzeug, aber eine größere Waffe konnte er mit

seinem gelähmten rechten Arm und seiner verbrannten linken Hand nicht meistern.

Er zielte auf Jim, der voll Ruhe sagte: »Joe, werfen Sie das Ding weg. Sie sind in einer Kirche, an der Bahre meiner Frau. Haben Sie ihr noch nicht genug angetan?«

»Trini?« schrie Joe. »Dieses süße kleine Ding? Du hast sie doch umgebracht, du eifersüchtiger Alter...«

Er drückte ab, doch der Schuß ging daneben, und bevor er neuerlich abdrücken konnte, hatte sich Grace auf ihn geworfen und ihn zu Boden gerissen.

»Großartig«, schrie Joe, »so eine Person wie dich habe ich schon immer auf mir haben wollen. Aber jetzt laß mich los, ich muß erst dem da eine Kugel in den Leib jagen.«

Sie hielt mit aller Kraft Joes Hand fest, doch er hatte den Finger am Abzug und drei Schüsse lösten sich: Einer ging durch den Stoff ihres weiten Kleides, der zweite blieb in ihrer linken Hüfte stecken, der dritte traf sie in den Magen.

Jim war von seinem Platz in der ersten Reihe zu den beiden geeilt und trat Joe Harper mit aller Wucht in den Bauch. Joe ließ darauf von Grace ab, sprang auf und schlug Jim mit einem Hieb zu Boden. Dann richtete er, über ihn gebeugt, so daß er nicht fehlen konnte, die Pistole auf ihn. Grace, die wußte, daß sie schwer, vielleicht sogar tödlich verwundet war, stürzte sich trotzdem noch einmal mit letzter Kraft auf Joe Harper, der sie mit einem Fausthieb wegschleuderte. In diesem Augenblick ertönte aber die Stimme des Polizisten, den Paloma endlich gebracht hatte, durch das Kirchenschiff:

»Alto! Queda usted detenido! Tira la pistola al suelo!«

Aber Joe Harper dachte weder daran stehenzubleiben, noch sich verhaften zu lassen oder die Pistole auf die Erde zu werfen. Er dreht sich lediglich um und jagte dem Polizisten drei Schüsse entgegen, der tödlich getroffen zusammensank.

Dann, in dem sicheren Gefühl, alle Gegner ausgeschaltet zu haben, wandte er sich Jim Rush zu, um ihn endgültig zu erledigen. Aber er hatte keine Patrone mehr im Lauf und auch kein Reservemagazin bei sich, denn der Gedanke, Jim Rush werde nicht mühelos zu erledigen sein, war ihm nicht gekommen.

So blieb ihm nichts anderes übrig, als zur Tür zu laufen, vorbei an Paloma, die in ein gellendes Geschrei ausbrach:

»Asesino! Police! Mátalo! Disparen! Asesino! Ha matado a Don Jaime! Ha matado al Embajador!«

Das war das Ende für Joe Harper, denn als er aus der Kirche stürzte, umringte ihn, alarmiert durch das Geschrei, alarmiert vor allem durch die Kunde, er habe Don Jaime angegriffen, die Menge. Er hätte die Hände hochheben können, doch es hätte ihn nicht gerettet, und so zog er das Messer, die einzige Waffe, die ihm verblieben war. Im Nu hatten mehr als fünfzig Männer ihrerseits nach den Messern gegriffen. Sie töteten Joe Harper auf der *Plaza de San Roque* wie einen wütenden Stier.

Selbst seine Feinde gaben zu, daß er tapfer gestorben war.

36

»Grace«, sagte Jim zutiefst bestürzt, »ich bin ein miserabler Held. Aber ich danke dir, daß du mir das Leben gerettet hast.«

Es war dunkel in der Kirche, so dunkel, daß er ihren Zustand nicht erkennen konnte. Sie wußte dagegen, wie schwer sie getroffen war, doch sie war fest entschlossen, es ihm nicht zu sagen, fest entschlossen auch, nicht zu weinen und zu schreien.

Es gab jetzt nur mehr zwei Aufgaben für sie: Jim in keiner Weise zu erschrecken und still zu sterben.

»Grace«, sagte er, »ich war entsetzt, als die Pistole losging. Ich habe gefürchtet, er hat dich getötet.«

»Hätte es dir etwas ausgemacht?« fragte sie leise.

»Etwas ausgemacht?« sagte er mit fast versagender Stimme. »Mein Gott, Grace, ich wäre fast gestorben.«

»Jim«, sagte sie leise und war trotz aller Schmerzen glücklich, »geh zurück zu Trinita und schicke mir bitte Paloma.«

Nun schreckte ihn der Klang ihrer Stimme auf, er beugte sich über sie, sah zwei dünne Fäden von Blut aus ihrem Mund rinnen und schrie: »Paloma! Padre Pió! Kommt sofort her, sofort, um Himmels willen!«

»Jim«, sagte Grace, schon fast verlöschend, »glaubst du, sie wäre böse...«

»Sprich nicht, sprich doch nicht, du blutest ja!«

»Glaubst du, Trini wäre böse, wenn ich dich zum Abschied küsse?«

Das letzte, was sie hörte, bevor sie ohnmächtig wurde, waren Jims Worte: »Verlaß mich nicht, Grace, ich brauche dich und Trinita braucht dich auch...«

Als sie nach 48 Stunden wieder zu sich kam, lag sie im

Krankenhaus, Pater Pió kniete betend neben ihrem Bett und Jim saß bleich und regungslos wie ein Leichnam in einer Ecke des Raumes.

Sie hörte, wie Vincente Gómez rief: »Jim, du mußt endlich schlafen! Achtundvierzig Stunden...«

Vince verstummte plötzlich, kam zu ihrem Bett und fragte: »Grace, kannst du mich hören?«

Sie nickte. Sprechen konnte sie nicht. Ein Schlauch war durch ihr linkes Nasenloch gezogen, ein anderer Schlauch führte von einer Plasmaflasche über ihrem Bett in die Vene ihres linken Arms.

Jim war aufgesprungen, kniete neben ihrem Bett und flüsterte: »Grace, Grace...«

Sie konnte ihm nichts sagen, aber sie wölbte ihre Lippen wie zu einem Kuß. Dann schloß sie wieder die Augen.

Als sie nach 24 Stunden neuerlich erwachte, hatte man bereits die Schläuche entfernt und Jim, der noch immer oder schon wieder in der Zimmerecke saß, sah nicht mehr wie ein Leichnam aus.

»Jim«, rief sie leise. Als er ihre Stimme hörte, trat er an ihr Bett, ergriff ihre Hand und barg sein Gesicht darin.

»Geh nach Hause«, sagte sie. »Schlaf ein wenig und dann komm mit Trinita zurück. Ich möchte sie sehen, ich muß sie sehen.«

»Du hast recht«, antwortete er, sie schloß die Augen und gleich darauf war er gegangen.

Am nächsten Morgen fühlte sie sich bereits viel besser und nahm sogar ein wenig flüssige Nahrung zu sich. In den Mittagsstunden brachten Cecilia, Pepe und Rosa das Baby. Trinita sah schon fast wie ein Mensch aus, und die Ähnlichkeit mit ihrer Mutter trat deutlich zutage. Ihre Haare waren dunkelblond, ihre Augen grau, wie die Jims, doch ihre Haut war

dunkel wie die von Trini.

Grace hatte sich bereits ganz und gar in das Baby verliebt, behielt es bei sich im Bett und sprach mit ihm wie eine Mutter mit ihrem Kind.

Jim kam erst spät am Abend, nachdem sich Grace wegen seines Ausbleibens bereits sehr geängstigt hatte. Pepe und Cecilia waren schon gegangen. Sie hatten das Baby mitnehmen wollen; Grace dagegen wollte es bei sich behalten. Schließlich kam ein Kompromiß zustande. Das Baby durfte bleiben, aber auch Rosa blieb, um für die kleine Trinita zu sorgen.

»Jim Rush«, sagte Grace, als er endlich den Raum betrat, »wo warst du den ganzen Tag? Bei den Frauen, von denen du mir noch nichts verraten hast?«

»Grace«, antwortete er leise, »ich war auf dem Friedhof.«

»Den ganzen Tag?«

»Ja, den ganzen Tag. Tomas hat mir einen Steinmetz empfohlen. Ich habe einen Grabstein ausgesucht und wir haben ihn auch gleich aufgestellt. Schwarzer Marmor. Ein trauernder Engel, der ein wenig aussieht wie Trini. Bei einer Blumenhandlung war ich auch und habe vereinbart, daß täglich frische Blumen am Grab niedergelegt werden.«

»Jim«, fragte Grace, »wie lange wird der Schatten einer toten Frau zwischen dir und mir stehen?«

»Eine tote Frau und ihr Kind, das jetzt bei dir im Bett liegt. Aber es ist noch nicht zu spät, noch kannst du dich entscheiden.«

»Glaubst du, ich habe eine Wahl? Für mich gibt es nur eine Alternative zu einem Leben mit dir, die Alternative, die mir Joe Harper um ein Haar geboten hätte, so daß ich mich nicht selbst hätte umbringen müssen.«

»Grace, du mußt mich verstehen. Ich komme von der Erinnerung an sie nicht los.«

»Ja, sie war eine außergewöhnliche Frau und sie hat aus dir einen noch besseren Menschen gemacht, als du ohnehin schon warst. Weißt du übrigens, daß Trinita heute zum erstenmal gelacht hat? Richtiggehend gelacht? Sie soll glücklich sein mit uns, sie soll es gut haben!«

»Ja«, sagte er. »Ich glaube, wir werden alle drei glücklich sein, ich glaube fest daran.«

»Du, ich, Trinita und - wie wolltet ihr den Jungen nennen?«

»Jaimito.«

»Also, du, ich, Trinita, Jaimito und die kleine Grace...«

»Du vergißt, daß ich ein alter Mann bin.«

»Und mir bleiben nur noch fünf Jahre, höchstens sechs, bis ich keine Kinder mehr haben kann. Bitte, Jim!«

»Was, bitte?«

»Nehmen wir uns der Sache an, solange es geht. Trinita soll kein Einzelkind bleiben. Das ist nicht gut; ich weiß es, ich war eines.«

»Ich auch. Aber eine komische Familie werden wir schon sein. Du so groß, ich so klein, und zwischen dir und mir wie die Orgelpfeifen die Kinder...«

»Kein Problem. Weißt du, was ich mache? Ich ziehe dir kurze Hosen an und stecke dich mitten unter die Kinder!«

»Mein Gott«, sagte er seufzend vor Glück, »welch ein herrliches Leben...«